



## **Polnische Migranten in Berlin (1980-2015) Zwischen Integration und Identitätswahrung**

**Agnieszka Szczepaniak - Kroll**





# Polnische Migranten in Berlin (1980-2015) Zwischen Integration und Identitätswahrung

Agnieszka Szczepaniak - Kroll

Warschau

2026

Verlag des Instituts für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie  
der Wissenschaften

Die Arbeit wurde begutachtet durch die Editionskommission des Instituts für Archäologie und Ethnologie (IAE) der Polnischen Akademie der Wissenschaften (PAN)

sowie

Dr. habil. Karolina Bielenin-Lenczowska, Institut für Ethnologie und Kulturanthropologie der Universität Warschau

Dr. habil. Michał Nowosielski, Zentrum für Migrationsforschung, Warschau

Oryginaltitel: Polacy w Berlinie (1980-2015). Między integracją a zachowaniem tożsamości.

Übersetzung aus dem Polnischen: Reinhard Lauterbach, Elżbieta Marszałek

Verlag des Instituts für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften  
Al. Solidarności 105; 00-140 Warszawa  
www.iaepan.edu.pl

© Copyright by Instytut Archeologii i Etnologii Polskiej Akademii Nauk  
und Agnieszka Szczepaniak-Kroll, Warszawa 2026

ISBN 978-83-68122-40-4

DOI 10.23858/Po/k/001

Umschlagentwurf und Satz:

Yellow Point Publications

www.ypp.com.pl



Ministerstwo Nauki  
i Szkolnictwa Wyższego



**Dokonała  
Nauka II**

Projekt dofinansowany ze środków budżetu państwa, przyznanych przez Ministra Nauki w ramach Programu Dokonała nauka II - modul: Wsparcie monografii naukowych. Grant nr: MONOG/SP/0091/2024/02, Polska.



Ministry of Science and Higher Education  
Republic of Poland



**Dokonała  
Nauka II**

Das Projekt wurde aus Mitteln des Staatshaushalts gefördert, die vom Minister für Wissenschaft im Rahmen des Programms „Dokonała Nauka II“ – Modul „Förderung wissenschaftlicher Monografien“ – bewilligt wurden. Förderkennzeichen: MONOG/SP/0091/2024/02, Polen.

Druck

Abakus Tomasz Brząkała

# Inhalt

Einleitung .....	9
Gründe für dieses Buch.....	9
Forschungsgegenstand und Ziele des Buches.....	12
Das Subjekt der Forschungen .....	16
Bisheriger Forschungsstand .....	18
Zur Methodik dieser Studie .....	24
Theoretische Grundlagen .....	36
Kapitel I. Push- und Pull-Faktoren für Migrationen nach Berlin .....	47
1.1. Anreize für die Migration von Polen nach Berlin 1980-2015 .....	47
Push-Faktoren in den 1980er Jahren .....	48
Individuelle Ausreisemotive von Polen in den 1980er Jahren .....	58
Reisevorbereitungen und Grenzübertritt .....	67
Push-Faktoren in den 1990er Jahren .....	70
Individuelle Ausreisemotive von Polen in den 1990er Jahren .....	73
Reisevorbereitungen und Grenzübertritt .....	76
Push-Faktoren nach dem Beitritt Polens zur Europäischen Union .....	78
Individuelle Ausreisemotive von Polen im 21. Jahrhundert .....	79
Reisevorbereitungen und Grenzübertritt .....	84
Zusammenfassung .....	84
1.2. Die Lage der Polen in Berlin nach dem Zweiten Weltkrieg .....	85
Ostberlin bis 1989 .....	87
Westberlin bis 1980 .....	91
1.3. Pull-Faktoren nach Berlin in den Jahren 1980–2015 .....	95
Pull-Faktoren in den Migrationen nach Westberlin vor 1989 .....	95
Pull-Faktoren nach der Vereinigung Deutschlands 1990-2015 .....	104
Zusammenfassung .....	115
Kapitel II. Anpassungsstrategien polnischer Migranten in Berlin .....	119
Erste Schritte im Ausland .....	119
Legalisierung des Aufenthalts, Arbeits- und Wohnungssuche .....	125

Spracherwerb .....	137
Schwierigkeiten im Anpassungsprozess .....	142
Zusammenfassung .....	146
Kapitel III. Integration und Akkulturation .....	151
III.1 Beziehungen zu Deutschen .....	151
Erste Kontakte .....	151
Kenntnisse der Deutschen über Polen .....	155
Näheres Kennenlernen .....	161
Stereotypen .....	163
Erweiterung des Bekanntenkreises .....	168
Gemischte Ehen und Partnerschaften .....	171
Zusammenfassung .....	173
III.2 Beziehungen zu in Deutschland lebenden Polen .....	174
Migrantische Netzwerke .....	174
Die Polen als differenziertes ethnisches Milieu .....	177
Polnische Organisationen .....	181
Die Kirche .....	198
Traditionen und Bräuche .....	210
Zusammenfassung .....	220
Kapitel IV. Beziehungen zu Polen - Transnationalisierung .....	221
IV.1 Transnationale Kommunikation .....	221
Reisen zwischen Polen und Berlin .....	221
Kontaktpflege per Brief, Telefon und online .....	234
Zusammenfassung .....	236
IV.2 Transkulturalität .....	238
Arbeit .....	239
Freizeit .....	253
Beteiligung an Wahlen .....	262
Mediennutzung (Radio, Fernsehen, Presse und Internet) .....	266
Sprache und Kindererziehung .....	274
Zusammenfassung .....	289
IV.3 Eine transnationale Identität? .....	291
Transnationalität und nationale Identität .....	291
Europäische Identität .....	299

Identifizierung mit dem „privaten Vaterland“ .....	303
„Wo bin ich zu Hause?“ .....	308
Rückkehr und Verwurzelungen .....	314
Zusammenfassung .....	317
Kapitel V. Post scriptum für die deutsche Ausgabe .....	319
Gesamtzusammenfassung .....	325
Literaturverzeichnis .....	337



# Einleitung

## Gründe für dieses Buch

In dieses Buch sind meine Forschungen über die Lebensstrategien von nach Berlin migrierenden Polen über den Zeitraum von 35 Jahren – von den 1980er Jahren bis 2015 – eingeflossen. Den Anstoß dafür, mich mit diesem Thema zu beschäftigen, waren meine früheren Studien zum Thema der Integration von Ansiedlern aus dem fränkischen Bamberg in Posen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ich hatte mich damals auf den Prozess der Herausbildung der ethnischen Identität ihrer Familien im Verlauf von über drei Jahrhunderten konzentriert. Die Nachkommen der ersten Ansiedler polonisierten sich erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts; vorher hatten sie erfolgreich Biculturalität gelebt und ihre positiven Beziehungen zur polnischen Umgebung bewahrt. Mich faszinierte damals, wie problemlos sich Migranten aus für die damalige Zeit großer Entfernung mit den ansässigen Nachbarn integrierten. Aus meinen Studien ergab sich, dass dies in hohem Maße daran lag, dass sie von den damaligen Behörden in Posen ungewöhnlich offen aufgenommen wurden. Im Prinzip trug die Integration der Bamberger alle Züge dessen, was wir heute Inklusion nennen und für erwünscht halten, während damals dieser Begriff niemandem in den Sinn kam.

Nachdem ich diese weit in die Vergangenheit zurückreichenden Forschungen abgeschlossen hatte, entschied ich, mich dem Thema des Sich-Einbringens von Migranten in die aufnehmende Gesellschaft zu widmen – eines Prozesses, der sie selbst zufriedenstellte. Ich zog dazu als Beispiel Deutsche heran, die sich in der Gegenwart in der Hauptstadt Großpolens – Posen – niederließen. Ich ging von der Starthypothese aus, dass hier eine möglicherweise analoge Situation vorliegen könnte, weil die meisten der deutschen Ankömmlinge dieser Zeit privilegierte Migranten waren, die in jedem Land willkommen gewesen wären – schließlich handelte es sich um hochspezialisierte Fachkräfte, die sich um Fragen wie die Legalisierung ihres Aufenthalts und ihrer Arbeit, um ihren Lebensunterhalt und sogar ihre Akzeptanz durch die Umgebung keine besonderen Sorgen zu machen brauchten. In diesem Fall beruhte der Erfolg der Integration aber auch auf der Möglichkeit für die Zugewanderten, transnationale Beziehungen aufrechtzuerhalten; dadurch waren die Migranten nicht gezwungen, auf für sie wichtige Dinge zu verzichten: Kontakte zu Familie und Freundeskreis und Teilhabe an der Herkunftsgesellschaft. Von all dem hatte in früheren Jahrhunderten keine Rede sein können. Dies inspirierte mich, das Thema der Transnationalität genauer anzugehen.

Im Verlauf weiterer Studien habe ich beschlossen, mich in vergleichender Perspektive auf ein ähnliches Milieu polnischer Transmigranten aus einem bisher in diesem Kontext wenig

beachteten Teil Europas zu konzentrieren. Für dessen Angehörige war, anders als für Bewohner des Westens, die Möglichkeit, transnational zu leben, neu. Denn die Bedingungen für die Ausbildung dieser Lebensweise kamen für sie erst zum Ende des 20. Jahrhunderts auf, als der sogenannte Eisernen Vorhang gefallen war.

Ich habe mich damit also der Forschungsrichtung zum Thema Transnationalität angeschlossen und ihr eine anthropologische Fallstudie hinzugefügt<sup>1</sup>. Unabhängig von politischen Situationen verbanden sich diese Studien mit dem Prozess der Globalisierung, die Roland Robertson (1992, 396) einen „Komplex von Prozessen, die eine gemeinsame Welt hervorbringen“ genannt hat<sup>2</sup>. Anthony Giddens (1990, 64) hat auf eine wichtige Veränderung in den zwischenmenschlichen Beziehungen im Zusammenhang dieses Phänomens hingewiesen: die Globalisierung zeichne sich aus durch „Intensivierung der sozialen Beziehungen im Weltmaßstab, wodurch verschiedene lokale Gemeinschaften in eine solche Weise in Verbindung treten, dass örtliche Begebenheiten unter den Einfluss von anderen Ereignissen geraten, die viele tausend Meilen entfernt ablaufen, und auf diese wiederum zurückwirken“. Die Entwicklung globaler Konzerne und internationaler Unternehmen haben Arbeitnehmer, Fachkräfte verschiedener Branchen und Manager in Bewegung gesetzt und mit ihnen Studenten, Touristen und Abenteuerlustige. Es verstärkten sich Umläufe bei der Suche nach Arbeit, neuen beruflichen Erfahrungen, zum Zwecke der Ausbildung, besserer Lebensbedingungen oder zur Erholung usw. Immer umfassender wurde der Begriff der „Transnationalität“ überall dort verwendet, wo grenzüberschreitende politische, ökonomische und soziale Verbindungen entstanden.

Ludger Pries (2002, 264) hat Transnationalismus (auch als Transnationalität bezeichnet<sup>3</sup>) als Erscheinung beschrieben, die darauf beruhe, Grenzen von Nationalstaaten auf der Suche nach Zugehörigkeit, kultureller Gemeinschaft und kommunikativer Vernetzung zu überqueren, und

- 1 Als Pionierinnen dieses Begriffs gelten Nina Glick Schiller, Linda Basch und Cristina Szanton Blanc (1992). Sie hatten im Mai 1990 eine Forschungsgruppe versammelt, die die Ergebnisse ihrer Studien zur Lebensweise von Migranten aus der Karibik, Hawaii und den Philippinen in den USA verglichen. Die Lebensweise dieses Personenkreises, der geographische, politische und kulturelle Grenzen überschritten hatte, nannten die Forscherinnen „Transnationalismus“. Der Begriff erwies sich als universell verwendbar und gewann weltweit große Verbreitung.
- 2 Von seiner Seite hat Władysław Misiak (2007, 13) Globalisierung weiter definiert: als „Prozess, der sich kennzeichnet durch immer weiter ausgreifende Verbindungen und wechselseitige Abhängigkeiten von Staaten und Gesellschaften auf ökonomischem, politischem und kulturellem Gebiet, wo zuvor relative Absonderung geherrscht hatte“.
- 3 Die Literatur zum Thema benutzt die beiden Begriffe meist synonym (und auch in diesem Buch verwende ich beide Bezeichnungen parallel); allerdings heben einige Forscher auch Unterschiede zwischen ihnen hervor. So hat Thomas Faist (2010a) den Begriff der „Transnationalität“ als Alternative zum „Transnationalismus“ gefasst, welcher letzterer, auch wenn er häufiger vorkomme, doch Assoziationen zu einer Ideologie oder Doktrin oder sogar mit dem Postnationalismus hervorrufen könne. Laut Steven Vertovec (Vertovec and Cohen 1999) bezeichnet „Transnationalität“ eher einen bestimmten Bewusstseinszustand, der mit einer doppelten oder mehrfachen nationalen Identifikation zusammenhänge. Die genannten Unterschiede sind aber zumindest einstweilen nicht so scharf ausgeprägt, dass man Forschungen in solche unterscheiden könnte, die sich auf Nationalität bzw. Transnationalismus konzentrierten.

ebenso auf grenzüberschreitenden Abhängigkeiten im Arbeitsleben und in der täglichen Lebenspraxis, sozialen Ordnungen und Regulierungen. Kennzeichnend hierfür seien langfristige, starke und strukturierte „interlokale“ Beziehungen über Grenzen hinweg.

Prozesse transnationalen Natur haben das Interesse verschiedener Wissenschaftsdisziplinen geweckt, von der Ökonomie (Guarnizo 2003; Sassen 2007) über Soziologie (Morokvasić 1993; Portes *et al.* 1999; Welsch 1999; Faist 2000, 2009; Pries 2008), und Politologie (Westwood, Phizacklea 2000), bis hin zu den Kulturwissenschaften (z.B. Vertovec, Cohen 1999; Hannerz 2006). Es wurde bemerkt, dass die zwei traditionellen Modelle der temporären oder auf dauerhafte Ansiedlung zielenden Migration nicht ausreichen, um die modernen Formen von Migration zu analysieren (Castles 2002). Im Gegensatz zu jenen stellte der transnationale Ansatz den Versuch dar, die verschiedenartigen Verbindungen und Wechselwirkungen zwischen Menschen und Institutionen über Staatsgrenzen hinweg begrifflich zu erfassen (Grzymała-Kazłowska 2013, 35). Es hat sich gezeigt, dass der bisherige Begriffsapparat nicht ausreichte, um Migrationsphänomene ausreichend zu erfassen. So mussten neue analytische Kategorien entstehen, wie etwa transnationale soziale Felder (*transnational social fields*) oder transnationale Gemeinschaften (*transnational communities*), Transmigranten, Translokalität und Hybridität (Darieva 2007, 81-86).

Im Falle Polens ist der Transnationalismus erst nach dem Systemwechsel von 1989 und der Öffnung der zuvor strikt bewachten Grenzen aufgekommen. Junge Leute begannen, die Möglichkeiten der Freizügigkeit in ganz Europa zu nutzen und schlossen sich den auf dem Kontinent bereits ablaufenden transnationalen Bevölkerungsbewegungen an. Für die Gesamtheit der polnischen Auslandsmigrationen war dies ein Wendepunkt, der auch die bisherigen Aufenthaltsstrategien der seit längerer Zeit außerhalb Polens lebenden Personen veränderte.

In diesem Zusammenhang erschien mir die Untersuchung der Eigentümlichkeit polnischer Migration interessanter als die Erforschung ihrer deutschen Entsprechung<sup>4</sup>. Es ergab sich die Möglichkeit, verschiedene Aufenthaltsstrategien von Polen zu erfassen, die diese unter jeweils verschiedenen politisch-wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ergriffen haben, wie auch, die Entstehung eines ihnen allen gemeinsamen Transnationalismus zu beobachten und seine Entwicklung und Dynamik zu verfolgen. Meine Aufmerksamkeit weckte auch das von der Forschung kaum beachtete, aber interessante Phänomen, dass auch Menschen, die schon länger in Deutschland lebten und im Prinzip gut integriert waren, sich sozusagen transnationalisierten. Dieser Prozess bestand darin, dass sie „relativ stabile und tiefgehende soziale Praktiken, Symbole und Artefakte von grenzüberschreitendem Charakter“ herausbildeten (Pries 2008, 44-45).

Diese Transnationalisierung trat in meinen Gesprächen mit Polen aus den Migrationswellen der 1980er und 1990er Jahren in Erscheinung; deshalb wurden auch sie in die vorliegende Untersuchung einbezogen. Die meisten von ihnen waren zu einem Zeitpunkt in die BRD ge-

<sup>4</sup> Wie sich transnationale Migranten aus Deutschland in Polen eingliedern, habe ich in mehreren Artikeln besprochen (2009, 2010, 2011).

kommen, als die damalige instabile politische Situation ihnen nahelegte, dass dies eine Ausreise für immer sein werde. Dieser Personenkreis hat sich also intensiv bemüht, große Hindernisse des Integrationsprozesses in den grundlegenden Sphären der täglichen Lebensweise zu überwinden, etwa bei der Legalisierung ihres Aufenthalts und der Arbeitssuche. Es konnte den Anschein erwecken, als wären diese Polen zu „klassischen“ Einwanderer geworden, die stärkere Verbindungen zum Aufnahme- als zum Herkunftsland aufwiesen. Tatsächlich aber entwickeln diese Personen seit einigen Jahren inmitten neuer politischer und sozialer Rahmenbedingungen auf verschiedenen Ebenen wieder Kontakte mit Polen oder vertiefen bestehende. Ihr Bestreben geht dahin, eine Strategie zu entwickeln, um auch im Herkunftsland anwesend (nicht immer im wörtlichen Sinn) zu sein. Es erschien mir daher mehr als begründet, auch diese Gruppe in meine Forschungen zu Integration und Transmigration einzubeziehen, und ich änderte meine Denkweise über diese Polen. Schon die vorläufige Analyse des im Feld gewonnenen Materials zeigte, dass die Transnationalisierung bei vielen integrierten und angekommenen Personen in manchen Bereichen manchmal sogar stärker in Erscheinung trat und vielseitiger war, als bei jungen Menschen.

## Forschungsgegenstand und Ziele des Buches

Hauptziel meiner Forschungen wurde also der Nachvollzug der Strategien der in Berlin lebenden Polen, die sich gleichzeitig auf Integration und Bewahrung ihrer ethnischen Identität richteten, und dies unter politisch-sozialen Rahmenbedingungen, die zu ihrer Transnationalisierung führten. Ich gliederte meine Untersuchung in drei Migrationsperioden: 1980-1989, 1990-2003 und 2004-2015. Die Grenzen entsprechen grob den Veränderungen der politischen Voraussetzungen in Polen. Diese orientieren sich an wichtigen historischen Ereignissen und ihren Begleitumständen: der Kriegszustand von 1981, der Sturz des kommunistischen Systems 1989 und der polnische EU-Beitritt 2004<sup>5</sup>. Jedes dieser Ereignisse verstärkte die Migrationsbewegungen und prägte gleichzeitig ihre Eigenart. Ausgestaltet wurden sie durch politische und wirtschaftliche Voraussetzungen sowie die persönlichen Motivationen der Migrierenden sowie schließlich die Möglichkeiten zur Ausreise.

Im Laufe der so identifizierten Perioden unterlag die Lebensweise der Migranten, die sich bereits im Aufnahmestaat aufhielten, bestimmten Veränderungen. Denn dieser musste auf den Zustrom tausender weiterer Personen reagieren und tat dies auch, mindestens durch die Anpassung der Aufenthaltsbestimmungen. Unter diesen sich verändernden Rahmenbedingungen waren die Polen – und das gilt unabhängig vom Zeitpunkt ihrer Ausreise –, einerseits bemüht, Teil der Aufnahmegesellschaft zu werden, und andererseits den Kontakt mit ihrer Heimat und

<sup>5</sup> Die Abgrenzungen sind gleichwohl fließend; wichtige Veränderungen auf der Makroebene wirkten sich nämlich nicht unmittelbar auf die Lebensweise der Polen aus.

ihrer ethnischen Identität nicht zu verlieren. Einige gaben diese Doppelstrategie nach längerem Aufenthalt auch auf, als sie keine Perspektiven der Rückkehr und des Neuanfangs im Herkunftsland mehr sahen. Ihre Besonderheit verwischte sich nach und nach als Folge von als Einbahnstraße verstandenen Assimilierungsprozessen. (Ich unterscheide hier Assimilierung von Akkulturation). Solche Entwicklungen liefen darauf hinaus, Individuen oder Gruppen in den Mainstream der dominierenden Gesellschaft zu integrieren und sie dabei ihrer bisherigen kulturellen Identität zugunsten eines Wechsels der Identität zu berauben. (Posern-Zieliński 1999, 62-63). Die meisten polnischen Migranten in Berlin erreichten aber ihr Ziel, sich beide Identitäten zu bewahren.

Heute tendieren die Lebensstile der untersuchten Polen, die jenseits der polnischen Westgrenze leben, zur Transnationalisierung. Dieser Prozess ist in vollem Gang, weitet sich aus und erreicht immer weitere Sphären des Lebens der Migranten. Hierin zeigt sich der überwiegende Trend in Migrationsprozessen aller Art, der in Richtung der Einordnung der Migranten in transnationale soziale Felder (*transnational social fields*) (Levitt, Glick Schiller 2004), die sowohl das Herkunftsland als auch das oder die Aufnahmeländer umfassen<sup>6</sup>.

Im vorliegenden Buch bespreche ich den Verlauf der Anpassung und die Ebenen der Akkulturation sowie die Integrationsformen von drei unterschiedlichen Gruppen von Polen in Berlin – Migranten der 1980er und 1990er Jahre sowie derer, die erst im 21. Jahrhundert angekommen sind. Den Integrationsprozess wollte ich dabei auf mehreren Ebenen darstellen: der individuellen, der familiären, der sozialen, der institutionellen und der staatlichen. Dabei konzentriere ich mich auf die erste der genannten Dimensionen. Besondere Aufmerksamkeit habe ich denjenigen Elementen gewidmet, die es den Migranten erlaubten, trotz ihrer immer weitgehenden Einbeziehung in die Aufnahmegesellschaft ihre ethnische Eigenart zu bewahren. Mir scheint, dass dies die Grundlage für ihre aktuelle Transnationalisierung bildet. Ich stelle dar, wie dieser Trend in vielen Lebenspraktiken der Migranten zum Ausdruck kommt, die alle darauf abzielen, nicht auf wichtige Dinge zu verzichten, die sich für sie mit Orten in zwei oder mehreren Staaten assoziieren.

Im Rahmen dieses Prozesses berücksichtige ich die Beziehungen dieser Migranten mit den in Polen verbliebenen Angehörigen, mit der eigenen ethnischen Gruppe im Ausland sowie mit den Deutschen. Aus all diesen Beziehungen ergibt sich ein Netzwerk ökonomischer, sozialer, kultureller und politischer Bande. Ein weiteres Thema meiner Arbeit ist auch, wie sie sekundär „wieder Brücken bauen“ und so der Komplexität des Themas der Identitäten transnationaler Polen gerecht zu werden suchen.

Die Bundesrepublik Deutschland habe ich deshalb als Gelände meiner Forschungen ausgewählt, weil ich mich für diesen Teilraum Europas schon früher interessiert habe. Deutschland

6 Ich habe aus der Zielgruppe der Untersuchung jene Migranten ausgeschlossen, die seinerzeit nur saisonal oder zirkulär zahlreich nach Berlin kamen, ohne sich dort auf Dauer niederzulassen.

war seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ständig eine der häufigsten Destinationen polnischer Migranten. In den 1980er Jahren war die BRD das Ziel der größten Migrationsbewegung aus Polen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, und in den Jahren nach 1990 hat sich diese Tendenz nur noch verstärkt. So wird geschätzt, dass zwischen 1980 und 1999 etwa eine Million Polen nach Deutschland migriert ist (Pallaske 2001a, 123). Auch in den kürzer zurückliegenden Jahren hat die Attraktivität Deutschlands als Migrationsziel für Polen nicht abgenommen, obwohl ab 2004 und bis zum Brexit von 2016 Großbritannien mehr polnische Migranten angezogen hat. 2015 hielten sich in Deutschland 740.962 Personen mit polnischer Staatsangehörigkeit auf<sup>7</sup>. Der Personenkreis mit polnischem *Migrationshintergrund* wird dabei in beiden Ländern unterschiedlich definiert. In Polen spricht man von Menschen mit *Migrationserfahrung*<sup>8</sup> und fasst in dieser Gruppe nicht nur alle seit 1955 nach Deutschland eingewanderten Polen zusammen, sondern auch Personen, die in Deutschland geboren wurden, die aber zumindest einen Elternanteil aufweisen, der Einwanderer oder in Deutschland geborener Ausländer war. Nach diesem erweiterten Kriterium geht es um eine Gruppe von – zum Stand von 2015 – 1,334 Millionen Menschen in der BRD<sup>9</sup>. Im Sinne dieser Definition sind die Menschen mit polnischem *Migrationshintergrund* unter allen Migranten die nach der türkischen zweitstärkste Gruppe.

Innerhalb Deutschlands ist Berlin seit dem 19. Jahrhundert ständig ein Zentrum der Migration von Polen gewesen. Die Statistik sagt, dass 2015 in Berlin 54.951 Personen mit polnischer Staatsbürgerschaft lebten<sup>10</sup>. Ähnlich wie auf gesamtdeutscher Ebene bildeten sie auch hier die zahlenmäßig zweitgrößte Migrantengruppe nach der türkischstämmigen (erst der Ausbruch des Krieges in der Ukraine 2022 hat hier zu Verschiebungen des ethnischen Mosaiks geführt)<sup>11</sup>. Die im vorliegenden Buch angeführten Daten beziehen sich jedoch auf eine frühere Periode. Die Anzahl von Personen mit polnischem *Migrationshintergrund* lag 2015 in Berlin bei 106.889<sup>12</sup>. Der Großteil von ihnen lebte damals in Bezirken, die zum Westteil der Stadt zählen: Neukölln

7 Statistisches Bundesamt, *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Ausländische Bevölkerung...*, 2016, 37, <https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220157004.pdf> (Zugriff: 3.03.2017).

8 Migration und Integration, *Migrationshintergrund*. Statistisches Bundesamt, <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migraton-Integration/Glossar/migrationshintergrund.html> (Zugriff: 11.11.2019).

9 Statistisches Bundesamt, *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund...*, 2017, 66, <https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220157004.pdf> (Zugriff: 3.03.2017).

10 *Beauftragte des Berliner Senats für Integration und Migration*, <https://www.berlin.de/lb/intmig/themen/daten-und-fakten/artikel.403310.php> (Zugriff: 3.03.2017).

11 Für 2023, also nach dem Ausbruch des Krieges in der Ukraine, waren die nach Nationalität größten Migrantengruppen: Türken 116.610, Ukrainer (71.8353), Polen (66.585), Syrer (49.525) Russen (36.845), Italiener (36.000), Bulgaren (32.825), Inder (340.140), Rumänen (28.985), Vietnamesen (28.045), Afghanen (22.960), Franzosen (22.665) usw. Vgl. *Ausländer in Deutschland nach Nationalität 2023* | Statista, (Zugriff: 15.01.2025).

12 *Statistischer Bericht Berlin-Brandenburg 2015*, 18, [https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/publikationen/stat\\_berichte/2016/SB\\_A01-05-00\\_2015ho2\\_BE.pdf](https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/publikationen/stat_berichte/2016/SB_A01-05-00_2015ho2_BE.pdf) (Zugriff: 3.03.2017).

(13 995), Mitte (13 431), Tempelhof-Schöneberg (13 047), Charlottenburg-Wilmersdorf (12 189)<sup>13</sup>. Hierin spiegelt sich auch heute noch die Masseneinwanderung der 1980er Jahre ins damalige Westberlin<sup>14</sup>.

**Tab. 1.** Anzahl der Polen mit polnischem Migrationshintergrund an der Bevölkerung der einzelnen Bezirke Berlins. Erstellt auf Grundlage von *Statistischer Bericht* 2015, S. 18

Berliner Bezirk	Anzahl der Polen
Neukölln	13 995
Mitte	13 431
Tempelhof-Schöneberg	13 047
Charlottenburg-Wilmersdorf	12 189
Spandau	11 354
Reinickendorf	10 605
Steglitz-Zehlendorf	9208
Pankow	5840
Friedrichshain-Kreuzberg	5015
Lichtenberg	4816
Marzahn-Hellersdorf	3735
Treptow-Köpenick	3654
<b>Insgesamt:</b>	<b>106 889</b>

Die Statistik berücksichtigt nicht die Selbstidentifikation der Migranten; es ist nicht bekannt, wie viele Personen aus den Gezählten sich tatsächlich als Polen verstanden. Ebenso umfasst diese Statistik keine saisonalen oder zirkulären Migranten aus Polen, die keinen ständigen Wohnsitz in der Stadt unterhalten. Wegen des freien Zugangs zum Arbeitsmarkt ist es schwierig, die Größe dieser Gruppe auch nur zu schätzen; dabei dürfte soviel gewiss sein, dass sie die ohnehin nicht kleine Gruppe der Berliner mit Bezügen zu Polen erheblich vergrößern. In Berlin

<sup>13</sup> Ebda, S. 18.

<sup>14</sup> Nach Angaben von Ilona Kościelniak und Roman Matykowski (2012: 2015) hatten etwas früher, 2012, den höchsten Anteil an Polen unter der Bevölkerung die Bezirke Mitte, Neukölln und Friedrichshain-Kreuzberg.

lebende Menschen polnischer Herkunft schätzen jedenfalls die tatsächliche Zahl der Menschen mit polnischen Wurzeln in der Stadt deutlich größer ein – die Rede ist von um die 150.000.



Abb. 1. Das Brandenburger Tor – für die meisten Befragten das Symbol Berlins. Aufnahme der Autorin von 2012

## Das Subjekt der Forschungen

Ich habe mich entschieden, in meinen Forschungen auf das am häufigsten verwendete Kriterium zur Bestimmung, wer Pole sei oder nicht, zu verzichten: die Staatsangehörigkeit. Denn diese Kategorie ist gerade im Fall Deutschlands besonders diskussionsbedürftig. Häufig spiegelt die Staatsangehörigkeit nicht die faktische ethnische Identifikation der betreffenden Person.

Das deutsche Recht hat über viele Jahre mit Bezug auf die in dieses Land zuwandernden Personen zwischen *Ausländern* und sog. *Aussiedlern* unterschieden. Der Aufenthaltsstatus unterschied sich für die Angehörigen beider Gruppen deutlich. Als *Aussiedler*<sup>15</sup> galten formal Deut-

<sup>15</sup> Die polnische Literatur zum Thema übersetzt den Begriff *Aussiedler* allgemein als *Übersiedler*. Auch ich halte mich in der vorliegenden Studie an dieses Verständnis, auch wenn mir bewusst ist, dass diese Übersetzung nicht genau dem deutschen Ausdruck entspricht. Wie Aleksandra Trzcielińska-Polus (1997, 8) bemerkt hat, wurde dieser Begriff in der alten Bundesrepublik jedoch ausschließlich für Ankömmlinge aus der ehemaligen DDR verwendet. Als *Aussiedler* galten in der alten Bundesrepublik die sogenannten *Spätaussiedler*, die in den 1980er Jahren eintrafen. Dieser Begriff umfasst Emigranten, die aus Polen im Rahmen der Vereinbarungen der sog. Protokollnotiz vom

sche, die infolge der Grenzverschiebungen nach dem Zweiten Weltkrieg außerhalb Deutschlands verblieben waren, denen aber ein Rückkehrrecht in ihr Heimatland zugestanden wurde. Aus diesem Grund hatten sie Anspruch auf die deutsche Staatsbürgerschaft und diverse Vorteile, die mit dieser verbunden waren. Unter den *Aussiedlern*, die aus Polen kamen, waren aber schon in den Jahren kurz nach dem Krieg Personen, die in der polnischen Kultur aufgewachsen waren, Zweisprachige, die ihr Abitur in Polen gemacht hatten und eine „doppelte Identität“ besaßen (Kaluza 2002, 701–702). Ab 1975 trat an die Stelle des Begriffs der *Aussiedler* der der *Spätaussiedler*, die im Rahmen der Familienzusammenführung nach Deutschland kamen. Sie stammten nicht nur aus der Volksrepublik Polen; in den 1990er Jahren waren unter ihnen auch Bewohner der früheren Sowjetunion, Ungarns, Rumäniens, des früheren Jugoslawiens und der Tschechoslowakei. Unter den Migrierenden aus Polen seit Ende der 1970er Jahre waren auch ethnische Polen, die sich auf deutsche Vorfahren berufen konnten. *Spätaussiedler* erhielten damals neben der Staatsbürgerschaft auch Integrationshilfen wie Sprachkurse, zinslose Kredite und Sozialwohnungen (Kaluza 2002, 704). Dies veranlasste viele Personen mit zweifelsfrei polnischer Identität, intensiv auf die Suche nach deutschen Vorfahren oder Verwandten zu gehen, um in diese Gruppe aufgenommen zu werden. Wenn man Befragte übergehen würde, die sich heute zu Polen erklären, aber damals formal zur Gruppe der *Aussiedler* gehörten, würde dies die Wirklichkeit verfälschen.

Die Grundlage für die Auswahl der Gesprächspartner war also kein rechtliches Kriterium, sondern ihre individuelle ethnische Identifikation. Ich habe vor allem die subjektiven Empfindungen der Immigranten berücksichtigt, sofern sich diese durch „objektive“ Anhaltspunkte bestätigen ließen, etwa Beherrschung der polnischen Sprache, Interesse an laufenden Ereignissen und Entwicklungen in Polen, Bestrebungen, im Kontakt mit Polen zu bleiben usw. Abweichungen zwischen Deklaration und Praxis sind mir in keinem der analysierten Fälle begegnet.

Dagegen habe ich in Bezug auf die beschriebene Gruppe den in Polen viel verwendeten Begriff der *Auslandspolen* (*Polonia*) vermieden, weil er in den letzten Jahren umstritten geworden ist. Auch die wissenschaftliche Literatur bezeichnet die Migranten der jüngeren Vergangenheit immer selten so, und dies nicht nur bezogen auf Menschen, die sich in Deutschland aufhalten<sup>16</sup>.

---

9. Oktober 1975 kamen; mit dieser hatte Polen der Ausreise von etwa 120–125.000 Menschen ab Ende der 1970er Jahre zugestimmt. Er wurde auch für diejenigen Personen verwendet, die später aus Polen nach Deutschland migrierten. Manchmal wird der Terminus *Aussiedler* auch als *Vertriebener* übersetzt. Diese doppelte Benennung (*Aussiedler* bzw. *Vertriebene*) ergab sich, wie Katarzyna Karwowska (2016) geschrieben hat, daraus, dass die polnische und die deutsche Terminologie hinsichtlich dieser Gruppe unterschiedliche Akzente setzten. Der deutsche Terminus *Aussiedler* betont den zwangsweisen Charakter der Migration und rückt sie in die Nähe der Vertreibung; er ist deshalb für Personen angemessen, die Polen bis in die 1950er Jahre verließen. Bei der Übersetzung aus *Umsiedler* steht der auf die Polen verlassenden Personen ausgeübte Druck nicht im Vordergrund; stattdessen kommen eher die Motivationen der Ausreisenden und ihre Bestrebungen im Vordergrund; letzteres umfasste auch Versuche, sich echte oder falsche Dokumente zu verschaffen, auf deren Grundlage die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt werden konnte (Karwowska 2016).

16 Magdalena Lesińska hat in ihrem Artikel „Polska diaspora, Polonia, emigracja. Spory pojęciowe

Aus meinen Forschungen ergibt sich, dass viele der Befragten mit diesem Begriff für sich nichts anzufangen wissen und sich nicht damit identifizieren. Selbst für die Migranten der 1980er und 1990er Jahre, die ich untersucht habe, war der Begriff der *Polonia* mit der abgeschlossenen Vergangenheit assoziiert. Die Befragten selbst hörten auf, sich der *Polonia* zuzurechnen, als sich nach dem Beitritt Polens zur Europäischen Union die Grenzen öffneten. Zum Zeitpunkt, als ich in Berlin meine Befragungen durchführte, verband sich dieser Begriff weniger mit der eigenen Gruppe, als mit früheren Migrationswellen, teilweise sogar solchen aus der Vorkriegszeit, als deren Folge die Betroffenen in Deutschland Wurzeln geschlagen hatten und nur noch gelegentlich Kontakt zu ihrem Herkunftsland hatten. Zwar brachten einige Gesprächspartner den Begriff der *Polonia* mit solchen – auch durchaus neuen – Einwanderern in Verbindung, die ihren Lebensmittelpunkt entschieden in der BRD eingerichtet hatten und ihre Beziehungen zu Polen deutlich eingeschränkt hatten. Die Gesprächspartner selbst bezeichneten sich am häufigsten als „Polen in Deutschland“ und wiesen dadurch auf einen gewissen Schwebestand hin. In diesem Sinne handelt dieses Buch von polnischen Migranten in Deutschland<sup>17</sup>.

## Bisheriger Forschungsstand

Man könnte meinen, dass die Polen in Deutschland schon wegen ihrer relativ großen Zahl oft Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden sind. Es ist aber nicht ganz so: während es aus den 1980er und 1990er Jahren etliche Studien über sie gibt, scheint das Interesse an ihnen in letzter Zeit nachgelassen zu haben. Vielleicht liegt das daran, dass die Mehrheit der polnischen Autoren sich auf die polnische Migration auf die britischen Inseln konzentriert hat, denn diese Bewegung war ab 2004, also dem Beitritt Polens zur Europäischen Union, die zahlenmäßig stärkste. Die polnische Migration nach Deutschland verdient aber nach wie vor Aufmerksamkeit, und nicht nur deswegen, weil auch sie zahlenmäßig nicht zu vernachlässigen

---

wokół skupisk polskich za granicą” [*Polnische Diaspora, Polonia, Emigration. Begriffskontroversen um die kollektive Bezeichnung von Polen im Ausland*] (2018) an die Geschichte dieses Begriffs erinnert. Er kam in Gebrauch, weil er sich unter der zahlreichsten polnischen Gruppe im Ausland, den in die USA emigrierten Polen, großer Beliebtheit erfreute und sich eindeutig mit Polen verbinden ließ. Seit den 1970er Jahren wurde er schrittweise durch die Benennung als „polnische Diaspora“ ersetzt, die die Differenzierungen innerhalb der Gruppe der im Ausland lebenden Polen besser zu erfassen erlaubte: er bezeichnet eine verstreut und in großer Entfernung vom Herkunftsland lebende Nation, die aber gleichwohl an den Verbindungen dorthin festhält. Dieser Terminus hat zwar in der wissenschaftlichen Literatur weite Verbreitung gefunden, wird aber nach wie vor auch von einigen Autoren in Frage gestellt, die er nicht völlig zufriedenstellt. (Vgl. Babiński 2009; Posern-Zieliński 2011; Walaszek 2001). Ich selbst habe mit dem Gebrauch des Begriffs Diaspora kein Problem; hauptsächlich deshalb, weil er erlaubt, die Verschiedenartigkeit der im Ausland - und darunter auch in Deutschland - lebenden Polen zu erfassen. Gleichzeitig bleibt aber zu betonen, dass der Begriff *Diaspora* ein wissenschaftlicher ist, und sich die betroffene Gruppe selbst mit ihm nicht identifiziert. Er weckt aber keine emotionalen Assoziationen wie im Falle der *Polonia*.

<sup>17</sup> Interessante Beobachtungen zur Kategorisierung der Polen in Deutschland bringt Michał Nowosielski (2012a, 3–6). Über die Dilemmata im Zusammenhang mit dem Begriff der *Polonia* schreibt auch Grzegorz Babiński (2009).

ist. Wichtig an ihr sind auch die seit einigen Jahren vor sich gehenden dynamischen Veränderungen, die zu qualitativ neuen Forschungsfeldern geführt haben, die eine vertiefte Analyse wert sind.

Wie sich in der Forschung auch im Zusammenhang mit den Migrationen nach Deutschland über die von mir analysierten gut 30 Jahre hinweg die thematischen Akzente verschoben haben, geht aus den vorliegenden Studien zu diesem Thema klar hervor. Für die 1980er Jahre ist klar, dass die damals noch bestehende Teilung Deutschlands in BRD und DDR zu berücksichtigen ist. Soweit die Forschung jener Jahre Westdeutschland und das westliche Berlin im Blick hatte, standen Darstellungen der Geschichte der polnischen Migration nach Deutschland, der Tätigkeit der damaligen Organisationen der Auslandspolen, der seelsorgerischen Betreuung der Polen, und des Schulwesens auf verschiedenen Ebenen im Vordergrund, letzteres vor allem mit Blick auf den Polnischunterricht. Diese Thematik haben u.a. Henryk Chalupczak (1986), Grzegorz Janusz (1986), Krystyna Murzynowska (1981), Wojciech Wrzesiński (1981), Anna Poniatowska (1986) und Jan Korbel (1986) aufgegriffen. Oft entstanden diese Studien als Teil größerer Forschungen über die Auslandspolen allgemein und im Ländervergleich.

Die damals angesprochenen Aspekte spiegelten die Forschungsinteressen jener Zeit wieder und waren in aller Regel sehr gründlich gehalten. Man muss das würdigen, zumal die Forschenden sich in einer komplizierten politischen Umgebung zu bewegen hatten und viele der untersuchten Themen für die damals in Polen Regierenden „unbequem“ werden konnten. Auf der anderen Seite – und sicher auch aus genau diesen Gründen – wurden die Migrationsbewegungen in der Literatur der 1980er Jahre auf spezifische und in gewissem Maße unvollständige Weise dargestellt. So wurde die Sicht der Migrierenden selbst, die wir heute als wichtigsten Aspekt wahrnehmen, damals weitestgehend übergangen. Die Forscher konzentrierten sich überwiegend auf die Organisationsgeschichte von Institutionen des Migrantenmilieus wie Vereine oder Schulen. Über die Migranten selbst erfahren wir in diesen Studien kaum etwas. Behandelt wurden damals vordergründig die Tätigkeitsprofile der Vereine und Berufsorganisationen der Auslandspolen, der an bestimmten Interessen orientierten Gruppen, der Schulen für polnischsprachige Kinder, ihre Strukturen, ihre Geschichte und ihre Beziehungen zur polnischen Regierung usw. Dagegen kamen die Menschen, die sich in diesen Organisationen zusammenfanden, kaum vor. Das gilt sowohl für die Aktivisten als auch diejenigen Migranten, die die Aktivitäten der auslandspolnischen Organisationen für sich nutzten. Ihre Motivationen, ihr Alltagsleben und ihre Erfahrungen in der Gesellschaft des Aufnahmelandes wurden praktisch kaum wahrgenommen.

Noch weniger erfahren wir aus der wissenschaftlichen Literatur jener Jahre über diejenigen Polen, die an der Tätigkeit dieser Institutionen keinen Anteil nahmen und ihre Angebote nicht nutzten – also faktisch die Mehrzahl der polnischen Migranten. Persönliche Erfahrungsberichte der Migranten über die damalige Wirklichkeit und ihr individuelles Zurechtkommen fehlen

praktisch völlig – also Aussagen zu Themen wie Arbeitssuche, Legalisierung des eigenen Aufenthalts in Deutschland und Lösung der grundlegenden Probleme des Alltags; dabei waren die 1980er Jahre eine Zeit ungewöhnlich dynamischer Migrationsbewegungen tausender Polen. Die erwähnten Aspekte betrafen alle, die Polen verlassen hatten, und sie wirkten sich auch aus auf Themen, die sehr wohl bearbeitet wurden, etwa das Engagement in auslandspolnischen Vereinen und Organisationen.

Im Zusammenhang mit dem Systemwechsel in Polen und den Veränderungen nach der Vereinigung Deutschlands belebte sich in den 1990er Jahren das Interesse der Forschung am Leben jenseits der polnischen Westgrenze in seiner Gesamtheit. Es entstand eine Vielzahl von Studien zu Politik, Wirtschaft und Kultur in der BRD, ebenso viele Publikationen zu den deutsch-polnischen Beziehungen, z.B. über den Jugendaustausch und Städtepartnerschaften und zu den zahlreich entstandenen deutsch-polnischen Gesellschaften, die alle eine engere bilaterale Zusammenarbeit anstrebten. In diesem Kontext sind auch die Studien zum Thema Migration zu sehen. Es wurden Themen aus dem vorherigen Jahrzehnt weitergeführt (z.B. Kozłowski 1991a, 1991b und Liman 1992). Gleichzeitig wuchs das Interesse nicht nur an den Migrationsbewegungen, sondern auch an den Migrierenden selbst. So wurde zum Beispiel das Thema der inneren Ausdifferenzierung der polnischen ethnischen Gruppe in Deutschland entdeckt oder die Frage nach dem Unterschied zwischen *Aussiedlern* und *Spätaussiedlern* gestellt (z.B. Kurcz, Podkański 1991; Trzecińska-Polus 1997). Es erschienen interessante Veröffentlichungen zum Thema der gegenseitigen Stereotype zwischen Deutschen und Polen (Linette 1991; Wajda 1991; Szarota 1996) oder zur Situation der Polen in Deutschland (Wóycicki 1999) usw. Allerdings überwogen nach wie vor Arbeiten über die Migrationen, nicht über die Migranten.

Im 21. Jahrhundert stieg das wissenschaftliche Interesse an Migrationen in vielen Sozial- und Humanwissenschaften deutlich an: es entstanden Beiträge aus Soziologie, Psychologie, Ethnologie, Rechts- und Wirtschaftswissenschaft. Dies führte zu einer Vielfalt an Forschungsansätzen. Insgesamt wurde das Thema der Migration nach Deutschland in verschiedenen wissenschaftlichen Einrichtungen eher als ein Aspekt übergreifender Fragestellungen behandelt, z.B. der Erwerbsmigration, Rückwanderung, der polnischen Institutionen in Deutschland oder des Polenbildes der Deutschen. Als größere Einrichtungen, die sich mit solchen Themen befassten, kann man hier das Zentrum für Migrationsforschung (Ośrodek Badań na Migracjach) (Kaczmarczyk 2005, 2008; Fiałkowska, Piechowska 2016; Wagner *et al.* 2016) oder das Westinstitut (Instytut Zachodni) nennen (Nowosielski 2012b, Nowosielski *et al.* 2013 sowie Sakson 2008a, 2008b). Augenmerk auf das Problem der Erwerbsmigrationen richtete auch das Institut für Öffentliche Angelegenheiten (Instytut Spraw Publicznych). Dort arbeitende Forschende konzentrierten sich auf die Analyse des Images polnischer Erwerbsmigranten in der deutschen Presse und Fragen ihres Zugangs zum deutschen Arbeitsmarkt (Frelak, Łada 2011). Eine Reihe von Veröffentlichungen

zu den Erwerbsmigrationen in die BRD sind zahlreiche Regionalstudien. So hat z.B. Romuald Jończy (2011) die Migrationen von Bewohnern der Wojewodschaft Opole in die BRD unter dem Aspekt ihrer Auswirkungen auf die demographische, soziale und wirtschaftliche Lage der polnischen Herkunftsregion untersucht. Das Thema des Einflusses der Erwerbsmigrationen auf die grenznahen Arbeitsmärkte war Forschungsgegenstand von Ewa Nowińska-Laźniewska und Jacek Kotus (2003).

Kaum zur Sprache kamen in diesen Arbeiten die Perspektiven der Migranten selbst. Die Mehrzahl der Autoren analysierte das Problem auf der Makroebene; sie beschrieben die Mechanismen der Ausreise insbesondere zur Arbeitssuche (Kaczmarczyk 2001; Lukowski 2004; Marek 2008; Frelak 2009; Kępińska 2009). Andere Studien hielten sich wie in früheren Jahren weiter an die institutionelle Seite des Lebens von Polen in der BRD, z.B. die von Anna Wolff-Powęska und Eberhard Schulz (2000), Dieter Bingen und Krzysztof Malinowski (2000) oder Zbigniew T. Klimaszewski (2007, 2013) herausgegebenen Publikationen<sup>18</sup>. Auch der historische Aspekt der Emigration fand weiter Beachtung, etwa in den Studien von Robert Traba (2009) oder Andrzej Sakson (2010)<sup>19</sup>. Mit ihrer Untersuchung der unternehmerischen Tätigkeit von Polen in Deutschland betrat Dorota Kot (2017a) dagegen Neuland.

Die außerhalb Polens angestellten Untersuchungen zur polnischen Migration unterscheiden sich von ihrem Blickwinkel her nicht wesentlich von den in Polen erschienenen Titeln. Auch außerhalb Polens lebende Forschende konzentrierten sich auf die „externe“ Beobachtung der polnischen Migrationen, vor allem ihrer historischen Aspekte, ihrer Eigenart im Vergleich zu anderen Gruppen und der inneren Differenzierung der Migrantengruppen (Meister 1992; Urban 1993; Cyrus 2000a; Pallaska 2001b; Warchoń-Schlottmann 2001; Kerski, Ruchniewicz 2011). Ein Teil der Publikationen galt regionalen Schwerpunkten polnischer Migration und ihren spezifischen Problemen (z.B. Schmiechen-Ackermann 1992). Erst nach dem polnischen EU-Beitritt war ein größeres Interesse auch an anderen Aspekten zu beobachten. So wurde etwa die Auswirkung der deutschen Migrationspolitik auf die Situation der Ankömmlinge beschrieben (Blumberg-Stankiewicz 2007) oder die Bedingungen und Konsequenzen ihrer Beschäftigung auf dem deutschen Arbeitsmarkt (Hönekopp 2007). Gesondert behandelt wurden sowohl hoch-

---

<sup>18</sup> Ich führe hier Arbeiten von Autoren, die diese Thematik angesprochen haben, nur als Beispiele auf.

<sup>19</sup> Schon nach dem Erscheinen des vorliegenden Buches widmeten sich z.B. die polnischsprachigen Publikationen von Magdalena Szymtkowska und Dominika Studzińska dem Blickwinkel von unten auf die Lebenssituation von Polen in Deutschland; sie versuchten insbesondere, Licht in die sogenannte „Unsichtbarkeit“ der Polen in Deutschland zu bringen (2020) oder untersuchten die Rolle des Geschlechts auf die Migrationsstrategien von Polen (2024). 2024 erschien auch die ungemein wichtige Monographie von Piotr Madajczyk, Magdalena Lemańczyk und Kamila Schöll-Mazurek - (2024) über die Identitäten von Kindern deutsch-polnischer Elternpaare. Wie die in Deutschland lebenden Polen am deutschen kulturellen Leben teilnehmen, war Thema des Buches von Agnieszka Jeran, Michał Nowosielski und Witold Nowak zur Teilhabe polnischer Migranten an der kulturellen Sphäre (2019). Sie ist während der Drucklegung des vorliegenden Buches erschienen.

qualifizierte Migranten (Nowicka, Zielińska 2007, Nowicka 2013) als auch solche, die einfache Tätigkeiten ausübten (Pallenga-Möllenbeck 2012). Die unternehmerische Tätigkeit von Polen beschrieben Leicht und Langhauser (2014), ebenso Worbs ihre Mediennutzung (2019) oder den Grad ihrer Vernetzung (Dietz 2005). Aktuelle Probleme wurden verglichen mit Situationen in früheren Jahrzehnten, z.B. in Fragen der Saisonarbeit (Becker 2010).

Auch in diesen Fällen wurden Migrationen aber kaum aus der Perspektive ihrer Teilnehmenden betrachtet. Die Migrierenden blieben auch in diesen Arbeiten weitgehend vernachlässigt zugunsten von hinter Fragen der Migrationen allgemein und der mit ihnen verbundenen gesellschaftlichen Probleme. Dieser Blickwinkel ist aber verkürzt: ich bin überzeugt, dass man über das Phänomen, das die Migrierenden schaffen, nicht schreiben sollte, ohne ihre eigene Perspektive einzubeziehen. Hier kann die Ethnologie als Teildisziplin, die ich vertrete, einen bedeutenden Beitrag leisten. Denn sie berücksichtigt Aussagen von konkret an der Migration beteiligten Personen, die im Feld unter Nutzung entsprechender Methoden und Werkzeuge gesammelt wurden<sup>20</sup>. Das hier vorgelegte Buch versucht, diese Lücke zu ergänzen; es beruht überwiegend auf Berichten von Migranten über ihr Leben in Deutschland, beginnend mit den 1980er Jahren. Die nachfolgend erörterte Problematik verdient genau eine solche Analyse, damit neben die Forschungsperspektive des Beobachtenden – etic auch endlich der Ansatz des Teilnehmenden einer Kultur treten kann – emic (Pike 1971; Headland u.a. 1990).

An dieser Stelle sollen auch andere Arbeiten genannt werden, die sich stärker auf die Untersuchung der Migrierenden als die der Migrationen orientiert haben. Dazu zählen besonders die Arbeiten von Aleksandra Trzcielińska-Polus (2007) und Jacek Schmidt (2009) über die *Aussiedler*, oder die von Marta Guziuk (2007) über die Integration der Polen in die deutsche Gesellschaft. Weitere Forschende, die zu unserer besseren Kenntnis der Polen in Deutschland beigetragen haben, sind z.B. Barbara Cieślińska (2011), die die Migrationen in die BRD aus der Perspektive der involvierten Familien beschrieben hat, oder Xymena Dolińska und Mateusz Falkowski (2003), Hubert Orłowski (2005) oder Wojciech Wrzesiński (2007), die das schon früher unter dem Aspekt der polnisch-deutschen Stereotypen erwähnte Problem nach diesen Aspekten hin untersucht haben. Interessante Fragen hat zur Migration auch Emilia Jaroszevska (2003) gestellt, als sie sich mit dem Thema der deutsch-polnischen gemischt-nationalen Eheschließungen auseinandergesetzt hat, oder Piotr Świątkowski (2001), mit seinen Forschungen zur Einbürgerung von Polen in Deutschland und deren Konsequenzen. Als besonders wertvoll haben sich vor diesem Hintergrund Studien zum Alltag von Polen in Deutschland und deren Selbsteinschätzung zu ihrer Position in der deutschen Gesellschaft erwiesen (im Falle von Transmigranten gleichfalls

---

20 Dass diese Perspektive in letzter Zeit populärer geworden ist, ist auch der transnationalen Betrachtungsweise zu verdanken. Sie hat den allgemeinen Blick auf Migrationen verändert, indem sie die Migrierenden als aktive Teilhaber des sozialen Lebens erkennt und sie nicht auf ihre passive Rolle gegenüber der Migrations- und Integrationspolitik reduziert (Kolbon 2007, 212).

der in Polen); zu nennen sind hier Dominik Reisert über die Selbstdefinition polnischer Migranten (2002), Birgit Glorius über die Transnationalität von in Leipzig lebenden Polen (2005, 2007), Lukasz Krzyżowski, Dennis Ohm und Magdalena Nowicka (2016) zur Einstellung der Polen in Deutschland gegenüber anderen Migranten. Ewa Palenga-Möllnbeck (2014) hat die Transmigration aus Oberschlesien analysiert, Witold Nowak Identitätsfragen (2013).

Viele interessante Informationen haben Abschlussarbeiten (überwiegend Dissertationen) zu verschiedenen Aspekten des Lebens in Deutschland beigetragen, z.B. die Studie von Mariola Boensch (2013) darüber, wie aktuelle Vorstellungen von Deutschen und Polen übereinander sich auf Geschäftskontakte auswirken. Sabine Kroner (2015) hat sich mit der Inklusion der Polen in die deutsche Gesellschaft auseinandergesetzt, Iwona Schimanski (2014) mit der Akkultrierung und Lebensqualität der Polen in Deutschland.

Auch Berlin als Schauplatz der Migration in die Bundesrepublik ist seit einigen Jahren häufiger Forschungsgegenstand sowohl in Polen, als auch in Deutschland. Das Problem der Eigenart dieser Metropole als Migrationsziel von Polen früher und heute war mehrfach Thema von Publikationen von Dorota Praszalowicz (2006, 2008, 2010). Zum selben Thema hat sich auch Gottfried Hartmann (1990) geäußert. Frauke Miera (2001, 2007) verdanken wir interessante Aspekte zur Migration nach Berlin Ende des 20. Jahrhunderts; die Anfangsjahre des laufenden Jahrhunderts behandelt die Arbeit von Wolfgang Kil und Hilary Silver (2006). Weitere Autoren haben die Migrationswellen von Polen nach Berlin periodisiert (Kaczmarczyk 2001), ihre unternehmerische Aktivität (Miera 2008, Kot 201b), das Vereinsleben (Gandziarowska 2006; Morawska 2001) und die Identität der Migranten (Morawska 2003) thematisiert. Verbindungen berühmter Polen zu Berlin haben Dorota Danilewicz-Kerski und Maciej Górny (2008) beschrieben.

Auch nicht nur auf ein auf Fachpublikum ausgerichtete Zeitschriften, die gleichzeitig in deutscher und polnischer Sprache erscheinen, haben die Situation der Polen in Berlin zum Thema gemacht. Zu nennen sind vor allem zwei Titel: *Dialog. Magazyn Polsko-Niemiecki*<sup>21</sup> und *Inter Finitimos*<sup>22</sup>. Sie haben Beiträge renommierter Historiker, Politologen, Sozialwissenschaftler und anderer Kenner der deutsch-polnischen Problematik veröffentlicht.

Wenn man die Literaturlage zusammenfasst, so war es wegen des bisherigen Fehlens von Studien, die die ethnologische Perspektive von unten integrieren und der insgesamt geringen Anzahl von Arbeiten zu diesem Aspekt für die Forschung wünschenswert, sich diesem Thema zuzuwenden. Berlin als Ort der Untersuchung zu wählen, lag nahe, weil es wegen der geringen räumlichen Distanz zu Polen und der Attraktivität seines Arbeitsmarktes immer eine Anziehungskraft auf migrationsbereite Polen ausgeübt hat. Überdies begünstigt diese Metropole seit einigen Jahren wie wenige andere Städte die Entwicklung transnationaler Beziehungen.

21 *Dialog. Magazyn Polsko-Niemiecki*, <http://www.dialogmagazin.eu> (Zugriff: 7.08.2015).

22 *Inter Finitimos*, <http://www.interfinitimos.de> (Zugriff: 7.08.2015).

Wichtig war das Vorhandensein einer zahlreichen Gruppe von Migranten aus Polen, die alle zeitlichen Migrationswellen abbilden, insbesondere auch gut integrierte Personen, die bisher relativ selten erforscht worden sind. Von Bedeutung war auch der multikulturelle Charakter Berlins, das berühmt ist für seine Offenheit und Toleranz. Das hat dazu beigetragen, dass sich Migranten sowohl integrieren, als auch ihre ursprüngliche Identität bewahren konnten, und es hat Möglichkeiten geboten, transnationale Lebensstile zu entwickeln.

Dabei ist es wichtig zu betonen, dass genau wegen der Ausnahmestellung Berlins die in der vorliegenden Studie in ihrem konkreten lokalen Kontext analysierten Phänomene nicht ohne weiteres auf andere Schwerpunkte der polnischen Diaspora zu übertragen sind. Vor allem in größerer räumlicher Entfernung von Berlin, etwa dem ebenfalls von zahlreichen Polen bewohnten Nordrhein-Westfalen, können die Verhältnisse ganz anders sein. Faktoren wie die kulturelle Eigenart der Berliner Migrationsgesellschaft, die Einstellung ihrer Umgebung zu „Fremden“ und vor allem die geographische Nähe Polens haben wesentlich auf die Integrationsstrategien und die Transmigrationspraxis: Mobilität, die Teilhabe am Berliner Kulturleben und die Identität der polnischen Berliner eingewirkt. Das vorliegende Buch ist somit eine Fallstudie. Sie soll helfen, anhand eines spezifischen und konkret bestimmten Beispiels die heute im polnischen, aber auch im internationalen wie globalen Zusammenhang ablaufenden Migrationsprozesse besser zu verstehen.

## Zur Methodik dieser Studie

Das Thema der Integrationsstrategien von Polen und ihrer Transnationalisierung verdient aus vielen Gründen wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Das gilt vor allem dann, wenn deren praktische Aspekte untersucht werden, was bisher eher selten geschehen ist<sup>23</sup>. Die Ethnologie ist die Disziplin, die sich auf solche Studien spezialisiert. Wie Tsypylma Darieva (2007, 73) bemerkt

23 Für die ins Ausland migrierenden Polen interessieren sich bisher vor allem: das Zentrum für Migrationsforschungen beim Institut für soziale Fragen (Ośrodek Badań nad Migracjami Instytutu Studiów Społecznych), das Institut für Sozialpolitik (Instytut Polityki Społecznej), das Mitteleuropäische Forum für Migrationsforschung (Środkowoeuropejskie Forum Badań Migracyjnych) und das Institut für Öffentliche Angelegenheiten (Instytut Spraw Publicznych). Individuelle Studien haben Autorinnen und Autoren wie M. Duszczyk, A. Górny, I. Grabowska-Lusińska, A. Grzymała-Kozłowska, A. Flirt-Fesnak, K. Iglicka, E. Jaźwińska, P. Kaczmarczyk, E. Kepińska, A. Kicingier, P. Korys, Ł. Łotocki, M. Okólski, D. Osipowicz, B. Sakson, D. Stola, A. Weinar vorgelegt. Sie befassen sich mit den aktuellsten Erscheinungsformen und Aspekten von Migration wie z.B. Migrationspolitik, Mechanismen, Rahmenbedingungen und Dynamik von Bevölkerungsverschiebungen, der Integration von Migranten oder ihrer Diskriminierung, ihrer Position in ausländischen Arbeitsmärkten, Bildungsbiographien von Migranten, Teilgebieten wie finanzielle Transfers sowie Rückwanderungen. Besondere Erwähnung verdienen Publikationen, die sich auf die Transnationalität konzentrieren, ebenso solche, die auf Feldforschungen beruhen, sowie theoretische Arbeiten. Genannt seien Ewa Budakowska (2005), Łukasz Krzyżowski und Sylwia Urbańska (2010) sowie Wioletta Danilewicz (2011).

hat, ist das Ziel ethnologischer Studien, Migrationen zu verstehen, zu beschreiben, zu interpretieren und zu vergleichen sowie festzustellen, wie sich als ihre Folge soziale Netzwerke, Kultur und Identitäten von Menschen und Orten, wo sie sich einbringen, entwickeln und verändern. Zu dieser Art von Untersuchungen wollte auch ich zunächst durch Feldforschungen und jetzt durch die nachfolgende Monographie einen Beitrag leisten.

Grundlage der Analyse waren eigene Untersuchungen zwischen 2009 und 2012 im Rahmen des Projekts *Transnationalität im deutsch-polnischen Kontext. Deutsche in Posen und Polen in Berlin*<sup>24</sup>, das durch einen Zuschuss des polnischen Ministeriums für Wissenschaft und Hochschulen/Nationales Wissenschaftszentrum (Narodowe Centrum Nauki NCN) gefördert wurde und ich selbst geleitet habe<sup>25</sup>. Diese Studien hatten qualitativen Charakter. Ich habe darin einerseits den emischen Ansatz – als teilnehmende Beobachterin – genutzt, als auch den etischen der Beobachtung von außen. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Perspektiven ist von Kenneth Lee Pike aus der Linguistik in die Anthropologie übertragen worden (Headland 2001). Der emische Ansatz beruht dabei auf Kategorien und Begriffen, die für die Mitglieder der untersuchten Gruppe selbst bekannt und wichtig sind; in der Praxis bedeutet dies, die Perspektive eines Teilnehmers der untersuchten Kultur zu berücksichtigen, eine Perspektive, die dieser versteht, analysiert und eigene Schlussfolgerungen aus ihr zieht. Im Unterschied dazu steht der etische Ansatz mit einer Erkenntnis der Wirklichkeit eines „Anderen“ verbunden, die diese in transkulturellen Kategorien beschreibt, wie sie für die Kultur des Forschenden selbst charakteristisch sind (Walczak 2013, 116–117). Als ich die Forschungen aufgenommen und anschließend das Buch geschrieben habe, habe ich mich von den Worten von Clyde Kluckhohn leiten lassen, dass „man einen guten Anthropologen an einer interessanten Mischung von Leidenschaft und Reserve erkennt“ (1957, 776-777). Gemeint war damit, dass der Ethnograph sich mit Leidenschaft und Anteilnahme ins Leben der untersuchten Personen einbringen und gleichzeitig die Fähigkeit zur Distanzierung und den reservierten Blick bewahren solle, die für die Analyse der gewonnenen Einsichten erforderlich sind.

24 Vertrag Nr. 2174/B/H03/2009/36, Projektnummer N N109 217436. Zu meinen Forschungen über deutsche Transmigranten in Posen vgl. meine eigenen Publikationen (Szczepaniak-Kroll 2009, 2010, 2011).

25 Ergänzend habe ich auch Materialien benutzt, die in einem weiteren Projekt des NCN unter dem Titel *Polacy sukcesu – między emigracją a transnarodowością: nowe oblicze polskiej diaspory w Europie Zachodniej (Erfolgreiche Polen - zwischen Emigration und Transnationalität: das neue Gesicht der polnischen Diaspora in Westeuropa)* erarbeitet wurden; auch an diesem Projekt hatte ich den Hauptanteil. Der Zuschuss umfasste Forschungsarbeiten in mehreren europäischen Metropolen, darunter Berlin. Die Befragten kamen aus denselben Migrationswellen, die in der vorliegenden Monographie untersucht werden. Ich habe also für das Buch Ausschnitte aus meinen Interviews genutzt, die dieselbe Thematik berührten, etwa die Umstände der Ankunft in Deutschland, Probleme der Anpassung, Aussagen über die eigene Identität und andere. Die zitierten Befragten entsprachen denselben Auswahlkriterien wie im Hauptprojekt. Die Zitate aus dem zweiten Projekt sind nach dem ersten Buchstaben mit der römischen Ziffer II gekennzeichnet, die Zahl in Klammern bezeichnet das Jahr der Ankunft in Berlin. Ein Beispiel für diese Notation ist: KIIKK 2004. Vertragsnummer UMO-2014/13/B/HS3/04927, Antragsnummer 2014/13/B/HS3/04927, Projektdurchführung: 2015-2018.

Für meine Feldforschungen setzte der emische Ansatz voraus, das Phänomen von innen aus der Perspektive der Migrierenden zu ergründen, was ein tieferes Eindringen in ihre Welt erforderte. Die Anwendung der etischen Perspektive dagegen zielte dagegen darauf ab, für den emischen Ansatz charakteristische Gefahren wie die Übernahme der Parteilichkeit der untersuchten Personen oder die mögliche Willkürlichkeit ihrer Beurteilungen und Aussagen zu vermeiden<sup>26</sup>. Ich war bemüht, beide Ansätze komplementär zu nutzen und so allgemeingültigere Schlussfolgerungen ziehen zu können, die auch außerhalb der unmittelbar untersuchten Gruppe Geltung beanspruchen dürfen. Diese Forderung nach Komplementarität beider Ansätze hat auch schon der Begründer dieser Konzeption, Kenneth Pike, erhoben; er betrachtete die etische Analyse als für den Einstieg in die Forschungen passend, während er im weiteren Verlauf verlangte, die emische Perspektive einzunehmen (Walczak 2013, 116).

Ich habe die Technik des halbstrukturierten Interviews und unterstützend die der offenen teilnehmenden Beobachtung gewählt. Diese erste Methode der Datensammlung stellt einen Mittelweg zwischen den Methoden des fragebogengestützten und des narrativen Interviews dar. Er erinnert an ein vertieftes Interview, obwohl gleichzeitig jedes Interview Antworten auf diejenigen selben Forschungsfragen liefern sollte, die vom Standpunkt der Untersuchungsziele als die wesentlichsten erschienen und zum angestrebten Erkenntnisgewinn der Forschenden beitragen sollten (Angrosino 2010, 97). Die Wahl fiel deshalb auf diese Technik, weil ich anahm, dass der traditionelle Fragebogen sich hier nicht bewähren würde. Denn er hätte es den Gesprächspartnern nicht ermöglicht, Aspekte anzusprechen, die von ihrem Standpunkt aus wichtig waren und die in der Phase der Vorbereitung auf die Feldforschung schwer zu antizipieren waren. Überdies ähnelt die Fragebogen-Methode tendenziell einem Verhör, was die Gesprächspartner sowohl zu langweilen droht oder sie auch abschreckt, dem Forschenden interessante Auskünfte zu erteilen. Mein Interesse galt eher der Diskussion und dem Gedankenaustausch und weniger dem „Abfragen“. Dagegen sind narrative Interviews zwar als Techniken qualitativer Untersuchungen in der Ethnologie weit verbreitet, aber sie liefern in der Regel auch eine Menge an überflüssigen Informationen über die Biographie der befragten Personen, die aber nicht Teil des Forschungsinteresses sind. Sie jeweils zu überprüfen, wäre ungemein zeitraubend geworden, und ein großer Teil des Materials hätte sich als unbrauchbar erwiesen. Da in narrativen Interviews sehr unterschiedliche Themen in den Mittelpunkt gestellt werden, wird die Vergleichbarkeit der Ergebnisse ebenso erschwert wie ihre Nachprüfbarkeit im Lichte der zu Beginn der Forschungen getroffenen Vorannahmen. Daher erschien die Wahl eines Mit-

<sup>26</sup> Beide Perspektiven zu berücksichtigen, entspricht der Untersuchung von Transnationalität von unten (*bottom-up* oder *up-loading*), indem die Entstehung von Beziehungen und Bindungen zwischen Individuen und kleinen sozialen Gruppen zugelassen und sogar angestrebt wird. Dem steht (ggfs. als Ergänzung) die Erforschung von Transnationalität von oben (*top-down*) gegenüber, die die beobachteten Phänomene in den Kontext etwa der Globalisierung des Finanzkapitals und von Unternehmen in der Hand von internationalen Konzernchefs stellt (Witkowska 2013, 125).

telwegs als die effizienteste Lösung, die es erlaubte, die genannten Einschränkungen zumindest zu minimieren.

Die zweite Technik, die ich angewandt habe, war die der offenen teilnehmenden Beobachtung. Sie beruht darauf, das Verhalten der Befragten während der Interviews zu registrieren. Denn in ihrem Verlauf traten auch verschiedene Emotionen zutage, die das Verhältnis der Befragten zu den übermittelten Inhalten betonten. Die Beobachtung erlaubte z.B., die Ehrlichkeit der erteilten Antworten einzuschätzen, den Einfluss der Umwelt auf den Inhalt der Aussagen zu bestimmen und die Einwirkung eventuell weiterer beim Interview anwesender Personen auf das Verhalten der interviewten Person und ihre Aussagen zu berücksichtigen. Wenn ich in dem vorliegenden Buch Auszüge aus den Interviews mit den Befragten zitiere, habe ich jedesmal den situativen Kontext des Gesprächs und die Reaktionen im Verhalten der Gesprächspartner vermerkt, allerdings in allgemeiner Form und ohne übermäßig ins Detail zu gehen.

Den Großteil der Materialien habe ich im Zuge von drei jeweils zweimonatigen Aufenthalten in Deutschland gesammelt. Ich habe die Forschungen bewusst in diese Abschnitte aufgeteilt. Denn wie aus meinen früheren Erfahrungen hervorgeht, sind Pausen zwischen den Etappen der Feldforschung überaus nützlich: sie erlauben, das Material zu ordnen, die eingeschlagenen Wege zu überprüfen, die Werkzeuge zu perfektionieren und das weitere Vorgehen gezielter auszurichten. Schließlich halfen sie auch, Distanz zu den erhaltenen Informationen zu gewinnen. Diese Forschungsstrategie hat sich auch im vorliegenden Fall als zweckmäßig erwiesen.

Insgesamt habe ich 60 Interviews geführt, die die Grundlage der nachstehenden Analysen bilden. Dass es auf diese Zahl hinauslief, erklärt sich mit dem Sättigungseffekt, der eintritt, wenn weitere Gespräche nichts für das Forschungsinteresse qualitativ Neues mehr brachten (Angrosino 2010, 98)<sup>27</sup>. Die aufgezeichneten Interviews wurden anschließend transkribiert<sup>28</sup>. Die meisten der Gesprächspartner waren zwischen 20 und 30 Jahren alt, als sie nach Berlin kamen<sup>29</sup>. Nur vier waren älter (etwa 40 Jahre), zwei kamen als Minderjährige. Das Verhältnis zwischen Frauen und Männern unter den Befragten war 44 zu 16. Acht Personen waren nicht direkt aus Polen nach Berlin gekommen, sondern erst nach einem mehrwöchigen oder -monatigen Aufenthalt am anderen Ort in Deutschland (sechs Befragte) oder in einem anderen Land (zwei Befragte).

---

27 Die so gewonnenen Informationen habe ich in den Gesprächen mit Migranten im Rahmen des zweiten erwähnten Projekts über die sogenannten erfolgreichen Polen ergänzt (weitere 56 Interviews). In deren Verlauf kamen viele Aspekte im Zusammenhang mit dem Integrationsprozess und der Transnationalisierung zum Vorschein.

28 Die originalen Aufnahmen lagern derzeit im Archiv der Arbeitsstelle Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Posen. Die Namen der Befragten wurden gemäß den polnischen Vorschriften zum Schutz persönlicher Daten kodiert. Das Datum in der Klammer beim Namen steht für das Jahr, in dem die betreffende Person nach Berlin gekommen ist. Eckige Klammern beim Namen enthalten Ergänzungen unklarer Passagen der Antworten.

29 Wie schon erwähnt, spielten die Antworten, die ich im Rahmen des zweiten Projekts erhielt, nur eine ergänzende Rolle.

Die Gesprächspartner wiesen in ihrer Mehrzahl (bis auf zwei) ein abgeschlossenes Hochschulstudium, vier weitere ein abgebrochenes Studium. Ich habe bewusst diesen Personenkreis gewählt. Dafür waren zwei Überlegungen ausschlaggebend. Erstens haben gebildete Polen schon seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts häufiger Berlin als Ziel ihrer Migration gewählt als irgendeine andere Stadt in Deutschland. Diese Besonderheit hat sich bis heute gehalten<sup>30</sup>. Im Verlauf meiner Feldforschungen hatte ich Gelegenheit, genau dieses Milieu in Berlin kennenzulernen, das heute schon zahlreich ist und weiter anwächst. Gleichwohl ist es bisher kaum erforscht worden. Zweitens stellte sich heraus, dass diese Gruppe durchaus ihre Eigenart hatte. In Migrationsstudien werden nämlich häufig gebildete Migranten mit hochqualifizierten gleichgesetzt; aber dies erwies sich für die Berliner Forschungen als nicht angebracht. Denn schon in den Vorgesprächen zeigte sich, dass sowohl in den 1980er, als auch in den 1990er Jahren als auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts, fast alle Polen, die nach Berlin kamen, unabhängig von ihrer vorherigen Schul- und Ausbildung im Ausland auf ganz grundsätzliche und existenzielle Probleme stießen: etwa beim Erlangen eines Aufenthaltstitels, der Arbeitssuche, oder beim Erwerb deutscher Sprachkenntnisse. Das formale Bildungsniveau war also kein „Startkapital“, das die Gesprächspartner in eine bevorzugte Position im Integrationsprozess versetzt hätte, wie es heute sehr oft der Fall ist. Als Folge sind Helden dieses Buches ganz normale Leute, von denen die meisten ihr bisheriges Leben in Polen hinter sich gelassen hatten und enorme Anstrengungen unternehmen mussten, um fern der Heimat ein neues zu beginnen, um sowohl eine für sie befriedigende Stabilisierung zu erreichen, als auch ihre Identität nicht zu verlieren. Fasziniert hat mich der Umstand, dass es den Polen trotz ständig sich ändernder Rahmenbedingungen im Zielland gelungen ist, sich zu integrieren, meistens ohne jede institutionelle Unterstützung und trotz einer Vielzahl von Schwierigkeiten auf dem Weg dorthin. Von wesentlicher Bedeutung für die Untersuchung dieser Gruppe war die Tatsache, dass zu ihr viele heutige Transmigranten gehörten.

Die deutsche Hauptstadt war für mich ein neues Forschungsterrain (meine vorherigen Studien hatte ich in Oberfanken durchgeführt). Als ich mit der Arbeit in dieser 3,5 Millionen Einwohner zählenden Metropole begann, kannte ich keine einzige der Personen, mit denen ich später zusammenarbeiten würde. Ausgangspunkt für die Kontaktaufnahme waren die Internetseiten, die sich an Polen in Berlin wandten<sup>31</sup>, sowie Ratgebermedien für die Berliner Polen<sup>32</sup>.

30 Wie aus einer 2014-2015 entstandenen Studie aus dem Projekt *Fachkräftesicherung durch Integration zuwandernder Fachkräfte aus dem EU-Binnenmarkt – Entwicklung von Handlungsempfehlungen in Bezug auf die Neue Arbeitsmigration aus Polen, Rumänien, Bulgarien und Frankreich nach Berlin* hervorgeht, hatten von 600 untersuchten Migranten mit polnischer Staatsangehörigkeit 47,6% eine abgeschlossene akademische Ausbildung. Die Untersuchung wurde von der Firma Minor – Projektkontor für Bildung und Forschungen gGmbH (Ebda, s. 41).

31 z.B. Polonia Berlin, [www.poloniaberlin.de](http://www.poloniaberlin.de) (Zugriff: 10.03.2014); Berlińczyk, [www.berlinczyk.pl](http://www.berlinczyk.pl) (Zugriff: 10.03.2014); Polacy w Berlinie, [www.polacywberlinie.de](http://www.polacywberlinie.de) (Zugriff: 10.03.2014).

32 Vor allem: *Kontakty, Polonia Berlin*.

Die ersten Begegnungen mit den ausgewählten Personen verabredete ich per Telefon oder Mail. Beide Methoden waren wirkungsvoll, die erstere mehr als die zweite. Im direkten Gespräch per Telefon war es einfacher, die Polen zur Teilnahme zu bewegen und ihre Befürchtungen und Zweifel zu zerstreuen. Die ersten so gewonnenen Kontakte erwiesen sich oft als „Türöffner“ zu weiteren Adressaten (Hammersley, Atkinson 2000, 73). Über sie lernte ich weitere Gesprächspartner aus dem Kreis ihrer Bekannten, Verwandten, Kollegen, Nachbarn usw. kennen. Hier bewährte sich die sogenannte „Schneeballmethode“, die von einer Person zur nächsten führte. Im allgemeinen war die Gesprächsbereitschaft gut; die meisten Befragten erklärten sich zur Teilnahme bereit und freuten sich sogar, dass sich jemand für ihr Migrationsschicksal interessierte und dass ihre Auskünfte sogar veröffentlicht werden sollten. Allerdings musste ich ihnen Anonymität zusichern. Als hilfreich erwies sich, dass ich aus demselben Land kam wie sie. Mir scheint, dass sie dies zu größerer Ehrlichkeit und Offenheit ermutigte, als wenn die forschende Person aus irgendeinem anderen Land oder auch aus Deutschland selbst gekommen wäre<sup>33</sup>. Ich muss allerdings zugeben, dass es aus demselben Grund für mich schwierig war, jene zu große kulturelle Nähe zu vermeiden, von der Marek Pawlak (2018, 92) gesprochen hat, der über Polen in Norwegen geforscht hat. Solche kulturelle Nähe kann sowohl dazu führen, dass man seine Gesprächspartner idealisiert, als auch dazu, dass man während der Beobachtung ihres Alltags die nötige Distanz nicht aufbringt. Ich war mir dieser Gefahr bewusst und habe mich bemüht, sie zu minimieren, allerdings war es mir angesichts des Forschungsziels kaum möglich, den anderen möglichen Standpunkt einzunehmen – den der Outsiderin. Wie Pawlak (2018, 92) richtig bemerkt hat, wäre damit allerdings auch die Gefahr verbunden gewesen, solchen Forschungen begriffliche Schemata und Schablonen aufzuzwingen oder die Befragten in naiver Weise zu exotisieren. Die meisten Interviews verliefen nach dem Szenario, das ich aufgrund vorheriger Literaturstudien für sie entworfen hatte. Diese Vorbereitung ermöglichte mir festzulegen, welche Themen ich besonders ansprechen sollte. Wesentlich war auch, dass ich schon Vorerfahrungen aus Studien zu ähnlichen Themenbereichen mitbrachte.

Ich eröffnete die Treffen mit den Interviewten in der Regel mit lockeren, nicht unmittelbar auf das Thema der Begegnung bezogenen Gesprächen. Sie sollten die Spannung lösen, wie sie immer auftritt, wenn man bisher unbekanntem Personen begegnet. Anschließend ging ich nach und nach zu den Fragen über, die mich interessierten. Am Beginn der Erörterung meines eigentlichen Themas stand die Erläuterung, warum und mit welchem Ziel ich die Forschun-

---

33 Im Zuge meiner schon erwähnten Forschungen über Deutsche in Posen zwischen 2009 und 2012 hatte ich nicht selten den Eindruck, dass die Befragten bemüht waren, problematische Themen zu umgehen – sicherlich, um eine polnische Forscherin nicht zu verletzen. Einige hingegen gingen den umgekehrten Weg und nutzten die Gespräche mit mir als Gelegenheit, Probleme verschiedenster Art zur Sprache zu bringen, während sie gleichzeitig die positiven Seiten ihres Aufenthalts in Polen herunterspielten oder übergingen.

gen durchführte, und welche Ergebnisse ich erwartete. Den Gesprächspartnern wurde auch die Anonymisierung ihrer Aussagen zugesichert und sie wurden darüber informiert, wie sie in der als Abschluss geplanten Monographie zitiert werden sollten. Manchmal gelang es auch, ohne ausführliches Vorgespräch zum eigentlichen Thema zu kommen. In dieser Situation wurden die Befragten im Nachhinein über die Regeln der Nutzung der von ihnen erlangten Informationen in Kenntnis gesetzt<sup>34</sup>.

Ich hatte die Fragen in drei thematische Gruppen unterteilt: solche über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der Migranten in Deutschland. In der ersten Phase des Gesprächs wurden die Interviewten über die Realität ihres Lebens in Polen vor der Emigration befragt, über die Gründe ihrer Übersiedlung in die BRD und die hiermit verbundenen Vorbereitungen. Die meisten Befragten berichteten ausführlich über wichtige Ereignisse und die Eindrücke, die sich hiermit verbanden. Man konnte spüren, dass diese Tatsachen ein wichtiges Element der Biographie der Berliner Polen darstellten, da sie ihr Leben verändert hatten und sich deswegen in der Erinnerung eingepägt hatten. Das Erzählen über die Umstände ihrer Übersiedlung nach Deutschland senkte den Stress der Interviewsituation und durchbrach etwa noch vorhandene kommunikative Barrieren. In vielen Fällen konnte ich im Grunde die Fragen über diese Etappe der Migration überspringen, denn die mich interessierenden Elemente waren reichlich in den Berichten der Befragten enthalten und wurden spontan mitgeteilt.

Anschliessend ging ich über zu dem Teil des Interviews, der der Phase der Anpassung gewidmet war: die ersten Eindrücke, Schwierigkeiten, Weisen, sich in der neuen Situation zurechtzufinden, Kontakte zu knüpfen, Arbeits- und Wohnungssuche usw. In vielen Fällen erwies es sich als notwendig, in der Diskussion die wichtigsten Ereignisse zu bestimmen, eine gewisse Chronologie zu schaffen, das Durcheinander der einzelnen Fakten zu entwirren. Die Befragten berichteten in der Regel ausführlich über die Schwierigkeiten, mit denen sie konfrontiert waren, und über ihre individuellen Strategien, mit bestimmten Situationen zurechtzukommen. Der Übergang zu Fragen im Zusammenhang mit der tieferen Integration, u.a. über die Eheschließung – meistens gemischte Ehen –, die Kindererziehung, die Suche nach einer besseren Arbeit und/oder Wohnung etc. war kein größeres Problem.

Die Gesprächspartner analysierten, indem sie einzelne Episoden ihrer Migrationsgeschichte wiedergaben, gleichzeitig ihre Kontakte mit Deutschen in verschiedenen Situationen, Orten und Umständen und verglichen diese mit ihren Beziehungen zu anderen Polen; sowohl solchen, die in Berlin lebten, als auch solchen, die in Polen geblieben waren. Interessanterweise ging es in den Gesprächen über die Integration in Berlin meist nur um das Verhältnis zu den Deutschen,

---

<sup>34</sup> Dies ist ein wichtiges Thema der Forschungsethik, zumal in den heutigen Zeiten, wo es immer schwieriger wird, Menschen zu veranlassen, ihre persönlichen Angelegenheiten mit anderen zu teilen. Es ist deshalb wichtig, die von ihnen geopfert Zeit und auch ihre Bereitschaft, oft recht intime Wahrnehmungen mit der Forschenden zu teilen, zu würdigen.

obwohl Berlin eine multikulturelle Stadt ist. Ausländer anderer Herkunft blieben weitgehend unerwähnt, obwohl auch solche Personen in Berlin länger lebten, stark in der Stadt verwurzelt waren und sogar zu ihrem Bekanntenkreis gehörten. Die Migranten teilten zahlreiche Wahrnehmungen über kulturelle Unterschiede im Alltag sowie Stereotypen mit. Besonders wichtig war für sie (und für mich auch) der Aspekt der Aufrechterhaltung der Verbindungen nach Polen im Kontext der Transnationalisierung. Dies betraf Besuche, Mail- und Telefonkontakte, die Beteiligung an polnischen Wahlen und ihre Beziehungen zu anderen Polen in Berlin, z.B. vermittelt über Aktivitäten bei polnischen Vereinen oder im kirchlichen Leben. Unabhängig von dem Jahr, in dem die entsprechende Person nach Deutschland gekommen war, wurde die Intensität und Häufigkeit dieser Kontakte zum Gesprächszeitpunkt mit denen verglichen, die sie zu Beginn ihres Aufenthalts in der BRD und in den Jahren danach gepflegt hatten.

Ein Problem stellten Fragen nach dem Geldtransfer nach Polen dar, egal, ob es um Überweisungen an Verwandte oder für eigene Bedürfnisse ging. Es stellte sich heraus, dass diese Fragen, selbst wenn sie sehr zurückhaltend formuliert waren, doch den Interviewten offenkundig zu nahe gingen. Weil solche Fragen oft Misstrauen erzeugten, und dies den weiteren Verlauf des Gesprächs zu beeinträchtigen drohte, habe ich nach einer Zeit aufgehört, sie zu stellen. Nur ungern antworteten die Interviewten auch auf Fragen zum Themenkreis der Politik (etwa der Teilnahme an Wahlen), sicherlich auch deshalb, weil die Befragten den Standpunkt der Interviewerin dazu nicht kannten und aus diesem Grund bemüht waren, möglicherweise konfliktträchtige Themen zu vermeiden. Wir haben über diesen Themenbereich nur dann tief gehender diskutiert, wenn von Seiten der Befragten die Bereitschaft dazu zu spüren war. Schwierigkeiten bereiteten den Migranten auch Gespräche über religiöse Praktiken. Ich gewann den Eindruck, dass sie sich manchmal ihres zurückgehenden Engagements in Glaubens- und Kirchenfragen schämten – vermutlich aufgrund der noch aus Polen mitgenommenen Vorstellung, dass man, um ein richtiger Pole zu sein, auch praktizierender Katholik sein muss.

In dieser Phase gab es auch noch andere Schwierigkeiten. Es kam vor, dass Gesprächspartner in ihren Berichten vom Thema abschweiften und zu Erörterungen von Fragen übergingen, die für sie sicherlich wichtig, aber für das Thema der Forschung weniger wesentlich waren. Das zwang mich, den Verlauf des Gesprächs zu kontrollieren und es wieder auf die gewünschte Bahn zurückzubringen, ohne die Befragten zu verletzen. Als interessant erwies sich, dass in der Phase der späteren Analyse der Aussagen einige Elemente dieser anfänglich als nebensächlich eingeschätzten Aspekte sich als doch sehr wesentlich erwiesen, weil sie Meinungen, die an anderer Stelle geäußert worden waren, illustrierten oder in Frage stellten. Das bestätigte meine Überzeugung, dass es erforderlich war, die Interviews mitzuschneiden und dann zu transkribieren. Bei älteren Befragten stellte die genaue Rekonstruktion bestimmter Ereignisse manchmal ein Problem dar, etwa wenn es um die Erlangung eines Aufenthaltstitels ging. Vieles, was den

Migranten als weniger wesentlich erschien, aber für den äußeren Beobachter wichtig war, war dem Vergessen anheimgefallen. Man kann nur bedauern, dass vergleichbare Forschungen nicht schon einige Jahre früher angestellt worden sind. Damals wären die erlangten Informationen mit Sicherheit vollständiger gewesen.

Der letzte Teil des Gesprächs, wie er im Szenario vorgesehen war, erwies sich als der interessanteste. Die Polen stellten Überlegungen dazu an, in welcher Weise die Niederlassung im Ausland ihre Identität beeinflusst habe. Oft hatte ich den Eindruck, ich sei Zeugin einer Selbstanalyse geworden, in deren Rahmen – so schien es mir – einige der Befragten bemüht waren, vor allem sich selbst von der Richtigkeit der Schlussfolgerungen zu überzeugen, die sie einst gezogen hatten. Deshalb bezeichneten sie diesen Teil des Interviews oft als ausgesprochen schwierig. Ich habe oft zu hören bekommen: „Da stellen Sie aber eine schwierige Frage“. Dies bedeutete aber nicht, dass sie der Antwort ausgewichen wären. Weitere Fragen über die Wahrnehmung des eigenen Orts, ihre Heimat und ihre Wurzeln waren der Anlass für noch weitergehende Erwägungen. Oft stellten die Befragten fest, dass die Diskussion mit mir über diese Aspekte für sie wichtig war, um ihre eigene Sichtweise auf sich selbst und andere zu ordnen.

Es machte den Migranten sichtbar Freude, sich mit mir über die meisten der angesprochenen Themen auszutauschen. Selbst wenn sich im Gespräch schwierige Fragen von manchmal sehr persönlichem, intimem oder unangenehmem Charakter ergaben, waren die Befragten froh, dass sie sich mit mir darüber hatten aussprechen können. Dass ich ein für sie fremder Mensch war, verlor im Laufe der Gespräche seine Bedeutung. Auf meiner Seite weckten Bekenntnisse dieser Art das Gefühl einer großen Verantwortung für das gesammelte Material und seine Benutzung. In vielen Fällen war es schwierig, die erwähnte methodologisch geforderte Distanz zu wahren und der Gefahr zu entgehen, in zu große Nähe zu den Befragten zu geraten, was den kritischen Zugang zu den gewährten Informationen geschwächt hätte (Hammersley, Atkinson 2000, 122).

Parallel zu den Interviews habe ich Beobachtungen angestellt. Ich war mir der Tatsache bewusst, dass solche Beobachtungen eine der Methoden sind, um Daten einzuordnen (Flick 2010, 141), so habe ich sie in kontrollierter Form durchgeführt und mich dabei auf die Reaktionen der Gesprächspartner und die Umstände, unter denen die Interviews geführt wurden, konzentriert. Allerdings habe ich auf das empfohlene Anfertigen von Notizen während des Gesprächs verzichtet (Angrosino 2010, 88). Das ergab sich aus der von mir gemachten Erfahrung, dass ein derartiges Verhalten die Interviewten in ihrer Konzentration stört. Außerdem erschwert das gleichzeitige Anfertigen von Aufzeichnungen, dass das Interview gemäß dem geplanten Szenario geführt werden kann, das vorsah, den Interviewten viel Freiheit beim Ansprechen neuer Aspekte zu gewähren, gleichzeitig aber auch von Interviewenden verlangte, die Situation stets unter Kontrolle zu haben. Stattdessen habe ich mich dafür entschieden, die Ergebnisse der Beobachtung zeitnah im Forschungstagebuch festzuhalten. In den Analysen der vorliegenden Mo-

nographie habe ich jedesmal die Reaktionen der Gesprächspartner zu den einzelnen angesprochenen Themenkreisen berücksichtigt, selbst wenn ich dies im Text nicht immer notiert habe.

Wie ich bei meinen Feldforschungen erfahren musste, ist der schwierigste Moment für Forschende im Allgemeinen die Beendigung des Interviews. Zu spüren, dass der Besuch zu Ende geht, führt bei den interviewten Personen sehr oft zu einem gewissen Unbehagen (obwohl die Atmosphäre während des Gesprächs nicht selten sehr angenehm war, und vielleicht gerade deswegen), sich zu sehr geöffnet zu haben und Dinge erzählt zu haben, die für sie wichtig waren, ohne etwas im Gegenzug dafür erhalten zu haben. Dieses Phänomen konnte ich auch bei meinen Interviews für die vorliegende Monographie beobachten. Es war also wichtig, den Interviewten nochmals die Anonymität ihrer Aussagen zuzusichern und daran zu erinnern, dass die Gesprächsergebnisse ausschließlich zu Forschungszwecken benutzt werden würden, und dass sie sich bei Vorbehalten und Einschränkungen von ihrer Seite jederzeit an mich wenden könnten, wenn sie Teile ihrer Aussagen zurückziehen wollten.

Nach den Interviews erstellte ich kleine Tabellen mit Informationen wie: Vor- und Nachname, Geschlecht, Alter, Personenstand, Anzahl der Kinder, Bildungsgrad, Arbeitsstelle, Jahr der Ankunft in der BRD, bisherige Wohnsitze in Deutschland. Diese Stichworte waren nötig, um das Material zu ordnen und erhaltene Angaben entsprechend sortieren zu können (nur zur Kenntnis der Forschenden). Als ich nach dem Interview wieder allein war, habe ich im Forschungstagebuch Umstände des Interviews wie Datum, Ort, eventuelle Beteiligung Dritter, beobachtete Reaktion auf verschiedene angesprochene Themen, Kommentare zum Verlauf des Interviews, eigene Empfindungen und andere Wahrnehmungen protokolliert.

Die verwendeten Forschungstechniken – halbstrukturiertes Interview und teilnehmende Beobachtung – erwiesen sich als ausgesprochen effizient. Sie zeigten, welche unbestreitbaren Vorteile qualitative Forschungen aufweisen. Die Befragten erwarteten wirklich einen Dialog und nicht nur die Ausfüllung eines Fragebogens; davon zeugt der Umstand, dass die erteilten Auskünfte in aller Regel ausführlich und vollständig waren. Die Gespräche berührten viele interessante Aspekte, die man bei Nutzung z.B. eines Fragebogens unmöglich hätte voraussehen können. Die befragten Polen teilten Überlegungen mit, die in einer quantitativen Studie keine Aufnahme gefunden hätten. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass vieles von dem, was sie mir sagten, den Interviewten schon lange „auf dem Herzen lag“, und dass das Gespräch mit mir für sie Anlass dafür war, ihre Gedanken mit mir zu teilen. Die Gesprächspartner vertrauten mir auch Gefühle an, die sie im Zusammenhang ihrer langjährigen Emigration hegten. Zu den rein sprachlichen Aussagen traten emotionale Reaktionen hinzu, die die Inhaltsebene der Aussagen kontextualisierten und die Einschätzung erlaubten, wie ehrlich die Befragten in ihren Aussagen gewesen waren. Aus diesem Grund halte ich es für unerlässlich, ein Forschungstagebuch zu führen.

Als wesentlich für die Aussagen der Befragten erwies sich auch der Ort, wo die Gespräche geführt wurden. Am häufigsten war das deren Wohnung, manchmal das eigene Unternehmen oder das Büro, oder Arbeitszimmer und gelegentlich auch ein neutraler Ort wie ein Café, ein Park oder Garten. Einige Befragte äußerten sich ausdrücklich als Privatpersonen und gleichzeitig als Beschäftigte von Institutionen, wenn die Tätigkeit der letzteren mit Polen im Zusammenhang stand. Von großer Bedeutung war, ob Dritte während des Gesprächs anwesend waren, selbst wenn sie nicht direkte Begleitpersonen der Befragten waren, sondern sich in der Umgebung aufhielten (z.B. in einem anderen Zimmer), und selbst wenn sie des Polnischen nicht mächtig waren. Es kam vor, dass die Befragten sich davon in Verlegenheit gebracht fühlten, so dass es sich als notwendig erwies, einige Aspekte des Gesprächs auf einen Zeitpunkt verschieben zu müssen, zu dem die Befragten die Möglichkeit verspürten, sich unbefangener zu äußern. In einigen Fällen musste ich aus diesem Grund auch ganz auf das Interview verzichten. Im Allgemeinen allerdings belebte die Anwesenheit Dritter die Befragten eher und ermutigte sie und brachte neue Gedanken ins Spiel. Das galt insbesondere, wenn sich diese Dritten von Zeit zu Zeit auch selbst in das Gespräch einbrachten.

Zu Beginn meiner Forschungen ging ich davon aus, dass die Aufenthaltsstrategien der Polen in Berlin sich im Laufe der Zeit von den typischen Verhaltensweisen von Immigranten in Richtung auf eine Transnationalität verschieben würden. Um diesen Prozess nachverfolgen zu können, hatte ich beschlossen, die individuellen Geschichten der Befragten vom Moment der Ausreise aus Polen über die Phase der Anpassung und Integration in Berlin bis hin zu ihrer Transnationalisierung zu ermitteln. Die transkribierten Interviews teilte ich dann in Gruppen, die den einzelnen Migrationsphasen entsprachen: achtziger und neunziger Jahre sowie Beginn des 21. Jahrhunderts. In allen Erzählungen gliederte ich die Textabschnitte danach, welche konkreten Themen sie betrafen (z.B. Erlernen der deutschen Sprache – oder Teilnahme an Wahlen) (Charmaz 2009, 73). Hieraus ergab sich ein Netz der wichtigsten thematischen Aspekte (Gibbs 2011, 80). Anschließend verglich ich gemäß den methodologischen Grundsätzen diese Textabschnitte sowohl synchron – also für die Gruppe, die etwa gleichzeitig nach Deutschland gekommen war –, als auch diachron für die Angehörigen verschiedener Migrantengenerationen. Nachdem ich so Übersichten erstellt hatte (z.B. Aussagen zu den Gründen der Ausreise aus Polen), ging ich zur Generalisierung über (z.B. was waren die wichtigsten Ausreisegründe) und sonderte Antworten, die zu den übrigen nicht passten, aus. Das galt z.B. für Aussagen, die in ihrer Art einzigartig waren und sich als nicht repräsentativ erwiesen hatten und stellte Überlegungen dazu an, wie diese Abweichungen zu erklären seien (Flick 2010, 140).

Die Analyse des gewonnenen Materials erlaubte mir, einzelne Themen herauszuarbeiten, deren Besprechung wesentlich zu sein versprach. Da eines der Ziele qualitativer Forschungen darin besteht, Muster zu entdecken und sie unter Nutzung der Aussagen der befragten Perso-

nen zu erklären, habe ich vor allem das induktive Erklärungsmodell gewählt. Es beruht darauf, Schlussfolgerungen auf Grundlage mehrerer einander ähnlicher Fälle zu entwickeln und zu begründen. Gegenüber einigen Aspekten habe ich aber auch die deduktive Methode gewählt, die in umgekehrter Richtung arbeitet. In solchen Fällen habe ich den Einzelfall von der allgemeinen Regel her interpretiert (Gibbs 2011, 25).

Die im Zuge der Interviews gewonnenen Materialien habe ich dann eingeordnet (Denzin 1978, 294-302). Meist habe ich hierzu die Methode der Beobachtung verwendet, aber ich habe sie auch mit den mir vorliegenden wissenschaftlichen Ausarbeitungen zum Thema und anderen verfügbaren Quellen konfrontiert. Die auf der Mikroebene gewonnenen Daten habe ich zu Ereignissen der Makroebene in Beziehung gesetzt. Ich habe also politische und sozioökonomische Rahmenbedingungen auf nationalstaatlicher und europäischer Ebene berücksichtigt, soweit diese auf die Integrationsstrategien von Migranten und ihre Transnationalisierung eingewirkt haben. An dieser Stelle habe ich auch lokale Prozesse wie die Situation in Berlin und an den Orten in Polen berücksichtigt, mit denen die Befragten verbunden waren. Denn der Kontakt zur nächsten Umgebung ist im Integrationsprozess der wichtigste Aspekt. Die Transnationalisierung richtet sich nach einhelliger Auffassung der Forschung in hohem Maße nach den Regeln der lokalen Umgebung vor allem deren sozialer und kultureller Dimension. Dies schließt freilich nicht aus, dass ihr Verlauf auch durch Orte außerhalb des gegenwärtigen Aufenthalts beeinflusst wird (Lucassen, Lucassen 1997; Pries 2008).

In Berlin habe ich auch ein gutes Dutzend sogenannte Experteninterviews geführt. Zu meinen Gesprächspartnern zählten Journalisten von Medien, die Themen aus dem Bereich der deutsch-polnischen Beziehungen aufgriffen, z.B.: *Dialog* und *Inter Finitimos*. Weitere Interviews führte ich mit Mitgliedern von Institutionen und Vereinen, die sich auf Migranten allgemein und Polen im Ausland konzentrierten. Genannt seien u.a. der Verein der Polen in Berlin (Zjednoczenie Polaków w Berlinie), der Bund der Polen in Deutschland (Związek Polaków w Niemczech) (Rodło), das Polnische Haus „Polonicum“ (Dom Polski), der Polnische Sozialrat (Polska Rada Społeczna), der Polnische Schulverein „Oświata“ (Polskie Towarzystwo Szkolne), der *Ingenieursverband „Berpol“* (Stowarzyszenie Inżynierów), das Sprachcafé Polnisch, der Buchbund, die Vereine „Polinnen in Berlin“ (Polki w Berlinie) und Polin – Polnische Frauen in Gesellschaft und Kultur. Weitere Institutionen mit Bezug auf die in Berlin lebenden Polen, deren Hilfe ich nutzen konnte, waren das polnische Konsulat, das Polnische Institut, das Polnische Kompetenzzentrum (Polskie Centrum Kompetencyjne) und die Polnische Katholische Mission (*Polska Misja Katolicka*) in Berlin. Von großem Wert waren die Informationen, die mir Personen gegeben haben, die sich beruflich mit Migranten und ihrer Integration befassen (darunter auch solchen aus Polen). Genannt sei die Integrationsbeauftragte beim Bezirksamt Pankow und das Diakoniewerk Simeon gGmbH, die MBE-Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer und

die AWO-Fachstelle für Migration und Behinderung. Zum Aspekt der Jugendlichen mit Migrationshintergrund äußerten sich Spezialisten von Arbeit & Bildung Kumuls sowie von der in der Unterstützung studierender Migranten tätigen Gesellschaft für Europabildung. Ich traf mich auch mit Redakteuren der Zeitschriften und Bulletins *Kontakty* und *Polonez* sowie des *Kurier Berliński-Polonica*.

Weitere Quellen außer den bereits genannten waren vorliegende wissenschaftliche Arbeiten, statistische Angaben, Presseartikel, Blogs, Erinnerungen von Migranten, Dokumente, die der Polnische Sozialrat (Polska Rada Społeczna) gesammelt hatte, Archivalien und Bilder aus dem Landesarchiv Berlin sowie aus Privatsammlungen. Als interessant erwiesen sich Filme, die einer der Gesprächspartner gedreht hatte, sowie das Buch einer weiteren Befragten, das die Migrationsthematik aufgreift. Im Zuge meiner Forschungen in Berlin habe ich auch mit in der Stadt angesiedelten und mit Migrationsthemen befassten Institutionen wie dem Institut für Europäische Ethnologie oder dem Zentrum für Historische Forschungen der Polnischen Akademie der Wissenschaften (Centrum Badań Historycznych PAN) zusammengearbeitet. Inner-europäische Migrationen gehören seit Jahren zum Arbeitsfeld der genannten Institutionen und Dienststellen. Ich danke für die nützlichen Hinweise, die mir die dort tätigen Wissenschaftler gegeben haben.

## Theoretische Grundlagen

Inspiziert zu dem Vorhaben, das Thema der Integration von Polen, die nach Deutschland migriert sind, analytisch aufzugreifen, war die Typologie verschiedener Haltungen von Migranten gegenüber dem Aufnahmeland, wie sie John Eade, Stephen Drinkwater und Michal Garapich vorgelegt haben (2006, 33-35). Die genannten Autoren haben auf der Basis der Stadt London das damals neue Phänomen der Immigration von Polen untersucht und anhand ihrer Selbstpositionierung in der britischen Gesellschaft schlagwortartig vier Typen polnischer Migranten unterschieden: die *Störche*, also typische Saisonmigranten, die sich in Großbritannien maximal sechs Monate aufhielten und im Grunde das Milieu ihrer bereits dort lebenden Landsleute nie verließen. Die zweite Gruppe bezeichneten die Autoren als *Hamster* – Personen, die ihre Migration nach London nicht mit ihrer überschaubaren Zukunft verbanden, sondern sie als einmaligen Versuch betrachteten, in Großbritannien wie in Polen wirtschaftliches und kulturelles Kapital zu sammeln, um dieses anschließend in Polen zu investieren; im Vergleich zu den *Störchen* blieben sie länger und tendenziell ohne Unterbrechung in London. Die nächste Gruppe waren die sogenannten *Herumsucher*, die bewusst ihre absehbare Zukunft nicht mit einem bestimmten Ort verbanden, sondern sich hauptsächlich darauf konzentrierten, ihr eigenes wirtschaftliches und soziales Kapital zu akkumulieren, egal, ob dies dann in Polen oder Großbritannien geschehen würde; sie versuchten, sich beide Optionen offenzuhalten: die Rückkehr oder

das Bleiben im Zielland. Die letzte Gruppe bezeichneten die Autoren als die der *Lachse*; sie sei dadurch gekennzeichnet, dass sie ihren künftigen Lebensmittelpunkt in Großbritannien sehe. Die ersten drei Haltungen habe ich auch bei jungen Polen feststellen können, die nach Deutschland migrierten und die jeweils jüngste Migrationswelle repräsentierten. Ich fragte mich nach ihren Integrationsstrategien, die auf dem Aufenthalt in einem transnationalen Raum beruhte, und nach deren Auswirkungen auf ihre Identität. Nach und nach beschloss ich, auch Vertreter früherer Migrationswellen aus Polen nach Berlin in meine Forschungen einzubeziehen, denn mich interessierte, unter welchen Umständen die Vertreter dieser vorherigen Generationen, die anfangs dieselben Typen verkörpert hatten, sich zu *Lachsen* gewandelt hatten. Wichtig war mir herauszufinden, wie sich ihr Leben nach dieser spezifischen Transformation weiter entwickelt hatte, warum es sich transnationalisiert hatte, worin sich diese Transnationalisierung äußerte und auf die Identität der Menschen einwirkte, die im Aufnahmestaat schon lange und tiefe Wurzeln geschlagen hatten und die jetzt wieder „übernationale Fühler ausstreckten“.

Als ich mit den Feldforschungen begann, legte ich das Akkulturationsschema des kanadischen Forschers John Berry zugrunde. Er hat 1951 ein Modell präsentiert, das – mit etlichen Verbesserungen des Autors selbst (zuletzt 2006) bis heute als klassisch gilt, und das trotz aller Kritik<sup>35</sup> sehr häufig Anwendung findet (Kość-Ryżko 2014, 40). Das Schema umfasst vier mögliche Modelle der Akkulturation, wobei letztere als Veränderung des kulturellen Selbstverständnisses verstanden wird, die als Ergebnis eines ständigen direkten Kontakts zweier kulturell unterschiedlicher Gruppen entsteht: Separation, also die Bewahrung der Herkunftskultur unter Ablehnung der Kultur des Aufnahmelandes und Vermeidung allzu häufiger Kontakte mit ihr; Assimilation, also die Trennung von der alten Kultur und die Identifikation mit der neuen. Am erwünschtesten ist die Integration, die es erlaubt, in einem gewissen Ausmaß die eigene Kultur zu behalten und sich gleichzeitig in die neue Kultur einzubringen. Auf dem anderen Extrem findet sich die Marginalisierung (Dekulturierung), die mit dem Verlust der bisherigen kulturellen Identität im Sinne von Moralvorstellungen, Normen und Werten verbunden ist, ohne dass gleichzeitig eine Identifikation mit der Kultur des Aufnahmelandes stattfindet (Berry 1997, 9). Jedes Modell berücksichtigt das Verhältnis des Migranten zu seiner Herkunftskultur und der herrschenden Kultur sowie die Weise, wie Mehrheiten sich Minderheiten gegenüber verhalten. Denn Akkulturation ist nicht nur eine Frage individueller Entscheidungen, sondern sie wird von äußeren Bedingungen beeinflusst, die den institutionellen Rahmen für die Lebensformen von Minderheiten in einer gegebenen Gesellschaft abstecken. Ein Beispiel dafür ist die Migrationspolitik des jeweiligen Staates.

In der vorliegenden Monographie hatte ich die Absicht, mich auf die aus der Sicht der deutschen Staates als ausgesprochen gelungen geltende Integration der untersuchten Gruppe von

---

35 J. Berry hat es im Laufe der Jahre mehrfach geändert (bis 2006) (Kość-Ryżko 2014, 40).

Polen aus deren Perspektive zu konzentrieren. Ich war bestrebt, ihren Verlauf in Relation zu den unterschiedlichsten Bedingungen zu verfolgen, in denen die Migranten lebten, die Bereiche herauszustellen, die letztlich für den besonderen Integrationserfolg entscheidend waren. Ich hatte ursprünglich vor, mich auf das Thema des Sich-Einbringens der Migranten in die Aufnahmegesellschaft zu konzentrieren, wobei ich gleichzeitig mit dem Autor des Akkulturationskonzepts Anlass zur Diskussion sehe. Denn ich halte die Integration für eine der Formen der Akkulturation, wobei Integration ein breiter angelegter Prozess ist, der neben der Akkulturation auch noch andere Dimensionen aufweist. Deshalb sollte diese als Aspekt der Integration betrachtet werden, und nicht umgekehrt<sup>36</sup>.

Ich schließe mich der Definition von Budyta-Budzyńska (2011, 46) an, wonach Integration „ein Prozess und Zustand ist, in dem Individuen der migrantischen Gruppe relativ dauerhafte Beziehungen mit Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft eingehen und an verschiedenen Aspekten vom Leben derselben teilnehmen, ohne darüber die eigene nationale Besonderheit aufzugeben“. Migranten sind hier nicht bestrebt, die eigenen kulturellen Muster zu verändern, sondern sie streben danach, diese in die dominierende Kultur einzubringen (Budyta-Budzyńska 2010, 159). Dies bedeutet nicht, dass in diesem Prozess des Sich-Einbringens die Muster, die als eigene wahrgenommen werden, unverändert bleiben. Sie werden im Ergebnis der Akkulturation umgestaltet; diese verstehe ich als Veränderungsprozess in der Sphäre der Kultur als Folge des interethnischen Kontakts. Wesentlich ist, dass bestimmte Muster selbst nach dieser Veränderung weiter als die eigenen angesehen werden.

Ich hielt es allerdings unter dem Einfluss meiner Feldforschung für erforderlich, das Berry'sche Schema zu modifizieren. Ich habe es als aus vier Varianten bestehendes Modell des Sich-Einbringens von Migranten in den aufnehmenden Staat bestimmt, in dessen Rahmen die Akkulturation, also die Einfügung von Migranten in eine andere Kultur als diejenige, in der sie aufgewachsen sind und sozialisiert wurden, auf verschiedenen Gebieten geschieht (Sztompka 2005, 253). Das führt zur Aneignung von Wissen, kulturellen Standards und nötigen Kompetenzen, wie sie für ein zufriedenstellendes Funktionieren in der Aufnahmegesellschaft erforderlich sind (Esser 2001). Dabei muss betont werden, dass dies kein Prozess ist, der nur in eine Richtung wirkt. Er zeigt sich in Transformationen, die in beiden miteinander in Kontakt stehenden kulturellen Systemen ablaufen, wenn auch asymmetrisch in dem Sinne, dass die schwächere Seite

<sup>36</sup> A. Posern-Zieliński (2005) hat darauf hingewiesen, dass Assimilation und Akkulturation im Sinne von kulturellen Veränderungen als Folge des Kontakts autonomer kultureller Systeme unabhängig voneinander ablaufende Prozesse sind, zwei Seiten eines Prozesses kultureller Veränderung, der im Zuge des interethnischen und interkulturellen Kontakts abläuft. Sie können dabei parallel und gleichzeitig verlaufen oder mit unterschiedlicher Schnelligkeit und Intensität. Es sind sowohl Fälle weit fortgeschrittener Akkulturation ohne Assimilation bekannt (Akzeptanz für fremde kulturelle Inhalte unter Beibehaltung der eigenen Identität), als auch sehr geringer Akkulturation bei hochgradiger Assimilation (Bewahrung der eigenen Kultur unter bedeutendem Verlust der Identität).

Muster der kulturell dominierenden Seite übernimmt (Posern-Zieliński 1999, 44-45; 2005, 101-102)<sup>37</sup>. Ich bin davon ausgegangen, dass es im Fall der heute ablaufenden Transnationalisierung der Migranten angebracht sein wird, einen nachlassenden Einfluss der dominierenden Kultur anzunehmen, weil die Akkulturation immer deutlicher die Übernahme nur derjenigen ihrer Aspekte betrifft, die die Integration erleichtern und zu dem Gefühl der Zugehörigkeit zur aufnehmenden Gesellschaft beitragen oder sonst für die Migranten attraktiv erscheinen. Ebenso wichtig ist von ihrem Standpunkt, möglichst viele Ressourcen der eigenen Kultur zu wahren und diese auch außerhalb der eigenen Gruppe weiterzugeben.

In diesem von mir sozusagen „umgekehrten“ Schema berücksichtigt der Integrationsprozess die Perspektive des Migranten selbst und sollte deshalb für die Gesellschaft, in die sich der Migrant einbringt, zu akzeptieren sein. Akzeptanz zeigt sich darin, dass Migranten bestimmte Rechte eingeräumt werden, die denen der Bewohner des Aufnahmelandes gleichen oder zumindest nahekommen. Ohne sie ist die Integration sehr schwierig (wenn auch nicht völlig unmöglich), und Migranten sind zur Separation, Marginalisierung oder Assimilation verurteilt – diese Kategorien im traditionellen Sinne verstanden als Anpassung, als deren Folge eine der beiden Kontakt aufnehmenden Gruppen auf die eigene Kultur verzichtet und eine andere annimmt.

An dieser Stelle ist noch ein Hinweis von Bedeutung. Viele Forscher, vor allem amerikanische, definieren heute Assimilation anders, als sie in den ersten theoretischen Ansätzen verstanden wurde, die in den USA entstanden waren. Ihr Verständnis in Europa und auf dem amerikanischen Kontinent ist völlig unterschiedlich. Die Einordnung von Immigranten in eine neue Gesellschaft ist schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts Forschungsthema. Damals hat Robert Park (1921), ein Vertreter der Schule von Chicago, sogenannte Rassenzyklen beschrieben, in deren Verlauf es zu Kontakt, Wettbewerb, Akkomodierung und schließlich der unumgänglichen Assimilation einer Gruppe an die andere komme. Die Konzeption von Louis Wirth (1945) hat diese Theorie modifiziert; nach seiner Auffassung muss für den Erfolg des Assimilierungsprozesses die aufgenommene Gruppe bereit sein, in der dominierenden Gruppe aufzugehen, diese hingegen muss die Bereitschaft aufweisen, sich für neue Individuen zu öffnen. Milton Gordon (1964) hat die Konzeption von Wirth ergänzt; er hat die einzelnen Stufen, die jede ethnische Gemeinschaft durchlaufen müsse, die sich auf das Endstadium, die staatsbürgerliche Assimilation, hinbewegen wolle, beschrieben. Die staatsbürgerliche Assimilation beschrieb Gordon als das völlige Verschwinden des Konflikts zwischen der neuen ethnischen Gruppe und der Aufnahmegesellschaft. Weitere Stufen dieses komplizierten Prozesses sind nach Gordon die Akkulturation, die strukturelle Assimilation, die für die weiteren Stufen der kulturellen Homogenisierung erforderlich ist, und schließlich die Assimilation der Persönlichkeitsstruktur. Gegen die

---

<sup>37</sup> In extremen Fällen kann die Akkulturation sogar zur Dekulturation führen, also dem völligen Verlust der bisherigen kulturellen Spezifik. Hier kann man dann aber auch nicht von Transnationalismus sprechen, weil dessen konstituierender Bestandteil, die Transkulturalität, fehlt.

genannten Konzeptionen ist eingewandt worden, dass sie sich die Assimilation als linearen und statischen Prozess vorstelle, die vor allem nicht zwischen der Assimilation eines Individuums und der einer Gruppe unterscheide. Diese Aspekte wurden dann in den Theorien von Nathan Glazer und Daniel Moynihan (1963) berücksichtigt; sie stellten einen großen Schritt in Richtung auf das heutige Verständnis von Assimilation unter den Bedingungen der USA dar. Die Autoren hatten bemerkt, dass sich nicht Gruppen als ganze assimilieren, sondern Einzelne im Rahmen einer ethnischen Gruppe. Diese ist durch eine größere oder geringere Anzahl assimilierter Mitglieder gekennzeichnet. Das Verhältnis beider Größen zueinander signalisiert – vereinfacht gesprochen – die größere oder geringere Bereitschaft der jeweiligen Gemeinschaft, in der Aufnahmegesellschaft aufzugehen.

Richard Alba und Victor Nee (1997, 864) haben die Auffassung vertreten, dass das Wesen der Assimilation darin bestehe, dass die Bedeutung von Merkmalen der ethnischen oder rassistischen Abweichung in dem Maße abnehme, wie die Migranten sich in der neuen Gesellschaft aufhielten; als Konsequenz gingen auch die soziokulturellen Unterschiede zurück. Mit der Zeit höre die ethnische Herkunft von Migranten in der neuen Gesellschaft auf, eine größere Rolle zu spielen, und die Vertreter der einzelnen sozialen Gruppen nähmen die sich an sie anpassenden Migranten als immer weniger fremd wahr. In diesem Sinne könne man die Assimilierung, die in verschiedenen Lebensbereichen von Migranten ablaufe und die mit ihrer Positionierung in den sozialen Strukturen zusammenhänge, auch als Integration bezeichnen. Ähnlich hat sich zur Assimilation Min Zhou (1997) geäußert. Sie hat verschiedene Pfade der sozialen und beruflichen Anpassung von Migranten aufgezeigt, durch die sie sich in das System der sozialen Schichtung am neuen Wohnort einfügten. Sie hat auch auf die Differenzierung der Assimilation je nach Generation und darauf hingewiesen, wie verschieden die Dimensionen der Assimilation seien (kognitive, strukturelle, soziale, identifikatorische und andere). Allen diesen Konzeptionen ist gemein, dass sie den subjektiven Faktor und die Aktivität der Teilnehmer des Assimilationsprozesses hervorheben, ebenso die Differenziertheit der aufnehmenden Gesellschaft und die unterschiedlichen Geschwindigkeiten der Assimilation im sozialen und wirtschaftlichen Bereich usw. (Brubaker 2001, 533-535; Glazer 1993, 122-136; Grzybek 2013, 61).

Ein Überblick über die Literatur zu Migranten zeigt, dass die Versuche, den bisherigen Assimilationsbegriff zu verändern, zumindest in Europa im Wesentlichen nicht vom Erfolg gekrönt waren. Für die meisten Analysen der Inkorporation ist Integration der Leitbegriff geblieben. Das kann daran liegen, dass vor allem in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg der Begriff der Assimilation vor dem Hintergrund des extremen Nationalismus, des Faschismus und des während des Krieges unternommenen Versuches, verschiedene Minderheiten auszulöschen, negativ konnotiert war (Bosswick, Heckmann 2006, 4). Auch Hartmut Esser (2004, 45) hat bemerkt, dass dies aus der Befürchtung entstanden sei, sich des kompromittierten und „emotionalisierten“

Begriffs der „Assimilation“ zu bedienen. Damit dürfte der Autor recht haben; Integration erscheint insofern als neutralerer Begriff, der den europäischen Realitäten auch besser entspricht.

Dabei hat Ewa Morawska (2009, 13) darauf hingewiesen, dass der Begriff der Integration in Europa sehr ähnlich gebraucht wird wie der der Assimilation in amerikanischen Studien: als ein mehrdimensionales Phänomen, das sich an Indizes wie dem Grad von Konzentration bzw. Segregation von Immigranten an ihren Wohnorten gegenüber der ansässigen Bevölkerung, an Bildungsaufstieg, Beschäftigung, Kenntnis der Sprache des Aufnahmelandes im Unterschied zur Benutzung der eigenen Muttersprache messen lässt. Weitere Kriterien sind Selbstidentifikation, Art primärer und sekundärer sozialer Bindungen (innerhalb der eigenen Gruppe und außerhalb dieser), schließlich Einbürgerung und politische Teilhabe.

Europäische Forscher konzentrieren sich eher auf die verschiedenen Ebenen der Assimilation. Hartmut Esser (2000) etwa nennt die Akkulturation als den Prozess, in dem das Individuum die Normen der Aufnahmegesellschaft kennenlernt, Wissen und kulturelle Kompetenzen erwirbt, um in der neuen Gesellschaft wirksam teilhaben zu können und kulturelles, soziales und ökonomisches Kapital akkumuliert. Eine weitere Sphäre sei die Verortung (*placement*) des Individuums, womit die Einnahme einer bestimmten Position im sozialen Gefüge, in seinem Beruf oder als Staatsbürger gemeint ist – also den Erwerb von Rechten und damit verbunden, die Möglichkeit, soziale Beziehungen zu definieren. Außer diesen Ebenen können wir die der Interaktion (*interaction*) identifizieren, in der sich Beziehungen und Netzwerke herausbilden, darunter Freundschaften, Ehen u.dgl. Von besonderer Bedeutung ist auch die Ebene der Selbstidentifikation (*identification*), die sich auf die individuelle Identifikation mit dem sozialen System bezieht – und auf welcher der Mensch sich als Teil einer Gemeinschaft zu verstehen beginnt. Eine nicht gelungene Integration hat negative Folgen wie Marginalisierung oder individuelle Absonderung (Esser 2004).

Wolfgang Bosswick und Friedrich Heckmann (2006, 9-16) haben ebenfalls mehrere Ebenen sozialer und kulturell-identitärer Integration unterschieden. Die erste umfasse sowohl die strukturelle als auch die interaktive Ebene. Hier gehe es darum, dass Migranten eine bestimmte Position im wirtschaftlichen und beruflichen Leben, in der Ausbildung oder im sozialen Umfeld erreichen, die zweite, interaktive, bestehe aus einem Austauschprozess, wechselseitiger Einwirkung und dem Entstehen von Beziehungen zwischen den Migranten und Vertretern der aufnehmenden Gesellschaft. Weiter genannt wird die kulturelle Ebene, die mit dem Erwerb entsprechender Sprachkompetenzen und der Kenntnis und Akzeptanz bestimmter Normen und Werte verbunden sei. Und schließlich gebe es auch noch die identifizierende Integration, die sich auf das Gefühl der Gruppenzugehörigkeit und Identität bezieht und sich wieder in kognitive und emotionale Prozesse unterscheidet.

Han Entzinger und Renske Biezeveld (2003, 19-36) haben drei Ebenen dieses Prozesses hervorgehoben: die sozioökonomische, die kulturelle und die legislativ-politische. Die erste sei damit verbunden, sich auf dem Arbeitsmarkt zurechtzufinden, und umfasse Probleme wie Beschäftigung, Höhe des Einkommens, Sozialversicherung, Ausbildung und Segregation. In die zweite fielen Fragen der Haltung des Migranten gegenüber den Normen und Grundsätzen des aufnehmenden Landes, die Häufigkeit seiner Kontakte zum Herkunftsland und dem Aufnahmeland, die Wahl des Ehepartners/der Ehepartnerin, Sprachkenntnisse und Kriminalität. Die dritte Ebene dagegen betreffe die Legalisierung des Aufenthalts, den Erwerb der Staatsbürgerschaft und die Teilnahme am politischen Leben.

Aus den zitierten Beispielen ergibt sich, dass alle Forscher darin übereinstimmen, Integration als einen Prozess zu betrachten, innerhalb dessen sich verschiedene Sphären, Ebenen oder Bereiche unterscheiden lassen, die sich jeweils in entsprechenden Konfigurationen auf Politik, Gesellschaft und Kultur beziehen. In dieser Betrachtungsweise dominiert klar die Perspektive des externen Beobachtenden, die die ablaufende Integration aus der Makroperspektive des Staates betrachtet. Die Migranten selbst kommen in dieser Perspektive eher als Werkzeug oder Objekt bestimmter Migrationspolitiken vor. Wie Ewa Morawska (2009, 13) bemerkt hat, ist diese Herangehensweise typisch für in Europa entstandene Studien zu Migrationsprozessen. Das habe die Folge, dass sie, obwohl sie in der Regel Integration als Prozess in zwei Richtungen definieren, diese Wechselwirkungen zwischen Migranten und der aufnehmenden Gesellschaft in den meisten Fällen nicht zeigen könnten, weil sie sich auf die Betrachtung verschiedener Formen der Exklusion von Neuankömmlingen oder auf die Analyse externer Faktoren konzentrierten, die die Integration dieses Personenkreises unmöglich machten. Auf diesem Hintergrund geht das vorliegende Buch anders vor.

In meiner Analyse geht es ebenfalls um verschiedene Bereiche des Lebens von Migranten mit Integrationsbezug. Aber ich war bemüht, diesen Prozess auch mit den Augen der Migranten selbst zu betrachten, für die es im alltäglichen Leben und Zurechtkommen wichtig ist, Antworten auf die an sie herangetragenen Erwartungen des Staates zu finden, die (zahlreichen) formalen Barrieren zu durchbrechen, sich auf dem Arbeitsmarkt und im Schulsystem zurechtzufinden und mit den Menschen in ihrer nächsten Umgebung ins Verhältnis zu treten. Ich denke, dass diese Aktivitäten von entscheidender Bedeutung für den Integrationsprozess, das Zurechtkommen und das anschließende Leben im neuen Staat sind. Natürlich umfassen sie auch die in den genannten Konzeptionen angeführten allgemeingesellschaftlichen, kulturellen und politischen Komponenten, aber nur in dem Umfang, in dem sie das persönliche Leben der Migranten beeinflussen.

Da Integration ein ungemein langfristiger Prozess ist, lohnt es meiner Ansicht nach, auch deren erste Etappe, die der Adaptation, gesondert zu betrachten. Dies hat Małgorzata Budyta-

Budzyńska am Beispiel polnischer Einwanderer in Island getan. Ähnlich wie die genannte Autorin verstehe ich Adaptation als: minimale Anpassung an die Umwelt, wie sie sich z.B. auf wirtschaftlichem Gebiet im Zugang zum Arbeitsmarkt äußert, kulturell am Beispiel der sprachlich-kulturellen Kompetenzen für die Ansiedlung im Zielland, und sozial in den Beziehungen zur autochthonen Bevölkerung (Budyta-Budzyńska 2011, 46).

Im vorliegenden Buch zeige ich, wie wichtig die Erfahrung und Überwindung des sogenannten Kulturschocks für diese Etappe ist, und dass dies im Grunde der Beginn des Integrationsprozesses ist. Diesen Begriff hat erstmals die Anthropologin Cora du Bois 1951 verwendet, um die Desorientierung zu beschreiben, die Wissenschaftler erfahren, wenn sie in Kontakt mit einer fremden Kultur treten (Paige 1993). 1954 hat Kalervo Oberg – ein amerikanischer Anthropologie finnischer Herkunft, der seine Forschungen hauptsächlich in Brasilien durchführte, diesen Begriff auf alle Menschen erweitert, die ins Ausland reisten und Fremdheitserfahrungen dieser Art machten (Oberg 1960)<sup>38</sup>. Der Autor stellte ein universelles Modell auf, das zwischen den Amplituden Flitterwochen – Krise – Anpassung oszillierte. Den Kulturschock bezeichnete er als „Berufskrankheit“ von Reisenden, verbunden mit Symptomen wie Ratlosigkeit, Obdachlosigkeit und Verärgerung. In dieselbe Richtung argumentierte der norwegische Soziologie Sverre Lysgaard (1955) mit seinem auf demselben Prinzip aufbauenden Modell einer „U-Kurve“. Nach seinen Worten beginnt ein längerer Auslandsaufenthalt mit einer Phase der Faszination durch die neue Kultur (*honeymoon*), in der zweiten werden deren Unzulänglichkeiten bewusst und taucht der Gedanke auf, zu Hause sei es besser gewesen (*crisis*), danach trete ein Verständnis für die Unterschiede ein (*recovery*), und schließlich eine Anpassung (*adjustment*)<sup>39</sup>.

Meiner Ansicht nach findet in der Phase der Adaptation vor allem eine einseitige Akkulturation statt, die tiefgreifende Auswirkungen auf den weiteren Integrationsprozess hat. Der Migrant geht in ihr von der anfänglichen Wahrnehmung der eigenen Kultur als Zentrum zu einer Stufe über, wo er die neue Kultur „aus der Distanz“ betrachten und eine andere Perspektive als die eigene einnehmen kann. Er ergänzt das Repertoire seiner Verhaltensweisen um neue Elemente, um mit der anderen Kultur in Dialog treten zu können. In diesem Abschnitt kann man, wie Milton Bennett (1986, 1998) geschrieben hat, mehrere Phasen unterscheiden: die Leugnung des kulturellen Unterschieds, die Verteidigung gegen ihn und seine Minimierung.

Eine erfolgreich verlaufene Adaptation von Migranten im Ausland führt dazu, dass sie zur Phase der Integration übergehen. Es kommt zu Versuchen, verschiedene Beziehungssysteme miteinander zu verbinden. Ein gut integrierter Mensch wird, wie es Peter Adler (1977) beschrieben hat, zu einer „multikulturellen Person“, die sich einerseits neue Elemente aneignet, aber

38 Oberg präsentierte sein Modell erstmals auf einer Veranstaltung des Women's Club of Rio de Janeiro. Populär wurde es jedoch erst auf Grundlage eines sechs Jahre später veröffentlichten Artikels.

39 Einige Jahre später haben Gullahorn und Gullahorn (1963) die U-Kurve zu einer W-Kurve ausgebaut, indem sie nach dem ersten Schock einen zweiten annahmen, nachdem Migranten eventuell in ihr Heimatland zurückgekehrt seien.

andererseits spüre, dass sie sich außerhalb ihres eigenen Kulturkreises aufhalte. Dieses Niveau – das der Integration – erreiche der Migrant erst nach längerem Aufenthalt an verschiedenen Orten, an denen er mit kulturellen Unterschieden konfrontiert werde.

Eine gelungene Integration ermöglicht ein zufriedenstellendes Leben im Ausland über Jahre. Die mit ihr verbundene Akkulturation führt dazu, dass Migranten die neue Kultur nach und nach kennenlernen, ohne natürlich ihre primäre Identität zu verlieren. Im Ergebnis geht ihre eigene Kultur nicht unter, auch wenn sie sich in diesem Prozess verändert. Die kulturellen Ressourcen der Migranten und später die ihrer Nachkommen im neuen Heimatland durchlaufen eine Umgestaltung gemäß den Bedürfnissen der Gruppe und den objektiven Möglichkeiten. Auf diese Weise entsteht eine neue Ethnizität, die aber nicht im Wege der Enkulturation entsteht, sondern „konstruiert“ ist. Faktoren, die sie wesentlich beeinflussen, sind die Verbindungen mit der Familie, Kultur und Religion, aber auch die zu anderen Mitgliedern derselben Gruppe im Herkunftsland wie im Ausland.

Adaptation und Integration beeinflussen die Form der Transnationalisierung von Migranten. Wenn sie für die Migranten wenig zufriedenstellend sind, wird die Transnationalisierung zum Fluchtweg aus dem Alltag, in dem der Migrant sich aus verschiedenen Gründen zu bewähren hat. Ein erfolgreicher Verlauf dagegen bewirkt, dass die Transnationalität der Migranten für sie ein positiver Wert wird, eine Ergänzung ihrer Bedürfnisse. Gegenwärtig ist es so, dass die Einbindung in verschiedene Netzwerke und vor allem die Vertiefung der Beziehung zum Herkunftsland den Lebensweg der Migranten modifizieren. Sie werden zu Teilnehmern und Schöpfern der hiermit verbundenen Phänomene, die den eindimensionalen Anspruch der Integration auf Wirkung in nur eine Richtung relativiert (Guarnizo *et al.* 2003). Migration kann nicht nur als „Wechsel des nationalen Containers“ behandelt werden, denn das Leben der an ihr beteiligten Menschen wird dadurch komplizierter und mehrdimensionaler.

In übernationalen Zusammenhängen lebenden Migranten stellen sich damit neue Aufgaben, und sie unterliegen etwas anderen Rechten als traditionelle Migranten (Bhabha 1994; Ong 2005; Amelina 2010). Um die Transnationalität herauszubilden, ist die Existenz vieler grenzüberschreitender zwischenmenschlicher Verbindungen erforderlich, und diese sind durch Fluidität und Verschiedenheit gekennzeichnet (Portes 1999). Deshalb vertreten etliche Autoren (z.B. Clifford 1994) die Auffassung, dass übernationale Bindungen, die Hybridformen kultureller Identität hervorbringen, die Integration in die aufnehmende Gesellschaft eher hemmen. Die Mehrheit der Wissenschaft teilt diese Meinung jedoch nicht. Steven Vertovec (2006) sagt, es sei sogar genau umgekehrt. Das Entstehen übernationaler Räume und Bindungen erleichtere es Migranten sogar, sich in der neuen Wirklichkeit zurechtzufinden, und schaffe die Möglichkeit, sowohl materielle, als auch symbolische Ressourcen zu nutzen, die nötig seien, um den sozialen Status in beiden Gemeinschaften zu festigen. Auch ich teile diese Auffassung und neige der

Meinung von Nina Glick Schiller (1997) zu, dass erforscht werden müsste, wie Menschen, die in bestimmten sozialen Strukturen leben, den Transfer von Ideen, Vorstellungen und Gegenständen zwischen Staaten und Gesellschaften schaffen, organisieren und erleben. In dem Teil des vorliegenden Buches, der der Transnationalisierung gewidmet ist, analysiere ich diese Thematik in drei herausgearbeiteten Sphären: der transnationalen Mobilität, der Transkulturalität und der transnationalen Identität. Ich schließe mich darin der Konzeption von Birgit Glorius (2007) an. Sie alle stehen in direktem Zusammenhang mit dem Integrationsprozess von Migranten, mit den Bindungen, die sie als dessen Folge sowohl mit dem aufnehmenden Land als auch mit ihrem Herkunftsland sowie den eigenen Landsleuten im Ausland eingehen.

Die erste dieser Sphären – die transnationale Mobilität – ist sowohl mit physischen Ortsveränderungen (eigene Reisen ins Heimatland, Besuche von Verwandten) verbunden, als auch mit dem Aufrechterhalten anderer Arten von Kontakten (Internet, Telefon) und dem Austausch von Dingen, z.B. Briefen. Solche Kontakte zwischen dem Herkunftsland und dem des gegenwärtigen Aufenthalts dienen dazu, gegenseitige Beziehungen aufrechtzuerhalten. Die zweite Sphäre – die Transkulturalität – betrifft die Übernahme neuer kultureller Elemente unter gleichzeitiger Wahrung der eigenen; das gilt etwa für Sprache, Traditionen und teilweise die soziale Vernetzung, Gründung und Betrieb ethnischer Organisationen und die Mediennutzung. An dieser Stelle verdient das Verhältnis von Mobilität und Transkulturalität besondere Beachtung. Die dritte Sphäre umfasst Fragen der Veränderung der Identität als Folge der transnationalen Lebensweise. Migration und besonders die Pflege transnationaler Beziehungen erfordert von den Migrierenden Selbstanalyse und eine neue Selbstdefinition.

Die letzte Frage, die nach der Identität, scheint das Schlüsselthema für alle Überlegungen über den Integrationsprozess und die gegenwärtig stattfindende Transnationalisierung der Polen in Berlin zu sein. Ich verstehe sie als eine Sammlung von Vorstellungen, Urteilen und Überzeugungen, die jedes Individuum konstruiert, indem es sich selbst definiert. Dieser Prozess verläuft auf der Grundlage gesammelter Erfahrungen und Urteile über Gebiete, die für subjektiv wichtig und spezifisch gehalten werden und die in verschiedenen Situationen zu unterschiedlichen Zeiten als beständig und kohärent wahrgenommen werden und sich gleichzeitig von den Attributen anderer Personen unterscheiden (Boksański 1999, 56; Miluska 2001, 2). In der Migrationssituation bedeutet Identität das individuelle Aushandeln, wie weit die Grenzen der Zugehörigkeit zu verschiedenen Gruppen, darunter auch ethnischen, verschoben werden sollten. Dies gilt sowohl für die eigenen, als auch für die anderer Menschen, und es gilt für Grenzen, die sowohl im aufnehmenden Staat als auch im Herkunftsland bestehen. Ihre Konstruktion findet nämlich im Wege der Entgrenzung und auf die Weise statt, dass man Unterschiede wahrnimmt, die man für wesentlich hält. Diese Grenzen gehören nicht zur objektiven Realität, sondern sie hängen mit der individuellen Wahrnehmung oder Perzeption zusammen (Hahn 2011, 173).I.I.



# Kapitel 1. Push- und Pull-Faktoren für Migrationen nach Berlin

## Anreize für die Migration von Polen nach Berlin 1980-2015

Wenn man über die Gründe schreibt, die Polen zur Migration ins Ausland veranlasst haben, muss man zwischen Faktoren unterscheiden, die auf der politischen und wirtschaftlichen Makroebene angesiedelt sind und diese Entscheidung begünstigen konnten, und auf der anderen Seite persönlichen Motivationen der Migrierenden. Die Faktoren der ersten Kategorie besitzen allgemeinen Charakter; sie beziehen sich auf eine ganze Bandbreite von Bedingungen, die unabhängig von einzelnen Personen entstanden waren, auch wenn sie geeignet waren, ihnen die Ausreise nahezulegen. Die Faktoren der zweiten Gruppe sind individueller Natur – einzelne Personen entscheiden im Verlauf persönlicher Kosten-Nutzen-Rechnungen und der Analyse ihrer jeweiligen Umgebung und ihrer Lebensverhältnisse, ihr Herkunftsland zu verlassen. Auf die persönlichen Motivationen komme ich noch zurück; zunächst möchte ich mich aber auf die allgemeine Situation der Bevölkerung Polens konzentrieren, wobei ich diejenigen Elemente herausstellen werde, die nach meiner Überzeugung den größten Einfluss auf den individuellen Entschluss zur Emigration gehabt haben können.

Die Herausbildung von Migrationsanreizen betrachten die meisten Forschenden nach wie vor in den klassischen Kategorien von Everett Lee (1966). Er hat die Unterscheidung zwischen *push*-Faktoren – also solchen, die jemanden aus dem Herkunftsland hinausdrängen –, und *pull*-Faktoren, die von Seiten des Zielstaates eine Anziehungskraft ausgeübt haben, eingeführt. Hinzu kommen indirekte Hindernisse und persönliche Faktoren. Zu den indirekten Hindernissen, die Emigrierende am häufigsten genannt haben, gehören: die Entfernung zwischen dem Herkunfts- und dem Zielland und die damit verbundenen Reisekosten, außerdem rechtliche Fragen, die für migrierende Personen relevant sind, sowie das Ausmaß der Schwierigkeit, den eigenen Aufenthalt im Zielland zu legalisieren.

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts wird diese Aufteilung in *push* und *pull* angesichts der transnationalen Fluktuationen von einigen Forschern als zu schematisch und unzureichend angesehen, um die Motivationen der Migrierenden zu erklären (vgl. Verwiebe 2006, 301). Monika Wójcik-Żołądek (2014, 27-28) hat die in der Literatur erhobenen Vorwürfe gegen die Konzeption von Lee zusammengefasst: der Mensch sei in ihr als im Prinzip immobiles Wesen gefasst, das bei seiner Ausreise aus dem Herkunftsland seine quasinatürliche Bindung an seinen gewohnten Wohnort aufgeben müsse. Dabei seien Migrationen in der Geschichte nichts Ungewöhnliches, und selbst für die Vorgeschichte seien sie nachweisbar. Außer-

dem vernachlässige die Konzeption von Lee den Einfluss der Familie und der lokalen Gemeinschaft der Migrierenden auf die Entscheidung zur Migration, und dieser sei erheblich. Außerdem unterstelle das Leesche Konzept, dass vor allem die Ärmsten einer gegebenen Gesellschaft und global die Bewohner der am meisten überbevölkerten und unterentwickelten Länder emigrieren müssten; sie seien der Wirkung der Push-Faktoren am ehesten ausgesetzt. Dabei sei dieser Zusammenhang nicht zwingend, da Migranten zumeist Personen von mittlerem sozialem Status und solche seien, die am stärksten von sozialen und wirtschaftlichen Wandlungsprozessen betroffen seien.

Ich halte viele Elemente der Kritik an der Konzeption von Lee für schlüssig; gleichzeitig würde ich diese aber nicht völlig zurückweisen, da ihr kategoriales System weiterhin nützlich ist. Unabhängig von den großen geschichtlichen Momenten gibt es immer Anreize, die Menschen zum Verlassen ihres bisherigen Lebensmittelpunktes bewegen und ihre Wahl für diesen oder jenen Zielstaat beeinflussen. Sie sind auch für Transmigrationen von Bedeutung. In diesem Fall sind sie allerdings kein einmalig auftretender Komplex von Faktoren, sondern sie setzen eher die Mobilität der Migrierenden in Gang und bewirken, dass sie ihr Leben über eine oder sogar mehrere Grenzen hinweg „ausdehnen“. Selbst nach vielen Jahren der Emigration verlieren sie nicht ihre Relevanz, sondern können in bestimmten Momenten wieder wirksam werden.

Im Falle Polens hat die Realität, in deren Rahmen migriert wurde, sich in mehreren Jahrzehnten sehr dynamisch verändert und so Entscheidungen zur Ausreise beeinflusst. Deshalb ist es angebracht, an diese Rahmenbedingungen zu erinnern und vor diesem Hintergrund die individuellen Entscheidungen der befragten Personen zu verfolgen. Dies gilt umso mehr, als gerade auf sie die von Everett Lee erwähnten persönlichen Faktoren und indirekten Hindernisse sich beziehen.

### **Push-Faktoren in den 1980er Jahren**

Die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts waren für die Volksrepublik Polen eine besonders schwierige Periode, die tausenden von Polen den Anlass zur Migration lieferte. Die VR Polen war ein Land, das in hohem Maße von der UdSSR abhängig war, sie gehörte dem sogenannten Ostblock an, ebenso wie die benachbarte Deutsche Demokratische Republik. Sowohl die VR Polen als auch die DDR waren vom Westen durch den Eisernen Vorhang getrennt. In diesem Gesamtsystem war Westberlin eine Insel; es war der am weitesten nach Osten vorgeschobene Teil der westlichen Welt. Seine geographische Lage war ein kaum zu überschätzender Faktor für jene Polen, die über eine Migration nachdachten.

Die Gesellschaftsordnung der VR Polen war an der Wende der 1940er und 1950er Jahre entstanden und blieb im Wesentlichen bis 1989 bestehen. Sie war gekennzeichnet durch die

Vorherrschaft der Kommunistischen Partei, von der die Machtstrukturen, das Militär, die Polizei, andere uniformierte Formationen, die zivile Verwaltung und die Justiz abhingen. Die Wirtschaft war zentral gesteuert (Friszke 2003, 472). Seit Mitte der 1970er Jahre, also kurz bevor die größte Migrationswelle aus Polen in Richtung Westdeutschlands einsetzte, begann in Polen das bisherige System Schritt für Schritt zu zerfallen. Eine erhebliche Rolle dabei spielte die Krise der am sowjetischen Modell orientierten Volkswirtschaft<sup>40</sup>. Das Problem der Preisdisproportionen, die in der ersten Hälfte des Jahrzehnts der Regierung von Edward Gierek (1970-1980) entstanden waren, verschärfte sich. Die Polen waren sich der Tatsache bewusst, dass die wirtschaftliche Belebung in den Anfangsjahren dieser Periode, das Erscheinen verschiedener importierter Luxusgüter auf dem Markt, der erstmalige oder erleichterte Zugang zu verschiedenen technischen Gebrauchsgütern, die den Alltag erleichterten (Saftpressen, Waschmaschinen, Kühlschränke, Fernseher), die technologische Entwicklung aufgrund westlicher Lizenzen usw. mit einer immer tieferen Verschuldung gegenüber dem Ausland erkaufte waren (Wieczorkiewicz, Błażejowska 2011, 250-251)<sup>41</sup>. Die Krise machte es der Partei unmöglich, wie bisher die Passivität der Bürger mit dem Angebot interessanter Konsumgüter zu „kaufen“, das Gleiche galt für die Erhöhung der Löhne und Sozialleistungen über den Produktivitätsfortschritt der Volkswirtschaft hinaus<sup>42</sup> (Friszke 2007, 259; Tittenbrun 1992, 18)<sup>43</sup>.

1976 schlug Premierminister Piotr Jaroszewicz in einer Rede vor dem Sejm eine drastische Erhöhung der Lebensmittelpreise um 30 bis 100 Prozent vor<sup>44</sup>. Die Ankündigung rief Streiks und Straßenunruhen hervor, die für die Regierenden ein Warnsignal über den wachsenden Unmut der Bevölkerung waren<sup>45</sup>. Die Demonstranten wurden Repressionen ausgesetzt, was

40 Sie beruhte seit Jahrzehnten auf zentraler Planung, der Marginalisierung des Privatsektors und der Eliminierung des Gewinns als grundlegenden Motivationsfaktors bei der Arbeit (Surdykowska 2010, 314).

41 In dem Jahrzehnt zwischen 1971 und 1980 wuchs die Verschuldung Polens im kapitalistischen Ausland auf Dollarbasis um den Faktor 23,5 (Tittenbrun 1992, 9).

42 Ab 1973 stiegen die Löhne sehr schnell, aber dies war nicht durch die Produktivität und das Angebot gedeckt. Das Verhältnis des Durchschnittslohns zur Produktivitätsentwicklung in der Industrie hatte in den 1960er Jahren etwa 70 Prozent betragen; jetzt stieg es auf 150 Prozent. Die Einkommen der Bevölkerung wuchsen um 40 Prozent schneller als das Angebot an Konsumgütern (Baltowski 2009, 238).

43 Die Schuld an dieser Situation trifft das ineffiziente Planungs- und Managementsystem, die irrationale Allokation von Investitionsmitteln unter dem Einfluss politischer Erwägungen und die Unfähigkeit der Regierung (Roszkowski 1991, 318).

44 Die Preise für Fleisch und Fisch stiegen um 69%, die für Geflügel um 30%, Butter und Käse verteuerten sich um 50%, Zucker um 100%, Mehl, Hülsenfrüchte und Gemüsekonserven um 30% (Lipski 1983, 32).

45 Am 25. Juni 1976 begann in Radom ein Streik der Beschäftigten der General-Walter-Metallwerke, in Ursus bei Warschau streikte die Traktorenfabrik und in Plock die Ölraffinerie. Es kam zu Zusammenstößen mit der Polizei und zu zahlreichen Festnahmen. In Radom wurden 2.000 Personen inhaftiert, in Ursus 300. Insgesamt streikten mehrere Dutzend Großbetriebe in ganz Polen (Lipski 1983, 30-40).

in der Gesellschaft eine Solidaritätsbewegung auslöste, die die Staatsmacht immer offener in Frage stellte. Vor dem Hintergrund dieser wachsenden Spannungen entstand am 23. September 1976 das „Komitee zur Verteidigung der Arbeiter“ (KOR), und im folgenden Jahr die „Bewegung zur Verteidigung der Menschen- und Bürgerrechte“ (ROPCiO). Ziel beider Bewegungen war die Unterstützung von durch das totalitäre Regime verfolgten Menschen und die Information der Öffentlichkeit über die wahre Situation im Lande, da die staatliche Propaganda dieses Bild verzerrte. Fernziel war, die Sphäre der bürgerlichen Freiheiten und der Demokratie zu erweitern (Lipski 1983, 40; Gędek 2002, 26; Kemp-Welch 2008, 262; Skórzyński 2012, 101-192)<sup>46</sup>. Beide Organisationen unterstützten in den folgenden Jahren Entstehen und Tätigkeit freier Gewerkschaften, die sich die Verteidigung der wirtschaftlichen, rechtlichen und humanitären Interessen der Arbeitnehmer auf ihre Fahne geschrieben hatten (Skórzyński 2012, 339-345).

Auch die römisch-katholische Kirche, die damals einen enormen bewusstseinsbildenden Einfluss hatte, stellte sich auf die Seite der Gesellschaft<sup>47</sup>. Am 16. Oktober 1978 wurde Polen von der Nachricht überrascht, dass Kardinal Karol Wojtyła zum Papst gewählt worden war. Das bedeutete das Auftreten einer starken Gegenautorität gegenüber der Partei für diejenigen Polen, die sensibel auf die Versuche der Staatsmacht in den vorherigen Jahren reagiert hatten, die Rolle der Geistlichkeit im öffentlichen Leben zurückzudrängen. Das Bewusstsein einer Teilung zwischen „uns“ – dem Volk – und „ihnen“ – der Staatsmacht – wurde immer stärker (Friszke 2007, 409-410)<sup>48</sup>, und der Regierung entglitten die Hebel, um der eskalierenden Gegnerschaft vorzubeugen. Im Januar 1980 wurde im Danziger Betrieb „Elektromontaż“ eine Arbeiterkommission mit dem Mitglied der „Freien Gewerkschaft der Küstenregion“ Lech Wałęsa an der Spitze gegründet. Es war unmöglich, den weiteren Ablauf der für die Staatsmacht verhängnisvollen Ereignisse aufzuhalten.

46 1977 wurde der mit dem KOR zusammenarbeitende Student der Krakauer Universität Stanisław Pyjas ermordet. Dies steigerte die Feindseligkeit der Polen gegenüber dem Regime und ihre Bereitschaft, Widerstand zu leisten (Friszke 2003, 342-348).

47 In den folgenden Jahren wahrte die Kirche offiziell Zurückhaltung gegenüber den ablaufenden Ereignissen; in Wirklichkeit aber unterstützten die Geistlichen die Opposition. Dieser Beistand äußerte sich auch ganz praktisch darin, dass Gemeindesäle für illegale Vorträge zur Verfügung gestellt wurden oder die Kirche das repressive Vorgehen gegen Aktivisten der Opposition verurteilte. (Sowa 2011, 430-431; Latka 2016, 39-40).

48 Die erste Pilgerreise von Johannes Paul II. nach Polen im Juni 1979 verwandelte sich in eine Serie regierungsfeindlicher Großkundgebungen. Bei seinem Abschied von seinem Heimatland sagte der Papst: „Manchmal muss man den Mut haben, in die Richtung zu gehen, die bisher noch niemand eingeschlagen hat“ (Paczkowski 2008, 186-187). Diese Worte mobilisierten die Zuhörenden dazu, der Regierung noch weiteren und weitergehenden Widerstand zu leisten.

Gleichzeitig ging der Lebensstandard der Polen auf breiter Front zurück<sup>49</sup>. Nach (überhöhten) offiziellen Angaben waren die Reallöhne noch 1976 und 1977 gestiegen, aber dies verstärkte nur die Inflation<sup>50</sup>. In den folgenden Jahren sanken die Einkommen schon. Obwohl 1977 das höchste Konsumniveau seit Kriegsende erreicht worden war, blieb es doch nicht vergleichbar mit dem in Westeuropa. Während kaufkraftbereinigt ein Brot in der Volksrepublik Polen etwa genauso viel kostete wie in der BRD, war in dieser Relation Fleisch doppelt so teuer, Schuhe fünfmal, ein Fernseher neunmal und ein PKW zehnmal teurer. Die Kaufkraft der Gehälter war in Polen unvergleichbar niedriger (Tymowski *et al.* 1990, 335; Roszkowski 1991, 340-341), von Monat zu Monat wurde die Versorgung der Läden schlechter, wuchsen die Schlangen, vor allem die nach Fleisch<sup>51</sup>. Das tägliche Leben wurde immer schwieriger<sup>52</sup>, die Frustration infolge der ständigen Jagd nach dem Nötigsten wuchs und die immer neuen Probleme im Alltag wurden unübersehbar<sup>53</sup> (Friszke 2003, 362).

Unter diesen Bedingungen sahen viele Menschen die einzige Chance auf ein „normales Leben“ in der Emigration. Die Bundesrepublik Deutschland war schon seit dem Beginn der 1970er Jahre das wichtigste Ziel der Erwerbsmigration von Polen geworden. In den davor liegenden Jahrzehnten hatten sie eher Jobs in Ländern wie den USA, Schweden oder Frankreich angestrebt (Pick 2016, 101). Diese Präferenzen änderten sich in dem Maße, in dem sich die Beziehungen zwischen der BRD und der VR Polen entspannten. Dieser Prozess begann mit der Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Vertrags im August 1970 in Moskau; dies eröffnete die Möglichkeit, auch die Beziehungen zwischen der BRD und anderen sozialistischen Staaten zu normalisieren, darunter auch die zu Polen (Pick 2016, 30-31)<sup>54</sup>.

49 Über die Mühen des Alltagslebens in der VR Polen haben z.B. Izabela Jarosińska (2019) oder Iwona Kienzler (2015) interessante Studien vorgelegt. Eine Beschreibung der Wirklichkeit zwischen 1970 und 1990 findet sich auch in der Veröffentlichungsserie „Kronika PRL“, unter den Titeln *Propaganda* (2015), *Życie codzienne w latach 70. [Das Alltagsleben in den siebziger Jahren]* (2016), *Przesilenia '56, '68, '70, '80, '89 [„Fünf Wendungen: 1956, 1968, 1970, 1980, 1989“]* (2017).

50 Das war die Folge des damals herrschenden Investitionsfiebers und des Versuchs, den Beschäftigten der Großbetriebe ihre privilegierte Position zu erhalten, um Spannungen abzubauen.

51 Die Lebenshaltungskosten stiegen in den Jahren 1976-1979 nach internen Angaben der Parteiführung um fast 28%. 1978 gingen nach offiziellen Statistiken die Einkünfte der Bevölkerung dagegen um nur 2,7% zurück (Friszke 2003, 362).

52 Gleichzeitig wuchs die Kluft zwischen Arm und Reich. Neben der armen Bevölkerung entstand eine wachsende, aber unübersehbare Gruppe von Bürgern, die für die damaligen Verhältnisse vermögend waren: kleine Unternehmer, Händler, Devisenhändler und „Kombinierer“ jeglicher Art (Leute, die außerhalb der Legalität oder an ihrer äußersten Grenze tätig waren, um finanzielle Vorteile zu erlangen) (Słabek 2009, 486).

53 Die Arbeit des ohnehin unterfinanzierten staatlichen Gesundheitswesens verschlechterte sich. Es fehlte an Arzneimitteln, Patienten mussten auf den Korridoren liegen, das medizinische Personal verlangte Schmiergelder (Friszke 2003, 362). In den staatlichen Medien erschienen von Zeit zu Zeit Berichte über Krankenhäuser, in denen Patienten ohne Protektion aufgenommen wurden und wo die Ärzte und Krankenschwestern die Annahme kostspieliger Präsente oder von Briefumschlägen mit Bargeld verweigerten, als etwas aus der Reihe Fallendes (Pawlik 2004, 143).

54 Die Periode der Entspannungspolitik endete mit der sowjetischen Invasion in Afghanistan 1979 und dem Entstehen der „Solidarność“ im Jahr darauf (Pick 2016, 30).

Am 7. Dezember 1970 schlossen die Volksrepublik Polen und die Bundesrepublik Deutschland in Warschau den Vertrag über die Grundlagen der Normalisierung ihrer gegenseitigen Beziehungen; in ihm erkannte die BRD die Grenze an Oder und Lausitzer Neiße als westliche Staatsgrenze Polens an. Der Vertrag sollte eine neue Ära in den polnisch-deutschen Beziehungen einleiten, die durch wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit gekennzeichnet sein sollte. Das Abkommen wirkte sich auch auf die Migrationspolitik aus; die Bestimmungen für vorübergehende Ausreisen von Polen in die BRD wurden liberalisiert. Später wurde auch die Übersiedlung von Personen deutscher Herkunft – der sogenannten *Aussiedler* – erleichtert (Stola 2010, 205)<sup>55</sup>. In den ganzen siebziger und achtziger Jahren dominierten unter den Ausreisenden die vorübergehenden Migranten; nur etwa 25 Prozent wollten Polen auf Dauer verlassen (Pick 2016, 102). Es kam in den Jahren 1971-1980 zu fast vier Millionen Grenzübertritten von Polen in den Westen – das betrifft aber nicht nur die BRD. Viele von diesen Migranten verlängerten anschließend ihren Aufenthalt im Ausland (Stola 2015, 59; 2010, 269). Auch die Verschlechterung der deutsch-polnischen Beziehungen auf Regierungsebene infolge des von der UdSSR ausgelösten neuen Wettrüstens und der Invasion in Afghanistan von 1979 bewirkte nicht, dass die Migration nach Deutschland zurückging (Malinowski 2000, 11)<sup>56</sup>.

Zu dieser Zeit begannen in Polen auch Waren des Grundbedarfs knapp zu werden. 1980 wurden Bezugsscheine für Fleisch und andere höherwertige Lebensmittel eingeführt. Zweck der Maßnahme war, eine gerechte Verteilung der Waren zu gewährleisten und die Schlangen zu verkürzen (Fuszara *et al.* 2004, 15). Dieses Ziel wurde jedoch nicht erreicht. Rund um die Lebensmittelkarten und Bezugsscheine entstand eine ganze Reihe von Missständen: vom illegalen Erwerb solcher Dokumente über ihre Fälschung oder ihren Diebstahl bis zum Handel mit bestimmten Waren außerhalb des offiziellen Distributionsprozesses (Fuszara 2004, 186-189). Auch das Problem der Warteschlangen wurde nicht gelöst. Einzuzukaufen, wurde so zeitraubend und beschwerlich, dass ganze Familien dazu beitragen mussten, das Nötigste zu beschaffen<sup>57</sup>. Eine neue Welle von Preiserhöhungen im Juli 1980 wurde zum Auslöser für Streiks

55 Eine Nebenfolge der Normalisierung der Beziehungen zwischen Polen und der BRD waren auch Reiserleichterungen gegenüber der DDR. Sie sollten den Beweis dafür liefern, dass die Beziehungen Polens zum sozialistischen deutschen Staat besser seien als die mit Westdeutschland (Stola 2001, 83).

56 In den 1970er Jahren reisten die Polen besonders gern in die sozialistischen „Bruderländer“: die Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien und Ungarn. Das war damals legal möglich. Zweck der Reise war vor allem der Kleinhandel. Diese Reisen wurden an der Schwelle der 1980er Jahre eingeschränkt, einerseits wegen der sich verschlechternden Versorgungslage auf dem polnischen Markt, von der anderen Seite her der Befürchtung der Regierungen der Zielländer, dass die vom Virus der „Solidarność“ angesteckten Polen den Geist der Unruhe auch dorthin exportieren könnten. Die Einschränkung der Reisemöglichkeiten innerhalb des sozialistischen Lagers veranlasste die Polen, sich verstärkt für Reisen in andere Länder zu interessieren (Stola 2015, 58).

57 Ende 1981 nahmen die täglichen Einkäufe selbst in Oberschlesien – der am besten versorgten Region Polens – durchschnittlich 3 Stunden und 37 Minuten in Anspruch. (Mazurek 2010, 125).

in vielen Städten, z.B. in Mielec, Ursus, Posen, Sanok und Grudziądz/Graudenz (Gędek 2002, 44). Auch die politische Krise verschärfte sich: am 14. August trat die Danziger Werft in den Streik. Hier wurde u.a. die Wiedereinstellung zweier Gewerkschaftsaktivisten gefordert, die wegen ihres Engagements entlassen worden waren: Anna Walentynowicz und Lech Wałęsa<sup>58</sup>. Einen Monat später wurde die in ganz Polen tätige Unabhängige und selbstverwaltete Gewerkschaft „Solidarność“ gegründet (Roszkowski 1991, 361-363)<sup>59</sup>.

Immer mehr Polen zogen die Emigration in Betracht. Nach dem Jahreswechsel 1980/1981 nahm die Zahl der Ausreisenden sprunghaft zu; als Wendepunkt lässt sich der Zeitpunkt bestimmen, als im April 1981 Reisepässe nicht mehr nur für eine Reise, sondern für mehrere Jahre ausgestellt wurden<sup>60</sup>. Nach der Rückkehr behielt das Dokument seine Gültigkeit, musste aber nach wie vor auf der zuständigen Milizdienststelle deponiert werden<sup>61</sup>. Bis Ende der achtziger Jahre galt die Ausstellung eines Reisepasses als Privileg und Vertrauensbeweis des Staates gegenüber dem Bürger. Man „ergatterte“ ihn wie eine Wohnung oder ein Auto (auf die die Polen Jahre warteten) (Mokrzycki-Markowski 2010, 49–51). Vom Januar 1981 bis zur Verhängung des Kriegszustandes im Dezember 1981 wurden 1,2 Millionen Reisepässe ausgestellt – das waren 80% mehr als im Vergleichszeitraum des Jahres 1980. Nicht alle Ausreisenden fuhren in die Bundesrepublik, aber sie war doch die am häufigsten gewählte Destination (Miera 2007, 41). Piotr Korcelli hat geschätzt (1996, 253), dass über die gesamten 1980er Jahre 55 Prozent der Polen in die BRD ausgereist seien, 20 Prozent in die USA und 12 Prozent nach Kanada. Andere häufiger gewählte Zielländer waren Australien, Südafrika, Österreich, Frankreich, Schweden und Italien.

Als Folge der sich in Polen vertiefenden politischen und wirtschaftlichen Krise gingen die Menschen massenhaft auf die Straßen, Streikwellen kumulierten sich gegenseitig. Am Sonntag, den 13. Dezember 1981 erfuhren Millionen von Polen, dass das Kriegsrecht eingeführt

58 Es entstand das Überbetriebliche Streikkomitee mit Lech Wałęsa an der Spitze. Es formulierte 21 Forderungen, unter denen die Einwilligung der Regierung in die Schaffung von der Partei und den Arbeitgebern unabhängiger freier Gewerkschaften die wichtigste war (Roszkowski 1991, 361).

59 Im Schatten weiterer Streiks wurde auch der „Unabhängige Studentenverband“ registriert, der studentische Proteste organisierte und die Hochschulen in Zentren der unabhängigen Arbeit und des Dialogs über Fragen der Geschichte, Politik und Gesellschaft verwandelte und Bibliotheken von Zeitungen und Büchern des „zweiten Umlaufs“ – unkontrolliert von der staatlichen Zensur – einrichtete (Kozłowski 2010). Eine stürmische Entwicklung nahmen auch die Klubs der Katholischen Intelligenz.

60 Noch in den 1970er Jahren waren die Polen, die das Land für immer verließen, zum größten Teil auf Grundlage eines sogenannten Reisedokuments zum einmaligen Grenzübertritt angereist. Erst Anfang der 1980er Jahre schlug das Außenministerium vor, diese Einwegpapiere durch Reisepässe zu ersetzen (Pick 2016, 102-103).

61 Im Austausch für die Rückgabe des Passes wurde der vorher bei der Miliz deponierte Personalausweis zurückgegeben. Um den Pass zu bekommen, war ein verkürzter Antrag erforderlich. Voraussetzung für eine private Ausreise war eine Einladung eines Ausländers oder eines legal im Ausland lebenden Polen, die durch das zuständige polnische Konsulat, örtliche Behörden oder einen Notar beglaubigt war.

worden war. Aktivisten der „Solidarność“ wurden festgenommen, interniert wurde u.a. auch Lech Wałęsa (Friszke 2014, 479-481; Roszkowski 1991, 369-379). Die Ausführungsvorschriften des Kriegsrechts schränkten die grundlegenden bürgerlichen Freiheiten noch weiter ein, sie verboten Streiks und Demonstrationen und unterstellten die Großbetriebe dem Militär. Die Tätigkeit gesellschaftlicher Organisationen, der Schulunterricht und die universitären Lehrveranstaltungen wurden suspendiert. Die Herausgabe fast aller Zeitungen wurde eingestellt, das Telefonnetz war tot, Tankstellen wurden geschlossen, Reisen verboten, Radio und Fernsehen sendeten jeweils ein Einheitsprogramm, wobei die Ansager im Fernsehen bei ihren Auftritten Uniform trugen. Von 22 Uhr bis 6.00 Uhr galt eine Polizeistunde. Ein „Rat für Nationale Rettung“ übernahm die Regierung; sein Vorsitzender war General Wojciech Jaruzelski (Paczkowski 2008, 199). Die Polen spürten ständig die Drohung einer Invasion der UdSSR über ihren Köpfen; hinter der Westgrenze verlangte die Regierung der BRD (ähnlich wie andere in Europa) die Aufhebung des Kriegsrechts. Auf der anderen Seite sprach sich die Bundesregierung im Vergleich zu anderen westlichen Regierungen am stärksten dafür aus, die politische Isolation des kommunistischen Regimes in Polen zu beenden, die einige Staaten als Antwort auf die stürmischen politischen Ereignisse verhängt hatten (Malinowski 2000, 11).

Die Polen bemühten sich, ungeachtet aller Widrigkeiten neue Strategien für das Bestehen des Alltagslebens in dieser außergewöhnlichen Situation zu erarbeiten. Am Beispiel einer kleinen Stadt hat Wojciech Pawlik (2004) diese Strategien für das Jahr 1982 rekonstruiert. Wie aus seiner Studie hervorgeht, war das Alltagsleben zu dieser Zeit völlig der Versorgungslage unterworfen; das Beschaffen verschiedener Waren stand im Mittelpunkt des Handelns. Die Menschen informierten sich gegenseitig, wann und wohin bestimmte Produkte geliefert werden sollten (etwa Kaffee oder Fleisch). Es bildete sich eine soziale Konvention heraus, nicht nur für die Bereitstellung einer bestimmten und schwer zu bekommenden Ware, sondern auch für bestimmte Gefälligkeiten oder das Erledigen von Angelegenheiten kleine Geschenke in Gestalt von Strumpfhosen, Seife, Socken oder auch Geld als Zeichen der Dankbarkeit zu überreichen. Der Austausch von Informationen, Dienstleistungen und Waren erfolgte im Familien-, Kollegen- oder Nachbarschaftskreis, wo man auch das trotz der Krise lebhaft gesellige Leben verbrachte. Wer an diesen Praktiken aus prinzipiellen Erwägungen nicht teilnahm, musste sich auf soziale Isolation gefasst machen.

Die beschriebenen Praktiken waren unabhängig von Bildung, Beruf und sozialem Status sowohl in Großstädten, als auch auf dem Lande gängig. Vielen Menschen, die gezwungen waren, in einer solchen Wirklichkeit zu leben, fiel es schwer, sich mit dieser Situation abzufinden, aber sie hatten keine Alternative. Auf der anderen Seite schweißten die täglichen Probleme die Menschen mächtig zusammen, und für einige waren sie der Anstoß, am Kampf für eine bessere Zukunft teilzunehmen.



Abb. 2. Der Fiat 126p, mit dem die Gesprächspartnerin gemeinsam mit ihrer Familie im Frühjahr 1985 nach Westberlin emigrierte. Foto: Archiv der Befragten<sup>62</sup>

Es gelang der Staatsmacht nicht, die sozialen Proteste völlig zu unterbinden. Sie gingen weiter und nahmen die verschiedensten Formen an: symbolisches Entzünden von Kerzen zu einer bestimmten Zeit, den Boykott der Nachrichten des Staatsfernsehens, das zwei von der Regierung kontrollierte Programme ausstrahlte, den Boykott der staatlichen Presse und den Verzicht von Künstlern auf Auftritte in den staatlichen Medien. Allen Verboten zum Trotz

<sup>62</sup> Die interviewte Person hat der Veröffentlichung von Bildern aus ihrem Privatarhiv in dem vorliegenden Buch schriftlich zugestimmt.

wurden (illegale) Kundgebungen organisiert, das unabhängige Verlagswesen entwickelte sich<sup>63</sup>, es entstanden Bildungszirkel, in den Betrieben existierten Kommissionen, die Spenden sammelten und Repressionen ausgesetzte Kollegen unterstützten (Roszkowski 1991, 380-383).

Was die Migrationen angeht, so wurden in den ersten Tagen des Kriegszustandes (der am 13. Dezember 1981 ausgerufen worden war) fast alle Auslandsreisen verboten, die ausgestellten Pässe wurden für ungültig erklärt. Nur Ausländer konnten Polen verlassen. Für einige Wochen war der Grenzverkehr minimal, anschließend wuchs er, wenn auch in mäßigem Tempo. Die Ungewissheit, wie es im Lande weitergehen würde, rief eine Welle von Ausreisen für immer hervor (Stola 2010, 310-312). Es entstand somit eine interessante Situation: obwohl die Migration insgesamt nicht sehr groß war, wuchs die Zahl der Emigrationen stark an. Eine Folge davon war, dass die Zahl der Polen in Westberlin stark zunahm. Während 1979 dort 3.544 polnische Immigranten gelebt hatten, waren es 1982 schon 8.500 (und Ende 1986 14 203) (Ziętkiewicz 1989, 31). Die Restriktionen bei der Passvergabe wurden ab dem Februar 1982 gelockert, und mit der Aufhebung des Kriegszustandes am 22. Juli 1983 fielen sie ganz weg (Stola 2010, 145-166).

Am 8. Oktober 1982 verabschiedete der Sejm ein neues Gewerkschaftsgesetz, das faktisch die Zulassung der „Solidarność“ zurücknahm (Roszkowski 1991, 380-383). In dieser Zeit wurde die Kirche noch stärker zu der Institution, um die sich die Polen scharten. Denn die allgemeine Empfindung der Menschen war, dass die Kirche auf ihrer Seite stehe. Sie wurde zum Asyl für Gläubige und Nichtgläubige. Zu den „Messen für das Vaterland“ kamen Menschenmassen, und über die Kirche wurde die Unterstützung für verhaftete und internierte Aktivisten der „Solidarność“ organisiert. Juristen berieten Journalisten und Lehrer, die aus ihren Funktionen entfernt worden waren. In den Gemeindesälen fanden Vorträge zu historischen Themen statt und wurden patriotische Theaterstücke aufgeführt (Żaryn 2004, 143). Mit großer Begeisterung wurde in dieser Situation der neuerliche Besuch des Papstes in Polen im Juni 1983 aufgenommen (der erste hatte 1979 stattgefunden), für Erschütterung sorgte dagegen 1985 die Ermordung des mit der „Solidarność“ verbundenen Priesters Jerzy Popiełuszko durch Funktionäre des Staatssicherheitsdienstes. Obwohl das Land in einer tiefen Krise steckte, sorgte die Verleihung des Friedensnobelpreises an Lech Wałęsa 1983 für große Genugtuung (Roszkowski 1991, 386; Tymowski *et al.* 1990, 345-346).

Die materielle Situation der Polen verschlechterte sich nach der Aufhebung des Kriegszustandes noch weiter. Ständig gab es Unterbrechungen bei der Lieferung von Rohstoffen

63 Polen wurde in dieser Zeit zu einer Hochburg der Untergrundverlage: bis 1988 wurden mindestens 3000 Titel (Broschüren und Bücher) veröffentlicht, und die Auflage der Zeitungen des „zweiten Umlaufs“ erreichte 2 Millionen. Es gab hunderte von „geheimen Kursen“ vor allem zur neuesten Geschichte Polens. Dutzende von Kirchengemeinden stellten ihre Räumlichkeiten für Vorträge und Diskussionen zur Verfügung, und zahlreiche Priester unterstützten diese Initiativen auch persönlich (Paczkowski 2008, 202).

und Strom, die Warteschlangen für Wohnungen wurden noch länger, die Preise stiegen drastisch, und der Lebensstandard sank. Wojciech Morawski (2009, 27) hat diese Situation als „schleichende Katastrophe“ bezeichnet. Den Tiefpunkt erreichte die Wirtschaftsentwicklung 1982, danach kam es zu einer kurzfristigen Verbesserung, die allerdings nur bis zur nächsten Wirtschaftskrise in den Jahren 1985-87 anhielt (Morawski 2009, 33). Die für diese Zustände verantwortlichen Regierenden lieferten somit wider Willen ständig neue Anlässe zur Migration. Als Folge stieg die Zahl der Ausreisenden ab 1983 an und erreichte in den Jahren 1987 und 1988 ihren Höhepunkt. Nicht nur die Wirtschaftskrise bedingte diese Ausreisewelle, sondern auch eine Liberalisierung der Pass- und Ausreisebestimmungen, mit deren Hilfe die Regierenden die Wirtschaftsprobleme lindern wollten. Damals reisten jährlich etwa 250.000 Personen nach Deutschland (Becker 2010, 62-63).

Die ab Mitte der 1980er Jahre von Michail Gorbatschow in der UdSSR eingeleitete Perestrojka ermöglichte die Lockerung der Abhängigkeit Polens vom Kreml und die neuerliche Kontaktaufnahme zur BRD und anderen westlichen Staaten (Malinowski 2000, 12). Sie trug auch zum weiteren Verfall des Regierungssystems in Polen bei. Als Papst Johannes Paul II. vom 8.-14. Juni 1987 zum dritten Mal nach Polen pilgerte, skandierten Aktivisten der „Solidarność“ auf den aus diesem Anlass stattfindenden Feierlichkeiten antikommunistische Parolen, um ihre Systemgegnerschaft zum Ausdruck zu bringen (Ślabeek 2009, 486-487). Unter der Regierung von Mieczysław Rakowski stieg die Inflation im ersten Halbjahr 1989 nochmals an (Friszke 2003, 437).

Die schwierige Situation der achtziger Jahre führte dazu, dass die Polen bestehende Kontakte mit bekannten oder unbekanntem Menschen aus dem Westen wieder belebten oder neue anknüpften. Diese schickten als Geste der Solidarität Päckchen, Briefe und Transporte mit Spenden nach Polen; fast 90% davon kamen aus der BRD (Stola 2010, 323). Oft wurden diese Kontakte zum Anfang für Kettenmigrationen, in die sich weitere Personen einklinkten. Dass Migranten erfolgreich ins Ausland gekommen waren, ermunterte ihre in Polen verbliebenen Verwandten und Bekannten, es ihnen gleichzutun.

Auch die nochmalige Liberalisierung der polnischen Passbestimmungen im Dezember 1988 trug dazu bei, dass die Zahl der Ausreisen hoch blieb. Damals wurden Pässe mit mehrjähriger Geltung eingeführt, die für alle Länder galten und nach der Rückkehr nicht mehr bei dem Innenministerium deponiert werden mussten. Wer schon im Ausland war und kein gültiges Ausweispapier mehr hatte, konnte seit 1987 in den polnischen Konsulaten eine Verlängerung der Dokumente um ein Jahr beantragen. Wer schon länger als fünf Jahre außerhalb Polens lebte, konnte einen sogenannten Konsularpass beantragen, der weitere zehn Jahre galt. Seit 1989 war die einzige Voraussetzung für den Erhalt eines solchen Dokuments, dass man entsprechende Guthaben auf einem Valutakonto nachweisen konnte (Stola 2010, 145-166).

Insgesamt emigrierte in den Jahren 1980-1989 etwa eine Million Menschen aus Polen (Pallaske 2001a, Igllicka 2000)<sup>64</sup>. Dariusz Stola (2010, 304, 355) hat die Veränderungen in der internationalen Mobilität der Polen als eine unbeabsichtigte Folge des Entstehens der „Solidarność“ bezeichnet. Als Folge der Krise beugte sich der polnische Sejm und wählte am 5. August 1989 den ersten nichtkommunistischen Ministerpräsidenten seit über 50 Jahren, Tadeusz Mazowiecki. Mit ihm begann eine neue Phase in der Geschichte Polens. Eines von Mazowieckis außenpolitischen Zielen war die Neugestaltung der Beziehung zu dem sich vereinenden Deutschland (Roszkowski 1991, 397-408). Für die Polen dagegen bedeutete der Systemwechsel, auch wenn er einige Hoffnungen weckte, doch auch die Fortdauer der Unsicherheit über die eigene Zukunft und erzwang von ihnen, wie es sich bald herausstellte, weitere Entbehrungen. Das Ende des Sozialismus in Polen konnte damit neuen Migrationswellen nicht vorbeugen, aber es änderte ihren Charakter.

### Individuelle Ausreisemotive von Polen in den 1980er Jahren

Die vorstehend geschilderten *Push*-Faktoren wirkten nicht im selben Maße auf die Migrationsentscheidungen der einzelnen untersuchten Gesprächspartner. Entscheidend waren ihre individuellen Motivationen, also die subjektivsten Elemente, die für ihr Alltagsleben maßgeblich waren und die zwar nicht unmittelbar, aber indirekt doch auf die Situation in Polen oder im Ausland bezogen waren. Von Bedeutung war die persönliche Einschätzung der Lebensbedingungen im „neuen“ wie im „alten“ Land, das Gefühl der Unzufriedenheit mit dem bisherigen Leben, verschiedene Probleme des eigenen Lebens, persönliche Eigenschaften und die Bereitschaft, sich auf Veränderungen einzulassen.

In den 1980er Jahren motivierten die meisten Befragten ihre Ausreise mit den aktuellen politischen Ereignissen, von denen sie oft auch persönlich betroffen waren. Denn einige der Befragten waren zuvor aktiv in oppositionellen Organisationen tätig gewesen:

*Die meisten von uns hatten sich im Unabhängigen Studentenverband betätigt, vielleicht nicht alle aktiv, aber auch in anderen Jugendorganisationen im Umkreis der „Solidarność“, etwa im Bereich der unabhängigen Kultur, bei Festivals des unabhängigen Liedes oder literarischen Veranstaltungen. Ich selbst habe mich etwas im Umkreis der Bewegung für die Verteidigung der Menschen- und Bürgerrechte (ROPCiO) herumgetrieben (ZM14 1983)<sup>65</sup>.*

64 Wie viele Personen für begrenzte Zeit in die BRD ausreisten, ist schwierig zu bestimmen. Die Angaben zu diesem Thema betreffen die ganzen 1980er Jahre und weisen große Unterschiede auf zwischen 1,05 und 2,25 Millionen Personen (Becker 2010).

65 Die Angaben zu den Befragten sind verschlüsselt. Das Datum in Klammern bezeichnet das Jahr der Ankunft in Berlin.

Unter den Befragten, die sich am stärksten an politischen Aktivitäten in Polen beteiligt hatten, waren einige, denen die Staatsmacht ein Ultimatum gestellt hatte: Ausreise oder weitere Repressionen, die das normale Leben stark erschwert oder unmöglich gemacht hätten:

*Meine Frau und mich hat die Angst vor dem Kriegszustand zur Ausreise bewegt. Ich habe gefühlt, dass ich raus musste, es war, als ob sich eine Schlinge um meinen Hals zuzöge, ich fühlte mich bedrängt. Ich war in Polen als Selbständiger tätig, [...] es wurde in meine Werkstatt eingebrochen, ich wurde auf verschiedene Dienststellen vorgeladen, man forderte mich auf, Fingerabdrücke abzugeben, ohne mir zu sagen, wozu die dienen sollten. [...] Wahrscheinlich haben sie aufgrund meiner [früheren] politischen Tätigkeit 1968 befürchtet, dass ich wieder aktiv werden könnte. Dass der Kriegszustand kommen würde, wusste ich schon seit dem Juni, [...] und es gelang mir, einen Pass zu erkämpfen (KM5 1981).*

Ein anderer Gesprächspartner, ein Aktivist der „Solidarność“, berichtete:

*Ich hatte 24 Stunden, um Polen zu verlassen. Das war 1987. Ich bekam einen Pass, der nur für die Ausreise gültig war, und den mir die Staatssicherheit ausstellte (WM13 1987).*

Eine politisch engagierte Frau (die zuvor wegen ihrer Tätigkeit für die „Solidarność“ interniert gewesen war), stellte fest:

*Es war Ende 1984, und sie wollten uns, die sie schon auf der Liste hatten und die unsere Zeit abgesehen hatten, aus dem Land haben, damit wir ihnen nicht mehr finanziell zur Last fielen. Deshalb haben sie uns gern Pässe ausgestellt (SK39 1985).*

Bei denen, die lange Zeit geschwankt hatten, ob sie ausreisen sollten, gaben oft die Verletzung von Menschenrechten, Gewalt und Überwachung den Ausschlag, um das Land zu verlassen. Angesichts der schlechten wirtschaftlichen Perspektiven hatten viele schon früher die Ausreise erwogen. Politische Repressionen und der Verlust der Zuversicht, dass es sinnvoll sei, in Polen noch etwas zu versuchen, verstärkten diese Personen in der Überzeugung, dass die Emigration nun notwendig sei. Die Wahl fiel auf Westberlin unter anderem wegen der Möglichkeit, von dort aus in der Hoffnung auf Veränderung aus relativ geringer Entfernung zu verfolgen, was in Polen passierte. Interessanterweise haben viele Personen, die in Polen aktiv politisch tätig gewesen waren, in der Emigration aufgehört, sich politisch zu engagieren; ich werde darauf noch zurückkommen. Die größte Versuchung für die Polen war die Perspektive, sich ein Leben an einem demokratischen und politisch vorhersehbaren Ort aufzubauen, der sich von dem Land unterschied, in dem sie bisher hatten leben müssen.

Migranten, die nicht durch politische Umstände zur Auswanderung gezwungen waren, nannten als stärksten Anstoß zur Ausreise die wirtschaftliche Situation in Polen. In den 1980er Jahren ließ die sich ständig verschlechternde ökonomische Lage oft keine andere Wahl:

*Die Situation in Polen war damals wirklich sehr schlecht. Auf den Regalen standen Essig und – ich weiß es nicht mehr – vielleicht Mehl oder sonst noch irgendetwas. Unser Sohn war gerade sechs, und hier gab es alles nur auf Karten, ewig die Schlangesteherei; so war ich begeistert von dem Gedanken, Polen zu verlassen (KK15 1985).*

*Die Umstände waren damals völlig andere als jetzt. Wie es in Polen war, weiß jeder, und mit meiner Arbeit wurde es auch schlechter. Es gab einfach Alltagsprobleme, und das war der wichtigste Grund dafür, dass wir hier her gekommen sind. Als frischgebackene Hochschulabsolventen haben wir für uns in Polen keinerlei Perspektiven gesehen. Das war unsere Hauptmotivation zu gehen. (PK32 1988).*

*Ich weiß noch, ich wollte eigentlich nur für drei Monate ausreisen, ich hatte von einer guten Freundin eine Einladung für einen Monat bekommen ... und nach diesen drei Monaten kam die Inflation in Polen, da hatte ich keine andere Möglichkeit als zu bleiben. Ich konnte nicht zurückkehren. (KK20 1988).*

Ein Teil der Befragten hatte es in Polen allerdings für die damaligen Verhältnisse gar nicht schlecht gehabt:

*Ich hatte überhaupt nicht vorgehabt, hier herzukommen. [...] Ich kann nicht sagen, dass es mir in Polen schlecht gegangen wäre. Ich hatte Geld, und ich hatte eine Wohnung und ein Auto, mir hat es an nichts gefehlt. [...] Ich hatte meine eigene Galerie – damals war ich in Polen im Kunstbereich tätig – [...] und wenn es das nicht gegeben hätte [...]. Es sind zwei Dinge, die für meine Ausreise den Ausschlag gegeben haben. Das erste war der Kriegszustand. [...] [zweitens]<sup>66</sup> war es für mich so ein Gefühl, dass man in Polen nichts ändern könne. Und dieses Gefühl, die Möglichkeit zu haben, etwas zu bewirken, das war für mich sehr wichtig, denn ich war von Natur aus sozial engagiert [...]. Ich hatte irgendwelche Studentenklubs gegründet, Teestuben und Berufsverbände. Ich war im Verband der bildenden Künstler tätig und im Studentenverband [Zrzeszenie Studentów Polskich – ZSP]<sup>67</sup>, bevor sie ihn aufgelöst haben usw. Und die ganze Zeit war ich aktiv, weil ich davon ausging, dass man etwas tun könne. ... Aber in einem bestimmten Moment habe ich mir gesagt: „Schluss, Scheiße, es reicht!“ (KK48 1984).*

66 In eckigen Klammern stehen Ergänzungen von in den Aussagen der Befragten unklaren Abschnitten.

67 Der Verband Polnischer Studenten (ZSP) vereinte Studierende verschiedener Fächer; seine Mitglieder spielten eine wichtige Rolle im akademischen Selbsthilfebereich, im kulturellen Leben, in der studentischen Selbstverwaltung, er organisierte touristische Fahrten, Sportveranstaltungen und wissenschaftliche Treffen.

*Wie ich schon sagte: zu essen hatten wir genug, ein Auto hatten uns die Schwiegereltern überlassen, auch wenn es nicht uns gehörte – aber wir konnten es nutzen. Wie soll ich sagen: es war nicht das Leben unserer Vorstellungen. Wir wollten uns als junge Leute auf die eigenen Füße stellen und wenn ich jetzt darauf zurückblicke, würde ich sagen, dass das unser Hauptgrund für die Ausreise war, um nicht zu sagen, der einzige (CHIIML 1988).*

*Das war nach der „Solidarność“ [gemeint ist der Kriegszustand]. Ich wollte raus aus Polen. Obwohl es mir nicht schlecht ging, denn meine Mutter arbeitete beim Militär, also hatten wir genug zu essen und anzuziehen. Schnaps haben wir selbst gebrannt [lacht]. Aber nach der „Solidarność“ wollte ich schon nur noch raus (CHIIKA 1984).*

Einige der Befragten (der zweite der zuletzt Zitierten hatte in Polen als Tierarzt gearbeitet, die dritte Gesprächspartnerin in einem Architekturbüro) äußerten sich positiv über ihre Situation vor der Ausreise und hofften auf eher noch bessere Lebensbedingungen und die Befriedigung ausgefallenerer Bedürfnisse, als es in Polen möglich war. Erst als sie in Deutschland angekommen waren, merkten sie, wie sehr ihr aus polnischer Perspektive hoher Lebensstandard von den westeuropäischen Standards abwich. Für sie waren soziale und kulturelle sowie psychologische Aspekte die wichtigsten Faktoren, die sie aus Polen hinaustrieben. Aber nicht nur sie fühlten sich in ihrem eigenen Land geknechtet, eingeschüchtert und der Perspektiven beraubt. Alle Polen, die in diesen Jahren die Ausreise in Erwägung zogen, störten sich an der Notwendigkeit, die eigenen Auffassungen zu verbergen; sehr sichtbar war die fehlende Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Eine der Befragten formulierte es so:

*Die Kommunisten, die wir von ganzem Herzen hassten, wurden stärker, und wir wollten unseren Kindern das ersparen, was wir selbst durchgemacht hatten (PK32 1988).*

Andere Elemente, die auf die Unzufriedenheit der Befragten einwirkten, waren die Überzeugung über die in Polen herrschende Korruption, Vetternwirtschaft und Intoleranz. Es gab Aussagen über den zu großen Einfluss der Kirche auf das politische Leben.

*Mich nervte die polnische Intoleranz und wie sich schon damals [Ende der 1980er Jahre] die Kirche überall breitmachte, und zwar Geistliche von der schlechtesten Sorte. Denn über die ganze Kirche rede ich hier nicht, sondern über die, die sich jetzt um „Radio Maryja“<sup>68</sup> und ihr „Wollmützenpublikum“ sammelt. Denn das gab es alles damals schon (KM5 1981).*

68 Ein Sender, der religiöse Botschaften verbreitet und für die Zusammenarbeit mit der rechten Partei „Prawo i Sprawiedliwość“ (PiS) verbunden ist. Diese Partei hat in den Jahren 2015–2024 Radio Maryja große Beträge für seine Arbeit, die unter anderem in der Verleumdung der Opposition bestand, zukommen lassen. Unter seinen Hörern sind vor allem ältere Menschen, die verächtlich als „Wollmützen“ bezeichnet werden – nach einer Mütze aus Mohairwolle, die von Rentnerinnen gern getragen wird.

Eine wesentliche Motivation zur Ausreise stellte das Bedürfnis dar, etwas Neues kennenzulernen. Dieser Motivation kamen die immer liberaleren Ausreisebestimmungen entgegen. Die Migrierenden wollten selbst erfahren, wie die westliche Welt war, die die polnische Propaganda als „verfault“ darstellte, während diese Welt gleichzeitig Menschen aus dem ganzen Kontinent, ja aus aller Welt, anzog, damals vor allem aus Ostmitteleuropa.

Einer der Befragten, der als Junge mit seinen Eltern nach Berlin gekommen war, erinnerte sich an ihre damaligen Argumente:

*Sie hatten weder politische noch wirtschaftliche Gründe für die Emigration; sie waren einfach auf Abenteuer aus. Mein Vater hatte Architektur studiert, meine Mutter Germanistik. Beide waren mit dem Studium fertig und wollten einfach die Welt sehen. Sie fassten drei Städte ins Auge: Paris, London oder Berlin. Weil meine Mutter als Germanistin natürlich Deutsch sprach, ist es dann Berlin geworden [...] (ZM15 1983).*

Ähnlich wie heute emigrierten auch damals hauptsächlich junge Erwachsene; keiner der Befragten war zum Zeitpunkt der Emigration älter als 40 Jahre gewesen. Für sie maßgeblich war der Wunsch, etwas in ihrem Leben radikal zu ändern und etwas Neues auszuprobieren, ein Abenteuer zu erleben, eine andere Welt kennenzulernen und bestimmte Pläne zu realisieren:

*Ich war damals ein junges Mädchen, ich hatte meine aufsässige Phase [...]. Ich wusste, dass ich in Polen nicht bleiben wollte. [...] Denn wie lange konnte man noch mit den Eltern zusammenwohnen? (KK20 1988).*

*Ich war damals 20, 21 Jahre alt [...]. Ich fing an zu bemerken, [...] dass wenn hier [in Polen] jemand etwas anfängt, was etwas aus der Reihe fällt, ihn sein Umfeld verurteilt. [...] an manchen hatten sich die Leute so gewöhnt, dass es ihnen ohne die Latschen, die ihnen Striemen auf die Füße machten, nicht gut ging. Und im Unterschied zu ihnen merkte ich, dass ich meine Nase herausstecken wollte (WK45 1984).*

Natürlich war unter den hinausdrängenden kulturellen Faktoren der 1980er Jahre eine stark mythologisierende Vorstellung über den Zielort im starken Kontrast zur polnischen Wirklichkeit von großer Bedeutung. Der Mythos vom „goldenen Westen“ war allgegenwärtig, in dieser Vorstellungswelt hatte der Westen keinerlei Schwächen und Mängel (Buchowski 1997). Es gelang der Staatsmacht nie, diesem Mythos mit Hilfe ihrer Massenmedien die Grundlage zu entziehen. Denn wenn diese schon einmal den Alltag im Ausland zeigten, stellten sie ihn bewusst falsch oder verzerrt dar und suchten im Leben der Bewohner der BRD oder Westberlins mit aller Gewalt negative Phänomene wie Drogensucht, Verschwen-

dung, zügelloses Leben u.dgl. Diejenigen Polen, die gegenüber den staatlichen Medien Distanz wahrten, bildeten ihr eigenes Bild vom Westen auf Grundlage der Berichte ihrer Bekannten heraus, die schon einmal in Berlin gewesen waren, oder auf Grundlage von Briefen derer, die auf Dauer dorthin ausgewandert waren und die in begeisterten Tönen einen Alltag voller Attraktionen und Wohlstand beschrieben. Auch aus den materiellen Objekten, die aus Deutschland in Paketen nach Polen gelangten, wurden Rückschlüsse auf die deutsche Wirklichkeit gezogen; es waren in Augen der Polen luxuriöse Kleidungsstücke, Seifen, Desodorants, Waschpulver und sogar die Phantasie anregenden Frauenzeitschriften wie *Burda* oder *Freundin*. Jeder wusste irgendwelche Geschichten von Nachbarn, Verwandten und Bekannten zu erzählen, die es (nach den damaligen Maßstäben) jenseits der Westgrenze zu etwas gebracht hatten; als Beleg galten die Rücküberweisungen und Geschenke der Migrierten für ihre Angehörigen in Polen.

*Berlin war in meinen Vorstellungen eine unglaubliche Stadt. Mein Vater war [in den 1980er Jahren] dorthin zur Arbeit gefahren, und ich erinnere mich an die Schokoladen und die Joghurts, die er mitbrachte – das war für mich damals etwas Wahnsinniges! Diese Schokoladentafeln mit dem „Fensterchen“... Heute findet man sie an jeder Ecke (GIIKD 2007).*

Das reichte, um die Perspektive einer Ausreise sehr verlockend zu machen. Hinzu kam, dass Westberlin durch seine geographische Nähe zu Polen Migranten besonders anreizte, das Leben im Ausland dort zu versuchen. Die große Mehrzahl der Befragten hatte andere Zielorte als Berlin gar nicht ins Auge gefasst. Eine der Befragten, die aus Bydgoszcz kam, sagte:

*Wenn zwei Städte zur Auswahl standen: die eine, wo man in sechs Stunden hinkommen konnte, und eine andere, wohin es zwölf Stunden dauerte, dann war das schon ein sehr entscheidender Unterschied (PK32 1988).*

Wie man sieht, verschränkten sich idealisierte Vorstellungen mit ganz pragmatischen Überlegungen. Wegen der Schwierigkeiten mit dem mehrfachen Passieren der Grenze und der finanziellen Einschränkungen für die Polen kam es nur selten vor, dass der eigentlichen Emigration eine Erkundungsreise vorausging. Die Emigration war also eine Reise ins Un- oder doch nur zum Teil Bekannte. Aus der Distanz von 30 Jahren nannte die *Berliner Zeitung* die damalige Stadt eine „Festung der Freiheit“. Damals lebten nach dem Bericht der Zeitung tausende von Künstlern und Intellektuellen von allen möglichen Projekten, Festivals und Austauschprogrammen. Die Stadt pulsierte vor Leben und positiver Energie<sup>69</sup>. Es verwun-

<sup>69</sup> Erinnerungen an die Wende. So hat der Mauerfall West-Berlin verändert, *Berliner Zeitung* (14.02.2018), <https://berliner-zeitung.de/berlin/erinnerungen-an-die-wende-so-hat-der-mauerfall-west-berlin-veraendert-29603892> (Zugriff: 15.02.2018).

dert nicht, dass es Polen gab – im allgemeinen junge, rebellische und den grauen Alltag in der Volksrepublik kritisierende Menschen, die daran teilhaben wollten, nachdem sie einmal von Verwandten und Bekannten erfahren hatten, wie diese Stadt „tickte“.

In einer privilegierten Situation gegenüber der Mehrheit der polnischen Emigranten waren diejenigen, die nach einer Heirat mit einem deutschen Staatsbürger nach Berlin reisten. Hauptsächlich waren das Frauen – Polinnen, die Deutsche geheiratet hatten. Eine von ihnen erinnerte sich:

*Mein zweiter Mann wohnte in Szczecin/Stettin, aber er fühlte sich als Deutscher. Zuerst reiste er aus [noch in den 1980er Jahren] und bereitete das Terrain vor, später kam ich nach. In der Zwischenzeit begann unser Sohn in Berlin zu studieren (PK34 1995).*

Einige der Befragten lernten ihre deutschen Männer während eines Auslandspraktikums im Rahmen des Germanistikstudiums kennen. Wenn ganze Familien ausreisten, wandten sie eine ähnliche Strategie an: erst gingen die Männer ins Ausland, und erst, nachdem sie für die Familie alles vorbereitet hatten – sie Arbeit und Wohnung gefunden und ihren ersten Lohn ausgezahlt bekommen hatten –, stießen die Frauen zu ihnen. Polinnen in national gemischten Beziehungen hatten im allgemeinen vor dem endgültigen Umzug Berlin mehrfach besucht und die (dank ihren Partnern) besseren finanziellen und formalen Möglichkeiten genutzt, die sich ihnen im Vergleich zu den übrigen Polen boten. Die Ausreise auf Dauer war für sie damit kein solcher Kulturschock wie für andere Emigranten. Ethnisch gemischte Paare zogen nach der Eheschließung ein gemeinsames Leben in Polen überhaupt nicht in Betracht; zu groß waren die Unterschiede im Lebensstandard. Im Übrigen war die Heirat mit einem oder einer Deutschen im damaligen Westberlin wie in der ganzen BRD die Voraussetzung für eine problemlose Legalisierung des Aufenthalts. Das war ein wichtiges Argument für die Ausreise.

In den 1980er und 1990er Jahren wurden aus diesem Grunde auch fiktive Ehen geschlossen. Die Befragten wussten von vielen solchen Fällen unter ihren Freunden und Bekannten zu berichten. Einer der Befragten hatte seinen eigenen Aufenthalt durch die Heirat mit einer Deutschen legalisiert.

*Sie hieß X<sup>70</sup>... Wir haben zwei Jahre miteinander gelebt. [...] sie war eine sehr hübsche Frau in meinem Alter, so dass das keinerlei Verdacht weckte. Sie wollte mich heiraten, also hatte ich auch nichts dagegen [...]. So haben wir das besprochen, und so konnte ich mich endlich hier anmelden (FM3 1980).*

---

70 Die Angaben der dritten Personen, über die die Befragten berichteten, wurden verschlüsselt.

Ein anderer Mann, der wegen seines Status als *Aussiedler* die deutsche Staatsbürgerschaft besaß, heiratete eine Bekannte aus Polen, damit sie als Deutsche die Möglichkeit hatte, in die USA weiter zu migrieren.

*[Meine Bekannte] fuhr zunächst in die USA. Aber sie konnte dort kein ständiges Aufenthaltsrecht erlangen und fragte mich, ob ich sie nicht heiraten könnte. Das habe ich dann getan, weil ihr das ein Aufenthaltsrecht für Deutschland einbrachte. Aber sie hatte in den USA einen Freund, den sie sehr liebte, und so entschied sie sich, zu ihm in die USA zurückzukehren (MM6 1981).*

In den 1960er und 1970er Jahren wurden in der BRD jährlich im Schnitt 200-300 deutsch-polnische Ehen geschlossen. 1981 verdoppelte sich ihre Zahl auf 731 Eheschließungen, 1985 überschritt die Zahl dieser Eheschließungen die Tausendergrenze. 1989 waren es schon 3000, weitere zehn Jahre später 6130. Die ganze Zeit über waren es überwiegend Polinnen, die Deutsche heirateten (Jaroszevska 2003, 45-50)<sup>71</sup>. Westberlin war von diesem Trend keine Ausnahme.

In den 1980er Jahren waren es – wenn es nicht eine Ehe als Hintergrund gab – oft völlig zufällige Umstände, die darüber entschieden, ob jemand in Berlin blieb. Einige für den damaligen Zeitgeist typische Beispiele:

*Ich war in meiner rebellischen Phase... [...] Damals sprach ich recht gut Englisch, in der Armee hatte ich es bis zum Unterleutnant gebracht, ich hatte ein Studium abgeschlossen, als ein Kumpel nach Frankreich ausreiste, um in die Fremdenlegion einzutreten. Ich wollte mitmachen. Aber nachts in Berlin hat mich ein türkischer Taxifahrer übers Ohr gehauen. Mein Kumpel wartete auf mich in Paris, er hatte schon die Papiere, und ich saß in Berlin und hatte Geld- und Passprobleme. Ein völlig prosaischer Umstand sorgte dafür, dass ich plötzlich keine Knete für die Weiterreise nach Paris mehr hatte (FM3 1980).*

Manche Befragte reisten in der Absicht aus, nach Polen zurückzukehren. Aber eine Reihe von Zufällen sorgte dafür, dass ihr als temporär geplanter Aufenthalt ein dauernder wurde. Meistens hatten sie eine längerfristige Beschäftigung – in der Regel in der Schattenwirtschaft – oder einen Lebenspartner gefunden. Eine der Befragten berichtete:

*Ich bin im Juli 1981 nach Berlin gekommen. Ich hatte in Warschau Psychologie studiert, war im fünften Studienjahr, kurz vor der Diplomarbeit. Ich hatte alle Untersuchungen hinter mir und wollte die letzten Semesterferien im Ausland verbringen. Die letzten richtig langen Feri-*

<sup>71</sup> Auch in den späteren Jahren dominierten Beziehungen dieser Art die Statistik. 2003 heirateten 5371 deutsche Männer Polinnen, und 946 deutsche Frauen Polen (Dietz 2005, 41).

en, denn im Jahr darauf hätte ich ja wahrscheinlich schon eine Arbeit gehabt. Mein Freund war schon hier, und wir wollten eigentlich nicht bleiben, sondern nur ein bisschen jobben. Wir hatten geplant, dass wir nach zwei-drei Monaten nach Polen zurückkehren würden. Aber nach drei Monaten sagten unsere Bekannten: „Wartet noch ein bisschen, es weiß ja niemand, was in Polen noch alles passieren kann“. Als dann am 13. Dezember der Kriegszustand ausgerufen wurde, haben wir beschlossen, länger in Berlin zu bleiben, und nach einiger Zeit, dass wir überhaupt nicht zurückgehen würden (DK6 1981).

In einigen Fällen überlagerten sich mehrere Faktoren für die Entscheidung, in Berlin zu bleiben:

Ich bin in dem Jahr, als der Kriegszustand ausgebrochen ist, für die Ferien gekommen. Es war das Schicksal, das mich hier hingeführt hat, obwohl ich überhaupt nicht vorhatte zu bleiben. Ganz im Gegenteil, ich hatte nie vorgehabt, Polen zu verlassen. Ich studierte damals Germanistik in Posen, und deshalb waren diese Aufenthalte im deutschsprachigen Ausland wichtig, auch wenn es nur um die DDR ging [...]. Es war eine Gelegenheit, die lebendige Sprache kennenzulernen. [...] das lief nach dem Prinzip: wir nehmen so viel Geld mit, wie damals zu bekommen war, und los ging es. Mein Mann wollte nach Frankreich zur Weinernte, und ich nach Berlin. Auch um mich ein bisschen umzusehen, ob ich nicht in Berlin noch ein bisschen studieren könnte? [...] Die Möglichkeiten waren damals im Vergleich zu denen, die die jungen Leute heute haben, minimal. Heute gibt es verschiedene Stipendien, aber damals gab es nur die Knete der Eltern oder eigene Arbeit [...]. Wir kamen als größere Gruppe aus Polen, es war also nicht so, dass wir hier allein gewesen wären und niemanden gekannt hätten. Wir wussten sowieso nicht, was wir mit unserem Leben anfangen sollten. Im Gegenteil, es ging auch ein bisschen darum, etwas zu erleben und andere Luft zu atmen. Ich hatte damals keine Kinder, mit meinem Mann war ich damals noch nicht verheiratet, also gab es noch eine große Entscheidungsfreiheit. So jedenfalls erschien es uns damals: dass man noch alles machen konnte. Also begann ich, mir alle möglichen Sachen zurechtzulegen, und rundherum war die Mauer [...]. Als der Kriegszustand ausbrach, wollte ich nach Polen zurück, aber mein Mann nicht: aus einem ganz einfachen Grund. Er wollte nicht zum Militär gehen [damals galt noch die Wehrpflicht]. [...] Das war eine ganz ausweglose Situation. Ich erinnere mich, wie viel wir damals wegen unserer Ratlosigkeit geweint haben. Und dann kam die Information, dass es ohnehin keinen Sinn hatte, zum Bahnhof Zoo zu gehen, weil der Zug [nach Polen] sowieso nicht fahren würde (DK7 1981).

Wie schon erwähnt, war die Staatsmacht in den 1980er Jahren, insbesondere in der ersten Hälfte, recht großzügig nur gegenüber kurzfristigen Ausreisen. Denn sie hoffte auf die Devisen, die die Migranten nach Hause mitbringen würden<sup>72</sup>. Migrationen für längere Zeit

<sup>72</sup> Der erste wichtige Schritt in diese Richtung war die Vereinfachung der Passformalitäten. Während in den früheren Jahren für ein Ausreisevisum eine Einladung z.B. aus Deutschland von einem

dagegen wurden erschwert. Der Anteil negativer Bescheide seitens des polnischen Innenministeriums auf beantragte Emigrationen in den Westen (denn damals musste man sich solche Absichten genehmigen lassen) war zwei- bis viermal höher als bei vorübergehenden Ausreisen, ab 1984 sogar zehn- oder dreizehnmal so hoch. Ein Befragter erinnerte sich:

*Ich muss sagen, dass wegen der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Situation in Polen diese Ausreise nicht einfach zu erreichen war. Allein einen Pass zu bekommen, und auch diese Devisen<sup>73</sup>, die man für die Ausreisegenehmigung vorweisen musste, zusammenzukratzen – das war sehr schwierig (ZM14 1983).*

*In dieser Situation wuchs für die Statistik die Zahl der Ausreisen auf Zeit, aber gleich danach die Zahl derjenigen, die die Rückkehr verweigerten (MIERA 2007, 41; STOLA 2010, 213, 267).*

## Reisevorbereitungen und Grenzübertritt

Die Mehrheit der Migranten stellte sich darauf ein, Polen auf Dauer zu verlassen und war sich der Konsequenzen dieses Schritts bewusst. Insbesondere sahen die meisten keine Chance auf eine Verbesserung der Lage in Polen, und viele fürchteten auch, die Passvorschriften könnten wieder verschärft werden. Sie setzten also alles auf eine Karte und gingen ein Risiko ein. Die Befragten kamen mit Papieren für Touristen, obwohl sie von Anfang an die Emigration geplant hatten. Eine der Frauen erinnerte sich:

*Wir hatten ein Haus in X und ein Wochenendgrundstück. Das haben wir verkauft. Wir sind in eine Genossenschaftswohnung gezogen. Später hat jemand aus der Familie sich darum gekümmert, die Wohnung zu kündigen. Alle Möbel haben wir an Bedürftige abgegeben (KK15 1985).*

In diesem Fall wurde die Ausreise also sorgfältig vorbereitet. Über die Pläne der Auswandernden, Polen zu verlassen, waren im Allgemeinen nur die engsten Verwandten informiert, um Probleme mit dem Erhalt des Passes zu vermeiden und keinen Anlass für Denunziationen von Seiten Dritter zu bieten. Ein Gesprächspartner, den seine Eltern unter der Obhut der Großmutter in Polen zurückgelassen hatten, während sie in Berlin den Aufenthalt dort vorbereiteten, dachte an diese Zeit so zurück:

---

Familienangehörigen vorgelegt werden musste, reichte es ab den früheren achtziger Jahren, die Anschrift eines beliebigen Deutschen anzugeben, von dem man behauptete, er sei ein Verwandter.

73 Abgesehen vom Pass musste man ein „Devisenbüchlein“ haben, in dem der obligatorische Kauf von Valuta vermerkt wurde.

*Ich erinnere mich, wie meine Großmutter eines Tages zu mir sagte: „Morgen fahren wir, aber sag niemandem etwas davon, [...], also habe ich meine Sachen gepackt und bin gefahren (ZM15 1983).*

Auch eine andere Befragte berichtete:

*Meine Eltern wussten Bescheid, sonst habe ich niemandem etwas erzählt [...]. Das lief alles geheim, am Umfeld vorbei. Ich habe die Information nicht verbreitet, weil man damals einen Pass und ein Visum brauchte, das dauerte ein paar Monate, und es warteten 200-300 andere Antragsteller auf dasselbe. Man musste täglich bei der Behörde vorsprechen, irgendwelche Listen unterschreiben, das war äußerst kompliziert (KK15 1985).*

Noch eine weitere Frau erinnerte sich an ihre Schwierigkeiten, einen Pass zu bekommen:

*Für meinen Sohn und mich hatte ich Pässe bekommen, mein Mann aber nicht. Damals, in den Zeiten des tiefsten Kommunismus, bekam der eine Ehepartner schon einen Pass, aber der andere nicht. Er musste zu Hause bleiben, sozusagen als Geisel dafür, dass der andere Erwachsene, in dessen Ausbildung der Staat viel Geld investiert hatte, zurückkomme (SK39 1985).*

Die Migranten nutzten die verschiedensten Gelegenheiten, um Polen zu verlassen: sie kehrten von touristischen Auslandsreisen, befristeten Verträgen, Studienaufenthalten oder Dienstreisen nicht zurück. Zwei der für die Studie befragten Personen nutzten Auftritte als Künstler im Westen, um dort zu bleiben. Eine von ihnen (NK28 1983) kehrte aus Paris nicht zurück, die andere (GM4 1982) aus Lausanne. Erst von dort kamen sie mit dem Flugzeug nach Westberlin. Dieses Verkehrsmittel war von entscheidender Bedeutung, weil man so vermeiden konnte, das für den Transit durch Westdeutschland nach Berlin erforderliche Visum zu beantragen.

Die Erzählung eines weiteren Gesprächspartners macht deutlich, zu welchen Tricks manche Migranten griffen, um aus Polen herauszukommen. Der nachfolgend zitierte Mann floh aus Polen unter dem Vorwand der Teilnahme an einer Ausstellung von Rassehunden im Ausland:

*Gemeinsam mit einem Freund kauften wir [fiktiv, auf dem Papier] einen polnischen Niederungshütehund. Er war zwar schon 11 Jahre alt und hätte sich für die Ausstellung nicht geeignet, aber wir haben den Antrag geschickt damit begründet, dass „in diesen schwierigen Zeiten ein polnischer Niederungshütehund uns im Ausland helfen wird“ usw. Es klappte auch [...]. Damals war ich 1983 das einzige Mal in meinem Leben Mitglied im Verein der Hundezüchter. Ich wurde gefragt, ob ich einen elfjährigen Hund ausstellen könne, und ich antwortete, ja, das*

*sei eine wunderbare Erfahrung – dabei war ich mein Leben lang auf keiner Hundeausstellung gewesen. [...] Und dann sagte ich drei Monate vor der Ausreise meinen Eltern, dass mein Entschluss feststehe (ZM14 1983)<sup>74</sup>.*

Wenn sich erste Migranten in dem neuen Land eingerichtet hatten, begann das Netzwerk der Verwandten, Freunde und Bekannten dynamisch zu wachsen, die Zug um Zug im Rahmen der Kettenmigration nachkamen.

*Mein Freund, mit dem ich später eine Zeitlang verheiratet war, hatte hier um die zehn Bekannte. Meist Studenten aus Warschau, teilweise auch irgendwelche anderen Bekannten, die hier Straßenmusik machten. Später sind viele von ihnen nach Polen zurückgekehrt. Wir aber nicht, wir haben beschlossen zu bleiben (DK6 1981).*

Im Prozess der Emigration gibt es Momente, die von den beteiligten Personen besonders intensiv wahrgenommen werden. Dazu gehören: das Verlassen des Elternhauses, das Überschreiten der Grenze und die Reise (Kapiszewski 1980, 151). Diese Momente haben sich auch in der Erinnerung der Migranten der 1980er Jahre niedergeschlagen:

*Wir sind alle mit einem einzigen Auto gefahren: mein Mann angeblich touristisch nach Frankreich, der Mann meiner Bekannten nach Griechenland und ich in die Türkei. An der Grenze hat sich niemand groß damit aufgehalten, dabei fuhren wir mit zwei kleinen Kindern und allem möglichem Kram im Innern. Meine Kinder waren zwei und fünf Jahre alt, die meiner Bekannten fünf und vier (PK32 1988).*

*Ich erinnere mich an die Grenzkontrolle in der DDR, [...] wie die Zöllner der DDR durch den Zug gingen; [...] sie hatten solche Köfferchen aus Plastik, die sie um den Hals trugen, machten die auf, nahmen den Pass und studierten ihn lange, leuchteten mit einer Lampe auf die Stelle mit dem Stempel. Die damit verbundenen Geräusche waren die ganze Zeit zu hören, erst leise und von ganz fern und dann immer näher. Diese Töne habe ich bis heute im Ohr. Ich erinnere mich, als wir schon von Polen nach Berlin gekommen waren, hielt der Zug lange zwischen (dem Grenzbahnhof) Friedrichstraße und Westberlin auf freier Strecke. Ich weiß nicht warum, aber er stand da immer eine Stunde lang, und nichts geschah. [...] An die Mauer erinnere ich mich sehr genau: wie man da auf diese Aussichtsplattformen stieg und einen Blick nach Ostberlin werfen konnte (ZM17 1981).*

<sup>74</sup> In die Geschichte eingegangen sind die auch von den Befragten oft erwähnten Fälle der wiederholten Entführung polnischer Flugzeuge nach Westberlin. Es entstand sogar (in Deutschland) die witzige Dechiffrierung des Codes der polnischen Fluglinie LOT als „Landet oft in Tempelhof“; Adam Gusowski, LOT na Tempelhofie, *Porta Polonica*, <https://www.porta-polonica.de/pl/atlas-miejsc-pami%C4%99ci/lot-na-tempelhofie?page=2#body-top> (Zugriff: 15.11.2018).

Die Migranten erinnern sich deshalb so detailliert an diese Ereignisse, weil sie für sie eine Art Übergangsritual darstellten<sup>75</sup>, einen Schritt in eine neue Wirklichkeit. Wie Arnold van Gennep (2006, 45) geschrieben hat, muss das Individuum, bevor es in eine neue Rolle oder einen neuen sozialen Status eintritt, zunächst mit der bisherigen Wirklichkeit abschließen. Anschließend herrscht ein Schwebезustand, und dann beginnt der Eintritt in eine neue Welt. Bei den Migranten, die nach Deutschland gingen, trat dieser Schwebезustand mit dem Überqueren der Grenze ein. Ein Lebensabschnitt war zu Ende gegangen, und eine neue Epoche begann, die eine große Unbekannte war.

### Push-Faktoren in den 1990er Jahren

Ab Anfang der 1990er Jahre entstand in Polen eine neue Gesellschaftsordnung. Der erste Sejm, der 1989 unter den neuen Rahmenbedingungen gewählt worden war, führte die Grundlagen dafür ein und begann den Weg zu einer Demokratie westlichen Typs und zur Marktwirtschaft. Die noch aus der späten Stalinzeit stammende Verfassung von 1952 wurde geändert<sup>76</sup>, ein weiterer Schritt war die Abschaffung der Zensur<sup>77</sup> (Chwalba 2008, 392-393). Nach jahrzehntelanger Regierung löste sich die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei 1990 auf<sup>78</sup>. Im Herbst desselben Jahres fanden Präsidentschaftswahlen statt, die in der zweiten Runde Lech Wałęsa gewann (Łuczak 2010, 832-833).

Die Herausforderung der 1990er Jahre war die Rettung der polnischen Volkswirtschaft. Die polnische Regierung stand vor Problemen, die sich als riesig erwiesen: dazu zählten eine Hyperinflation, die Konzentration der Industrie in staatlichen Monopolbetrieben; das ehemalige Staatseigentum ging auf nicht immer transparente Weise in neue Hände über, Eigentumsverhältnisse waren unklar. Es gab keine glaubwürdigen Anhaltspunkte wie den Wechselkurs der Währung, die Höhe der Löhne, Preise und Steuersätze. Die neue Regierung war bemüht, mit der hohen Verschuldung des Landes, der niedrigen Arbeitsmoral und der deformierten Struktur der Verschuldung zurechtzukommen; verdeckte Arbeitslosigkeit und Arbeitskräftemangel standen nebeneinander (Roszkowski 2006, 409).

75 Nach Arnold van Gennep (2006, 37) handelt es sich dabei um Sequenzen von Ritualen, die mit dem Übergang von einem Zustand in einen anderen zusammenhängen. Das gilt für alle Gebiete des Lebens, auf denen sich wichtige Veränderungen ereignen.

76 Der Staatsname wurde von „Volksrepublik Polen“ in „Republik Polen“ geändert, aus der Präambel wurden die Bestimmungen über die führende Rolle der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PZPR) und die Freundschaft mit der UdSSR gestrichen; der Adler als Wappentier bekam wieder eine Krone aufgesetzt. Alle Eigentumsformen wurden als gleichberechtigt anerkannt und die Gewerbefreiheit eingeführt (Chwalba 2008, 392-393).

77 Straßen und Plätze wurden neu benannt, Denkmäler für kompromittierte Politiker und für den kommunistischen Staat verdiente Helden wurden entfernt. Die „Bürgermiliz“ (MO) wurde zur Polizei, und der Staatssicherheitsdienst (SB) zum „Amt für Staatsschutz“ (UOP) (Chwalba 2008, 392-393).

78 An ihrer Stelle entstanden die Sozialdemokratie der Republik Polen und die Polnische Sozialdemokratische Union.

Ein Reformprojekt entwarf der Ökonom Leszek Balcerowicz, der gleichzeitig Finanzminister und Vizepremier war. Es wurde vom Internationalen Währungsfonds und der Weltbank akzeptiert<sup>79</sup>. Erfolge bei der Bekämpfung der Inflation wurden jedoch mit einem Rückgang der wirtschaftlichen Aktivität und einer nochmaligen Senkung des Lebensstandards der Bevölkerung erkaufte. Ende 1990 war die Zahl der Arbeitslosen auf eine Million gestiegen; ein großer Teil von ihnen erhielt zwar Unterstützung aus dem Staatshaushalt, verdiente aber mit Gelegenheitsarbeiten oder als Händler hinzu. 1990 wurde der Straßenhandel das sichtbarste Zeichen der wirtschaftlichen Veränderungen (Pankowicz 2010, 133-134). Sogar in Berlin und anderen Metropolen Europas und der Welt führten dort lebende Polen diese Praktiken fort<sup>80</sup>; auf Plätzen und an Straßenrändern wurde am Wochenende alles verkauft, was sich verkaufen ließ. In dem Maße, wie sich der Privatsektor entwickelte, stieg die Polarisierung der Einkünfte der Bevölkerung: neben Menschen, die schnell reich wurden, wuchs auch die Armut breiter Schichten. Viele Polen warfen Balcerowicz vor, dass er ihre Arbeitsplätze und ihre Ersparnisse geraubt und die Betriebe, wo sie tätig gewesen waren, an ausländische Investoren ausgeliefert habe. Diese Menschen fühlten sich in besonderem Maße als Verlierer und Ausgegrenzte (Chwalba 2008, 424).

Gleichzeitig fanden auf internationaler Ebene für die Polen wichtige Ereignisse statt. Seit den 1990er Jahren traten zwei wichtige Staaten – Deutschland und Frankreich – als Befürworter eines polnischen Beitritts zum vereinten Europa auf. Sie versprachen sich davon eine Stabilisierung der Situation in Ostmitteleuropa (Kaczmarek 2010, 842). Eine bedeutende Rolle spielten bei diesen Bestrebungen hervorragende Aktivisten der demokratischen Opposition aus der zurückliegenden Periode, bekannte Intellektuelle wie Tadeusz Mazowiecki, Mieczysław Pszon, Jan Józef Lipski, Bronisław Geremek und Władysław Bartoszewski (Kuźniar 2008, 54-55). Ein wichtiger Ausgangspunkt des deutsch-polnischen Dialogs war der Besuch von Bundeskanzler Helmut Kohl in Polen vom 9.-14. November 1989. Kohls Begegnung mit dem polnischen Regierungschef Tadeusz Mazowiecki, in deren Verlauf es zu der bekannten symbolischen Geste der Versöhnung und Verständigung in Krzyżowa (Kreisau) kam, wurde zur Grundlage für eine dynamische Entwicklung der bilateralen Beziehungen in den darauffolgenden Jahren (Kuźniar 2004, 56). Sie bildete den Ausgangspunkt für die Unterzeichnung von zwei Dokumenten: des Vertrags zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über die Bestätigung der zwischen ihnen bestehenden Grenze vom 14. November 1990 und des Vertrags zwischen der Bundesrepublik Deutschland und

79 Kernpunkte waren die Verminderung des Haushaltsdefizits, die Liberalisierung der meisten Preise, eine Abwertung des Złoty und dessen innere Konvertibilität, der Beginn einer Reform des Steuersystems, die Einführung einer restriktiven Geldpolitik, eine Begrenzung der Kreditvergabe und Anpassung der Zinssätze an das reale Niveau bei gleichzeitiger Indexierung der Gehälter und Kontrolle ihres Wachstums in den staatlichen Betrieben (Surdykowska 2010, 321).

80 Jan Gluchowski (2019) hat dieses Phänomen auf interessante Weise beschrieben.

der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit vom 17. Juni 1991. Der erste dieser Verträge war von historischer Bedeutung, weil er die endgültige Anerkennung der Westgrenze Polens durch das vereinte Deutschland darstellte. Der zweite zeichnete die Grundlagen für den Aufbau der deutsch-polnischen Zusammenarbeit in der Zukunft vor und regelte auch den Status der in Polen lebenden Deutschen und der in Deutschland lebenden Polen. Beide Verträge traten in Kraft Anfang 1992 und schufen neue rechtliche Grundlagen für die deutsch-polnischen Beziehungen (Cziomer 1996, 156).

Im Februar 1990 beantragte Tadeusz Mazowiecki mit deutscher Unterstützung offiziell die Aufnahme Polens in den Europarat und seine Anerkennung als mit der EU assoziierter Staat (Kuźniar 2008, 54-57). Nach der ersten Phase der Umstellung der Wirtschaftsordnung begann in Polen eine Phase des wirtschaftlichen Wachstums. Die Jahre 1994-1997 waren durch schnelle wirtschaftliche Entwicklung gekennzeichnet; auch der Lebensstandard mancher sozialer Gruppen verbesserte sich. Die Mehrheit der Menschen erlebte diese Zeit gleichwohl als eine Periode enormer alltäglicher Schwierigkeiten; mit den Veränderungen der Wirtschaftsordnung gingen Streiks einher (Roszkowski 2006, 443). Der Staat war gezwungen, die in den vorhergehenden Jahrzehnten eingegangenen Schulden abzuführen und die Rückstände in allen Lebensbereichen aufzuholen; dies schlug sich auch im Lebensstandard seiner Bürger nieder. Neben Arbeitslosigkeit (viele unrentable Unternehmen waren geschlossen worden) und niedrigen Löhnen traten andere besorgniserregende Probleme auf. Die Medien (auch die neuen in privater Hand) berichteten über organisierte Kriminalität und eine wachsende Zahl von Raubüberfällen und Diebstählen sowie viele Selbstmorde (Chwalba 2008, 429-430)<sup>81</sup>. Die Lebenseinstellung der Gesellschaft spaltete sich: die einen kamen mit der neuen Realität gut zurecht, andere aber vergaßen die Nachteile des alten Systems, und manche entwickelten sogar Nostalgie nach ihm. Soziale Rollen und Autoritäten änderten sich (Roszkowski 2006, 443)<sup>82</sup>.

In den 1990er Jahren war die Perspektive, sich jenseits der Westgrenze des Landes ein neues Leben aufzubauen, für viele Polen weiterhin attraktiv. Diesmal war es eine Perspektive im seit dem 3. Oktober 1990 vereinten Deutschland, zu dessen Hauptstadt 1991 Berlin erklärt

81 In dieser Zeit spielte Papst Johannes Paul II. weiterhin die Rolle der unbestrittenen Autorität. Während seiner Polenreise 1999 trat er als Führer der katholischen Kirche erstmals vor einem nationalen Parlament auf (Pankowicz 2010, 135).

82 Die III. Polnische Republik musste sich mit einer Vielzahl komplizierter Probleme auseinandersetzen. Einige davon, etwa die Lustration und die Entkommunisierung, wirkten sich das ganze Jahrzehnt über auf das Schicksal der Polen aus. Darüber hinaus spaltete sich das Lager der „Solidarność“. Dies führte dazu, dass im Oktober 1993 die postkommunistische SLD die Wahlen gewann. Die aus der „Solidarność“ hervorgegangenen Parteien kehrten jedoch 1997 an die Macht zurück. In dieser Zeit unterschrieb die polnische Regierung das Konkordat mit dem Heiligen Stuhl und die neue Verfassung der Republik Polen trat in Kraft. Zwei Jahre später wurde Polen Vollmitglied der NATO, was dem Land Souveränität und Sicherheit garantierte (Pankowicz 2010, 135).

wurde<sup>83</sup>. In Polen wurden zu dieser Zeit die mit der Vergabe von Reisepässen verbundenen Formalitäten auf ein Minimum reduziert. Damit schob Polen die Frage, wie mit den immer zahlreicheren Immigranten aus Polen umzugehen sei, auf die Aufnahmeländer ab. Am 8. April 1991 wurde die Visapflicht für in die BRD einreisende Polen aufgehoben, was dazu führte, dass sich der grenzüberschreitende Reiseverkehr nochmals verstärkte. Die Zahl der Touristen und auch die der Personen, die befristet, aber für mehr als drei Monate nach Deutschland reisten, verdoppelte sich. Gleichzeitig ging aber seit 1989 die Zahl der Emigranten, die auf Dauer nach Deutschland übersiedelten, zurück. Das ist das Hauptmerkmal, in dem sich die Migrationen aus Polen nach Deutschland in den neunziger und in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts unterschieden (Samoraj 2004, 32). Es wuchs dafür die Zahl der sogenannten „Teilmigranten“, die ihren Hauptwohnsitz in Polen beibehielten, aber in Berlin arbeiteten. Trotzdem wäre es schwierig, sie als transnationale Migranten zu bezeichnen. Zwar stieg zu dieser Zeit die Mobilität der Menschen an, aber gleichzeitig blieben andere Symptome eines transnationalen Lebens zwischen beiden Ländern relativ selten. Sie traten eher bei einigen Migranten in Erscheinung, die schon länger in Berlin lebten und denen es gelungen war, ihren Aufenthaltsstatus in Deutschland zu regeln, und die so frei zwischen beiden Ländern hin- und herreisen konnten.

### Individuelle Ausreisemotive von Polen in den 1990er Jahren

Die nach ihren Motivationen für die Ausreise befragten Gesprächspartner der in den 1990er Jahren nach Berlin gekommenen Gruppe stellten wirtschaftliche Fragen in den Vordergrund. Die freie Marktwirtschaft, wie sie sich im Ergebnis der politischen Veränderungen herausgebildet hatte, garantierte schon keine Beschäftigung mehr; ein wesentlicher Anreiz für die Entscheidung zur Ausreise war somit die immer weiter steigende Arbeitslosigkeit. Auch die Lebenshaltungskosten in Polen stiegen, ohne dass die Einkünfte der befragten Personen entsprechend gestiegen wären. Dies führte zu Enttäuschung und Frustration. Wie sich die Lage in Polen weiter entwickeln würde, war unsicher. Eine Emigrantin aus dieser Zeit erinnerte sich:

*Von meinem Abiturjahrgang sind 60% der Leute ausgereist. Das waren sehr schwierige Zeiten, und die Leute gingen aus wirtschaftlichen Gründen. [...] Das Kind, das ich spät bekommen hatte, entschied darüber, [...] dass ich versuchen wollte, ein anderes Leben zu führen [...] (KK22 1990).*

---

<sup>83</sup> Im Detail werden die Bedingungen für die Einwanderung nach Berlin im folgenden Kapitel besprochen.

Gleichzeitig verschlechterten sich in Berlin die Möglichkeiten für Migranten aus Polen, ihren Aufenthalt zu legalisieren und Arbeit zu finden. Nach der Vereinigung durchlief die Stadt einen schwierigen Prozess der Angleichung von Wirtschaft, Rechtsvorschriften, steuerlichen und sozialversicherungsrechtlichen Bestimmungen usw. Der Staat investierte hauptsächlich in die östlichen Bezirke, für die westlichen blieb damals wenig übrig. Deutsche Forscher haben geschrieben, dass Westberlin damals um- und Ostberlin neu gebaut worden sei. Das führte zu Veränderungen in der Beschäftigungsstruktur und wachsender Arbeitslosigkeit (Fischer *et al.* 2005, 14; Pätzold 2013, 32-34). Polen konnten in dieser Situation allenfalls auf Beschäftigung im informellen Sektor hoffen. Wer sich für die Auswanderung entschied, konnte also zumindest anfänglich keine überzogenen Erwartungen hegen. Die Befragten hofften, auch wenn sie ein Studium abgeschlossen hatten, ähnlich wie in den achtziger Jahren hauptsächlich auf Beschäftigung in der Schattenwirtschaft – beim Putzen, Geschirrspülen, auf Baustellen usw.

Schätzungen besagten, dass Ende der 1990er Jahre bei einer polnischen Gesamtbevölkerung in Berlin in Höhe von etwa 100.000 Menschen etwa 15.000 Polen allein auf dem Bau illegal beschäftigt waren<sup>84</sup>. Auch Personen, die ich für diese Studie befragt habe, befanden sich unter ihnen. Polnische Migranten konnten zu dieser Zeit auch auf Werkvertragsbasis und saisonal als Gastarbeiter Arbeit finden. Viele von ihnen hofften, dass diese Phase der erste Schritt auf dem Weg in ein legales Arbeitsverhältnis sein würde. Einige Frauen unter den Befragten kamen zunächst als *Au-pair*-Mädchen nach Berlin und konnten damit für ein Jahr bleiben. Das System beruhte darauf, dass die Ausländerin für einige Stunden (maximal fünf) täglich leichtere Hausarbeiten in einer deutschen Familie erledigte, die an dem Programm teilnahm. Im Gegenzug bekamen die jungen Frauen aus Polen Unterkunft, Verpflegung und ein Taschengeld (Samoraj 2004, 35-39). Die Befragten planten ihre Ausreise nicht nur im Hinblick auf die Verdienstmöglichkeiten, sondern vor allem, um in der Praxis Deutsch zu lernen und sich mit dem Leben im Ausland vertraut zu machen. Es war auch möglich, ein Studium aufzunehmen. Eine der Frauen erinnerte sich:

*Ich habe 1996 mein Abitur gemacht. Ich wusste nicht recht, wohin ich zum Studium gehen sollte, also habe ich mich an verschiedenen Universitäten beworben: darunter in Warschau, Krakau, Greifswald und Berlin. Nur in Greifswald wollten sie mich nicht haben. Da habe ich mich für Berlin entschieden (GK9 1996).*

Ab 1994 wurde das polnische Abitur in Deutschland anerkannt und bot damit auch die Möglichkeit, an einer deutschen Hochschule zu studieren. Jede Hochschule legte allerdings

<sup>84</sup> Żelazowska-Müller, *Interakcje. Leksykon komunikowania polsko-niemieckiego*. <http://www.polskaniemcy-interakcje.pl/articles/show/46> (Zugriff: 31.08.2015).

eigene Aufnahmekriterien fest<sup>85</sup>. Ein in Deutschland abgeschlossenes Studium machte bei potenziellen Arbeitgebern in Polen damals großen Eindruck, so dass viele junge und motivierte Menschen in der Hoffnung nach Deutschland ausreisten, dass es ihnen jedenfalls auf dem polnischen Arbeitsmarkt nicht schaden würde, wenn sie schon nach dem Abschluss keine Arbeit in Deutschland finden würden.

Nach und nach begannen in den 1990er Jahren auch Leute auszureisen, die höhere Ansprüche an ihren Beruf und ihr Leben hatten. Solche Chancen ergaben sich aus den immer engeren wirtschaftlichen Kontakten zwischen Polen und der BRD. Eine der Emigrantinnen kam nach Berlin, nachdem sie das Auswahlverfahren für den diplomatischen Dienst in Polen erfolgreich absolviert hatte. Vorher hatte sie an der Hochschule gearbeitet, aber, wie sie im Rückblick sagte:

*In diesen stürmischen Zeiten fingen alle plötzlich an, sich [aus Polen] abzusetzen, [...] alle wollten erst einmal meinungsbildend oder sonst kreativ arbeiten, schreiben, [...] so als hätte sich das Leben irgendwo andershin verlagert, wo es interessanter und echter war... [...]. Ich bewarb mich also beim polnischen Außenministerium, wurde angenommen und entsandt (ZK47 1990).*

Eine andere Migrantin berichtete:

*Ich war schon eine erwachsene, reife Frau, als ich ausgereist bin. Mir schien damals, dass ich in Polen schon alles erreicht hatte und nicht weitergekommen wäre. Das waren seltsame Jahre, mir ging schon alles auf den Geist. Ich hatte ein kleines Kind und beschloss, dass ich meiner Tochter die Möglichkeit geben wollte, eine Europäerin zu werden. Meine Tochter war noch keine fünf Jahre alt, als wir ausgereist sind (KK22 1990).*

In den 1990er Jahren wurden die ersten beruflichen und finanziellen Erfolge von Polen bekannt, die schon früher nach Berlin gekommen waren und ihre Karriere entsprechend eingeleitet hatten. Ein Beispiel für diese Generation war Henryk Kulczyk (der Vater von Jan Kulczyk, einem später bekannten polnischen Geschäftsmann). Er besaß ein eigenes Außenhandelsunternehmen und war gleichzeitig als Vertreter mehrerer renommierter deutscher

<sup>85</sup> In Zweifelsfällen mussten Studierende einen speziellen Kompetenztest absolvieren. Meist bereiteten sie sich darauf in einem zweisemestrigen Vorkurs vor. Auch die Sprachkenntnisse mussten durch das DSH-Examen - Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang - bestätigt werden. Der nächste Schritt war dann das Erlangen einer zeitlich befristeten *Aufenthaltsbewilligung* zum Zweck der Studienaufnahme. Bis 2005 konnte diese Bewilligung nach dem Studienabschluss nicht verlängert werden. Dem Antrag auf Erteilung einer solchen Aufenthaltsbewilligung mussten die Immatrikulationszusage und Nachweise über vorhandene Mittel für den eigenen Unterhalt (2010 betrug die Mindestsumme 670 Euro monatlich) und über eine bestehende Krankenversicherung beigefügt werden (Wolfeil 2012, 158-159).

und polnischer Unternehmen tätig<sup>86</sup>. Auch Krzysztof Olszewski, der Gründer des weltweit bekannten Herstellers von Autobussen Solaris, hat seine Karriere in Berlin gestartet. Weit über Berlin hinaus bekannt wurde der polnische Neurochirurg Jan Zierski, der Mitglied angesehenere wissenschaftlicher Vereinigungen und Gesellschaften wurde (Stach 1998). Diese Erfolge einiger Migranten aus Polen machten anderen Hoffnungen, vor allem jenen, die schon in Berlin lebten, und regten sie an, ebenfalls im Ausland Bemühungen um die Realisierung ehrgeiziger beruflicher Ziele zu starten oder Kooperationen zwischen polnischen und deutschen Unternehmen in Gang zu setzen und so transnationale Gesellschaften zu schaffen.

### Reisevorbereitungen und Grenzübertritt

Dass in den 1990er Jahren öfter als im Jahrzehnt zuvor mit der Option einer Rückkehr emigriert wurde, sobald die migrierende Person bestimmte selbstgesetzte Ziele erreicht haben würde, wird aus den Antworten der Gesprächspartner deutlich. Die nachfolgend zitierte Befragte war zufällig in Berlin hängengeblieben – ähnlich wie etliche andere Befragte, die in den neunziger Jahren nach Berlin gekommen waren:

*Mein damaliger Freund war in Berlin. Er war für einen längeren Ferientaufenthalt gekommen und lud mich zu sich ein. [...] Ich habe damals Rehabilitationswissenschaft studiert, aber ich war nach einem Sportunfall beurlaubt, und es war eher wenig wahrscheinlich, dass ich mit dieser Verletzung an die Uni zurückkehren würde. So ließ ich mich für ein weiteres Jahr beurlauben und stand vor der Frage, was ich weiter machen sollte. Ich wollte ursprünglich zwei Wochen in Berlin bleiben. Aus den zwei Wochen wurde ein Jahr, und danach ging es nach der Parole „ach, ich studiere noch ein bisschen“ usw. Schließlich habe ich beschlossen, hier zu bleiben (RK35 1997).*

Man sieht an diesem Beispiel, wie plötzlich veränderte Lebensumstände ursprüngliche Pläne umstoßen können. Mitte der neunziger Jahre kam das Internet auf, Mobiltelefone und Satellitenfernsehen wurden populär. Dank dieser Neuerungen reisten die Migranten besser vorbereitet aus. Es war für sie leichter, sich für die Emigration zu entscheiden. Viele waren schon mehrfach in der BRD gewesen, bevor sie sich entschlossen, Polen zu verlassen:

<sup>86</sup> Kulczyks Karriere ist in den Medien mehrfach ausführlich nachgezeichnet worden. Einige Journalisten mutmaßten, dass sie ohne Kontakte mit den Sicherheitsdiensten der VR Polen und deren Unterstützung nicht möglich gewesen wäre. Molga Tomasz, Kim był Henryk Kulczyk, ojciec Jana? *NaTemat.pl* [https://natemat.pl/109021,kim-był-henryk-kulczyk-ojciec-jana?force\\_rwd=1](https://natemat.pl/109021,kim-był-henryk-kulczyk-ojciec-jana?force_rwd=1) (Zugriff: 16.03.2020). Gruca Radek, Zaczynali od leśnego runa, a dziś mają prywatne jachty i samolot. Kulczyk dorobił się na jagódkach. *Fakt24*, <https://www.fakt.pl/wydarzenia/polityka/fundament-majatk-u-kulczykow-matka-natura-czy-bezpieka/gv7vnb#slajd-9> (Zugriff: 16.03.2020).

*Ich war vorher schon mehrere Male in Berlin gewesen, immer für kurze Ausflüge, denn von Szczecin aus ist es ja nicht weit. Und so wollte ich es eigentlich auch weiter machen: immer wieder mal nach Deutschland fahren, aber nie für lange (ZK47 1990).*

Ein sehr wichtiger Anreiz zur Ausreise war es, wenn am Zielort schon ein Netzwerk von Bekannten oder Verwandten bestand, das den neuen Migranten den Start erleichtern konnte. In den neunziger Jahren waren diese Netzwerke oft schon recht gut entwickelt. Schon einige miteinander verbundene Personen, die in früheren Jahren gekommen waren, konnten ein solches Netzwerk bilden:

*Ich wohnte [in Berlin] bei einem Vetter und lernte Deutsch; das war damals meine Perspektive, nach dem Studium Deutsch zu unterrichten [...]. Ich hatte [in Polen] mein Studium abgeschlossen und kam hierher, und hier lernte ich bei [polnischen] Bekannten meinen Mann kennen – und so bin ich dann geblieben (JK13 1995).*

*Meine Schwester und ihr Mann waren schon seit 1986 in Deutschland. Sie durchlebten den Mauerfall, fuhren übers Wochenende zur Arbeit und schlugen so Wurzeln. In Berlin studierten sie Architektur. 1991 begannen sie [in Polen] Karriere zu machen. Ich war kurz vor dem Abitur, da kamen sie [1995] zu irgendeinem Jahrgangstreffen [nach Deutschland] und sagten: „Hör mal, es hat sich seit der Zeit unserer Ausreise viel geändert, probiere es doch mal, du könntest einen besseren Start haben, wenn du nach Polen zurückkehrst“ (GK9 1996).*

Einige Migranten reisten mit einer anderen Grundeinstellung aus, als man sie noch einige Jahre zuvor hätte beobachten können. Sie nahmen das Verlassen Polens nicht als definitive Entscheidung wahr, die ihren weiteren Lebensweg bestimmen würde. Aus ihren Aussagen geht hervor, dass der durchlässigere Charakter der Grenzen dazu führte, dass Reisen keine solchen Emotionen mehr freisetzten wie in den früheren Jahren. Eine der Befragten, die schon in Berlin war, stellte fest:

*Als ich kam, konnte mich eigentlich nichts mehr schockieren. Ich hatte mich auf die Reise vorbereitet, in Polen schon Deutsch gelernt. Als ich dann mein Stipendium bekam, lernte ich intensiv, um mich verständigen zu können. [...] ich kam mit der inneren Einstellung, dass man den Deutschen zeigen müsse, was sich in Polen alles geändert habe, dass dort jetzt neue Leute an der Macht seien, dass wir anders seien, dass die polnische Politik jetzt eine andere sei und die Einstellung der neuen Generation zu Deutschland auch (ZK47 1990).*

Wie ich beschrieben habe, war für die Migranten der achtziger Jahre das Passieren der Grenze zum Westen eine tiefempfundene Zäsur. Derartige Ansichten habe ich in der Gene-

ration der Migranten der neunziger Jahre nicht mehr gehört. Auch damals wurden die Pässe an der Grenze kontrolliert, aber das erschien schon nicht mehr so ein wichtiges und sich der Erinnerung einprägendes Erlebnis. Alles deutet darauf hin, dass das bisherige Übergangsritual seine Bedeutung verloren hatte.

### ***Push-Faktoren nach dem Beitritt Polens zur Europäischen Union***

Im Frühjahr 2000 gewann Aleksander Kwaśniewski vom Bündnis der Demokratischen Linken (SLD) zum zweiten Mal die polnische Präsidentschaftswahl. Seine erste Wahl war 1995 gewesen. Aber der Sieg der Linken hielt nicht lange. 2001 bildete sich aus der früheren Partei „Wahlaktion Solidarność“ (AWS) die Bürgerplattform (PO) heraus; Donald Tusk war einer ihrer Anführer. Ebenfalls aus der Konkursmasse der AWS entstand die Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) unter den Zwillingbrüdern Jarosław und Lech Kaczyński. Beide Gruppierungen haben für die nächsten Jahrzehnte die politische Landschaft in Polen geprägt.

Beim Referendum über den Beitritt Polens zur Europäischen Union am 7. und 8. Juni 2003 sprachen sich 77,45% der Teilnehmer für die Integration aus (Pankowicz 2010, 135-136). Die Aufnahme Polens in die Europäische Union am 1. Mai 2004 hatte nicht nur als politischer Akt enorme Bedeutung, sondern sie markierte auch eine mentale Zäsur. Die Polen wurden formal gleichberechtigte Mitglieder desjenigen Teils der europäischen Gesellschaft, von dem sie seit Jahren geträumt hatten. Hierdurch änderte sich auch der Charakter der Migrationen. Sie wurden in stärkerem Maße als zuvor eine Frage der freien und nicht durch die Umstände erzwungenen Entscheidung.

Ein Teil der ausreisebereiten Polen ließ unter diesen Bedingungen den Gedanken an eine Migration nach Deutschland fallen, obwohl dieses Land in den 20 Jahren zuvor das am häufigsten gewählte Zielland gewesen war. Denn die vollständige Öffnung des deutschen Arbeitsmarktes für Polen war erst für das Jahr 2011 vorgesehen. Wer jetzt noch emigrieren wollte, orientierte sich eher auf die Länder, die von Anfang an keine Schwierigkeiten bei der Beschäftigung von Migranten machten (Großbritannien, Irland und Schweden). Noch 2004 waren 71% der ausreisenden Polen in die BRD gegangen, 17% in die USA und nach Kanada, je 1% nach Frankreich, Großbritannien, Italien und Australien. 2006 hatte sich der Trend schon umgekehrt, und mehr Menschen wählten die Emigration nach Großbritannien als die nach Deutschland (Kiereta 2005, 51). Für Beschäftigte aus einer Reihe von Branchen blieb die BRD jedoch weiter attraktiv, weil für diese Beschäftigten Ausnahmen von der allgemein restriktiven Migrationspolitik gegenüber Polen gemacht wurden.

Zu dieser Zeit wurden in der BRD Fachkräfte mit beruflichen Qualifikationen für bestimmte Branchen gesucht; dorthin zogen also polnische Ärzte, Informatiker, Bauarbeiter, Pflegekräfte, sogar zweisprachige Angestellte (mit Polnisch- und Deutschkenntnissen) wa-

ren benötigt. Die Bedürfnisse des deutschen Arbeitsmarktes wurden spezifischer, und damit ging die „Spezialisierung“ der Migration einher. Generell betrafen aber die Einschränkungen beim Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt nur einen kleinen Teil der formal hochgebildeten Befragten. Die wichtigsten Elemente, die potentielle Migranten nach Berlin und generell Deutschland drängten, waren weiterhin: die geographische Nähe zu Polen, die höheren Gehälter und die soziale Absicherung.

Mit dem Beitritt Polens zur Schengenzone 2007 endeten die Probleme beim Grenzübergang definitiv. Ausweiskontrollen schienen ein Relikt der Geschichte geworden zu sein, der Grenzverkehr wurde vollkommen frei, die Pässe konnte man in der Schublade lassen. Die Migrierenden nahmen den Moment des Überschreitens der Grenze kaum noch wahr. Dass sie sich im Ausland befanden, merkten sie erst an den deutschen Orts- und Bahnhofsschildern. Viele der Befragten sagten sogar, dass sie sich aus diesem Grund im Prinzip nicht wirklich als Emigranten fühlten, denn grenzüberschreitende Mobilität sei schnell zu einem Teil ihres Alltags geworden. Berlin blieb in dieser Zeit weiterhin eine Stadt, die Zuwanderern viele Möglichkeiten bot. Die letzte bedeutende Barriere fiel am 1. Mai 2011 weg, als polnische Staatsbürger gleichberechtigten Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt erhielten.

### **Individuelle Ausreisemotive von Polen im 21. Jahrhundert**

Die Änderung der realen Rahmenbedingungen für die Migrationen spiegelten sich auch in den Motivationen der ausreisenden Polen. Eine der Befragten, eine junge Englischlehrerin, berichtete:

*Im Gymnasium hatte ich mich für Deutsch als Fremdsprache entschieden, weil mein Vater hier Kontakte hatte und oft zum Arbeiten in Deutschland war. Er war immer mit einem Bein hier und mit einem in Polen. Ich muss um die 17 gewesen sein, als ich meinen ersten Au-Pair-Job in Deutschland hatte, und mir hat die Realität hier sehr gefallen. [...] so dachte ich: „Es wird ok sein, wenn ich hierhin übersiedeln kann“. [...] Ich habe dann Anglistik und Germanistik erst in Szczecin/Stettin und dann in Wroclaw/Breslau studiert. Direkt nach dem Examen habe ich meine Sachen gepackt und bin erst nach Köln gegangen, und etwas später dann nach Berlin. [...] hier habe ich spontan meinen Lebenslauf an eine private Schule in meiner Nachbarschaft geschickt, [...] und sie haben mir sofort eine Stelle als Englischlehrerin angeboten (GK12 2012).*

Die Erzählung dieser Befragten zeigt eine unvergleichbar größere Entscheidungsfreiheit über die Emigration als in den vorangegangenen Jahren. Auf der anderen Seite beweist sie auch eine unter gebildeten Personen viel verbreitete als früher vorhandene präzise und strategische Vorbereitung der migrierenden Personen auf den Aufenthalt.

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts spielt auch die größere Präsenz polnischer Unternehmen auf dem deutschen Markt immer öfter eine Rolle als Migrationsgrund. Darauf wies zum Beispiel ein Befragter hin, dem ein im Bereich der deutsch-polnischen Beziehungen tätiges Unternehmen gehört:

*Seit fünf Jahren dominieren [unter den am deutschen Markt interessierten polnischen Unternehmen] große, sogar börsennotierte Firmen., [...] obwohl es auch kleinere mit Belegschaften zwischen 50 und 100 Personen in Hightechbranchen gibt. Zum Beispiel in den Bereichen IT, Elektronik, Biotechnologie und Energie. Dabei hat sich ihr Tätigkeitsfeld geändert: früher waren es einfache, handwerkliche Dienstleistungen; heute übernehmen polnische Unternehmen immer öfter deutsche (WM13 1987).*

In solchen Fällen delegieren polnische Unternehmen nach Berlin vor allem Manager.

Als die Grenzen geöffnet wurden, kamen immer öfter Beschäftigte der polnischen Filialen deutscher Firmen nach Berlin, um sich weiterzubilden. Das waren Personen, die u.a. in großen Konzernen beschäftigt waren. Außerdem suchten sich hochqualifizierte Polen Arbeit in Berliner Unternehmen. Manche erreichten dort ziemlich schnell herausgehobene Positionen. Sie betonten im Gespräch, dass auf den höheren Hierarchiestufen ihre Herkunft für die Arbeitgeber keinerlei Bedeutung hatte, sondern dass es auf die Kompetenzen ankam. Die Gesprächspartner betonten, dass sie ihre Positionen ihrer in Polen erhaltenen Ausbildung verdankten, die sie auf die Anforderungen des internationalen Marktes (auch des deutschen) vorbereitet habe. Auch die immer besseren Fremdsprachenkenntnisse, auf die das polnische Bildungswesen seit dem Systemwechsel Wert gelegt habe, trage dazu bei. Schließlich sei die Berufserfahrung ein wichtiges Kriterium gewesen. Ein Interviewpartner berichtete:

*2005 habe ich mein Vollzeitstudium des Umweltschutzes in Szczecin/Stettin abgeschlossen. Als ich hier herkam, habe ich zunächst einen mit Praktika verbundenen Sprachkurs gemacht, obwohl ich schon relativ gut Deutsch sprach. Ich hatte ein Bewerbungsgespräch in einem kanadischen Großunternehmen, und sie haben mir ein zehnmonatiges Praktikum gegeben. Danach haben sie mich übernommen, und ich sollte mich um den osteuropäischen Markt kümmern (PM7 2008).*

Man kann vermuten, dass einige Gesprächspartner, die ihren persönlichen Erfolgsweg beschrieben haben, absichtlich ihre Kompetenzen hervorheben wollten, die sie von anderen Polen unterschieden hätten, denen diese Qualifikationen gefehlt hätten und die sich deshalb keiner spezifischen beruflichen Erfolge hätten rühmen können. Mehrfach wurde der Kontrast zwischen dem bescheidenen Anfang und der darauf folgenden Entwicklung betont. Es bleibt allerdings unbestreitbar, dass viele von ihnen tatsächlich überdurchschnittliche

Positionen mit Blick auf ihre Integration als Migranten (nicht nur derer aus Polen) und den sozialen Aufstieg erreicht haben, als andere Migranten.

Manche Polen kamen auch schon mit fertigen Geschäftsideen für den lokalen Markt nach Berlin. Auch sie besaßen in vielen Fällen einschlägiges Wissen und/oder Erfahrungen. Ein immer größerer Teil der Befragten war schon vor der Emigration in Polen freiberuflich oder gewerblich tätig gewesen. Unter den Unternehmen, die nach dem polnischen EU-Beitritt von Polen in Berlin sowohl von dort bereits ansässigen, als auch neu angekommenen Migranten gegründet wurden, überwogen kleine, häufig familiengeführte Betriebe im Dienstleistungsbereich.

Mit dem polnischen EU-Beitritt entwickelte sich die Zahl der auf diesem Feld tätigen polnischen Unternehmen dynamisch. Schon 2004 lagen Polen unter den Existenzgründern mit 16 704 nach den Angehörigen der türkischen Volksgruppe (22.313) auf Platz 2 (Angele, Ziebach 2004, 734). Nach einem Bericht des *Tagesspiegel* von 2007 waren damals in Berlin 1.160 Personen mit polnischer Nationalität in den von ihnen gegründeten neuen Unternehmen tätig<sup>87</sup>. 2014 waren sie die häufigsten nichtdeutschen Unternehmensgründer in der Stadt<sup>88</sup>. 2015 besaßen schon 5.926 Migranten aus Polen eigene Unternehmen (Unternehmen 2016, 13). Nicht alle von ihnen waren von Dauer, aber darauf kommt es nicht an. Wesentlich ist, dass Polen immer mutiger versuchten, in Berlin selbständig tätig zu werden. Viele dieser Kleinunternehmen gibt es bis heute, insbesondere in den Branchen, auf die sich Polen spezialisiert haben, etwa im Bauwesen. Im November 2015 wies die Internetseite MyPolacy.de 13 Seiten mit Annoncen polnischer Unternehmen aus dem Baugewerbe auf<sup>89</sup>. Tatsächlich war die Zahl polnischer Bauunternehmen noch deutlich höher, weil nur wenige von ihnen die eigenen Landsleute als Zielgruppe betrachteten und deshalb in „auslandspolnischen“ Medien warben. Die meisten polnischen Unternehmen sind auf deutsche Kunden orientiert.

Bei den ökonomischen Zielvorstellungen unterscheiden sich die polnischen Migranten des frühen 21. Jahrhunderts nicht von denen der vorangegangenen Jahrzehnte. Sie machen keine genauen Angaben zu ihren langfristigen Plänen, sparen für Anschaffungen wie die eigene Wohnung, eine größere Unterkunft, das erste oder ein besseres Auto, die Wohnungseinrichtung und andere materielle Güter, die man als Symbole des erreichten Erfolgs und des sozialen und beruflichen Prestiges wahrnehmen kann. Manche hätten mit ihren Qualifikationen sicherlich auch in Polen erfolgreich sein können, aber sie schätzen den Aufenthalt im Ausland als aussichtsreicher ein. Neben den Verdienstmöglichkeiten spielen hier offenbar

87 Berliner Polen und Türken sind gerne selbständig. *Tagesspiegel* (23.06.2008), <http://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/berliner-wirtschaft/unternehmen-berliner-polen-und-tuerken-sind-gerne-selbststaendig/1263892.html> (Zugriff: 7.10.2016).

88 Interview der Autorin mit Jacek Barelkowski von der Firma „Berpól“, 5. Juni 2015.

89 Firmy budowlane, MyPolacy.de, <http://www.mypolacy.de/firmy/kategorie/budowlane,211,berlin,3?page=13> (Zugriff: 29.10.2015).

auch die Entwicklungschancen eine Rolle, ebenso die Absicherung für den Fall der Arbeitslosigkeit, auf die sie in Polen kaum Aussichten gehabt hätten. Alle diese Faktoren spielten zusammen, um ein in den Augen der Migranten positiveres Umfeld als in Polen zu bilden.

Eine ständig anwachsende Teilpopulation von Polen im Berlin des 21. Jahrhunderts waren Studierende, die an Austauschprogrammen wie „Socrates“ teilnahmen. Diese Programme ermöglichten einen Aufenthalt zwischen drei Monaten und einem Jahr, wobei den jungen Leuten auch eine Unterkunft und ein Taschengeld zur Verfügung gestellt wurden. Viele Personen aus dieser Gruppe suchten sich noch weitere Jobs etwa in der Kinder- oder Altenpflege, als Reinigungskräfte, im Einzelhandel oder in der Gastronomie – all dies, um mehr zu verdienen und/oder etwas für später auf die Seite zu legen und bei der Gelegenheit auch ihre deutschen Sprachkenntnisse zu verbessern. Bei mehreren befragten Personen ist der ursprünglich befristete Aufenthalt dabei mit der Zeit zu einer Dauerlösung geworden:

*Ich war zunächst für ein halbjähriges Stipendium mit der Option der Verlängerung auf ein Jahr gekommen. Hier habe ich gemerkt, dass es mir in Berlin leichter fallen würde, meine Abschlussarbeit zu schreiben. Später konnte ich dann noch ein Graduiertenstudium von weiteren sechs Monaten daranhängen. Das Studium war gebührenfrei, aber ich suchte mir in dieser Zeit verschiedene Gelegenheitsjobs. [...] später fand ich dann eine regelmäßige Arbeit [als Sekretärin] und lernte meinen Verlobten kennen. In einem Monat heirateten wir und wollen einstweilen bleiben (KK21 2003).*

Für die unter den Migranten nach Berlin im 21. Jahrhundert häufig anzutreffenden hochqualifizierten Personen spielten neben wirtschaftlichen, politischen, formalen und geographischen Faktoren auch Kriterien eine Rolle, die in den vorangegangenen Jahrzehnten eher abstoßend gewirkt hatten, etwa kulturelle Elemente. Wie eine Interviewpartnerin aus einer früheren Migrationswelle kommentierte:

*Damals [in den 80er Jahren] haben wir uns irgendwie durchgeschlagen, viel Geld hatten wir nicht, [...] ich konnte mir damals nicht leisten, auf einen Kaffee ins Café zu gehen; wir tranken eine Tasse für zwei. Jetzt können Polen hier herkommen und in die Oper gehen – sie können sich das leisten. Früher, in den achtziger Jahren oder Anfang der neunziger Jahre waren die Leute aus Polen genauso kulturinteressiert wie jetzt, aber sich ein Ticket zu kaufen, war für durchschnittliche an Kultur interessierten Menschen einfach ... [praktisch unmöglich]. Früher kamen die Polen hierher, um Geld zu verdienen oder wenigstens die Reisekosten wieder hereinzubekommen; und jetzt [2012], um Geld auszugeben. Das hat sich völlig geändert (BK2 1989).*

Die Befragten erwarteten nun viel mehr als nur die Befriedigung ökonomischer Bedürfnisse. Wichtig war für sie auch das kulturelle Angebot der Stadt, das reichhaltiger war als

in jeder beliebigen polnischen Metropole, aber doch für sie finanziell erreichbar (anders als in den 1980er und 1990er Jahren). Aus den Auskünften der Gesprächspartnerin ergab sich, dass sie nach 2004 schon nicht mehr „fürs Brot“ migrierten, sondern „fürs Brot mit Butter“. Der Lebensstandard in Polen hatte sich zwar verbessert, aber er hielt weiterhin mit dem in Deutschland nicht Schritt.

Weiterhin kamen häufig Eheschließungen mit deutschen Staatsbürgern als Migrationsgründe vor. In den gemischten Ehen kam nach wie vor häufiger die Frau aus Polen. Und ebenso wie früher war dies nicht nur für Berlin charakteristisch. 2007 heirateten 4.205 Polinnen einen deutschen Mann. Damit stehen Polinnen an der Spitze der nichtdeutschen Partnerinnen deutscher Männer<sup>90</sup>. Im 21. Jahrhundert war es schon nicht mehr nötig, fiktive Ehen zu schließen, wie noch in den 1980er Jahren. Die Reise ins Ausland nach der Eheschließung war nicht mehr so mit Zweifeln belastet, wie es früher oft gewesen war: etwa die Frage, ob die für Menschen aus Polen nicht immer freundliche Umwelt sie akzeptieren würde, oder ob sie in Deutschland bleiben könnten, wenn die Beziehung scheitern sollte. Die meisten der gemischten Paare wählte wegen des höheren Lebensstandards weiterhin die BRD als Aufenthaltsort. Aber neuerdings wurde eine spätere Rückkehr nach Polen zumindest nicht ausgeschlossen; in den vorherigen Jahrzehnten war dies praktisch nicht vorgekommen. Als Voraussetzung dafür wurde in der Regel genannt, dass beide Partner eine vorteilhafte Beschäftigung finden würden.

Unter der jüngsten Generation von polnischen Migranten in die BRD war, völlig anders als in den Jahrzehnten davor, die Hoffnung zu spüren, dass es im Ausland im Grunde in vieler Hinsicht auch nicht anders sein würde als in Polen. Denn damit wurden geringere Probleme mit der Anpassung an die neue Situation assoziiert. Der multikulturelle Charakter Berlins wirkte anziehend: die Stadt wurde als Lebensort wahrgenommen, wo sich die Migranten aus Polen weniger fremd fühlen konnten als an Orten, wo es weiterhin nur wenige Ausländer gab. Das Gefühl, es werde eine Ausreise für immer und man könne nicht langfristig planen, wurde noch seltener geäußert als in den 1990er Jahren.

Unter den Migranten der jüngeren Generation waren mehrere Befragte, die emigriert waren, um ihren beruflichen Ehrgeiz zu befriedigen, neue Erfahrungen und Fähigkeiten zu sammeln und sich kulturell und persönlich zu entwickeln. Die Ausreise war für sie nicht mit Entbehrungen verbunden, sondern sie wurde in der Wahrnehmung immer ähnlicher gegenüber einem Umzug in eine andere Stadt in Polen. Die Migration wurde als interessantes Abenteuer und als Gelegenheit wahrgenommen, neue Erfahrungen zu machen. Viele Perso-

---

<sup>90</sup> Vgl. die Statistik der gemischtnationalen Eheschließungen deutscher Staatsbürger in: TOP 10 der Eheschließungen zwischen deutschen Männern und Ausländerinnen 2007 nach Staatsangehörigkeit der Ehefrau, de.statista, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/37425/umfrage/eheschliessungen-zwischen-deutschen-maennern-und-auslaendern/> (Zugriff: 7.10.2016).

nen äußerten sich ähnlich wie die nachfolgend zitierte Befragte, die sich über die Möglichkeit freute, einige Monate oder Jahre im Ausland zu verbringen:

*Ich kann das nicht verstehen, dass alle die Emigration so sehr bedauern. Mich hat niemand dazu gezwungen, ich bin gefahren, weil ich die Welt und neue Menschen kennenlernen wollte, etwas Neues lernen. Ich habe das nicht als Entbehrung wahrgenommen, sondern für mich war das eher etwas Angenehmes (SK43 2012).*

### Reisevorbereitungen und Grenzübertritt

Im untersuchten Zeitraum wurden die Migrationen immer besser vorbereitet. Die interessierten Personen informierten sich über die Möglichkeiten, Arbeit und eine Wohnung zu finden. Dazu wurde in der Regel das Internet genutzt (offizielle Seiten der Bundesregierung und des Berliner Senats), recherchiert wurde auch bei Bekannten, die bereits im Ausland lebten. Man fragte bei Arbeitsvermittlungsbüros an, die Arbeitsuchende nach Deutschland schickten, oder ging vorab am Zielort selbst auf die Suche. Die Polen nutzten Portale, die sich an in Deutschland und speziell in Berlin lebende Landsleute wandten, etwa MyPolacy.de oder Polonia Berlin<sup>91</sup>. Es fällt auf, dass soziale Netzwerke zu dieser Zeit kaum als Informationsquellen erwähnt wurden. Bei offiziellen Entsendungen für längere Zeit organisierten manche Unternehmen spezielle Vorbereitungskurse, an denen sogenannte Trainer für interkulturelle Kommunikation teilnahmen, weil sie es für notwendig hielten, ihre Beschäftigten auf Besonderheiten der Arbeit (und des Alltags) in Deutschland und kulturelle Unterschiede hinzuweisen.

Politische Gründe für die Emigration spielten für die Polen, die in den letzten Jahren emigriert sind, keine Rolle mehr. Allerdings kritisierten die Migranten in den Gesprächen nicht selten das, was sich in der polnischen Politik abspielte. Dieser Faktor wirkte eher abschreckend, wenn es um die Frage einer eventuellen Rückkehr ging.

### Zusammenfassung

Mit Blick auf die sich verändernden Lebensverhältnisse in Polen kann man feststellen, dass die Emigration in den 1980er Jahren vor allem durch die sich verschlechternde wirtschaftliche und politische Lage in Polen stimuliert wurde. Von großer Bedeutung waren auch kulturelle Faktoren: der Wunsch, die Welt kennenzulernen, selbständig zu werden; diese Motivationen sind übergreifend und weitgehend unabhängig von den konkreten Lebensbedingungen. In den 1990er Jahren ging das bisherige staatliche System unter, und politische Emigrationsgründe verloren allmählich an Bedeutung. Die größte Rolle bei der Entscheidung, Polen zu verlassen, spielten wirtschaftliche Motive; auch soziokulturelle Beweggründe wurden immer

91 <http://www.mypolacy.de/> (Zugriff: 1.08.2016), <http://www.poloniaberlin.de/> (Zugriff: 1.08.2016).

wesentlicher. Mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts fielen die politischen Migrationsgründe fast völlig weg, während ökonomische Erwägungen weiterhin wichtig blieben. Aber der soziokulturelle Faktor wurde noch wichtiger als zehn oder zwanzig Jahre zuvor.

Laut den klassischen Theorien lagen den ökonomischen Migrationsgründen, die bei den Motiven der Polen in der ganzen untersuchten Periode dominierten, die Unterschiede in den Verdiensten im Herkunfts- und im Zielland zugrunde. Sie bewirken üblicherweise, dass Menschen von Orten, wo sie schlechter verdienen, in solche Staaten migrieren, wo der Lebensstandard höher ist (Massey u.a. 1993, 455). Dies traf auch für die Polen zu. Man muss aber betonen, dass die endgültige Entscheidung zur Ausreise in allen analysierten Perioden von Erwägungen auf individueller Ebene beeinflusst war und mit der persönlichen Lebenssituation der Befragten zu tun hatte. Den Ausschlag gaben letztlich individuelle Kalkulationen der migrierenden Polen zu den indirekten Hindernissen wie Reisekosten oder Lebenshaltungskosten im Ausland, aber auch persönliche Faktoren (Lee 1966), etwa die Frage der psychischen Belastungen infolge der Trennung von Familie, Freunden und Zuhause und die Furcht vor einem möglichen Misserfolg. Alle diese Faktoren traten bei den Befragten in jeweils individuellen Mischungsverhältnissen auf; und erst sie veranlassten die Polen in Verbindung mit den indirekten Hindernissen und verstärkt durch die allgemeine Situation im Herkunftsland zur endgültigen Migrationsentscheidung.

Seit dem polnischen EU-Beitritt kam als die Migrationsentscheidung begünstigender Faktor das im Ausland nutzbare kulturelle Kapital der Befragten hinzu; dazu gehörten Bildungsniveau, in Polen erworbene Berufserfahrung und Qualifikationen sowie Deutsch- oder Englischkenntnisse. Für den Kontext Polens war das eine grundsätzliche Veränderung gegenüber dem Ende des 20. Jahrhunderts, als man weniger die eigenen Möglichkeiten analysierte und mehr auf eine Portion Glück hoffte. Im Vergleich zu der Periode vor dem EU-Beitritt ging die Rolle der polnischen Netzwerke als Migrationsmotiv zurück. Sie waren noch in den 1990er Jahren in dieser Rolle breit beschrieben und als wichtiger Migrationsanreiz interpretiert worden (z.B. Gurak, Caces 1992). Meine Forschungen in Berlin haben gezeigt, dass die Migrationen von diesem Faktor mehr oder minder unabhängig geworden sind; ich werde darauf noch zurückkommen.

## **1.2. Die Lage der Polen in Berlin nach dem Zweiten Weltkrieg**

Bei der Wahl des Migrationsziels haben sich die Elemente, die anziehend auf die Migrierenden wirken, als ebenso wesentlich erwiesen wie diejenigen, die sie veranlassten, ihre Heimat zu verlassen. Auch sie hingen mit der sozioökonomischen Situation zusammen, aber diesmal derjenigen Deutschlands. Um sie zu behandeln, müssen wir auf das Ende des Zweiten Weltkriegs zurückgehen.

Als Ergebnis der alliierten Konferenzen in Jalta (4.-11. Februar 1945) und Potsdam (17. Juli-2. August 1945) wurde das III. Reich in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Sie standen unter der Oberhoheit der Sowjetunion, der USA, Großbritanniens und Frankreichs. Die Besatzungsmächte setzten sich vier Ziele, die mit dem Kürzel 4D benannt wurden: Demilitarisierung, Denazifizierung, Dezentralisierung und Demokratisierung. Analog zu Deutschland im Ganzen wurde auch Berlin in vier Sektoren unter der Oberhoheit der Besatzungsmächte aufgeteilt<sup>92</sup>: Der östliche – sowjetische – Sektor umfasste die Bezirke Köpenick, Treptow, Friedrichshain, Lichtenberg, Mitte, Prenzlauer Berg, Weißensee und Pankow. Die USA verwalteten die Bezirke Zehlendorf, Steglitz, Tempelhof, Neukölln und Kreuzberg, Großbritannien die Bezirke Wilmersdorf, Charlottenburg, Wedding, Reinickendorf und Spandau. Nachträglich wurde ein Sektor aus den Bezirken Wedding und Reinickendorf Frankreich zugeschlagen (Stöver 2010, 72). Jede der Besatzungsmächte unterhielt in der Stadt eine eigene Militärmission, die u.a. dafür zuständig war, Aufenthaltsfragen von Migranten zu entscheiden.

Am 21. September 1949 fanden die ersten freien Wahlen zum Bundestag der Bundesrepublik Deutschland statt. Mit den Westmächten wurden Abmachungen über deren Kontrollrechte und wirtschaftliche Fragen getroffen. Als Reaktion auf die Entstehung der BRD proklamierte die Sowjetunion am 7. Oktober 1949 die Entstehung der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) (Görtemaker 2004, 25-58). Zu deren Hauptstadt wurde der sowjetische Sektor von Berlin erklärt; die drei westlichen Sektoren bildeten eine besondere politische Einheit, die von den USA, Großbritannien bzw. Frankreich weiterhin kontrolliert wurde. Zur Hauptstadt der BRD wurde Bonn erklärt (Führ 2010, 58–68). In der Nacht vom 12. auf den 13. August 1961 begann der Bau einer Mauer zwischen den beiden Teilen Berlins<sup>93</sup> (Mazan 2006, 29-30), zwei Tage später entstanden die ersten Abschnitte. Das schuf die Grundlage für die fast 30 Jahre anhaltende Teilung Berlins. Versuche, die Mauer illegal zu überqueren, konnten für die Betroffenen tödliche Folgen haben<sup>94</sup>.

92 Die Aufteilung Deutschlands entwickelte sich über die Jahre unterschiedlich. Im Januar 1947 entstand aus dem wirtschaftlichen Zusammenschluss der britischen und der amerikanischen Zone die sog. Bizone. Für die westlichen Besatzungszonen galt der Marshallplan. Es begannen Vorbereitungen für eine Währungsreform, die im Juni 1948 zur Einführung der D-Mark führte. Die Sowjetunion lehnte die Einbeziehung ihrer Zone in das Gebiet der neuen Währung ab und begann als Reaktion auf die Reform im Juni 1948 eine Blockade der Zugangswege in die westlichen Sektoren Berlins. Als Antwort auf die Berlin-Blockade stimmte Frankreich der Einbeziehung seiner Besatzungszone in die Bizone zu, die auf diese Weise im August 1948 zur Trizone wurde. In dieser wurde der Parlamentarische Rat unter Vorsitz des Christdemokraten Konrad Adenauer mit der Aufgabe gebildet, eine Verfassung auszuarbeiten. Diese wurde im Mai 1949 als Grundgesetz verabschiedet. Im August 1949 fanden in den drei Westzonen Wahlen zum Deutschen Bundestag statt. Den Sieg errang eine Koalition unter Führung der CDU/CSU.

93 Die endgültige Entscheidung fiel am 3. August bei einem Treffen von Walter Ulbricht und Nikita Chruschtschow, aber die Vorbereitungen dauerten wesentlich länger: mindestens seit Mitte der 1950er Jahre. In der Nacht vom 12. auf den 13. August begannen die eigentlichen Baumaßnahmen.

94 Mehr hierzu in: *Chronik der Mauer*, <http://www.chronik-der-mauer.de/> (Zugriff: 12.12.2017) sowie bei Führ (2010, 58–68).



Abb. 3 Checkpoint Charlie, der Übergang aus dem amerikanischen Sektor von Westberlin in den sowjetischen. Aufnahme vom Herbst 1986. Foto: Archiv einer Befragten

Die politischen Veränderungen wirkten sich auch auf Polen aus. Die Grenzlinie zwischen der Volksrepublik Polen und dem Westen verschob sich auf das Gebiet der neuentstandenen DDR und blieb fast bis zum Ende des 20. Jahrhunderts schwierig zu überqueren. Sie unterbrach die Migrationsströme von Polen nach Deutschland, wie sie vor dem Krieg bestanden hatten.

### Ostberlin bis 1989

Es wird geschätzt, dass sich zum Gründungszeitpunkt der DDR 1949 auf ihrem Territorium bis zu 50-60.000 Polen aufhielten<sup>95</sup>. Allein in Ostberlin lebten etwa 20.000 Polinnen und Polen. Die Zahl ging in den folgenden Jahren zurück und betrug 1957 nur noch 1.000 Personen<sup>96</sup> (Kaczmarek 1991, 26-27; Kaczmarek 1993, 36; Liman 1992, 276-277). Es handelte sich bei ihnen hauptsächlich um Vertreter der „alten Emigration“, die schon vor dem 1. September 1939 dort gelebt hatten, sowie um Polen, die es während der Kriegsjahre nach Berlin verschlagen hatte (Kriegs- und Zivilgefangene, Zwangsarbeiter usw.) Unmittelbar nach der

<sup>95</sup> Die Volkszählung in der sowjetischen Besatzungszone am 29. Oktober 1946 ergab, dass sich in dieser Zone 21.540 Personen aufhielten, die eine polnische Herkunft angaben. Diese Angabe gilt jedoch als stark untertrieben (Liman 1992, 276-277).

<sup>96</sup> Die meisten von ihnen – 70% - lebten vom Handel (Kaczmarek 1993, 36).

Entstehung der DDR wurde der Zuzug weiterer Ausländer gestoppt und ihnen ein dauerhaftes Niederlassungsrecht verweigert. Die einzige größere Bevölkerungsgruppe mit Bezug zu Polen waren die sogenannten *Aussiedler*, also die bereits erwähnten Umgesiedelten, die in den 1950er Jahren eintrafen. Dabei handelte es sich vor allem um Deutsche, die ähnlich wie in Westdeutschland im Rahmen der Familienzusammenführung aus Polen ausgereist waren (vgl. dazu unten). Außerdem kamen in die DDR ebenso wie in die BRD polnische Ehepartner deutscher Staatsbürger. Diese Gruppe war damals allerdings zahlenmäßig klein (Kaczmarek 1991, 26-28; Kaczmarek 1993, 36; Liman 1992, 276-277). Unter den *Aussiedlern* gab es auch Personen mit unklarer ethnischer Identität, die in der polnischen, masurischen, kaschubischen oder oberschlesischen Kultur aufgewachsen waren (Sakson 1998, 49)<sup>97</sup>.

In den folgenden Jahren konnten auf einen längeren Aufenthalt in Berlin lediglich Vertragsarbeiter aus Polen rechnen: sie waren qualifizierte Spezialisten. Im Austausch für ihre Arbeitsleistung erhielt Polen natürliche Rohstoffe und andere Produkte (Miera 2007, 97). Aber dauerhafte Niederlassungserlaubnisse gab es weiterhin nur für polnische Ehegatten deutscher Bürger. Offiziell war das Problem der Immigranten in der DDR gelöst, es haben sich daher für die Jahre vor 1989 keine offiziellen Statistiken zu ihrer Anzahl erhalten (Stach, Hussain 1994, 6)<sup>98</sup>.

Es muss an dieser Stelle daran erinnert werden, dass in den 1970er Jahren die Regierung der VR Polen und der DDR den visa- und passfreien Reiseverkehr zwischen beiden Ländern vereinbarten; mit Wirkung vom 11. Januar 1972 war für den Grenzübertritt nur noch der Personalausweis erforderlich, und Reisen wurden auch für private Zwecke erlaubt. Ein Niederlassungsrecht war damit freilich nicht verbunden (Franzke 2001, 23)<sup>99</sup>. Ostberlin wurde damals zum bevorzugten Ziel für Einkaufs- und Handelsreisen aus Polen, weil es geographisch relativ nah und mit in Polen schwer zu bekommenden Waren besser versorgt war.

97 Für die Ermländer und Masuren hat Andrzej Sakson (1998, 49) drei Hauptgründe angeführt, aus denen sie als Deutsche aus Polen ausreisten. Der erste sei die Zerstörung ihrer zivilisatorischen Leistung gewesen, der zweite der Kontrast, der Kulturschock, den sie beim Kontakt mit der aus den polnischen Ostgebieten in den Norden und Westen Polens umgesiedelten Bevölkerung erlitten hätten, und der dritte habe sich aus der Veränderung des politischen Systems ergeben. Die Gesellschaft der Ermländer und Masuren sei mehrheitlich religiös und konservativ gewesen, und die neue Staatsmacht habe auf Antiklerikalismus und Atheismus gesetzt. Schließlich habe die Zwangskollektivierung die über Generationen stabilen Eigentumsverhältnisse auf dem Lande in Frage gestellt. Ähnlich war es in Oberschlesien. Im industriell geprägten städtischen Milieu Oberschlesiens hatten Veränderungen der Arbeitsethik eine abschreckende Wirkung.

98 Zwischen 1986 und 1989 gab es aber offenbar in der DDR den größten Zustrom von Ausländern seit Kriegsende (Stach, Hussain 1994, 6).

99 Viele Polen fuhren angesichts der schlechten Wirtschaftslage im eigenen Land gern zu Einkaufstouren in die besser versorgte DDR. Selbst als die Grenze nach dem 30.10.1980 vorübergehend wieder geschlossen wurde, hielt sich in der Bevölkerung der DDR die Abneigung gegen Besucher aus Polen als Konkurrenten um knappe Güter. Dabei verbesserte sich die Versorgungslage in der DDR auch dann nicht, als die östlichen Nachbarn nicht mehr kommen konnten. Die Abneigung gegen die Polen blieb (Wolle 2003, 128-130).

Aber selbst in der Phase der Entspannung der zwischenstaatlichen Beziehungen konnte von einer dauerhaften Emigration in die DDR keine Rede sein. Schon ab Ende der 1970er Jahre, als die Opposition in der Volksrepublik Polen immer aktiver wurde, begann sich die DDR über deren destruktiven Einfluss auf die Gesellschaft zu sorgen. Deshalb wurde die Pass- und Visumpflicht 1980 für beide Seiten wieder eingeführt; dies schränkte den Reiseverkehr mit touristischen und pseudotouristischen (in Wahrheit zum Zweck des Kleinhandels) Zielen wieder stark ein (Osękowski, Szczegóła 1999, 41; Miera 2007, 98-100; Wojtaszyn 2007, 74).

In der DDR gab es keine Nationalitätenpolitik im eigentlichen Sinne, weil es in ihr offiziell keine ausländische Wohnbevölkerung gab. Die DDR-Verfassung verlangte die Gleichbehandlung aller Bürger unabhängig von ihrer Abstammung. Im Prinzip hatten also auch Polen und andere nationale Gruppen Zugang zu allen bürgerlichen Rechten. Alle Versuche zu ihrer Germanisierung sollten per Gesetz verboten sein. In Wirklichkeit bedeutete die „rechtliche Gleichstellung der Ausländer mit den Deutschen“ die fehlende Möglichkeit, Minderheitenorganisationen zu gründen und das Bewusstsein einer ethnischen Andersartigkeit zu pflegen. Das Thema der beruflichen und privaten Situation von Ausländern in der DDR wurde nicht einmal angesprochen. Migranten wurden als Folge ihres Länderwechsels „unsichtbar“ (Kaczmarek 1993, 52; Oltmer 2011, 27), ihr Kontakt mit dem Herkunftsland, seinem Alltagsleben, seiner Sprache und Kultur schwächte sich mit der Zeit ab. In der DDR lebende Polen verloren ihre grundlegenden Bürgerrechte in Polen, die sie vor ihrer Ausreise genossen hatten: sie nahmen nicht an Wahlen teil, ihre Mitgliedschaft in Parteien erlosch, und sie wurden nicht in die Informationsverteiler der polnischen Botschaft aufgenommen<sup>100</sup> (Kaczmarek 1993, 60 und 81). Dieser Sachstand blieb bis zur Vereinigung Deutschlands unverändert.

Gleichwohl war die Lage polnischer Bürger in Ostberlin etwas besser als in anderen Teilen der DDR. Als organisierender Faktor für die Polen in Ostberlin erwiesen sich die Aktivitäten der polnischen Schule und vor deren offizieller Eröffnung eines Horts für Kinder und Jugendliche. Eine ebensolche Einrichtung gab es beim polnischen Konsulat. Außerdem gab es den Polnischen Frauenverband, Kultur- und Bildungsveranstaltungen wie Abende mit Autorenlesungen und Gedichtvorträgen, gemeinsame Spiel- und Unterhaltungsaktivitäten. Die meisten dieser Veranstaltungen fanden unter aktiver Beteiligung der polnischen Konsularbehörden statt. Von großer Bedeutung für die Einbeziehung von in Ostberlin lebenden Polen waren die Sprachkurse. Seit 1964 gab es in Berlin eine siebenklassige polnische Schule,

---

<sup>100</sup> In der DDR tätige polnische Vertragsarbeiter wurden gewöhnlich auf der untersten Hierarchieebene in den Betrieben beschäftigt, unabhängig von ihrer Berufserfahrung. Ihre Löhne waren um etwa 20 Prozent niedriger als die der örtlichen Arbeiter, bestimmte Sozialleistungen wurden ihnen nicht gezahlt. Ähnlich wie andere Ausländer in der DDR wohnten sie in von anderen Häusern isolierten Gemeinschaftsunterkünften, die den Betrieben gehörten. Eine andere, kleinere Gruppe von Emigranten aus Polen in der DDR waren Studierende, meist solche der Germanistik (Kleff, Seidel 2008, 96-102; Poutrus 2013, 42-46).

die ursprünglich für die Kinder der Mitarbeiter der diplomatischen und Handelsmissionen eingerichtet worden war. Auch einige Kinder aus binationalen Ehen besuchten diese Schule, allerdings erst ab 1971 und nur in wenigen Einzelfällen. Abgesehen von polnischen Sprachkursen leistete die Schule auch allgemeine Bildungs- und Kulturarbeit für Jugendliche und Erwachsene. In der Schule wurden polnische Feiertage wie der Kindertag, der Nationalfeiertag am 22. Juli<sup>101</sup> sowie die kirchlichen Feste Weihnachten und Ostern gemeinsam begangen, außerdem der „fette Donnerstag“ in der Karnevalszeit<sup>102</sup> und der „Andreastag“<sup>103</sup>. Den Ostberliner Polen stand auch die Schulbibliothek zur Verfügung (Kaczmarek 1990, 107; Kaczmarek 1991, 141-144), und es gab im Ostteil Berlins drei polnische Chöre. Ihre Mitglieder waren auch in der Verbreitung polnischer Zeitschriften, Zeitungen und Bücher aktiv und versuchten, zusätzliche Mittel für Lehrer einzuwerben, damit die Kinder Polnisch lernen konnten. Es gab auch den Sportverein „Zryw“ mit zwei Fußballmannschaften sowie Sektionen für Kegeln und Tischtennis (Kaczmarek 1990, 106-107). In der Hauptstadt der DDR gab es auch die katholische St.-Pius-Kirche in der Palisadenstraße 74, die schon Ende des 19. Jahrhunderts von Polen in Berlin gestiftet worden war und allgemein als „polnische Kirche“ bekannt war. Im Laufe der Zeit forderte allerdings die allgemeine Entkirchlichung ihren Tribut; da gleichzeitig wenige neue Migranten aus Polen nach Ostberlin kamen, ging die Zahl der praktizierenden Gemeindeglieder zurück (Kaczmarek 1991, 147-148).

Die „Öffnungspolitik“ der 1970er Jahre und die mit ihr verbundenen Reiseerleichterungen zwischen der VR Polen und der DDR bewirkten, dass der Kontakt der in Ostberlin lebenden Polen mit ihrem Heimatland wieder enger wurde. Auch in der Hauptstadt der DDR ging diese für Emigranten erfreuliche Phase jedoch mit der Entwicklung der „Solidarność“ in Polen zu Ende, weil das DDR-Regime in dieser eine Bedrohung seiner eigenen Herrschaft wahrnahm.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, dass Ostberlin im Vergleich zum Westteil der Stadt zu DDR-Zeiten für Polen kein hinreichend attraktives Migrationsziel sein konnte. Das wesentliche Argument gegen Reisen dorthin war die Migrationspolitik der DDR, die bestrebt war, die Möglichkeiten zu einem ständigen Aufenthalt von Ausländern in der DDR auf ein Minimum zu beschränken. Auch Personen, die als polnische Vertragsarbeiter in der DDR lebten, bekamen keine Möglichkeit, sich dort auf Dauer niederzulassen. Nach der Vereinigung Deutschlands verloren diese Vertragsarbeiter meist als erste ihre Arbeitsplätze, weil

101 Der „Nationale Feiertag der Wiedergeburt Polens“ war während der Zeit der Volksrepublik Polen bis 1989 der höchste staatliche Feiertag.

102 Im katholischen Kalender fällt dieser Feiertag auf den letzten Donnerstag vor der großen Fastenzeit (52 Tage vor Ostern). Traditionell werden an diesem Tag in viel Fett frittierte süße Gebäcksorten gegessen.

103 Ein Abend mit Prophezeiungen in der Nacht des 29. auf den 30. November, am Vorabend des Tages des heiligen Andreas. An diesem Tag wurde vor dem Beginn der Adventszeit ausgelassen gefeiert.

ihre Arbeitsverträge ausliefen (Bade 1990, 18; Herbert 2003). Auch das politische System der DDR, das demjenigen, das die ausreisewilligen Polen aus ihrer Heimat nur allzu gut kannten und aus dem sie fliehen wollten, stark ähnelte, wirkte abschreckend. Die wirtschaftlichen Bedingungen in der DDR waren zwar besser als in Polen, aber sie waren mit den Möglichkeiten, die sich in Westberlin oder der Bundesrepublik boten, nicht zu vergleichen. Auch die Liberalisierung der Ausreisebestimmungen aus Polen in die DDR konnte an dieser Situation nichts mehr ändern, denn parallel verbesserten sich auch die Reisemöglichkeiten in die BRD. Ostberlin hatte die Konkurrenz mit dem Westteil der Stadt verloren.

### Westberlin bis 1980

Der Westteil von Berlin gehörte schon zur westlichen Welt und erschien als das wesentlich interessantere Migrationsziel. Wilfred Rott (2011, 11) hat Westberlin folgendermaßen charakterisiert:

*Es war das eigenartigste politische Gebilde des 20. Jahrhunderts. [...] Es galt als Land der Bundesrepublik Deutschland, obwohl diese dort nicht die Regierungsgewalt ausübte<sup>104</sup>. Im Westteil von Berlin galten Vorschriften, die ohne Beteiligung der Bewohner erlassen worden waren, weil diese Bürger nicht berechtigt waren, an Bundestagswahlen teilzunehmen und das Bundesverfassungsgericht anzurufen. Die gesamte Staatsgewalt ging von den westlichen Stadtkommandanten der USA, Großbritanniens und Frankreichs aus; der Regierende Bürgermeister stand unter ihrer Aufsicht und hatte eingeschränkte Kompetenzen. Auf den in Westberlin ausgestellten Ausweisen war nicht der schwarze Adler – das Wappentier der Bundesrepublik – zu sehen, und die Männer, die in der Stadt ihren Wohnsitz hatten, mussten keinen Wehrdienst leisten. Die Menschen lebten hier wie auf einer Insel der Besonderheit, und die stabile Ordnung des eigenen Landes erreichten sie erst nach Absolvierung der Transitreise, in deren Verlauf sie vielen Schikanen seitens der DDR ausgesetzt waren.*

Die nach 1945 in der Stadt lebenden Polen setzten sich ähnlich wie in ganz Deutschland und analog auch in der DDR vor allem aus Vertretern der sogenannten alten Emigration zusammen, die bereits vor dem Krieg hierher gezogen waren (Lesiuk, Trzcielińska-Polus 2000, 143). Zu ihrer Situation hat Hans-Peter Meister (1994, 199) geschrieben, dass diese Polen in

<sup>104</sup> Westberlin war ein Bundesland, in dem das Grundgesetz zwar galt, aber die in Bonn vom Bundestag beschlossenen Gesetze nicht automatisch in Kraft traten, während die Alliierten bestimmte Einspruchsrechte behielten. Die Berliner Landesverfassung vom 1. September 1950 [Verfassung von Berlin vom 1. September 1950], in der bis 1995 geltenden Fassung stellte fest: Art. 1, Abs. 1, 2 und 3: 1. Berlin ist ein deutsches Land und zugleich eine Stadt 2. Berlin ist ein Land der Bundesrepublik Deutschland. 3. Grundgesetz und Gesetze der Bundesrepublik Deutschland sind für Berlin bindend. Artikel 87 schränkte ein, dass die vorstehenden Artikel in Kraft treten, sobald die Anwendung des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland keinen Beschränkungen in Berlin unterliegt. Fundstelle der Verfassung: <http://www.verfassungen.de/de/be/berlin50.htm>, vgl. zu diesem Thema auch: Udo Wetzlaug (1991).

Deutschland aufgewachsen waren und sich schon vor dem Krieg in die lokale Gesellschaft integriert hatten; sie waren deutsche Staatsbürger, sprachen Deutsch und empfanden keine Diskriminierung. Bei vielen hatte sich das Gefühl entwickelt, dass Deutschland ihr «zweites Vaterland» geworden sei<sup>105</sup>. Die Beziehungen dieser Personen zu ihrem Herkunftsland hatten sentimental Charakter; sie beruhten auf Erinnerungen und der Kontaktpflege mit Familienangehörigen, seltener auf tieferen Zugehörigkeitsgefühlen (Janusz 1986, 82-83). Neben dieser Gruppe gab es in Berlin auch Polen, die durch den nazistischen Terror in die Stadt verschlagen worden waren, sogenannte *displaced persons* (DPs)<sup>106</sup>. Unter ihnen befanden sich ehemalige Zwangsarbeiter des Dritten Reiches und Kriegsgefangene sowie Menschen, die Polen aus politischen oder weltanschaulichen Gründen verlassen hatten (Byczkowski 1990, 197)<sup>106</sup>. Schlussendlich stellte sie 1951 das deutsche Recht den übrigen Bürgern der BRD im Hinblick auf Steuern und Leistungen der Sozialversicherung gleich (Liman 1992, 249).

Zwischen diesen beiden Gruppen gab es keine Ebene der Verständigung. Die Angehörigen der ersten hielten sich seit langem in Deutschland auf und waren mit der deutschen Gesellschaft stark verwachsen; die der zweiten waren in den meisten Fällen gegen ihren Willen in der BRD gelandet. Aber alle konnten oder wollten aus unterschiedlichen Gründen nicht nach Polen zurückkehren. Das Land, wohin es sie verschlagen hatte, war für sie fremd und überdies mit den Erinnerungen an die Kriegszeit belastet; diese Faktoren prägten das Verhältnis der DPs sowohl zur Volksrepublik Polen als auch zur BRD. Erst in den 1960er Jahren verschwanden die Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen. Zu dieser Zeit verloren die Ereignisse aus der Vergangenheit ihre Bedeutung, und die Gemeinschaft des Emigrationschicksals gewann im Bewusstsein die Oberhand. Ein Element, das beide Gruppen stark verband, war das Bestreben, die polnische Kultur und Sprache zu bewahren, sowie die katholische Religion, der die meisten von ihnen angehörten.

Über lange Jahre kochte dieses Milieu sozusagen im eigenen Saft. Neue Migranten aus Polen kamen kaum hinzu. Wie ich bereits erwähnt habe, wurde von polnischer Seite in den 1950er Jahren nur denjenigen Personen die Ausreise nach Deutschland erlaubt, die die Kriterien für die Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft erfüllten, also den sogenannten *Ausiedlern*<sup>107</sup> (Stola 2010, 28-29). Kazimierz Mazan (2006, 33) hat geschrieben, dass schon damals

<sup>105</sup> Die Repatriierung der DPs dauerte mit nachlassender Intensität bis 1950 (Kersten 1974, 206-211).

<sup>106</sup> Die inneren Unterschiede in diesem Milieu waren sehr ausgeprägt. Wie es Krystyna Kersten (1974, 170) gefasst hat: „Ein Mädchen oder ein Junge aus der Umgebung von Mława, die ein Jahr oder mehr bei einem deutschen Bauern hatten arbeiten müssen, hatten nur wenig gemein mit einem polnischen Berufsoffizier, der 1939 in ein Oflag gesteckt worden war, oder mit einem sozialen Aktivist, einem Intellektuellen oder einem jugendlichen Verschwörer, die mehrere Jahre im Konzentrationslager hinter sich hatten. Jede dieser Gruppen hatte andere Einstellungen, obwohl sie in ihrer Gesamtheit das Milieu der polnischen DPs ausmachten“.

<sup>107</sup> Schon in dem Augenblick, als sie die Grenze der VR Polen überquerten, waren sie im Prinzip Ausländer, „nur ein sogenanntes Reisedokument in der Hand hatten, das in der Rubrik „Nationalität“ die Eintragung „ungeklärt“ aufwies. Viele der damals Ausreisenden hatten die

„trotz allen Aussortierens auch Polen die Möglichkeit nutzten, sich als Vorkriegsdeutsche auszugeben und auszureisen“. Motiviert waren sie vor allem durch ökonomische Faktoren; aber auch politische Emigranten mischten sich unter die Aussiedler jener Jahre<sup>108</sup>. Offiziell endete diese Kampagne 1959. In ihrem Zeichen reisten etwa 250.000 Menschen aus, damals in der überwiegenden Mehrheit tatsächlich noch solche, die eine deutsche ethnische Identität angaben. In den 1960er Jahren versuchten die Bundesregierungen mehrfach, das Verfahren wieder aufleben zu lassen, aber eine Kompromisslösung wurde erst 1975 als Folge des 1970 abgeschlossenen Warschauer Vertrags gefunden. Im Rahmen dieser Lösung gestattete die Regierung der VR Polen weiteren Gruppen die Ausreise und erhielt im Gegenzug Wirtschaftshilfe. Die Frage der tatsächlichen Identität war dabei zweitrangig (Miera 2007, 38).

Mit dem Jahr 1975, als es zu einer gewissen Annäherung zwischen Polen und Westdeutschland kam – die BRD war damals für Polen der größte Handelspartner im Westen –, begann auch ein neues Kapitel eines größeren Zustroms von Polen nach Westberlin<sup>109</sup>. Im Rahmen der wirtschaftlichen Annäherung wurden Verträge über den Austausch von Arbeitnehmern, Volontären, Praktikanten, über die gemeinsame Organisation von Seminaren und Symposien usw. abgeschlossen. Diese Zusammenarbeit war jedoch auf höchstens 12 Monate pro Person beschränkt. Es überwogen also Ausreisen zu Saisonarbeiten. Sie waren noch keine Massenerscheinung wie zu Beginn der 1980er Jahre. Zwischen 1970 und 1980 kamen aus Polen 230.000 Personen in die Bundesrepublik; allein in den beiden Jahren darauf waren es 80.000 (Stola 2010, 209).

Die in der Bundesrepublik lebenden Polen hatten nach dem 2. Weltkrieg Anstrengungen unternommen, sich als Gruppe zu organisieren. Anfangs hatten DPs und die sogenannte alte Emigration getrennte Verbände geschaffen, später verwischten sich die Unterschiede. Ab 1950 waren in Westdeutschland zwei größere Verbände der Auslandspolen aktiv: der „Bund der Polen in Deutschland“ (Związek Polaków w Niemczech – ZPwN), der die VR Polen kritisch sah, und der Bund der Polen „Zgoda“ („Eintracht“), der Kontakt zu den Behörden der

---

polnische Staatsangehörigkeit nie besessen; für wen das doch zutraf, musste vor der Ausreise auf sie verzichten (Stola 2010, 28-29).

108 Bis 1950 hatten die Aussiedler ihre Heimat unter mehr oder minder unmittelbarem Zwang verlassen müssen. Ab 1950 fiel dieser direkte Druck von Seiten der polnischen Behörden weg. Deutsche oder „angebliche Deutsche“ entschieden selbst, ob sie ausreisen wollten, und sie waren sich klar über die nicht übermäßig optimistischen Perspektiven (Mazan 2006, 30).

109 Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass auch im Jahre 1968 vertriebene jüdische Polen sich zumindest vorübergehend in Westdeutschland aufhielten. Diese Emigrationswelle war die Folge der antizionistischen Kampagne jenes Jahres in Polen. Ziel der Emigration von Juden sollte nach der Vorstellung der Regierung der VR Polen Israel sein; aber in Wirklichkeit gelangte nur eine Minderheit der Emigranten des Jahres 1968 dorthin. 1968 reisten nach Israel 1349 Personen ein, die als Land des letzten ständigen Aufenthalts Polen angaben, im Jahr darauf 1735 Personen. Zusammengenommen waren dies nur 28% der Personen, die in jenen Jahren auf polnischer Seite als Emigranten in Richtung Israel registriert wurden; die übrigen verteilten sich über die ganze Welt (Stola 2000, 9).

Volksrepublik hielt (Kiwerska 2000, 376-381). 1958 zählte der erstere der beiden Verbände 10.000 Mitglieder, der zweite 2.500 (Kucharski 1976, 16); das zeigt ihr jeweiliges Potential.

In Westberlin spaltete sich der ZPwN als Folge personeller und politischer Differenzen. Die abgespaltene Gruppe gründete 1955 die „Vereinigung der Polen in West-Berlin“; programmatisch näherte sie sich der Position der „Eintracht“ an. Wegen deren politischer Loyalität akzeptierten die Behörden der VR Polen nur die „Eintracht“ und die Westberliner „Vereinigung“ und unterstützte beide finanziell und institutionell, wobei die „Eintracht“ in Westberlin nicht tätig wurde und das Feld der „Vereinigung“ überließ.

Ziel der polnischen Verbände war es, das nationale Zugehörigkeitsgefühl zu Polen durch kulturelle Aktivitäten und Polnischkurse aufrechtzuerhalten. Sie bemühten sich auch darum, den offiziellen Minderheitenstatus wiederzuerlangen, den die Polen im Deutschen Reich vor dem 2. Weltkrieg besessen und nach 1945 nicht wieder erhalten hatten (Miera 2007, 62-62). Die deutschen Behörden betrachteten die „Eintracht“ zeit ihrer Existenz als Agentenorganisation Polens und behandelten sie entsprechend<sup>110</sup>. Es gab keine übergeordnete Organisation der in Westdeutschland lebenden Polen, und trotz aller Gespräche sowie aller abgeschlossenen Vereinbarungen gelang es nicht, eine Zusammenarbeit der beiden Verbände zustande zu bringen (Janusz 1986, 99). In den 1970er Jahren erhielten die von der polnischen Regierung anerkannten Verbände einigen Zulauf, weil über sie eine bürokratisch vereinfachte Einreise zu Besuchszwecken nach Polen möglich war (Miera 2007, 64).

Für diese Zeit wird die Anzahl der Polen in Westberlin auf etwa 5.000 geschätzt, von denen im Jahre 1973 1.158 die polnische Staatsangehörigkeit besaßen. Räumlich konzentrierten sich die Westberliner Polen – sie kamen überwiegend aus der alten Emigration – in den Bezirken Charlottenburg und Neukölln. Ein Teil der Menschen, die gemeinsam mit den *Aussiedlern* nach Deutschland gekommen waren, unterhielt Kontakte zu dieser Gruppe (Janusz 1986, 106).

Abgesehen von den erwähnten Verbänden war ein Organisationskern der Polen traditionell auch die katholische Kirche. Direkt nach dem Krieg gab es in der Bundesrepublik keine organisierte Seelsorge für die dort lebenden Polen<sup>111</sup> (Pietrzykowski 2013, 222). Zu einer Wende kam es, als Bischof Józef Gawlina zum Ordinarius für die Polen in Deutschland und Österreich ernannt wurde (5. Juni 1945). Das entsprechende Dekret unterstellte ihm alle Priester polnischer Nationalität, die sich seit dem 1. September 1939 auf dem Gebiet Deutschlands aufgehalten hatten (Liman 1992, 260-262). Nachdem Bischof Gawlina 1964 verstorben war, übernahm Prälat Edward Lubowiecki das Ordinariat. Anschließend wurde die Seelsorge für

<sup>110</sup> Eine detaillierte Studie über die Aktivitäten der „Eintracht“ hat Władysław Kucharski (1976) vorgelegt.

<sup>111</sup> Die Priester holten die Gläubigen zu den Gottesdiensten zusammen und trugen zu ihrem Zusammenhalt als Gruppe bei. Sie verteilten Sakramente, nahmen ihnen die Beichte ab, erteilten Religionsunterricht u.dgl. Die formale Zuständigkeit, die dafür erforderlich war, erhielten sie von den leitenden Militargeistlichen der in Deutschland stationierten alliierten Truppen oder auch von den örtlichen deutschen Diözesanbischöfen (Pietrzykowski 2013, 222).

die Polen als „Polnische Katholische Mission in Deutschland“ in die Strukturen der deutschen Ortskirche einbezogen (Budyń 2009, 42). Bis in die 1980er Jahre fand diese Betreuung allerdings eher sporadisch statt. Muttersprachliche Messen wurden von Fall zu Fall in verschiedenen Kirchen gefeiert (Pietrzykowski 2013, 234-235)<sup>112</sup>.

### 1.3. Pull-Faktoren nach Berlin in den Jahren 1980-2015

#### *Pull-Faktoren in den Migrationen nach Westberlin vor 1989*

In den 1980er Jahren setzte eine neue Welle der Massmigration aus Polen in die BRD ein. Die alten Machthaber in Polen gaben es angesichts der Krise auf, die Emigration zu behindern, wie sie das zuvor jahrzehntelang getan hatten. Nun führten sie eine bis dahin ungekannte Reisefreiheit ein. Aus diesem Grund setzte sich in der kurzen Zeit der relativen Grenzöffnung zwischen 1980 und dem Dezember 1981 eine Welle von Migranten in Richtung Westen in Bewegung. Die Reisen waren in aller Regel als Pendeln geplant und hatten das Ziel, im Westen (illegal) zu arbeiten oder Handel zu treiben. Schon eine kurze Reise für ein Wochenende erlaubte damals, einen für polnische Verhältnisse anständigen Verdienst nach Hause zu bringen. Besonders beliebt als Ziel war das nicht weit entfernt gelegene Westberlin. Nach Angaben von Frauke Miera hielten sich allein im Sommer 1980 in der Stadt 20.000 Polen zu Erwerbszwecken auf (Miera 2007). Von Bedeutung war dabei die Tatsache, dass Polen für Westberlin kein Visum benötigten, weil infolge einer Verfügung der Alliierten aus dem Jahr 1967 Staatsbürger des Ostblocks sich für 30 Tage ohne ein solches Dokument in Berlin aufhalten durften. Erst im Oktober 1990, also in unmittelbarer Folge der Vereinigung Deutschlands, wurde diese Vorschrift aufgehoben<sup>113</sup> (Meister 1992).

Im weiteren Verlauf wurde dagegen die Migration zum Zwecke eines längeren Aufenthalts wieder erschwert. Dariusz Stola (2010, 312) schrieb, dass „Entscheidungen zur Ausreise auf Dauer bedeuteten, dass die Migranten alle Brücken hinter sich abbrechen mussten, weil die Behörden der VR Polen solche Ausreisen als Akt der Abtrünnigkeit auffassten, nach dem es keine Rückkehr ins volksdemokratische Vaterland mehr geben durfte“. Doch die Polen lernten schnell, mit diesen Restriktionen umzugehen. Sie reisten – was weiterhin möglich war – ohne Visum für einen Kurzaufenthalt aus und nahmen die Möglichkeit in Kauf, ihren Aufenthalt in Berlin illegal zu verlängern.

<sup>112</sup> Dies waren nacheinander: die St.-Paulus-Kirche in Moabit, die St-Ludger-Kirche, die Basilika des Hl. Johannes Capistranus beim Kloster zum Guten Hirten in Berlin-Reinickendorf und die Herz-Jesu-Kirche in Berlin-Charlottenburg. Eine Zeitlang fanden polnische Gottesdienste auch in der Johannes-Basilika in der Residenzstraße statt (Liman 1992, 262).

<sup>113</sup> Von da an mussten Polen mindestens 50 Mark pro geplantem Aufenthaltstag in Deutschland vorweisen, was damals ungefähr zwei Monatsgehältern in Polen entsprach. Sie sollten auch im Besitz einer Auslandskrankenversicherung sein (Miera 2007, 139).

Wie sich befragte Migranten aus jener Zeit erinnerten, konnte man nur in dieser mit einem Sonderstatus versehenen Stadt

*...ohne Tricks und Verrenkungen ein Visum bekommen (WK45 1984).*

Deshalb:

*... sagte man damals, dass Berlin nach anderen Regeln lebt (KM5 1981).*

Berlin lag räumlich nahe und bot im Vergleich zu anderen Teilen der BRD vorteilhaftere Bedingungen für einen Aufenthalt, auch wenn er nur kurz war. Man fuhr, sah sich einen Monat lang um und entschied dann, wie es weitergehen sollte.

Zu dieser Zeit konnten Polen in Westberlin auf freundliche Aufnahme rechnen, und das sprach sich schnell herum. Denn im Vergleich zu anderen ausländischen Migranten wurden Bewohner der VR Polen nach einem besonderen Verfahren behandelt<sup>114</sup>, womit die Sympathie für die in Ostmitteleuropa in Gang gesetzten Veränderungen zum Ausdruck gebracht wurde<sup>115</sup>. Von der damaligen „Willkommenskultur“ zeugte zum Beispiel ein zweisprachiges Flugblatt aus der Behörde des damaligen Westberliner Innensenators Ulf Fink (CDU)<sup>116</sup>; in ihm finden sich Formulierungen wie diese: „liebe(n) polnische(n) Gäste sind in der Stadt willkommen: Ob als Gast oder auf Dauer als Mitbürger – Sie sollen sich in unserer Stadt zurechtfinden und wohl fühlen“ (Meister 1992)<sup>117</sup>. Das war ein wichtiges Signal an potentielle Migranten.

Eine Geste der „Solidarität mit der Solidarność“ waren hunderttausende von Paketen, die Berliner nach Polen schickten. Bartosz Dudek (2011, 12) hat dazu geschrieben: „Mit ihnen kam die Hoffnung in polnische Wohnungen, dass wir nicht allein waren, dass es im freien Westen Menschen und Gesellschaften gab, die an uns dachten und sich an uns erinnerten“. An Ort und Stelle erhielten Solidarność-Mitglieder, die emigrieren mussten, Unterstützung

<sup>114</sup> In den 1980er Jahren war Westberlin auch das Ziel vieler Menschen aus dem Libanon, Vietnam, Palästina und dem Iran (Kapphan 2000, 138).

<sup>115</sup> In dieser Zeit vertiefte sich in der BRD die Trennung in privilegierte und nicht privilegierte Ausländer. Akzeptiert wurden längere Aufenthalte von Europäern: Griechen, Italienern und Spaniern. Weniger freundlich war die Aufnahme von Menschen aus der Türkei, denen kulturelle und religiöse Fremdheit und Unwillen zur Integration vorgeworfen wurde (Herbert 2003, 253).

<sup>116</sup> Der Senat von Berlin ist die Behörde, die die Stadt verwaltet. Sie besteht aus dem Regierenden Bürgermeister und acht weiteren Beamten, die Senatoren genannt werden. Der Regierende Bürgermeister vertritt das Bundesland Berlin auch als Quasi-Ministerpräsident (Hajduk 2012, 222-224).

<sup>117</sup> Nicht nur die Berliner zeigten sich auf diese Weise offen für Polen. Die Bundesregierung unterstützte den privaten Versand von Paketen mit Lebensmitteln und Kleidung nach Polen, und die westdeutsche Post beförderte diese Sendungen einige Monate lang sogar gebührenfrei. In Polen trafen um diese Zeit täglich 30.000 derartiger Hilfspakete ein (Stola 2010, 323).

von Seiten der deutschen Gewerkschaften. Die Stadtverwaltung finanzierte ein Jahr lang den Sitz der polnischen Arbeitsgruppe der „Solidarność“ (Die Deutschen Gewerkschaften..., 2011, 77). Wer aus dem Ostblock gekommen war, durfte nicht ausgewiesen werden und bekam von Beginn an eine *Aussetzung der Abschiebung (Duldung)*, die eine Art Titel für einen tolerierten Aufenthalt darstellte. Dieser Status stand Personen zu, deren Rücksendung in ihr Heimatland mit Gefahren für ihr Leben, ihre Freiheit oder ihre körperliche Unversehrtheit verbunden gewesen wäre, sowie solchen, denen eine Ausreise aus humanitären oder persönlichen Gründen nicht zuzumuten war (Schulte 2000, 42)<sup>118</sup>. Auch diese Bedingungen zogen Migranten aus Polen an.

Spätere Regulierungen waren schon weniger vorteilhaft für die Migranten; zum Beispiel wurde die Verpflichtung eingeführt, einen Asylantrag zu stellen, und erst nachdem dieser wieder zurückgezogen wurde, konnte der ehemalige Asylbewerber eine *Duldung* beantragen<sup>119</sup>. Legal arbeiten konnte nur, wer im Besitz einer *Arbeitslaubnis* war, die aber nur in Ausnahmefällen und im Zusammenhang mit einer konkreten Beschäftigung an bestimmtem Ort und Zeitpunkt gewährt wurde (Ziętkiewicz 1989, 33). Aber auch unter diesen Bedingungen war die Migration nach Berlin für Polen eine verlockende Chance. Viele von ihnen versuchten, ihren Aufenthalt zu legalisieren, indem sie sich bei den Behörden als politische Flüchtlinge meldeten. Die Rechtslage war so, dass Asyl jene Menschen beantragen konnten, denen im Herkunftsland Verfolgung drohte. Jeder Antrag wurde individuell geprüft; verantwortlich hierfür war das Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge (Müller 2005, 22, 29). Eine Befragte erinnerte sich:

*Ich hatte schon vor der „Solidarność“ ein bisschen illegal gearbeitet, danach bei der „Solidarność“ mitgemacht und dann die ganze Zeit im Kriegszustand: legale, halblegale und illegale Arbeit, das hatte ich alles hinter mir [...]. Ich kam mit meinem Sohn nach Berlin, nach einem Monat stellte ich einen Asylantrag, und der wurde mir bewilligt (SK39 1985).*

<sup>118</sup> Wer auf die Entscheidung über seinen Asylantrag wartete, bekam für diese Zeit eine *Aufenthaltsgestattung*. Der *Aufenthaltsstatus* gliederte sich in: *Aufenthaltsbewilligung*, die befristet und in Verbindung mit einem konkreten Zweck, z.B. Studium oder Ausbildung gewährt wurde, *befristete Aufenthaltserlaubnis* – eine Erlaubnis, die für eine längere Zeit bis zu fünf Jahren erteilt wurde, und schließlich die *unbefristete Aufenthaltserlaubnis*. Sie wurde nach Ablauf von fünf Jahren der *befristeten Aufenthaltserlaubnis* gewährt. Die *Aufenthaltsberechtigung* schließlich bekamen Migranten nach acht Jahren mit einer *Aufenthaltserteilung*. Außerdem gab es die Möglichkeit der *Aufenthaltsbefugnis* aus humanitären Gründen, z.B. wegen eines im Heimatland des Migranten stattfindenden Bürgerkriegs. Auch diese konnte nach acht Jahren in eine *unbefristete Aufenthaltserlaubnis* umgewandelt werden (Schulte 2000, 42-43). 2003 besaßen nur 2,7% der Polen in Deutschland eine *Aufenthaltsberechtigung*, und weitere 16% eine *Aufenthaltsbewilligung*. Die Zahl der Polen, die die deutsche Staatsangehörigkeit erhielten, lag im selben Jahr mit 2990 nicht besonders hoch (Dietz 2005, 38).

<sup>119</sup> Interview mit dem Vorsitzenden des Polnischen Sozialrats Witold Kamiński, geführt durch die Autorin in Berlin am 28. April 2010.

Wer einen solchen Antrag stellte, wurde einer strengen Überprüfung unterzogen (Miera 2007, 57). Die Antragsteller wurden einzelnen Bundesländern zugewiesen; nach Berlin kamen nur 2,6% von ihnen. Während der Bearbeitungszeit des Antrags galt für die Antragsteller ein Arbeitsverbot (Ziętkiewicz 1989, 33). Wessen Antrag abgelehnt wurde, der musste Deutschland im Prinzip verlassen; aber etwa 20-40% der Antragsteller aus Polen erhielten eine *Duldung* und durften somit doch bleiben (Müller 2005, 29)<sup>120</sup>. Vom Standpunkt des Ausländerrechts bedeutete aber eine *Duldung* keine Legalisierung des Aufenthalts, sondern nur einen Aufschub der Abschiebung. Wer hingegen Asyl bekommen hatte, genoss eine zeitlich unbegrenzte Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis. Anerkannte Flüchtlinge konnten auch auf Sozialhilfe rechnen. Für Personen mit *Duldung* galt dies nicht (Miera 2007, 57)<sup>121</sup>. Die Mehrheit der Gesprächspartner war sich hierüber im Klaren, hoffte aber auf Gelegenheiten zur Schwarzarbeit. Insgesamt stellten in den Jahren 1980-1990 121.927 Polen einen Asylantrag. Dass ihnen während der Bearbeitungszeit verboten war, nach Polen zurückzukehren, begünstigte in vielen Fällen ihre Entscheidung, dann auch in Deutschland zu bleiben, unabhängig davon, welchen Status sie schließlich erhielten (Trzecielińska-Polus 1997, 19)<sup>122</sup>. Das galt selbst dann, als in den folgenden Jahren das Asylrecht verschärft wurde. So konnten ab 1987 Polen in ihre Heimat abgeschoben werden, wenn ihr Asylantrag abgelehnt war oder sie die Geltungsdauer ihres Visums überschritten hatten<sup>123</sup>. Wenn sie jedoch nachweisen konnten, dass sie ihren Unterhalt aus anderen Quellen als der Sozialhilfe bestreiten konnten, erhielten sie eine *Duldung*, wenn auch maximal für ein Jahr<sup>124</sup>. Für die künftigen Emigranten kam es darauf an, dass es zu diesem Zeitpunkt relativ einfach war, aus Polen auszureisen; was ihre Situation

<sup>120</sup> Die Grundsätze für die Erteilung einer Duldung regelte die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951, der die BRD beigetreten war. Auch die Innenministerkonferenz der Bundesrepublik hatte 1966 verfügt, dass kein Antragsteller aus den Ländern des Warschauer Paktes gegen seinen Willen zurück hinter den Eisernen Vorhang geschickt werden durfte (Pallaske 2009, 250). Der betroffene Personenkreis wuchs ständig an: von 20% der Asylbewerber 1980 bis auf 66% im Jahre 1984 (Herbert 2003, 264-265).

<sup>121</sup> Um eine legale Arbeit aufzunehmen, mussten die Migranten zunächst eine Arbeit suchen - und finden - und anschließend nachweisen, dass das Unternehmen sie benötigte und dass sie keine Konkurrenz für deutsche Arbeitnehmer darstellten. Sie konnten auch ihren Beschäftigungsort und die Position, in der sie tätig waren, nicht wechseln. Auf dieser Grundlage kam es zu einer Vielzahl von Missbräuchen und Missständen. Zur Situation polnischer StaatsbürgerInnen in Westberlin. Ein Interview mit Vertretern des Polnischen Sozialrats, *Prowo* (3.11.1989), Nr. 5, <http://polskarada.de/media/ZurSituation.jpg> (Zugriff: 24.03.2017).

<sup>122</sup> Im Juni 1985 wurde in der BRD der Beschluss der Innenministerkonferenz von 1966 über das Abschiebungsverbot für Personen aus Ostmitteleuropa aufgehoben, und in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre wuchs die Zahl der nach Polen zurückgeschickten Personen. Für 1986 wurde die Zahl der Polen mit unreguliertem Aufenthaltsstatus auf 100.000 geschätzt, Ende 1989 auf 180.000 (Miera 2007, 57; Trzecielińska-Polus 1997, 20).

<sup>123</sup> Trotz der immer restriktiveren Entscheidungspraxis waren in den Jahren 1987-1989 die meisten Migranten, die einen Asylanspruch hatten, immer noch aus Polen gekommen (Bade 1992, 413; Herbert 2003, 273).

<sup>124</sup> *Polnischer Sozialrat*, <https://polskarada.de/de> (Zugriff: 25.09.2015).

in Deutschland anging, blieb ihnen nichts, als auf eine Portion Glück zu hoffen. Ein Teil von ihnen sah keinen anderen Ausweg, denn die Lebenssituation in Polen schien ihnen aussichtslos zu sein. Die abstoßenden Faktoren erwiesen sich also als stärker als die anziehenden.

Aber wieder sah die Lage in Berlin besser aus als in anderen Bundesländern. Wilhelm Kewenig (CDU) – damals Senator für Inneres von Berlin – sprach sich dafür aus, dass Polen keine Asylanträge mehr stellen müssten, sondern sofort eine zeitlich für ein Jahr befristete *Duldung*, aber ohne Anspruch auf Sozialhilfe, bekommen sollten (Rundschreiben vom 12. Juni 1987)<sup>125</sup>. 1989 besaßen von 21.179 polnischen Staatsbürgern, die sich legal in Berlin aufhielten, 3.286 diesen Status<sup>126</sup>.

In den Jahren 1981-1982 erhielten Asylbewerber etwa 65 Pfennig „Taschengeld“ täglich<sup>127</sup>. Später wurde es auf 3 DM täglich erhöht. Die übrigen Migrant\*innen mussten auf dem Arbeitsmarkt zurechtkommen – Männer meistens auf Baustellen für einen Stundenlohn von 8-12 DM oder in Kfz-Werkstätten (für 5-8 DM), Frauen arbeiteten als Putzkräfte oder in der Gastronomie. Einige erhielten Sozialhilfe, aber über deren Zuerkennung und Höhe entschieden die einzelnen Berliner Bezirke autonom. 10.000 Menschen hatten keine Arbeitserlaubnis. Sie mussten sich also eine illegale Beschäftigung suchen oder sich auf andere Weise am Leben erhalten (u.a. daher leitet sich der starke Anstieg der von polnischen Migrant\*innen verübten Diebstähle in dieser Zeit her)<sup>128</sup>.

Zwischen der Mitte der 1980er Jahre und dem Beginn des folgenden Jahrzehnts waren neu angekommene Polen die größte Ausländergruppe in der BRD und in Westberlin<sup>129</sup>. Auf polnischer Seite wurden ab 1987 fast alle Hemmnisse für die grenzüberschreitende Mobilität beseitigt, die die vier Jahrzehnte zuvor gegolten hatten<sup>130</sup>. Dies wirkte sich auf die Dynamisierung der Migration aus. 1988 bekamen die Polen das Recht, mehrjährige Reisepässe zu

---

125 *Ibidem*.

126 Zur Situation polnischer StaatsbürgerInnen in Westberlin. Ein Interview mit Vertretern des Polnischen Sozialrats, *Prowo*, 3.11.1989, Nr. 5, <http://polskarada.de/media/ZurSituation.jpg> (Zugriff: 24.03.2017).

127 Interview mit dem Vorsitzenden des Polnischen Sozialrats, Witold Kamiński, geführt in Berlin am 28. April 2010.

128 Zur Situation polnischer StaatsbürgerInnen in Westberlin. Ein Interview mit Vertretern des Polnischen Sozialrats, *Prowo*, 3.11.1989, Nr. 5, <http://polskarada.de/media/ZurSituation.jpg> (Zugriff: 24.03.2017).

129 Zwischen 1980 und 1999 ließ sich etwa 1 Million Polen in Deutschland nieder; über 80% von ihnen waren zwischen 1987 und 1990 migriert (Samoraj 2004, 22).

130 Migrant\*innen, die bereits im Ausland lebten, erhielten sogenannte Konsularpässe. Einzelheiten zu diesem Dokument finden sich in der Verordnung der damaligen polnischen Innen- und Außenminister vom 23. Juli 1960 über Konsularpässe, <http://www.prawo.pl/dz-u-akt/-/dokument/Dz.U.1960.41.250/16784794/16172> (Zugriff: 4.07.2016). Personen, die eine befristete Ausreisegenehmigung besaßen, konnten diese auf bis zu zehn Jahre verlängern. Die Aberkennung der Staatsbürgerschaft für Personen, die diese Frist überschritten, wurde gestrichen. Von da an trat der Verlust der Staatsbürgerschaft erst fünf Jahre nach dem Verlassen Polens ein. Außerdem wurde die Ausreise für Familien, von denen bereits Angehörige im Ausland lebten, erleichtert.

besitzen, die für alle Länder der Welt galten und die mehrfache Aus- und Wiedereinreisen erlaubten. Es war nicht mehr erforderlich, den Pass nach der Rückkehr bei der Behörde zu deponieren. Als Folge verdoppelte sich die Zahl der Ausreisenden noch in dem selben Jahr gegenüber den Werten des vorherigen Jahres<sup>131</sup>. Anfang 1989 hob die Bundesrepublik die Visapflicht für einreisende Polen auf. Sie mussten allerdings eine Einladung besitzen und den Besitz von 50 DM pro Aufenthaltstag sowie eine Krankenversicherung nachweisen. Diese Formalitäten waren für einen Aufenthalt in Westberlin nicht erforderlich, wohin – wie schon erwähnt – Bürger der Staaten des Warschauer Pakts bis zu 31 Tagen auch ohne Visum und Einladung einreisen durften<sup>132</sup>.

All dies führte dazu, dass der Zustrom von Polen in die Stadt massiv anstieg. Viele Artikel in der Berliner Presse handelten von Migranten, die jedes Wochenende auf Straßen und Plätzen Handel trieben. Die Rede war von bis zu 8.000 Personen, die mit Autos und in überfüllten Zügen kamen und in Berlin Eier, getrocknete Pilze, Honig, Unterwäsche, Besteck und Kunststoffartikel verkauften<sup>133</sup>.

Auf den Massenzustrom von Immigranten reagierten die Behörden in Berlin mit der weiteren Verschärfung der Aufenthaltsregeln für Polen in den Jahren 1988 und 1989<sup>134</sup>. Ab 1989 endete die quasi-automatische Gewährung von Asyl an sie; sie konnten schon nicht mehr als Flüchtlinge aus dem „Ostblock“ gelten (Cyrus 1994, 182).

Die Berliner Behörden erwogen auch, jetzt eine Visumpflicht für polnische Bürger einzuführen – hauptsächlich wegen des massenhaften Handels, der trotz aller Kontrollen und Polizeieinsätze weiter blühte. Sogar die Einkaufsmöglichkeiten für polnische Bürger wurden eingeschränkt. Hiergegen protestierte allerdings der Polnische Sozialrat – eine Interessenvertretung der Migranten aus Polen. Als Folge zahlreicher Proteste gewährte der Berliner

<sup>131</sup> Weil es juristisch schwieriger wurde, den Aufenthalt im Ausland zu legalisieren und legale Beschäftigungen zu finden, ging die Zahl der Migrationen auf Dauer damals zugunsten der sog. *Pendelmigration* zurück (Pallaske 2011, 220).

<sup>132</sup> „Polenmarkt“ auf dem Potsdamer Platz in Berlin, *Porta Polonica*, <https://www.porta-polonica.de/pl/atlas-miejsc-pami%C4%99ci/polenmarkt-na-placu-poczdamskim-w-berlinie> (Zugriff: 13.09.2018).

<sup>133</sup> Das Ende der Frontstadt. 8000 Polen auf dem Wochenendmarkt in West-Berlin / die Mauer wird durchlässiger – nicht nur für die DDRer, *Taz*, marzec 1989, <https://polskarada.de/pl/polska-rada-archiwum> (Zugriff: 27.03.2017).

<sup>134</sup> Ab Anfang 1989 schwoll der Reisestrom von Polen nach Berlin wieder an. Hauptmotiv der Reisen war das Bedürfnis, mit in Polen gekauften Waren Handel zu treiben. Wie schon in den vorherigen Jahren konzentrierte sich dieser Handel rund um den Flohmarkt am Potsdamer Platz; es verbreitete sich für ihn sogar die Bezeichnung „Polenmarkt“. Viele der Händler deckten sich anschließend in Discounterläden mit Waren für den Eigenbedarf und zum Verkauf in Polen ein. Eine Einkommensquelle war auch der Umtausch von Valuta auf dem Schwarzmarkt (Miera 2007, 71). Angesichts der schlechten hygienischen Bedingungen und nach Protesten von Anwohnern wurde am 20. Juni 1989 der Handel an dieser Stelle verboten, da die Berliner Behörden den Ausbruch einer Epidemie befürchteten. Polnische Touristen wurden massenhaft kontrolliert und ihre ggfs. zum Verkauf mitgeführte Ware konfisziert. Gegenüber ihnen wurden auch Einreiseverbote für die BRD ausgesprochen.

Senat in einer Verfügung allen, die vor Ende Dezember 1989 Asyl erhalten hatten, pauschal Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigungen. Gleichwohl wurden einige tausend Personen abgeschoben (Meister 1992)<sup>135</sup>. Eine der Befragten bemerkte:



Abb. 4. Potsdamer Platz, im Hintergrund der sog. Polenmarkt – der beliebteste Ort, wo Migranten aus Polen Handel trieben. Frühling 1986. Foto: Archiv einer Befragten

*Wenn man etwas anfängt, muss man alles tun, um sein Ziel zu erreichen. Man darf nicht aufgeben; und wir hatten immer die Gewissheit, dass wir richtig gehandelt hatten, als wir hierher gekommen waren. In Polen hätten wir nichts gehabt, wohin wir hätten zurückkehren können. Manche mögen zwar dort ihr Zuhause, Kinder oder alte Eltern zurückgelassen haben, aber für uns galt das nicht. Deshalb war die Entscheidung richtig... (TIIKB 1988).*

Die rechtlichen Probleme führten dazu, dass viele Polen sich damals in Westdeutschland, aber auch im Westteil Berlins illegal aufhielten. Zbigniew Kurcz und Wiesław Podkański

<sup>135</sup> Mehr zu diesem Aspekt in den Artikeln: Jetzt sind die Polen dran! Achtung – Polen! – sie verlassen jetzt sofort West-Berlin. *Zeitschrift der Alternativen Liste* (März 1989), 49–50, <http://polskarada.de/media/JetztSind.jpg> (Zugriff: 23.03.2017), Ebenso: Vom Freiheitshelden zum Wirtschaftsschmarotzer. *Neues Deutschland* (14.02.1995), 14, <http://polskarada.de/media/VomFreiheitshelden.jpg> (Zugriff: 23.03.2017).

(1991, 64) haben bemerkt, dass die meisten dieser Leute solche waren, die die angegebene Aufenthaltsdauer überschritten hatten und nicht nach Polen zurückkehrten. Im Laufe der Zeit verloren die polnischen Migranten die soziale Akzeptanz; auch die Presse heizte die negative Stimmung an.

Eine andere Gruppe bildeten die bereits erwähnten *Aussiedler*. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts überwogen unter ihnen Personen mit faktisch polnischer nationaler Identität. Aber sie unternahmen einiges, um den erwünschten Status und die mit ihm verbundenen Vorrechte zu erlangen; dazu gehörte auch die beschleunigte Einbürgerung<sup>136</sup> (Pallaske 2011, 217). Auch viele der Befragten gingen diesen Weg, obwohl, wie sie selbst einräumten, ihre Identität in Wahrheit polnisch war. Aber der deutsche Staat kümmerte sich um diese Gruppe und unternahm verstärkte Anstrengungen, um sie in die deutsche Gesellschaft zu integrieren. Die Aussiedler erhielten Einrichtungsbeihilfen, Unterstützung bei der Arbeits- und Wohnungssuche sowie kostenlose Sprachkurse. Es erstaunt nicht, dass viele Personen auch aus Polen von diesen Möglichkeiten Gebrauch machen wollten; also reisten sie nach Deutschland aus und hofften auf diesen Status.

Anders wurden Immigranten behandelt, die sich nicht auf deutsche Wurzeln beriefen und damit im Sinne der Bestimmungen *Ausländer* waren und sich um Asyl oder eine *Duldung* bemühten. Die Verantwortung für sie wurde auf die einzelnen Landesregierungen sowie Nichtregierungsorganisationen abgeschoben (Blumberg-Stankiewicz 2007, 35-36; Castles, Miller 2011, 67)<sup>137</sup>. Dass auf diese Weise Angehörige der selben ethnischen Gruppe unterschiedliche Rechtsstellungen erhielten, rief viel böses Blut im migrantischen Milieu hervor: gegenseitige Abneigung, Neid und sogar offene Feindseligkeit. Die Folge war, dass ihr Zusammenschluss im Ausland erschwert wurde und sich ein Gemeinschaftsgefühl der Polen in der BRD nur schwach entwickelte<sup>138</sup>. Oft war dies aber das einzige, worauf die Migranten hätten zählen können.

<sup>136</sup> Die Zuerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft erfolgte nach dem Abstammungsrecht (*ius sanguinis*) (Pietrzak 2012, 47). Ihm lag die Vorstellung eines ethnischen deutschen Volkes zugrunde, das als ethnische, kulturelle und sprachliche Einheit in den Reichsgrenzen von 1937 verstanden wurde. An dieser Rechtsauffassung hielt die Bundesrepublik noch lange fest. Aus ihr ergab sich, dass rechtlich kein Unterschied zwischen Bewohnern der BRD, der DDR oder ethnischen Deutschen aus Polen oder anderen Ländern Mittel- und Osteuropas sowie der UdSSR bestand (Kaczmarczyk 2001, 243; Banaś 2010, 97). Als „deutsche Volkszugehörige“ galten laut Bundesvertriebenengesetz, § 6,1, alle Personen, die sich als Deutsche empfanden, soweit sie ihre Identität durch bestimmte Merkmale wie Abstammung, Sprache, Erziehung, Kultur belegen konnten (vgl. Meister 1994, 205, Kotzian 2010, 218).

<sup>137</sup> Die Integration dieses Personenkreises war damit erschwert. Der deutsche Staat beschränkte sich auf grundlegende „Akkulturierungsmaßnahmen“, hauptsächlich indem die Migranten in das Schul- und Sozialsystem einbezogen wurden. Politische Rechte waren damit nicht verbunden (Banaś 2010, 98). Dieter Oberndörfer (zit. nach Blumberg-Stankiewicz 2007, 44) hat festgestellt, dass ihnen gegenüber der Begriff der „Integration“ faktisch als Assimilierung der Ausländer und ihr Aufgehen in der deutschen Gesellschaft gemeint war.

<sup>138</sup> Obwohl *Aussiedler* aus verschiedenen europäischen Ländern in die BRD kamen, stellten solche aus Polen in den Jahren 1950-1987 die Mehrheit dar (62% oder 848.000). Erst später kamen in größerer Zahl Aussiedler aus der UdSSR hinzu (ausführlicher hierzu vgl. Szczepaniak-Kroll 2012).

In späteren Jahren kamen immer mehr begründete Zweifel an der wirklichen Identität der Übersiedler auf (Literska, Literski 1991, 113-114; Schmidt 2000, 357, 359, 363)<sup>139</sup>. Es kam zu Unregelmäßigkeiten<sup>140</sup> von Seiten einiger Personen, die sich um den Status als Aussiedler bemühten, und das Verfahren der Zuerkennung dieses Status war heftiger Kritik ausgesetzt. Die Polen, die dieser Gruppe angehörten, mussten ähnlich wie andere als *Ausländer* eingestufte Personen viele Schwierigkeiten auf dem Weg zur Integration mit der Aufnahmegesellschaft überwinden, auch wenn sie formale und materielle Erleichterungen sowie institutionelle Unterstützung genossen<sup>141</sup>. Lange Jahre suchten sie zu vermeiden, im öffentlichen Raum ihre wahre Identität offenzulegen<sup>142</sup>. Die Migration dieser Gruppe in die BRD ging nach 1989 stark zurück, weil in Polen ein neues politisches System eingeführt worden war, das die Rechte der Minderheiten, darunter auch die der deutschen, respektierte<sup>143</sup>. Insgesamt verließen etwa 1,2 Millionen „*Spätaussiedler*“ Polen (Borodziej, Lemberg 2001, 55). Robert Cyrus (2000b, 125) schätzt, dass sich allein in Berlin nach 1981 etwa 100.000 *Spätaussiedler* niederließen, von denen viele ihre polnische Staatsbürgerschaft beibehielten<sup>144</sup>.

---

139 Nach dem Eintreffen in der BRD passten sich die Übersiedler oft trotz aller staatlicher Unterstützung nur unter Schwierigkeiten an die völlig neue Wirklichkeit an. Bei wirklichen Deutschen aus dem Ausland stellte die seit Jahrzehnten oder manchmal auch Jahrhunderten tradierte deutsche Identität eine integrierende Klammer dar. Sie kam in der Sprache, der Religion und den Gebräuchen zum Ausdruck, die im Herkunftsland oft Anlass für Verfolgungen und Stigmatisierungen gewesen war und so die Gruppe zusammenschweißte. Diese ererbte Identität wurde jedoch im Deutschland der 1990er Jahre skeptisch aufgenommen (Bade 1990, 26): ihre Sprache war archaisch, die Religion spielte keine große Rolle, und die Sitten und Gebräuche passten nicht zur Lebenswirklichkeit in der BRD. Oft fühlten sich die Aussiedler in der BRD fremder, als sie es in den Ländern gewesen waren, aus denen sie kamen (Kotzian 2010, 224).

140 Etwa Versuche, Urkunden zu fälschen oder sich auf Dokumente zweifelhafter Beweiskraft zu berufen (vgl. Hirsch 1988, Pallaske 2011, 218).

141 Über die damit verbundenen Probleme vgl. Nowosielski, Stefańska (2018).

142 Dieses Problem trat auch bei vielen deutschen *Aussiedlern* auf, denen es ebenfalls schwer fiel, in Deutschland Wurzeln zu schlagen, vielleicht sogar schwerer als anderen Immigranten. Nicht selten erlebten sie Enttäuschungen über das Leben in dem Land, das viele von ihnen aus der Ferne als ihre Heimat betrachtet hatten. Auch die *Aussiedler* aus verschiedenen Ländern unterschieden sich in verschiedener Hinsicht voneinander: so lehnten Ankömmlinge aus Rumänien und Polen oft die Russlanddeutschen ab und bezweifelten, ob sie wirklich „Deutsche“ seien. Stattdessen wurde ihnen eine „sozialistische Mentalität“ unterstellt (Bade 1990, 26-27).

143 Wie viele Deutsche in der Nachkriegszeit Polen verlassen haben, wird in deutschen bzw. polnischen Quellen sehr unterschiedlich dargestellt, vgl. Jacek Schmidt (2009, 70). Nach Schätzungen des deutschen Autors Christoph Pallaske (2009, 247) kamen in den Jahren 1980-1990 etwa 800.000 *Aussiedler* nach Deutschland, davon 700.000 aus Polen.

144 1989 waren in Westdeutschland 220.400 polnische Staatsbürger gemeldet (Meister 1992). Für Ende 1990 gab das Statistische Jahrbuch der BRD die Zahl von 242.000 Polen an, die auf dem Gebiet der sog. alten Bundesländer lebten (Trzecińska-Polus 1997, 20).

### *Pull-Faktoren nach der Vereinigung Deutschlands 1990-2015*

Am 3. Oktober 1990 kam es zur Wiedervereinigung Deutschlands, das nach dem 2. Weltkrieg geteilt worden war. Dieser Prozess, der mit dem Niederreißen der Berliner Mauer seinen Anfang genommen hatte, leitete ein neues historisches Kapitel ein. Zu den aus verschiedenen Ländern einreisenden Immigranten gesellten sich Bewohner der ehemaligen DDR und Ostberlins. Sie kamen auf einer Welle optimistischer Stimmungen und waren überzeugt vom Potential der Metropole. Allein zwischen 1989 und 1993 nahm die Zahl der Bewohner von Berlin um 65.000 neue Bürger zu (Kemper 2003, 20)<sup>145</sup>. In den 1990er Jahren waren die zahlenmäßig größten Einwanderergruppen Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion (43.300), überwiegend *Aussiedler* aus Kasachstan und der Russischen Föderation, aber auch Juden. Den zweiten Platz nahmen Bürger des ehemaligen Jugoslawiens ein (30.500), von denen ein Teil (12.000) nach Ende des Krieges nach Hause zurückkehrte. An dritter Stelle standen Türken (17.000), Polen waren mit 11.200 Zuziehenden die nächstgrößere Gruppe (Kapphan 2000, 139-140).

Die soziale Struktur der polnischen Immigration änderte sich etwas. Anders als in den 1980er Jahren überwogen nun die Männer über die Frauen. Das Durchschnittsalter der Migranten der 1990er Jahre war mit 35-44 Jahren etwas höher als im Jahrzehnt zuvor, aber es handelte sich weiterhin um Menschen im produktiven Alter. Der Anteil der Menschen mit Hochschulabschluss unter den polnischen Immigranten ging zurück: bei den Frauen von 6,2% 1988 auf 1,5% zehn Jahre später; unter den Männern von 11,7% auf 1,4%. Dagegen stieg der Anteil der polnischen Migranten mit Grundschulabschluss deutlich an: bei den Frauen von 30,0% auf 53,5%, bei den Männern von 23,6% auf 59,8%. Die Berlin-Migranten kamen, ähnlich wie im Jahrzehnt davor, vor allem aus den Regionen Opole/Oppeln, Wrocław/Breslau, Katowice/Kattowitz und Gdańsk/Danzig; die Migrationsbewegung aus Szczecin/Stettin, aber auch dem weit entfernten Tarnów nahm zu, dagegen wurden Zuzüge aus Krakau und Warschau seltener (Becker 2010; Iglicka 2000; Kępińska 2003).

Der bereits erwähnte Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Republik Polen und der Bundesrepublik Deutschland vom 17. Juni 1991<sup>146</sup> wirkte sich auch auf die Rechtslage von Polen in Deutschland und Deutschen in Polen aus<sup>147</sup>.

<sup>145</sup> Ab Mitte der 1990er Jahre nahm diese Zahl ab, vor allem weil die Vorstädte ausgebaut wurden, wo die neuen Einwohner sich gern niederließen. Neu nach Berlin zuziehende ehemalige DDR-Bewohner wählten weiterhin den Ostteil der Stadt als Wohnort, die aus den alten Ländern kommenden Neuberliner dagegen den westlichen (Kemper 2003).

<sup>146</sup> Zum Inhalt des Vertrags vgl. u.a. Karolina Ostapkowicz (2008, 64-70).

<sup>147</sup> Der Vertrag sollte ein neues Modell der Beziehungen herausbilden, indem er sowohl den Deutschen in Polen, als auch den Polen in Deutschland u.a. das Recht einräumte, ihre eigene ethnische, kulturelle, sprachliche und religiöse Identität zu wahren und ihnen den vollständigen Genuss der Menschenrechte und Grundfreiheiten ohne irgendwelche Diskriminierung unter völliger Gleichheit vor dem Gesetz garantierte. Die Bestimmung war gleichwertig (Kostrzewa 2005).

Unter den in der BRD lebenden polnischen Immigranten löste der Vertrag große Enttäuschung aus. Denn obwohl sein Text den Begriff der „deutschen Minderheit in Polen“ enthielt, so galt dies nicht für den entsprechenden Begriff der „polnischen Minderheit in Deutschland“. Stattdessen wurde die Wendung gebraucht: „Personen deutscher Staatsangehörigkeit in der Bundesrepublik Deutschland, die polnischer Abstammung sind oder die sich zur polnischen Sprache, Kultur oder Tradition bekennen“ (Graś 2000, 173). Viele Autoren haben auf die hierin bestehende Asymmetrie hingewiesen<sup>148</sup>. Denn die Polen wurden nicht zu den nationalen Minderheiten gezählt<sup>149</sup>. Als Folge dessen fehlten ihnen die Privilegien, die Deutsche aufgrund ihres Minderheitenstatus in Polen genossen. Katharina Blumberg-Stankiewicz (2007, 66)<sup>150</sup> hat die Konsequenzen beschrieben: während die deutsche Minderheit in Polen mit geregelter finanzieller Unterstützung seitens des polnischen Staates rechnen konnte und ihr das Recht auf Vertretung im Parlament garantiert war, war der Zugriff der polnischen Gruppe in Deutschland auf staatliche Leistungen in finanzieller Hinsicht ebenso eingeschränkt wie ihr Einfluss auf das politische Leben. Dies gilt vor allem für die ihr zustehenden kollektiven Rechte<sup>151</sup>. Auch die Aufteilung der politischen und rechtlichen Kompetenzen infolge des deutschen Föderalismus machte die Durchsetzung der vertraglichen Bestimmungen zur Rechtsstellung der Polen in Deutschland nicht einfacher (Kostrzewa 2005)<sup>152</sup>. Diese Situation bewirkte erhebliche Schwierigkeiten, besonders für bereits bestehende polnische Organisationen in Deutschland. Diese kämpften mit finanziellen Problemen, und diese wiederum dämpften den Eifer potentieller Initiatoren weiterer polnischer Vereine und Verbände. So ging die Rolle der Vereine bei der Organisation des polnischen Kulturlebens im Laufe der Zeit zurück.

---

148 Wie Katharina Blumberg-Stankiewicz (2007, 65) bemerkt hat, wurden die Polen in Deutschland nur als „Personengruppe“ bezeichnet, während die Deutschen in Polen den rechtlich geschützten Titel einer Minderheit erhielten. Heinrich Mrowka (2000, 281) dagegen hat die Formulierungen des Vertrags als lediglich formal bezeichnet, weil in Wirklichkeit auf seiner Grundlage die Polen in Deutschland „gleiche Rechte und Pflichten erhalten“ hätten.

149 Diesen Status erhielten in Deutschland nur die dänische, friesische und sorbische Bevölkerung sowie deutsche Sinti und Roma: also autochthone Menschen mit deutscher Staatsangehörigkeit, aber nichtdeutscher Nationalität, die nach Deutschland infolge von Grenzverschiebungen, aber nicht auf eigenen Wunsch lebten (Nationale Minderheiten, 2014). Ihr Status wurde auf Grundlage landesrechtlicher Vorschriften geregelt, nicht auf der des Grundgesetzes (Kaluza 2002, 705).

150 Auch viele polnische Autoren haben sich mit dem politischen Aspekt der Anwesenheit von Polen in Deutschland beschäftigt: vgl. Kurcz, Misiak (1994); Ruchniewicz (1995); Graś (2000); Kostrzewa (2005).

151 Als Folge gerieten die Grundlagen der vertraglichen beiderseitigen Beziehungen über die Rechtsstellung beider Gruppen im jeweiligen Wohnsitzstaat ins Wanken (Kostrzewa 2005).

152 Wojciech Wrzesiński (2000, 60) hat die Missverhältnisse im Vertrag u.a. mit dem fehlenden Einsatz der Angehörigen der polnischen Gruppe für ihre Anerkennung als Minderheit in Verbindung gebracht. Derselben Ansicht war z.B. Andrzej Graś (2000, 174). Abgesehen von Schwächen der Selbstorganisation wurde auch in Frage gestellt, ob die Polen in Deutschland eine der Bedingungen aus der faktischen Definition der Minderheit erfüllten - die Ansässigkeit seit Generationen.

Auf der Welle der immer besseren formalen zwischenstaatlichen Beziehungen gelang es dagegen, die Frage der visafreien Einreise für polnische Staatsbürger in die Bundesrepublik zu regeln, wenn auch nicht ganz ohne Konflikte (8. April 1991)<sup>153</sup>. Allerdings galt dies nur für Aufenthalte bis zu drei Monaten. Gleichwohl bewirkte die Abschaffung der Visapflicht einen Massenzustrom von Migranten. Schon am ersten Tag des visafreien Reiseverkehrs überschritten 50.000 Menschen die deutsch-polnische Grenze<sup>154</sup>. Seit 1990 waren von den ostmitteleuropäischen Staaten nur aus Rumänien mehr Menschen eingereist. Aber in den darauf folgenden zwölf Jahren von 1993-2004 hatten Migranten aus Polen wieder ein deutliches Übergewicht (Dietz 2005, 19). Dies wurde in der Aufnahmegesellschaft nicht günstig aufgenommen. Damit entfiel ein weiterer Grund, warum Polen früher gern die BRD als neuen Wohnsitz gewählt hatten.

Viele Deutsche schreckte die Vision eines Zustroms weiterer tausender Migranten. Auf Mauern in Berlin und in anderen Städten erschienen Graffiti: „Schützen wir uns, die Polen kommen wieder“. In großen Auflagen wurden Flugblätter mit dem Aufruf verteilt, Widerstand gegen die Masseneinreise zu leisten (Osękowski, Szczegółła 1999, 74-75). Michał Jarański schrieb dazu (1993, 20-21):

*Die Bewunderung von Seiten alter Freunde in Deutschland wich der Ernüchterung und sogar der Enttäuschung. Man machte keinen Unterschied mehr zwischen Aussiedlern, politischen Flüchtlingen und Migranten aus wirtschaftlichen Motiven. Alle wurden jetzt als Wirtschaftsflüchtlinge bezeichnet. Im Verhältnis der Deutschen zu den Polen trat eine deutliche Abkühlung ein.*

Doch die Befürchtungen vieler Deutscher im Zusammenhang mit der Zuwanderung von Polen bestätigten sich nicht: eine Masseneinwanderung fand nicht statt<sup>155</sup>. Der beliebteste Standort für den Kleinhandel von Polen in Berlin, der Flohmarkt am Potsdamer Platz, wurde 1993 geschlossen, weil dort exklusive Büroflächen entstanden. Polen konnten die Stadt betreten, hatten aber kein Recht, sich dort eine Arbeit zu suchen. Wer bei einer Kontrolle

<sup>153</sup> In der deutschen Gesellschaft wurde diese Vereinbarung eher kritisch gesehen. Das war das Ergebnis der wachsenden Abneigung gegen Ausländer generell. 1985 hatten sich 45% der Deutschen gegen eine Einwanderung größerer Gruppen ausgesprochen, und vier Jahre später, 1989, fanden sogar 75% der deutschen Gesellschaft, dass es zu viele Ausländer in Deutschland gebe (Herbert 2003).

<sup>154</sup> Massensturm polnischer Besucher blieb gestern aus. *Tagesspiegel* (9.04.1991), [www.polskarada.de/media/Massensturm](http://www.polskarada.de/media/Massensturm) (Zugriff: 22.03.2017).

<sup>155</sup> Die Regierungen Polens und Deutschlands hatten 1990 mehrere bilaterale Verträge geschlossen, die u.a. die Beschäftigung von Polen auf dem deutschen Arbeitsmarkt regelten. Möglich war die Beschäftigung von Polen als Saison-, Vertrags- und Gastarbeiter sowie Grenzgänger (Zelazowska-Müller, *Interakcje. Leksykon komunikowania polsko-niemieckiego*, <http://www.polska-niemcy-interakcje.pl/articles/show/46> (Zugriff: 31.08.2015).

als Schwarzarbeiter erlappt wurde, verlor seine Aufenthaltsgenehmigung für ein Jahr oder länger (Miera 2007, 115-122)<sup>156</sup>.

Zum 1. Juli 1993 wurde in Deutschland nach langen politischen Diskussionen das Asylrecht novelliert und verschärft. Auf einen Status als anerkannter Asylbewerber konnten Menschen, die aus Ländern gekommen waren, für die die Genfer Flüchtlingskonvention und die Europäische Menschenrechtskonvention galten und die keine Folter anwandten, nun nicht mehr rechnen. Das betraf sämtliche unmittelbaren Nachbarstaaten Deutschlands (Kaczmarczyk 2001, 245-246; Bade, Oltmer 2004, 113)<sup>157</sup>. Die Neuregelung schloss definitiv aus, dass Polen in Deutschland Asyl bekommen konnten. Damit war also einer der wichtigsten bisherigen *Pull*-Faktoren für die Übersiedlung nach Deutschland entfallen. Am 1. Mai 1999 wurde der Vertrag von Amsterdam abgeschlossen, in dessen Rahmen die Asyl- und Migrationspolitik zum Element einer gemeinsamen europäischen Politik wurde, statt wie bisher die Angelegenheit bilateraler Abmachungen einzelner Staaten zu sein. Damit konnten Polen nicht mehr darauf rechnen, dass ihr Aufenthalt durch eine *Duldung* oder politisches Asyl legalisiert würde; viele von ihnen entschieden sich also, in andere Staaten weiterzuwandern, und die BRD und Berlin wurden für sie zu Zwischenstationen auf diesem Weg<sup>158</sup>. Nach Angaben von Norbert Cyrus (2000b, 126) hatten 1998 42% aller in Berlin gemeldeten Polen keinen gesicherten Aufenthaltsstatus oder zumindest die Perspektive auf ein ständiges Wohnrecht. 18% besaßen eine *Aufenthaltsbewilligung* für bestimmte Zwecke (Arbeit, Studium).

Wer jetzt kam, hatte kaum noch Möglichkeiten, seinen Aufenthalt zu legalisieren. Eine von ihnen war nach wie vor die Eheschließung mit einem deutschen Bürger. Als Ehegatte bekam ein Migrant bis 2000 nach drei Jahren gemeinsamen Lebens das Recht auf ständigen Aufenthalt, als Partner eines deutschen Bürgers nach vier Jahren<sup>159</sup>. Eine andere Option war

<sup>156</sup> 1993 überschritten mehr als 100 Millionen Menschen die deutsch-polnische Grenze in beiden Richtungen (Cziomer 1996, 167). Darunter waren auch Flüchtlinge aus Drittstaaten, die durch Polen nach Deutschland einzureisen versuchten. Dies führte dazu, dass beide Staaten ein Rückübernahmeabkommen abschlossen, in dem sich Polen verpflichtete, solche Personen, die über sein Territorium in die BRD gekommen waren, zurückzunehmen (Cziomer 1996, 167).

<sup>157</sup> Der Begriff des Asylbewerbers wurde gleichzeitig enger gefasst, und es wurde ein Gesamtkontingent von 220.000 Personen jährlich festgelegt, denen dieser Status verliehen werden konnte. Das führte dazu, dass diese Gruppe sich deutlich verringerte. 1985 waren noch 22,97% aller Asylanträge in Deutschland positiv beschieden worden, 1990 nur noch 0,43% (Meister 1994, 205-207; Pallasse 2009, 249).

<sup>158</sup> Die neuen Regelungen führten dazu, dass sich die ethnische Struktur der Asylbewerber veränderte. Zwischen 1985 und 1993 waren die Asylbewerber vor allem Bürger osteuropäischer Staaten, die nach den Änderungen der Gesellschaftsordnung gekommen waren. Zwischen 1990 und 1998 kam gut die Hälfte aller Antragsteller auf Asyl aus Jugoslawien (23%), Rumänien und der Türkei (je 15%). Unter den Bürgern Jugoslawiens wiederum kamen 60% aus dem Kosovo, 80% der türkischen Antragsteller waren Kurden. Polen stand auf Platz 5 der Liste. Viele Anträge stellten Vietnamesen, die zuvor in der DDR gelebt hatten (Bade 1992, 413; Herbert 2003, 288).

<sup>159</sup> Ab 2000 galt dieser Anspruch bereits nach zwei Ehejahren. Da die Behörden den Abschluss von Scheinehen erwarteten, wurden die Paare häufig kontrolliert. Eine Folge der neuen Vorschriften war das Anwachsen von national gemischten Ehen, wobei in den meisten Fällen Polinnen deutsche Männer heirateten (Miera 2007, 125-127).

die Gründung eines Unternehmens, häufig als „Ich-AG“. Auch Studierende erhielten für die Dauer ihrer Ausbildung eine Aufenthaltserlaubnis, die aber mit dem Studienabschluss erlosch (Miera 2007, 130). Die Lebenssituation der Immigranten verschlechterte sich; deutsche Medien berichteten über überfüllte Wohnungen und ärmliche Unterbringung der Ankömmlinge aus dem Osten (Miera 2007, 140). Auf Aspekte der kulturellen und sozialen Integration wurde kaum Gewicht gelegt (Ptak 2011, 172). Dagegen war nach langen Debatten bereits am 9. Juli 1990 ein neues Gesetz verabschiedet worden, das am 1. Januar 1991 in Kraft trat und erstmals den Rechtsbegriff des Immigranten einführte. Es sollte folgenden Generationen den Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft erleichtern. Die Verabschiedung des Gesetzes war ein erster Schritt in Richtung auf die Akzeptanz der Einwanderung (Bade, Oltmer 2004, 128-129)<sup>160</sup>.

In Berlin wuchs wie überall in Deutschland die Gruppe der Saisonarbeiter. Auf Grundlage bilateraler Verträge konnten auch Studierende polnischer Hochschulen während der Semesterferien in der BRD eine Beschäftigung aufnehmen. Jugendliche vom 18. bis zum 25. Lebensjahr hatten das Recht darauf, im Rahmen des *Au-pair*-Modells im Gegenzug zu Haushaltsarbeiten in einer deutschen Familie Deutschland kennenzulernen und ihre Sprachkenntnisse aufzubessern<sup>161</sup>. Allein 1996 wurden in Berlin über 6.000 Ankömmlinge aus Polen registriert – obwohl dies nicht bedeutete, dass alle von ihnen einen Daueraufenthalt anvisiert hätten.

<sup>160</sup> Die Möglichkeit, eine solche Lösung vorzusehen, war in der deutschen Öffentlichkeit heftig umstritten. Problematisiert wurde insbesondere die Identität Eingewanderter, ihre Loyalität gegenüber Deutschland, ihr Schutz und ihre Identifikation. Die Befürworter argumentierten, dass die Neuregelung erforderlich sei, um Migranten zu integrieren, wobei Integration mit gleichen Rechten und Lebenschancen identifiziert wurde. Weiter wurde argumentiert, dass auf diese Weise die Diskriminierung von Ausländern in der deutschen Gesellschaft zurückgedrängt werden könne, die sich aus der formalen Unterscheidung in Deutsche und „Menschen zweiter Klasse“ ergab. Auch sollten Immigranten ein Bewusstsein ihrer Gleichberechtigung, ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland und darüber ihrer Identifikation mit Deutschland gewinnen. Die Staatsbürgerschaft war dabei für Personen vorgesehen, die schon lange in der BRD lebten und Steuern sowie Beiträge zur Sozialversicherung zahlten (Gerdes, Faist 2006, 323). Die Gegner einer doppelten Staatsbürgerschaft verwiesen besonders auf das Problem der doppelten Loyalität gegenüber dem Herkunfts- und dem Aufnahmestaat und eine Reihe politischer und rechtlicher Fragen, die ungelöst seien: etwa der Wehrdienst, die Besteuerung, straf- und familienrechtliche Regelungen, die Verantwortung für Wahlergebnisse, die innere Sicherheit u.a.m. Sie vertraten den Standpunkt, dass einer der Hauptmängel der von ihnen negativ bewerteten Politik des Multikulturalismus sei, dass sie zu ethnischer Segregation, kultureller Fragmentierung und sozialer Desintegration führe, also der Integration im Grunde schade. Unter Integration wurde dabei die Hinzufügung neuer Elemente zu einer bereits existierenden Gesamtheit bzw. auf der anderen Seite die Reorganisation oder Neustrukturierung der einzelnen Teile der Gesellschaft und ihre Interaktion im Rahmen des Ganzen verstanden. Behauptet wurde auch, dass die Zulassung von Doppelstaatsbürgerschaften Unwillen der ethnischen Deutschen hervorrufen und deren Ablehnung gegenüber Ausländern verstärken könnte (Gerdes, Faist 2006, 324).

<sup>161</sup> Żelazowska-Müller 2014. *Interakcje. Leksykon komunikowania polsko-niemieckiego*, <http://www.polska-niemcy-interakcje.pl/articles/show/46> (Zugriff: 31.08.2015). Legal beschäftigte Polen erhielten ein Aufenthaltsrecht, waren sozialversichert und genossen gegenüber Landsleuten, die sich illegal in Deutschland aufhielten, viele Vorteile. Vor allem zogen sie materielle Vorteile aus ihrer Beschäftigung, verbesserten ihre beruflichen Qualifikationen, lernten mit moderner Technik umzugehen und hatten die Möglichkeit, Deutsch zu lernen und Erfahrungen mit dem Leben in einem anderen Land zu sammeln.

Sie waren zu 90% männlichen Geschlechts und meist als befristet beschäftigte Arbeiter tätig. Frauen hatten im Allgemeinen einzig die Möglichkeit zur Schwarzarbeit (Cyrus 2000b, 126).

Neben der legalen Migration nach Deutschland gab es weiterhin auch die illegale. Sie war durch die Einschränkungen bei der Legalisierung eines längeren Aufenthalts und der Arbeitsmöglichkeiten bedingt. In Berlin arbeiteten 1990 40-50.000 Polen im informellen Sektor (Meister 1992). In den Jahren 1990-1994 wurden auf Berliner Baustellen bei Kontrollen jedes Jahr 400-700 illegal beschäftigte Arbeitnehmer aus Polen festgenommen. Wie viele polnische Frauen ohne Arbeitsvertrag putzten, Alte pflegten oder in der Gastronomie arbeiteten, ist schwer zu ermitteln; wahrscheinlich war auch ihre Zahl hoch. Es ergibt sich das Bild, dass auch die sich zum Nachteil der Migranten verändernden Bedingungen kaum einen Einfluss auf deren Entscheidungen hatten, Polen zu verlassen. Die Probleme auf dem Arbeitsmarkt waren in Polen nach dem Zusammenbruch des alten Systems so groß, dass sie vielen keine andere Wahl ließen; sie waren auch trotz aller in Deutschland auf die Migranten wartenden Schwierigkeiten der wesentliche Anstoß zur Ausreise.

1989 trat in der westdeutschen Politik und Gesetzgebung gegenüber den Aussiedlern eine Wende ein<sup>162</sup>. Die schwachen Deutschkenntnisse unter den *Aussiedlern*, ihr abweichender Akzent und ihr anderer Lebensstil führten dazu, dass sich für sie verächtliche Bezeichnungen wie „Polacken“ oder „Ruskis“ einbürgerten<sup>163</sup>, wobei diese Klischees an die wirkliche Identität der meisten Aussiedler anknüpften (Bade 1992, 400, 409). Die Politik bemühte sich immer offener, die Zahl der Zuwanderer zu begrenzen<sup>164</sup>. Um die Anreize zur Übersiedlung zu vermindern, waren die Behörden bestrebt, verschiedene Sozialleistungen für *Aussiedler* zu reduzieren. Im Juni 1996 wurden deutsche Sprachkenntnisse zum Kriterium für die Feststellung erhoben, wie weit die wirkliche nationale Identifikation der Person mit Deutschland gehe. Das galt jedoch nur für Personen, die einen Antrag auf Verleihung des Status als *Aussiedler*

---

<sup>162</sup> Der wichtigste Grund hierfür war das starke Anwachsen der Zahl der Ankömmlinge aus dem Ausland, die sich um diesen Status bemühten. Die Deutschen, die bisher in ihrer Vorstellungswelt eine klare Trennung zwischen Deutschen und Fremden gepflegt hatten, mussten sich davon überzeugen, dass diese Unterscheidung keine Grundlage mehr hatte. Die neu aus dem Ausland Zugereisten „Deutschen“ erwiesen sich als ebenso fremd wie „Ausländer“. Das führte zu einer Integrationskrise in der Aufnahmegesellschaft.

<sup>163</sup> Sozialverbände, Ärzte und Psychiater berichteten auch über Anpassungsprobleme von Menschen aus der DDR in Westdeutschland (Bade 1992, 409).

<sup>164</sup> 1989 bildeten *Aussiedler* 3/4 aller aus dem Ausland nach Deutschland kommenden Personen: damals auch aus der noch bestehenden DDR (dieser Personenkreis wurde als *Neubürger* bezeichnet), viele aber auch aus Polen (1989 – 250.340), der Sowjetunion und ihren Republiken (1989 – 98.414) und aus Rumänien (2989 – 23.387), aber auch aus der Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslawien. Ihre Gesamtzahl betrug 1990 397.000 (Bade 1992, 403-405). Die Maßnahmen zur Eindämmung dieser Zuwanderung „fremder Landsleute“ beruhten darauf, dass die deutsche Migrationspolitik von dem Grundsatz abging, alle Personen deutscher Herkunft aufzunehmen, sondern stattdessen ihre Lebensbedingungen in den Herkunftsländern zu verbessern bestrebt war (Guziuk 2007, 211). Anträge auf Übersiedlung waren von nun an im Land des bisherigen Wohnsitzes bei den deutschen Botschaften und Konsulaten zu stellen.

stellten, nicht jedoch für deren Familienmitglieder wie Ehegatten oder Kinder. Diese Angehörigen bildeten zu Beginn des 21. Jahrhunderts 75-80% der gesamten Gruppe der *Aussiedler* (Oltmer 2010, 57)<sup>165</sup>. Als Folge dieser Aktivitäten ging die Zahl der *Aussiedler* nach und nach zurück. Dazu trug auch die Verbesserung der Lebensbedingungen in den Herkunftsländern bei, so auch in Polen. In den folgenden Jahren wurden die Kontingente für Migranten deutscher Herkunft, die nach Deutschland übersiedeln konnten, schrittweise reduziert<sup>166</sup>. Ab dem Ende des 20. Jahrhunderts wurden die *Aussiedler* in den Statistiken zur Zahl der Ausländer gesondert aufgeführt.

2000 lebten in ganz Deutschland 7,3 Millionen Ausländer, von denen 1,8 Millionen aus Ländern der EU kamen; insgesamt bildeten sie 8,9% der Gesamtbevölkerung. Über 50% von ihnen lebten zu diesem Zeitpunkt bereits mehr als 15 Jahre in Deutschland; zwei Drittel der Kinder und Jugendlichen aus dieser Gruppe waren bereits im Aufnahmeland geboren. Außerdem sind 3,2 Millionen *Aussiedler* zu berücksichtigen (Bade, Oltmer 2004, 97-98). In Berlin lebten 1998 438.000 Ausländer und zusätzlich 150.000 Personen mit schwer einzuschätzendem Status. Sie bildeten 13% der Gesamtbevölkerung der Stadt; das war der höchste Wert unter allen deutschen Metropolen. 27.934 Polen bildeten unter den Nichtdeutschen in Berlin die drittgrößte Gruppe nach Türken und Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien (Kapphan 2000, 137).

Der demographische Faktor war von grundsätzlicher Bedeutung für die Veränderung der Herangehensweise der zentralen und lokalen Behörden an das Thema Immigration und damit gegenüber den Immigranten. Auch wirtschaftliche und politische Gründe trugen dazu bei, dass sich neue Paradigmen herausbildeten<sup>167</sup>. Man bemerkte, dass Migrationspolitik

165 *Aussiedler* hatten in Polen die Möglichkeit, ihre deutsche Identität noch vor der Emigration amtlich feststellen zu lassen. Nach der Antragstellung erhielten sie ein spezielles Dokument, auf dessen Grundlage sie in der deutschen Botschaft unter Beibehaltung ihrer polnischen Staatsbürgerschaft einen deutschen Pass beantragen konnten. Offiziell ließen die Rechtslagen in beiden Ländern eine doppelte Staatsbürgerschaft nicht zu, aber in der Praxis wurde diese vielfach toleriert (Miera 2007, 137). Infolge dieser Veränderungen hielten sich Übersiedler aus Polen oft nur vorübergehend in Deutschland auf, vorwiegend zum Zwecke der Erwerbsarbeit, verließen Polen aber nicht auf Dauer (Kaczmarczyk 2001, 245).

166 1992 wurde eine Obergrenze von 250.000 Personen eingeführt, 1993 eine von 220.000 Menschen. Im Jahr 2000 wurde sie auf 100.000 Personen reduziert (Trzcielińska-Polus 1997; Wojtan 2004, 266; Oltmer 2010, 57). Gleichzeitig änderte sich die innere Struktur der Gruppe: war in den 1990er Jahren noch auf drei *Aussiedler* ein Angehöriger ohne deutsche Staatsbürgerschaft entfallen, so bildeten 2001 nichtdeutsche Angehörige 75% der *Aussiedler*; drei Viertel der *Aussiedler* kam aus Mittel- und Osteuropa (Bade, Oltmer 2004, 121).

167 Es gelangte zum Bewusstsein, dass Zuwanderung ein Hilfsmittel gegen die niedrigen Geburtenziffern und die generelle Alterung der deutschen Gesellschaft sein könne – und damit positiv für die sozialen Sicherungssysteme. Man ging davon aus, dass Deutschland, wenn es einen wettbewerbsfähigen Markt schaffen wolle, einen wissens- und forschungsbasierten Wirtschaftssektor aufbauen müsse. Da diese Bereiche rasch wuchsen und das Angebot einheimischer Arbeitnehmer hinter dem Bedarf zurückblieb, wurde es notwendig, ein System zu schaffen, das die Einreise von Fachkräften und Experten aus anderen Ländern ermöglichte. Der geänderte Ansatz wurde auch in der Politik sichtbar, wo sich die Auffassung durchsetzte, dass Immigrationsfragen ganzheitlich angegangen werden müssten (Gibki 2008, 130).

nicht nur zum Schutz vor übermäßigem Zustrom von Ausländern beitragen müsse, sondern dass sie auf die Gestalt dieses Zustroms Einfluss nehmen müsse (Gibki 2008, 130)<sup>168</sup>.

Einen Wendepunkt der deutschen Migrationspolitik stellte die im August 2000 in Kraft getretene Verordnung über die Einführung einer „Blue Card“ dar. Ziel war, die Einreise von 20.000 IT-Fachleuten zu ermöglichen. Migranten, die den Kriterien der Verordnung entsprachen, erhielten ein Aufenthalts- und Arbeitsrecht für maximal fünf Jahre. 2001 Seit 2001 galten dieselben Bestimmungen auch für medizinisches Personal<sup>169</sup>. Auch einige Polen nutzten das Angebot (Gibki 2008, 131; Mazur-Cieślak 2011, 128; Szaniawska-Schwabe 2009, 15).

In den darauf folgenden Jahren ging in Deutschland die Diskussion über die Multikulturalität, den sich wandelnden Charakter der deutschen Gesellschaft und die hieraus zu ziehenden Konsequenzen für den Staat weiter. Integration wurde definiert als „ein sozialer Prozess, an dem alle Einwohner beteiligt seien“. Als ihr Ziel wurde benannt, dass Immigranten an allen Lebensbereichen gleichberechtigt teilhaben sollten. Sie selbst wurden verpflichtet, Deutsch zu lernen, die verfassungsmäßige Ordnung und die Gesetze zu respektieren (Lesińska 2007, 52-54).

Zum 1. Januar 2000 trat ein neues Staatsangehörigkeitsgesetz in Kraft. Es erlaubte, Ausländern unter bestimmten Voraussetzungen die Staatsbürgerschaft nach den Prinzipien des *ius soli* zu verleihen (Ptak 2011, 173). Das stellte vor allem gegenüber den seit langem in Deutschland ansässigen Immigranten einen Durchbruch dar. Fünf Jahre später – zum 1. Januar 2005 – trat das neue *Zuwanderungsgesetz*<sup>170</sup> in Kraft. Es öffnete den Arbeitsmarkt lediglich für Hochqualifizierte<sup>171</sup>, Studierende und Investoren und wandte sich in erster Linie an Zuwanderer

168 Die Kumulation dieser Faktoren machte der Bundesregierung bewusst, dass Veränderungen notwendig geworden waren. Dieser Aufgabe widmete sich die 1998 im Bund an die Macht gekommene rot-grüne Koalition. Im Koalitionsvertrag wurden Änderungen der bisherigen Zuwanderungs- und Integrationspolitik als vorrangige Aufgabe gekennzeichnet. 2000 startete der SPD-Innenminister Otto Schily eine Kampagne für Änderungen der Migrations- und Staatsangehörigkeitspolitik; Schily trat mit der wichtigen Feststellung an die Öffentlichkeit, dass Deutschland eine Einwanderungsgesellschaft geworden sei. Es wurde eine spezielle *Zuwanderungskommission* berufen, die die Aufgabe hatte, Vorschläge und Empfehlungen für entsprechende Veränderungen zu erarbeiten. Der auf Grundlage ihrer Arbeit entstandene Bericht wurde die Grundlage für weitere parlamentarische Arbeit in dieser Richtung (Lesińska 2007, 52-54).

169 Wegen der zeitlichen Befristung und der fehlenden Arbeitsmöglichkeiten für Familienangehörige stieß die Blue Card nicht auf größeres Interesse. 2003 wurde das Programm beendet.

170 Es ermöglichte die Einreise von Personen im Kontext der Familienzusammenführung, der Bewerbung um eine Anerkennung als Geflohener und dem Bestreben nach einer befristeten oder Saisonarbeitsgenehmigung, im Rahmen der Niederlassungsfreiheit für EU-Bürger, der Aufnahme eines Studiums und der Rückkehr jüdischer Bürger. Die Aufenthaltsmöglichkeit wurde eingeschränkt auf die Gewährung einer Aufenthalts- und Niederlassungsgenehmigung. (Gibki 2008, 131). Die Erteilung einer Arbeitsgenehmigung wurde vereinfacht; das Gesetz unterschied nur noch in beschränkte und unbeschränkte Arbeitserlaubnis. Die Fristen für die Ausstellung der entsprechenden Dokumente wurden beschleunigt, und es wurden einige grundlegende Wege für die Arbeitsaufnahme von Ausländern festgelegt. Darunter fielen auch Bürger Polens.

171 Es wurde ein Bildungsniveau festgelegt: Absolventen einer mindestens dreijährigen beruflichen Ausbildung, also die Absolventen von Fachoberschulen und Berufsschulen, konnten einreisen, wenn sie einen Arbeitgeber nachweisen konnten. Interview der Autorin mit dem Vorsitzenden des Polnischen Sozialrats, Witold Kamiński in Berlin, 28. April 2010.

aus der EU, damit also auch solche aus Polen (Ptak 2011, 173). Das Gesetz enttäuschte viele Polen, die diese Kriterien nicht erfüllten. Denn sie hatten damit gerechnet, dass sich ihre Position auf dem deutschen Arbeitsmarkt im Zusammenhang mit dem polnischen Beitritt zur EU – am 1. Mai 2004<sup>172</sup> – verändern würde. Die vollständige Öffnung des deutschen Arbeitsmarktes für Polen trat jedoch erst sieben Jahre später, zum 1. Mai 2011, nach einer sogenannten Übergangsfrist, in Kraft<sup>173</sup>. Während dieser Zeit brauchten Polen weiterhin eine Arbeitserlaubnis, und bestimmte Branchen oder Berufe blieben für sie versperrt.

2011 aber erhielten polnische Immigranten dieselben Rechte auf Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt wie alle anderen EU-Bürger. Den Arbeitgebern wurde jede Diskriminierung in Anknüpfung an die Nationalität verboten – gemeint waren vor allem solche bei der Lohnhöhe<sup>174</sup>. Die Welle der Emigration zu Ausbildungszwecken nahm stark zu. 2007 wählten 15.347 oder 40,2% aller im Ausland studierenden Polen Hochschulen in Deutschland<sup>175</sup>. Zu dieser Zeit unternahmen die deutschen Behörden weitere Schritte, um auf Immigranten zuzugehen und sie in die Gesellschaft einzubeziehen<sup>176</sup>. Ein damals verabschiedetes neues Gesetz er-

172 Nach EU-Recht haben alle Bürger der Mitgliedsstaaten das Recht, ihren Wohn- und Arbeitsort frei zu wählen.

173 Man fürchtete eine erneute Masseneinwanderung von Migranten aus Polen. Die Gewerkschaften äußerten Befürchtungen, dass die Arbeitslosigkeit in diesem Fall ansteigen würde. Begründet wurde dies mit angeblich ernststen und sich vertiefenden Störungen auf dem Arbeitsmarkt infolge der ohnehin herrschenden Wirtschaftskrise. Es wurden Zahlen angeführt, wonach das deutsche Sozialprodukt sich bis 2009 um 5,3% vermindern und die Arbeitslosigkeit 2010 um 12% steigern werde. Oft wurden auch Befürchtungen vor steigender Kriminalität und sozialer Unzufriedenheit geäußert (Frelak 2009, 17; Danecka, Kęska 2010, 169-200). Heute werden die damaligen Entscheidungen oft kritisch bewertet. So hat Prof. Klaus Zimmermann, Direktor des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) in Berlin und des Forschungsinstituts zur Zukunft der Arbeit in Bonn schon 2010 in einem Interview mit der Deutschen Welle gewarnt: „Wir haben in unserer Migrationspolitik einen großen Fehler gemacht, als wir unseren Arbeitsmarkt nicht sofort für Osteuropäer geöffnet haben. [...] Die Menschen aus Polen sind in die Länder emigriert, die ihre Märkte geöffnet haben. Und Polen ist schließlich das wichtigste neue Mitgliedsland der EU, das Land mit dem sich am schnellsten entwickelnden Arbeitsmarkt und traditionell engen Beziehungen zu Deutschland“ Vgl. Niemieccy eksperci: zamknięcie rynku pracy dla Polaków było błędem. *Deutsche Welle* (13.08.2010), <http://www.dw.com/pl/niemieccy-ekspersi-zamknienie-rynku-pracy-dla-polakow-bylo-bledem/a-5891933> (Zugriff: 27.04.2016).

174 Detaillierte Bedingungen für die Beschäftigung von Polen in Deutschland wurden aus polnischer Sicht besprochen in dem Artikel: Niemcy to wielki, ale trudny rynek pracy. *Praca i Życie* (29.05.2013), <http://www.pracaizycie.pl/artykuly/praca-za-granica/niemcy-to-wielki-ale-trudny-rynek-pracy/> (Zugriff: 9.11.2015).

175 An zweiter Stelle standen mit 6.768 Personen bzw. 17,7% Hochschulen in Großbritannien, an dritter solche in Frankreich (3.396 Personen oder 10,0%) (Mydel 2011, 128). Entscheidende Einflussfaktoren waren nicht nur im Falle Deutschlands die in Polen fehlende Möglichkeit, die gewünschte Fachrichtung zu studieren, die stärkere Verbindung des Studiums mit der beruflichen Praxis sowie die intellektuelle und lebenspraktische Herausforderung. Die beliebtesten Studienrichtungen für Polen in Deutschland waren Volks- und Betriebswirtschaft, Recht und Verwaltung, Journalismus und Medizin. Vordere Ränge nahmen auch geisteswissenschaftliche und künstlerische Studiengänge ein (Mydel 2011, 128-129).

176 Es wurde ein System von Integrationsprogrammen eingeführt, die vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge koordiniert wurden. Migranten, die aus wirtschaftlichen Gründen nach Deutschland gekommen waren, wurde nach einem Jahr des Aufenthalts die Möglichkeit gewährt,

kannte erstmals die Mitverantwortung des Staates für den Integrationsprozess an und führte ein System von Befugnissen und Sanktionen ein, so dass die Integration von nun an systematisch und ganzheitlich angegangen werden sollte (Gibki 2008, 132–133; Ptak 2011, 173)<sup>177</sup>. Allerdings beseitigte die offenere Herangehensweise der deutschen Politik an das Thema Immigration nicht sofort die langjährigen Rückstände in der Integrationspolitik; wichtig blieb aber, dass der bisherige Kurs aufgegeben worden war<sup>178</sup>. Die Veränderungen auf der zentralen politischen Ebene fanden ihren Widerhall auf lokaler Ebene<sup>179</sup>. In Berlin wurde das Amt eines Landesbeauftragten für Integration und Migration neu geschaffen, um die Integrationspolitik zu koordinieren (Hajduk 2012, 236–238).

2011 kam auch ein Begriff auf, der in Deutschland enorme Popularität gewann: die *Willkommenskultur*<sup>180</sup>. Die Aufnahme sollte in einer freundlichen und zugewandten Atmosphäre des Respekts vor kultureller Vielfalt geschehen<sup>181</sup>. Die Popularität der neuen Parole zeigte, dass die Bedeutung der Integration ebenso wahrgenommen wurde wie die Tatsache, dass Integration auch ein Thema für die deutsche Gesellschaft insgesamt sein musste, nicht nur

---

Kurse für Deutsch und Landeskunde zu belegen. Sie waren für Ausländer ohne Sprachkenntnisse, die öffentliche Unterstützung bezogen, verpflichtend. Die Aufforderungen zur Teilnahme erließen die entsprechenden deutschen Behörden. Um das Niederlassungsrecht zu erlangen, musste von jetzt an eine hinreichende Kenntnis der deutschen Sprache und Wissen über das politische System des Aufnahmelandes nachgewiesen werden. Der Nachweis konnte durch den Besuch solcher Kurse geführt werden.

177 Das war eine wesentliche Neuerung, weil über viele Jahre die Bundesländer für die Aktivitäten zur Integration von Immigranten zuständig gewesen waren. Außerdem waren zahlreiche Nichtregierungsorganisationen auf diesem Gebiet tätig. Deshalb waren die Integrationsprogramme fragmentarisch, obwohl auch hier mit der Zeit bestimmte Veränderungen zu beobachten waren.

178 Als Folge wurden tiefgehende und nicht durch Kompromisse vermittelte Gegensätze zwischen den politischen Parteien in vielen grundlegenden Fragen der Ausländerpolitik und darüber, wie mit Migranten umzugehen sei, deutlich. (Ausführlicher hierzu: Szaniawska-Schwabe 2009).

179 Die Entwicklung in Berlin ist ein Beispiel hierfür. 2009 hatten die Behörden der Hauptstadt einige Änderungen zugunsten von Immigranten eingeführt. Erstens wurde im Rahmen des Programms *DuPASST* zumir die deutsche Staatsbürgerschaft an 20% mehr Personen verliehen als in den Jahren zuvor. Im Rahmen des Programms *Berlin braucht dich* wurden Personen mit *Migrationshintergrund* ermutigt, Praktika und Arbeit in öffentlichen Institutionen aufzunehmen, etwa bei Feuerwehr und Polizei, und es wurde die Möglichkeit geschaffen, mit Erreichung des 18. Lebensjahres die deutsche Staatsbürgerschaft zusätzlich zur bisherigen zu erhalten. 2007 waren bereits im Rahmen einer Bleiberechtsregelung Erleichterungen für Personen eingeführt worden, die schon lange den Status eines anerkannten Asylbewerbers hatten. Das war unter anderem für Kurden wichtig. Der Senat der deutschen Hauptstadt bewilligte eine halbe Million Euro für sog. Tandemprojekte, die die Entstehung lokaler Kulturzentren förderten, und er schuf gemeinsam mit dem Islamforum Institutionen, die als Orte der Begegnung und des Dialogs zwischen der Welt des Islam und Vertretern der Berliner Verwaltung dienen sollten (Hajduk 2012, 237–238).

180 Der Prozess der Anpassung von Ausländern wurde in drei Phasen unterteilt: die vor der Integration, die der „ersten Orientierung“ und die der „Teilhabe in Deutschland“. Das *Willkommen* betraf die ersten beiden Stufen des Lebens als Immigrant, in die die Aufnahme und die Vorbereitung auf das Funktionieren in der deutschen Gesellschaft schematisch gliedert waren.

181 *Willkommenskultur*, [http://www.bamf.de/SharedDocs/Meldungen/DE/2011/20110519-nuernbergetage-integration-willkommenskultur.html;jsessionid=oFAoD4757BE696278505E02CA9E7FoCD.1\\_cid359](http://www.bamf.de/SharedDocs/Meldungen/DE/2011/20110519-nuernbergetage-integration-willkommenskultur.html;jsessionid=oFAoD4757BE696278505E02CA9E7FoCD.1_cid359) (Zugriff: 13.07.2016).

für die Migranten<sup>182</sup>. Der neue Begriff belebte auch die Debatte über die sog. *Leitkultur*<sup>183</sup>. Diese Kultur sollte eine für Deutschland spezifische „neue Identität“ begründen, an der auch Migranten teilhaben können sollten. Anfangs sollte die *Leitkultur* einen Konsens über Werte und Normen umfassen, auf den sich Deutsche und Migranten über Religions-, Kultur- und Herkunftsgrenzen hinweg einigen könnten. In der Realität wurde der Begriff aber Teil politischer Debatten. Wie Kamila Schöll-Mazurek (2016, 29) geschrieben hat, begannen Politiker der deutschen Unionsparteien als Elemente der Leitkultur Werte wie die jüdisch-christliche Tradition, das Erbe der Antike und der Aufklärung sowie historische Erfahrungen zu definieren; den Migranten wäre nichts übrig geblieben, als diese Werte zu akzeptieren.

Die Karriere der *Willkommenskultur* war allerdings nur kurz, obwohl sie sicherlich von guten Absichten getragen war. Der seit 2015 andauernde massenhafte Zustrom von Migranten aus dem Nahen Osten nach Deutschland trug dazu bei, die Attraktivität dieser Idee zu vermindern. Das galt nicht nur für Menschen aus für Europa entfernten Kulturkreisen, sondern auch Migranten aus Europa, darunter Polen. Ein Jahr nach dem Beginn dieses Zustroms – im Juni 2016 – veröffentlichte die Tageszeitung *Die Welt* eine Umfrage, wonach die Mehrheit der Deutschen die Auffassung vertraten, dass Ausländer ohne Ausnahme in ihre Heimatländer zurückkehren sollten. Es gab zwar Akzeptanz dafür, sie zu unterstützen, aber gleichzeitig waren die meisten Befragten (55%) dagegen, ihnen ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht zu gewähren. Interessanterweise teilte diese Auffassung auch ein erheblicher Teil der Menschen mit *Migrationshintergrund* (38%)<sup>184</sup>.

<sup>182</sup> In den letzten Jahren hat es verschiedene Versuche gegeben, Ausländer in lokale Beratungsgremien (*Ausländerbeiräte*) einzubeziehen. Solche Gremien, wie sie auch bei den Landesregierungen entstanden, sind einer der wenigen Wege für Einflussnahme und politische Partizipation für Ausländer. Besonders sichtbar war die Aktivität von Migranten, darunter auch Polen, in diesen Gremien aber nicht. Die Vereine, die Ausländer auf nationaler oder ethnischer Ebene zusammenfassten, erwiesen sich als untereinander zerstritten und traten hauptsächlich für nationale Interessen ein. Die Beteiligung von Migranten an politischen Parteien wurde eingeschränkt (Lesińska 2007, 48-49).

<sup>183</sup> Diesen Begriff hat der syrischstämmige Soziologe Bassam Tibi in die öffentliche Diskussion eingeführt. Sein Ziel war, auf diese Weise die Diskussion über eine europäische Identität und ihre Grundlagen zu beleben. Nach seiner Auffassung bestehen diese Grundlagen in politischer Demokratie, Zivilgesellschaft, Menschenrechten, Freiheiten und Toleranz sowie der Trennung von Religion und Staat. Der Begriff begann jedoch schnell ein Eigenleben zu führen, insbesondere, nachdem der CDU-Politiker Friedrich Merz von den in Deutschland lebenden Migranten verlangt hatte, sich an die „deutsche Leitkultur“ anzupassen (Kobzarska-Bar 2013, 131).

<sup>184</sup> Willkommenskultur in Deutschland nimmt ab. *Die Welt* (6.06.2016), <http://www.welt.de/politik/deutschland/article156885495/Willkommenskultur-in-Deutschland-nimmt-ab.html> (Zugriff: 15.07.2016). Der Zwiespalt zwischen der Situation europäischer und außereuropäischer Migranten vertiefte sich gleichzeitig; Migranten aus der EU waren privilegiert.

## Zusammenfassung

Für den von mir untersuchten Zeitraum der Auswanderung von Polen in die BRD (1980-2015) kann man feststellen, dass in den 1980er Jahren, als in Polen und anderen Mitgliedsstaaten des Warschauer Pakts die Symptome einer tiefgehenden Krise sichtbar wurden, Migration zu einem gesamteuropäischen Problem wurde und nicht auf das sozialistische Lager beschränkt blieb. Die BRD öffnete sich damals für die Ankömmlinge aus dem Osten, und dies nicht nur aus humanitären Erwägungen, sondern auch aus politischen. Denn die Bundesrepublik konnte auf diese Weise auf internationaler Ebene zeigen, dass sie ein Land sei, das die Veränderungen in den damals noch sozialistischen Staaten unterstützte (Wojtan 2004, 278-279). Was aus den Polen in Deutschland weiter werden sollte, war für die Bundespolitik weniger ein Thema. Die praktischen Probleme wurden den Bundesländern zur Lösung überlassen.

Die deutsche Gesellschaft dagegen nahm die Flüchtlinge aus dem Osten damals weit freundlicher auf als Ausländer aus anderen Staaten. Besonders günstig war für polnische Migranten die Situation in Westberlin. Polen konnten dort mit verschiedenen Formen öffentlicher Unterstützung rechnen: visumfreie Einreise für Kurzaufenthalte, anschließend Asyl oder *Duldung*. Antragstellern wurde gern der *Aussiedler*status verliehen, auch wenn die Beweise ihrer „deutschen Volkszugehörigkeit“ nicht immer überzeugend ausfielen. Die Behörden schotteten zwar den Arbeitsmarkt vor der Mehrzahl der polnischen Migranten ab und es war für sie schwierig, eine legale Beschäftigung zu finden, aber viele Deutsche beschäftigten gern Polen schwarz für verschiedene Aufgaben. Und die Einkünfte hieraus reichten vielen polnischen Migranten damals aus. Das änderte sich auch dann nicht, als die allgemeine soziale Atmosphäre in Deutschland sich für Migranten verschlechterte. Polen füllten Nischen auf dem Arbeitsmarkt aus, und die Bewohner von Westberlin spürten das jeden Tag. Die Schwierigkeiten, in der VR Polen einen Pass zu bekommen und die anderen Voraussetzungen für eine legale Ausreise zu erfüllen, bewirkten, dass die polnischen Migranten die sich bietende Gelegenheit nutzten und gleich auf Dauer ausreisten – oft waren es Reisen ins Ungewisse und mit allenfalls nebelhaften Vorstellungen darüber, wie das Leben im Westen wirklich aussah. Im Ausland war ihr Hauptproblem, Arbeit zu finden; andere Fragen, etwa der fehlende Status einer anerkannten Minderheit und die damit eventuell verbunden gewesenen Rechte oder die Inaktivität des deutschen Staates gegenüber der Aufgabe, die Lebensbedingungen der ganzen Gruppe zu verbessern, traten demgegenüber in den Hintergrund. Diese Fragen beschäftigten vor allem die schon seit Jahrzehnten in Berlin ansässigen Migranten aus Polen. Man kann die Aussage riskieren, dass angesichts der von oben gesetzten Einflussfaktoren für die Migration und angesichts der großen Zahl der Migrierenden bei diesen viel Optimismus darüber vorhanden gewesen sein muss, dass sie im Ausland schon zurechtkommen würden.

Es gab nicht immer rationale Argumente für die Entscheidung zur Emigration; sie stützte sich oft auf ein mythologisiertes, schwer nachprüfbares Bild des Westens als eines Systems praktisch ohne Mängel. Dies trifft besonders für die ersten Migrationswellen zu. Bestärkt wurde diese Sichtweise durch die Erzählungen von Landsleuten, denen es gelungen war, in Berlin Fuß zu fassen, und die oft den eigenen Erfolg übertrieben. Solche Erfolgsgeschichten waren ein wichtiger Faktor, der zur Nachahmung anreizte.

Im vereinten Deutschland der 1990er Jahre hat es nach den Worten von Johannes Velling (1996, 380) drei Kategorien von Migranten gegeben: Asylbewerber, Menschen auf der Suche nach Arbeit und *Aussiedler* und Bewohner der ehemaligen DDR. Letztere waren insofern privilegiert, als sie Zugang zum Arbeitsmarkt hatten. Migranten aus Polen konnten sich schon keine Hoffnungen auf Asyl oder *Duldung* mehr machen. Die Zahl der „polnischen“ *Aussiedler* wurde von Jahr zu Jahr reduziert, und auch eine legale Arbeit zu finden, wurde immer schwieriger. Die Kraft der anziehenden Faktoren nahm somit ab gegenüber denen, die die Menschen aus Polen hinausdrängten. Auf deutscher Seite wurden weiterhin keine Strategien für den weiteren Umgang mit den tausenden Ankömmlingen entwickelt; das galt nicht nur für die Migranten aus Polen. Die deutsche Politik hielt weiter an der nach dem Zweiten Weltkrieg geprägten Formel fest, die Bundesrepublik sei kein Einwanderungsland. Diese Maxime bestimmte die Herangehensweise der Behörden an die Frage, wie die Ausländer integriert werden könnten. Es wurde weitgehend ignoriert, dass sie da waren, man ging davon aus, dass sie nicht auf Dauer in Deutschland bleiben würden, und was an Maßnahmen ergriffen wurde, diente genau dem Zweck, dies zu erreichen (Herbert 2003, 262; Szaniawska-Schwabe 2009, 5). Viele Polen nutzten trotzdem die bescheidenen Möglichkeiten, die ihnen der Berliner Senat eröffnete, und kamen zunächst kurzfristig, um das Terrain zu sondieren, und verlängerten anschließend den Aufenthalt.

Unzweifelhaft dominierten im Migrationsverhalten der Polen in den 1990er Jahren die saisonalen Migrationen. Allerdings sollte man berücksichtigen, dass derjenige Teil von ihnen, die länger als rechtlich zulässig blieben, damit das Heer der sich illegal in Deutschland aufhaltenden Ausländer verstärkte, aber auch aus der Statistik verschwand. Die besseren Möglichkeiten zum Grenzübertritt bewirkten aber auch, dass es im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts einfacher wurde, sich auf die Ausreise vorzubereiten, die tatsächlichen Chancen auf einen Arbeitsplatz zu ermitteln oder die Unterstützung von Netzwerken aus Verwandten und Bekannten in Berlin zu nutzen.

Mit dem EU-Beitritt Polens verbesserte sich die rechtliche Situation einer Gruppe von Polen – aber nur derjenigen, die der deutsche Arbeitsmarkt benötigte: hochqualifizierte und gut ausgebildete Spezialisten. Für sie wurden vorteilhafte Sonderregelungen getroffen, sie konnten mit einer raschen Legalisierung ihres Aufenthalts und einer regulären Arbeit rech-

---

nen. Andere Gruppen wurden weiterhin argwöhnisch betrachtet, und ihr weiteres Schicksal in Deutschland hing davon ab, dass sie eine Vielzahl von Bedingungen erfüllen mussten. Allerdings änderte sich der Standpunkt der deutschen Behörden nach und nach auch gegenüber den übrigen Migranten. Denn man rechnete nun mit positiven Auswirkungen ihres Aufenthalts auf die deutsche Wirtschaft und die künftige soziale Entwicklung des Landes.



## Kapitel II. Anpassungsstrategien polnischer Migranten in Berlin

Als erster Schritt des Eintritts in eine neue Umgebung verlangt die Anpassungsphase vom Migranten keine näheren Kontakte zu Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft oder das Eingehen engerer Bindungen zu ihnen. Sie gehört zu den Grundbedingungen dafür, dass man als Migrant überhaupt in der neuen Umgebung funktionieren kann (Budyta-Budzyńska 2011, 46). Sie setzt voraus, dass man in bestimmten Bereichen – die im Großen und Ganzen mit der Arbeitsaufnahme und der Wohnungssuche verbunden sind – die Verhaltensweisen und Normen übernimmt, die im Aufnahmeland gelten, während die Migranten gleichzeitig versuchen, eigene Verhaltensmuster für die Privatsphäre zu entwickeln (Grzymała-Kazłowska 2008, 41). Das bedeutet, dass auf dieser Stufe Migranten sich mit der Aufnahmegesellschaft nicht identifizieren oder ihre Kultur akzeptieren oder die vor Ort geltenden Werte und Normen für sich übernehmen müssen. Sie versuchen allerdings, sich so zu verhalten, dass sie keinen Anlass zu Konflikten bieten und im Interesse ihrer Ziele die Sympathien der Umgebung wecken können. Das bedeutet ein zielgerichtetes Handeln ohne Rücksicht darauf, für wie lange der Aufenthalt im Zielland geplant ist (Halik, Nowicka 2002, 14)<sup>185</sup>.

### Erste Schritte im Ausland

Die Ausreise hat bei jedem meiner Gesprächspartner unauslöschliche Erinnerungen hinterlassen. Vor allem in den 1980er Jahren verlief diese Ausreise oft in einem Ausmaß spontan, dass es heute schwer vorstellbar ist. Sie bedeutete, ein komplett neues Leben zu beginnen, in den meisten Fällen einen Start vom Nullpunkt aus.

*Ein Bekannter hatte mir 100 Dollar für die ersten Ausgaben geliehen, denn niemand, der damals ausreiste, wusste, wie es hier wirklich zugeht. Ich stieg aus dem Zug mit zwei Taschen und ging auf die Straße, um mir diesen Westen anzusehen (WM13 1987).*

Es waren Tage der Entdeckung der kulturellen Unterschiede, die Luiza Słodownik (2006, 24) in kulturelle „Offensichtlichkeiten“ und „Nichtoffensichtlichkeiten“ unterschieden hat. In ihrer Terminologie ist die „offensichtliche“ Kultur das, „was wir seit frühester Kindheit lernen, was wir gut kennen und was keiner längerer Analyse, Überlegung oder externen Beobachtung bedarf“ (Słodownik 2006, 24-25). Geert Hofstede (2000, 40) hat geschrieben,

<sup>185</sup> Interessantes berichtet über die Anpassung polnischer Migranten im selben Zeitraum in Österreich, Schweden und Italien Magdalena Wnuk (2019).

dass diese „Offensichtlichkeiten“ das Individuum mit dem grundlegenden „Rohstoff“ für die geistige Wirklichkeit ausstatten und ihm, verbunden mit einer bestimmten Weltanschauung, die Begriffe und Wahrnehmungsschemata liefern. Dazu gehören auch Normen, Grundsätze, Regeln, Vorstellungen, Überzeugungen, Glaubenssätze, Stereotypen, Vorurteile und sonstige kognitive Faktoren, anhand derer der Mensch seine Verhaltensweisen formiert. Sie als „Offensichtlichkeiten“ zu bezeichnen, bedeutet, dass man seine Herkunftskultur als natürlich akzeptiert und sie nicht hinterfragt. Diese Gewissheiten werden im Augenblick des Kontakts mit der Fremdheit suspendiert, die Alternativen zu dem mitbringt, was man im Rahmen der eigenen Kultur verinnerlicht hat. Der Kontakt zu einer fremden Kultur führt zu Pluralismus, stiftet an zur Konfrontation und zwingt zum Nachdenken. Die mitgebrachten Muster sind nicht länger die einzig richtigen und fraglos gültigen (Slodownik 2006, 25).



Abb. 5. Polen blicken durch Löcher in der Mauer in den Ostteil der Stadt. Berlin-Kreuzberg, Ende 1986. Foto: Archiv der Respondentin

Nach der Ankunft in Berlin war der Kontrast zur ärmlichen Wirklichkeit des Polens der achtziger Jahre enorm. Eine Gesprächspartnerin erinnerte sich so an den ersten Besuch auf der Westseite der Mauer:

*Als ich diese ganzen Schaufenster, die Neonreklamen usw. gesehen hatte, musste ich erst einmal dringend in meine Wohnung zurückkehren, um das alles zu verarbeiten (SK41 1982).*

Eine andere Frau, damals Studentin, stellte fest:

*Das war 1981. Sie können sich das nicht vorstellen... In Gdynia [woher die Frau kam] gab es nichts. Und hier... alle die Kneipen... das faszinierte mich, das hatte es bei uns überhaupt nicht gegeben. [...] Es gab viele Straßenmusikanten. Viele von ihnen waren Polen, die durch diese Kneipen zogen und spielten. Das waren wirklich sehr gute Musiker. Und sie spielten keine einzelnen Stücke, das waren förmliche Konzerte. Dieses Nachtleben, das war unglaublich! Diese Möglichkeit, so vieles zu nutzen! Und plötzlich stand das alles für mich offen. Mir war schnell klar, dass ich in Polen nicht mehr würde leben können. Jedenfalls nicht so schnell, denn das würde ich in Polen nie zur Verfügung haben. Man konnte sich in Berlin einfach verlieben (DIIKA 1981).*

Eine weitere Befragte, die als Teenagerin nach Berlin ausreiste, berichtete:

*Das war 1985, als wir ausgereist sind. Die Straßen waren ein Schockerlebnis, die Läden und was die Kinder anhatten, auch. Geschockt war ich, als die Schule losging und meine Mutter mich, wie sie aus Polen gewohnt war, fast wie in einer Schuluniform in einem dunkelblauen Rock und weißer Bluse in die Schule schickte<sup>186</sup>, und alle meine Mitschülerinnen trugen T-Shirts. Die Lehrer fuhren Fahrrad. Wenn ich alle diese überraschenden Momente zusammenfassen sollte – sie passierten praktisch bei jedem Schritt, den ich tat (WK46 1985, 2000).*

Aus den Aussagen der Befragten ergibt sich, dass ihre Vorstellungen vom Westen sich zu erfüllen schienen, manchmal überstieg die Wirklichkeit diese sogar. Die Berichte der Gesprächspartner betonten immer wieder das Ausmaß des wirtschaftlichen Unterschieds zwischen Polen und der BRD, wie er sich täglich darin zeigte, was es in den Geschäften zu kaufen gab, wie die Leute und die Städte aussahen. Begeisterung weckte die Atmosphäre der Freiheit in Berlin. Selbst bei denen, die das ursprünglich nicht unbedingt vorgehabt hatten, regte das die Überlegung an, vielleicht doch ständig im Ausland zu bleiben. Wahrgenommen wurden auch Unterschiede im Verhalten, die im Verständnis der Polen von einem hohen Niveau der Alltagskultur zeugten, wie sie als für den Westen kennzeichnend wahrgenommen wurde.

*Das vergesse ich nie: ich war an einem Ort, wo der Westen wirklich der Westen war. Als wir abends für ein paar Schritte aus dem Haus gingen, sagten die Leute „Guten Abend“ zueinander. Fremde Menschen! Das war so ein kultiviertes Verhalten, so eine Freundlichkeit. Genau das, was es in Polen leider nicht gibt. Das war für mich ein wirkliches Aha-Erlebnis. Und das gefiel mir! (KK15 1985).*

<sup>186</sup> Kleidung in Dunkelblau und weiß wurde von polnischen Kindern bei Gelegenheit formeller Ereignisse in der Schule getragen.

Ein anderer Befragter, ein Künstler, stellte fest:

*Und ich will sagen, dass mir fast die Kinnladen herunterfielen am Anfang, bei jedem Schritt [...] Unser Arbeitsamt befand sich am Kudamm. Als wir [Künstler] dorthin gingen, um unsere Steuererklärungen abzugeben, fragten die Frauen, ob wir vielleicht ein Gläschen Wein trinken wollten. Das war wirklich ein Schock (ZM14 1983).*

Viele dieser Elemente schockierten die Polen noch Anfang der 1990er Jahre.

*Ich vergesse bis heute nicht, wie ich vor einem Autohaus stand und nicht glauben konnte, dass da drinnen Autos standen, die man kaufen konnte. Das war mein erster Gedanke. Die zweite Erinnerung betrifft ein Lebensmittelgeschäft, wo ich vor dem Regal mit Backwaren oder Milchprodukten stand und alles so reichlich vorhanden war und so schön und bunt verpackt – eine unglaubliche Auswahl. Diese Sachen haben mich wirklich überrascht. Alles, was wir um uns herum sahen, war so nett und bunt und hübsch verpackt (PK33 1990).*

Heute versteht man unter Kulturschock die emotionale Reaktion auf den Aufenthalt in einer kulturell anderen Umgebung (Chutnik 2007, 49). Damals wurde er viel intensiver wahrgenommen, nicht selten als ein „tiefgreifendes Erlebnis, mit dem sich ein Mensch als Folge der Berührung mit unbekanntem und unverständlichen Situationen konfrontiert sieht“ (Marx 2000, 25). Die Ausreise bedeutete damals ohne jeden Zweifel die Begegnung mit einer „anderen Welt“.

Diese Beobachtungen lösten bei den Menschen einerseits euphorische Gefühle aus, andererseits aber auch Traurigkeit, weil an dem Erlebten der Kontrast zwischen Ost und West sichtbar wurde. Da die Migranten aus Polen gleichzeitig viele alltägliche Schwierigkeiten zu bewältigen hatten, vor allem im Zusammenhang mit der Legalisierung ihres Aufenthalts oder der Arbeitssuche, stürzte sie dies nicht selten in psychische Krisen:

*Sie haben verschiedene Krisen mitgemacht [...]. Berlin war abgeschlossen, da konnte man sich denken, wie sie sich gefühlt haben. Und ihre Rechte waren eingeschränkt. Die Leute machten Krisen durch, die die verschiedensten Ergebnisse hatten, auch das Gefühl der Hilflosigkeit, der Passivität und des Alkoholismus (WK45 1984).*

Manche Migranten durchlebten Momente der Verbitterung und starken Heimwehs, selbst dann, wenn sie in sehr optimistischer Einstellung und mit der Bereitschaft, Herausforderungen anzunehmen, ausgereist waren.

*Ich habe mich oft gefragt: warum bin ich eigentlich hier? Ich hatte Angst, ob ich akzeptiert würde, als Ausländerin. Ich fühlte mich entfremdet und ausgeschlossen. (BK4 1985).*

Die negativen Gefühle wurden erst nach den ersten Erfolgen im neuen Land schwächer. Dazu gehörten Schwierigkeiten, Arbeit zu finden, den Aufenthalt zu legalisieren, sogar erfolgreich erledigte Behördenangelegenheiten. Dies bedeutet aber nicht, dass die Migranten auf den weiteren Schritten ihres Lebensweges keine Zwiespälte erlebt hätten.

Etwa Mitte der 1990er Jahre ging die Bedeutung des Kulturschocks allmählich zurück – die äußere politische, soziale und wirtschaftliche Realität hatte sich ja völlig geändert. Viele Polen hatten schon eine Vorstellung davon, wie der Westen „tickte“. Die Freisetzung des Marktes bewirkte, dass auf den Ladenregalen Waren erschienen, die man früher allenfalls „unter dem Tisch“ oder mit „Beziehungen“ hatte bekommen können. Allerdings waren diese Waren im Verhältnis zu den Einkünften äußerst teuer. Man konnte jetzt westliche Fernsehsender sehen, Internet und Mobiltelefonie eröffneten neue Horizonte. Große Anziehungskraft entwickelte Berlin aber nach wie vor aufgrund seiner kulturellen Vielfalt. Man erfuhr über sie vor allem von Verwandten oder Bekannten, die schon in der Stadt lebten, von Migranten, die sich für eine Zeitlang in der Stadt aufhielten (Pendelmigranten), und – immer öfter – Landsleuten, die die Stadt als Touristen besucht hatten:

*Berlin war für mich etwas ganz Ungewöhnliches. Die Gesellschaft dieser Stadt, die Verschiedenheit, die Toleranz [...], diese Insel der Ausländer. Ich war sicher, dass der einzige Ort in Deutschland, wo ich wohnen könnte, gerade Berlin wäre (KK24 1990).*

Man konnte damals den Kulturschock als eine Art Spannung charakterisieren, die sich aus der Konfrontation mit einer anderen Kultur und unter dem Einfluss des Stresses im Zusammenhang mit der Ausreise und dem Umzug ins neue Aufenthaltsland und dem Eintritt in ein anderes Milieu ergeben hatte<sup>187</sup> (Murdoch 1999, 183). Die Befragten sagten, dass sie einen ähnlichen Stress und ein solches Gefühl der Ungewissheit auch empfunden hätten, als sie z.B. aus ihren heimischen Kleinstädten zum Studium nach Warschau oder Krakau gegangen seien.

Einen ähnlichen Schock wie in den 1990er Jahren erlebten, wenn auch beschränkt auf ein Gefühl der Unsicherheit im Zusammenhang mit der neuen Lebenssituation, auch Migranten aus der neuesten Auswanderungswelle vom Beginn des 21. Jahrhunderts. Denn sie kannten den Westen bereits gut, weil die Grenzen immer durchlässiger geworden waren. Als sie ausreisten, waren sie vorbereitet und wussten, was sie erwartete. Wie eine Befragte berichtete:

---

<sup>187</sup> Der Stress kann besonders intensiv sein, wenn die neue Kultur von derjenigen, an die man gewöhnt ist, geographisch oder kulturell sehr weit entfernt ist.

*Ich hatte in Stettin Psychologie studiert. Gemeinsam mit meinem Freund ließen wir uns für ein Studienjahr beurlauben und besuchten ein Jahr lang ausschließlich einen Deutschkurs hier in Deutschland, in Berlin. Danach beschlossen wir, uns hier um Studienplätze zu bewerben, was uns auch gelungen ist (RK37 2001).*

Die von früheren Zeiten abweichende Einstellung junger Leute bemerkten auch jene Migranten, die schon länger in Berlin gelebt hatten. Im Vergleich zu ihrer Generation

*... sind sie mehr oder minder vorbereitet. Sie wissen, was sie erwartet und was sie draufhaben müssen: die Sprache beherrschen und Grundlagen dafür besitzen, hier neu anzufangen. Es gibt nicht mehr viele, die [...] nach Berlin kommen, nur weil gerade die Fahrkarte billig war (BK4 1985).*

Weiterhin erwiesen sich aber Kontakte in migrantischen Netzwerken als äußerst hilfreich bei der Anpassung. Auf die Rolle dieser Milieus werden wir noch zurückkommen.

*Uns hat ein Bekannter sehr geholfen, der hier schon lebte und studierte und der uns eine Wohnung suchte und [...] für den Anfang Sprachkurse fand (RK37 2001).*

Aber auch ohne Kontakte zu Landsleuten waren die neuen Migranten nicht verloren. Jobs gab es, viele von ihnen konnten sich auf das Wohlwollen von Deutschen, die sie kennengelernt hatten, wie auch von anderen Ausländern verlassen. In der Anpassungsphase ging es um zwei Ziele: sich selbst und den Angehörigen wirtschaftliche Sicherheit zu schaffen, also eine solche Marktlücke zu finden (Arbeit oder Studium), die die gewünschte Stabilität gewährleistete, bei gleichzeitiger Beibehaltung der eigenen bisherigen Identität unter den neuen Bedingungen (Posern-Zieliński 2005, 72).

Aleksandra Giza-Poleszczuk und Mirosława Marody (2000, 71) haben die Einstellungen der Immigranten im neuen Land in zwei große Kategorien unterschieden: die proaktiven oder offensiven bzw. die reaktiven oder defensiven. Dabei hätten die proaktiven Strategien überwogen. Sie beruhten demnach darauf, expansiv zu handeln, nach Kontrolle über die eigene Existenz und die der Familie zu streben, beruflich Karriere zu machen und das eigene Vermögen zu mehren, um in der neuen Realität einen vorteilhafteren Platz zu gewinnen. Begleitet war dies von Eigenschaften wie Risikobereitschaft, Bereitschaft zu investieren, die Arbeitsstelle zu wechseln und Qualifikationen und verfügbare Reserven an Zeit, Arbeit, Beziehungen zu Verwandten und Bekannten zu intensivieren sowie eigenes Kapital einzusetzen, kurz: von flexiblem Handeln. Die reaktiven Strategien dagegen beruhen darauf, den Dingen ihren Lauf zu lassen und defensiv zu handeln: zu sparen, Bedürfnisse einzuschränken,

Geld eher anzulegen als zu investieren. Dazu kamen fehlende Flexibilität bei der Arbeitssuche, das Festhalten an gewohnten Methoden des Geldverdienens, allgemein gesprochen: eine passiven Haltung (Giza-Poleszczuk, Marody 2000, 71). Als Folge dieser Einstellung konnte das Phänomen der Anomie auftreten, also einer Krise infolge fehlender Kompatibilität zweier Wertesysteme, das Gefühl der Prinzipienlosigkeit und der Wirkungslosigkeit der früher internalisierten Werte und Normen (Wysocka 2007, 52). Die in Berlin befragten polnischen Migranten hatten sich durchweg eher offensiv verhalten, unabhängig davon, in welcher Migrationswelle sie gekommen waren. Davon zeugen ihre Berichte über die Schritte, die sie unternommen hatten, um Arbeit, Wohnung und einen legalen Aufenthaltstitel zu bekommen.

### Legalisierung des Aufenthalts, Arbeits- und Wohnungssuche

In den 1980er Jahren begannen einige Bewerber um den Status als Flüchtling oder *Aussiedler* ihren Aufenthalt in Deutschland in Lagern für Immigranten, wo sie darauf warteten, dass ihnen der entsprechende Status zugesprochen wurde. Polen meldeten sich häufig von sich aus in den Lagern. Viele von denen, die sich damals dort aufhielten, planten, in andere Länder weiter zu migrieren. In Westberlin gab es in den achtziger Jahren 21 derartige Aufnahmestellen. Das größte Lager befand sich an der Marienfelder Allee 66–80 im Stadtteil Tempelhof-Marienfelde. Es unterstand direkt dem Bundesinnenministerium<sup>188</sup>. Polen, die im Lager ankamen, wurden vernommen, um Personen herauszufiltern, die über zu jenen Zeiten wesentliche Informationen über die Volksrepublik Polen verfügen konnten<sup>189</sup>. Ein Befragter erinnerte sich mit folgenden Worten an seinen Aufenthalt dort:

*Ich war dort ungefähr sechs Monate lang, aber nach einem Monat kam ich aus einem Schlafsaal mit 40 Plätzen in ein anderes Zimmer. Ich hatte ihnen Geschichten erzählt, dass ich näher am amerikanischen Kulturzentrum sein müsse, weil ich dort Englisch lernen müsse, bevor ich in die USA weiterziehen könne. Das konnte ich ihnen so aufbinden, und so konnte ich in ein großes Einzelzimmer umziehen [...]. Ich saß in diesem Lager gemeinsam mit Leuten, die „für ihre Abstammung“ ausgereist waren [Aussiedler]. Sie bekamen Papiere, weil ihr Großvater Nazi oder SS-Mann gewesen war. Dort war ich ein halbes Jahr lang [...]. (WM13 1987).*

<sup>188</sup> Wolak Łukasz, *Blog o polskich uchodźcach w Niemczech*, <http://uchodzcywniemczech.pl/berlin-zachodni-marienfelder-alle/> (Zugriff: 10.11.2017).

<sup>189</sup> In den als Unterkünfte für Geflüchtete vorgesehenen Gebäuden befanden sich 200 Wohnungen, die etwa 500 Geflohene aufnehmen konnten. Das ganze Gelände war mit zwei Zäunen und einer Mauer umgeben. In kurzen Abständen trugen die Einzäunungen Hinweisschilder über das Verbot, die Anlage zu fotografieren. Auf dem Gelände standen zehn zweistöckige Gebäude, in denen zahlreiche Institutionen ihren Sitz hatten: u.a. die Ausländerpolizei, Geheimdienste der USA, Großbritanniens, Frankreichs und der BRD, Büros für Rechtsberatung, karitative Organisationen, Sozialbehörden und Büros von Berliner Senatsdienststellen. Vgl. ebda.

Ab 1985 wurden Polen, die Asyl oder eine *Duldung* beantragt hatten, direkt in sogenannte *Heime*, also Unterkünfte für Immigranten, weitergeleitet. In den Lagern waren Personen untergebracht, die sich um Anerkennung als *Aussiedler* bemühten. Sie haben Erinnerungen folgender Art an die Verhältnisse:

*Wir waren zwei Jahre lang in diesem Übergangslager. 12 m<sup>2</sup>, ein gemeinsames Bad und eine gemeinsame Küche für 12 Familien. Es waren einfach Baracken, in denen wir diese zwei Jahre verbracht haben. Die Zeiten waren hart, wir hatten kein Geld, um Schmiergelder zu bezahlen. Um eine Zuweisung für eine Wohnung zu ergattern, waren das zwischen 2000 und 3000 Mark. Soviel Geld hatten wir nicht (CHIIML 1988).*

*Das war furchtbar, was dort mit unseren Landsleuten passierte. All die Professoren und Doktoren, die ihre Frauen und Kinder in Polen zurückgelassen hatten, verfielen dem Alkohol und durchlebten schrecklichen Stress (WM13 1987)<sup>90</sup>.*

Als Beispiel für die Bedingungen in den Heimen berichtete eine Befragte:

*Die erste Unterkunft war ein Zimmer mit Zugang zu einer gemeinsamen Küche und einem Badezimmer für mehrere Familien. Danach bekam ich schon ein größeres Appartement, so wie im Hotel eine Suite, mit Kochnische, Dusche und Toilette. Es war so etwas wie eine kleine Wohnung, kann man sagen (GIKA 1989).*

Die erwähnten *Heime* wurden teils vom Deutschen Roten Kreuz geführt, teilweise aber auch von Privatpersonen, die damit ihren Lebensunterhalt verdienten. Die Migranten mussten für den Aufenthalt dort nichts bezahlen, das wurde vom Staat übernommen. Es kamen aber Missstände vor. Manche Eigentümer nutzten die Unkenntnis der Polen aus und verlangten hohe Gebühren (bis zu 11 Mark pro Tag) für die Unterkunft. Das Leben im *Heim* hatte aber auch positive Seiten:

*Am Anfang war es sehr schwer. Das betrifft natürlich das Übergangslager Marienfelde, aber so war halt das Verfahren, danach kam der Aufenthalt im Heim. Und dort, einer Sammelunterkunft für Leute, die es auf verschiedenen Wegen dorthin geschafft hatten, hatten wir die ersten Gespräche und Kontakte. Natürlich haben wir mit Schwarzarbeit angefangen, und durch die Kontakte aus dem Heim war die leicht zu finden. Und nach drei Monaten hatten wir unsere erste Wohnung (ZM14 1983).*

<sup>90</sup>Die dramatische Situation von Einwandern in Flüchtlingslagern in Norddeutschland hat auf Grundlage eigener Erfahrungen Bogdan Kruszona in der Publikation *Imigranci z Bramsche-Hesepe Hamburg* 89, [http://ankowi.w.interiowo.pl/kruszona/imigranci\\_ksiadzka.pdf](http://ankowi.w.interiowo.pl/kruszona/imigranci_ksiadzka.pdf) beschrieben (Zugriff: 11.10.2016).

Solche Bekanntschaften – aus manchen wurden sogar Freundschaften – erwiesen sich für diejenigen Migranten als ungemein nützlich, die keine Verwandten in Berlin hatten und so eine Art Ersatzfamilie aufbauen konnten. Viele dieser Beziehungen hielten sich über lange Jahre, manche bis heute. Ein Teil der Befragten, die dabei waren, die neue Realität kennenzulernen, begann hier die Ausarbeitung ihrer Überlebensstrategie in Deutschland. Sie nahmen Studien auf, lernten die Sprache oder suchten Arbeit.

*Zu dieser Zeit war ich zur Untätigkeit verdammt. Denn wenn jemand nicht die richtige Abstammung (als Aussiedler) hatte, musste er auf die Gerichtsentscheidung warten. Aber ich habe einen Antrag an die Polizei gestellt, dass sie mir als Student erlaubten, an der TU Vorlesungen zu besuchen. Um nicht zu verblöden. [...] Das haben sie mir genehmigt, und so bekam ich die Erlaubnis, als Gasthörer an die TU zu gehen. Das hat mir womöglich irgendeinen psychischen Stress erspart. [...] Nach einem Jahr bekam ich politisches Asyl und ein Aufenthaltsrecht in Deutschland (WM13 1987).*

Einigen Gesprächspartnern gelang es auch, direkt vom Übergangslager in eine eigene Wohnung zu ziehen und die Phase des Heimaufenthalts zu überspringen.

*Dann kam der Wendepunkt. Es war Ende 1989, die Mauer war gefallen, und wir wussten, dass wir jetzt oder nie handeln mussten. Denn wenn die ganzen Ostdeutschen sich hierhin auf den Weg machten, dann würde es noch schwieriger werden. [...] Damals bekamen wir schon diese Sozialhilfe, und ein bisschen konnten wir davon auf die Seite legen und uns bei den verschiedenen Wohnbaugenossenschaften umhören. So fanden wir zum Schluss auch unsere Wohnung..., das ging recht schnell und ohne jedes Schmiergeld. Die Wohnung war hübsch, 90 m<sup>2</sup>, meine Frau war gerade hochschwanger, das hat sicher auch geholfen... (ChIIL 1988).*

Wie ich schon erwähnt habe, war in den achtziger Jahren der wichtigste Weg zur Legalisierung des Aufenthalts entweder das Asyl oder die *Duldung*. Bis 1985 war das verhältnismäßig einfach:

*Ich möchte nicht zu pathetisch herüberkommen, aber mehrere meiner Freunde und Bekannten waren in Polen interniert, und es schien mir etwas unmoralisch, als jemand, der keinen Repressionen ausgesetzt gewesen war, einen Asylantrag zu stellen. Denn dafür hätte ich doch etwas zu sehr aufschneiden müssen. Ich rede ungern darüber, weil ich auch nicht als so ein Moralapostel dastehen möchte. Das mit dem Asyl fand ich also nicht so attraktiv, solange man sich um eine andere Form des Aufenthaltstitels bemühen konnte. In Westdeutschland ging das bereits nicht mehr, aber in Westberlin schon noch. Denn das war damals so ein etwas anderer dritter deutscher Staat [...]. Es stellte sich heraus, dass es in Berlin die Aufenthalts-*

*form der Duldung gab, eines tolerierten Aufenthalts. Niemand stellte irgendwelche Fragen, also war das eine Lösung (ZM14 1983).*

Seit Mitte der achtziger Jahre wurde die Neuregelung eingeführt, dass Migranten zunächst einen Asylantrag stellen mussten, und erst nach der ersten Anhörung in der Sache konnte man diesen Antrag zurücknehmen und dann einen weiteren Antrag stellen, diesmal auf *Duldung*<sup>191</sup>.

An den Status des „geduldeten Ausländers“ erinnerte sich auch ein anderer Migrant aus den achtziger Jahren, Czesław Karkowski (2003, 184), Mitbegründer der Berliner polnischsprachigen Zeitschrift *Pogład*:

*Die Polen lebten also in Westberlin recht locker von Sozialhilfe, in städtischen Wohnungen, die ihnen zugeteilt worden waren, aber sie durften bis zur Entscheidung über ihre Asyl-anträge keiner Arbeit nachgehen. Die meisten lebten ja, wenigstens offiziell, in Berlin nur vorübergehend, bis sich die Situation mit dem Kriegszustand geklärt haben würde. Deshalb wurden damals wohl nur Polen mit dem Status des tolerierten Ausländers ausgestattet. Diese Duldung war ein bei den Immigranten hoch geschätztes Dokument; man bekam es bei der Ausländerpolizei in der Friedrichstraße. Man musste sich dort, glaube ich, alle drei Monate wieder melden, oder alle sechs – auf jeden Fall war das eine Strafe Gottes. Die Polizeibeamten waren grenzenlos unfreundlich, man musste endlos auf den Stempel warten, in Westberlin „geduldet“ zu sein. Es gab natürlich auch immer die Möglichkeit, dass sie einem diesen Status verweigern konnten. Und was dann? Kurz gesagt: nach Ausrufung des Kriegszustandes hatten Polen in Westberlin ein bescheidenes, aber bequemes Leben. Sie konnten nur nicht arbeiten. Viele haben auch so irgendetwas schwarz dazuverdient, denn die Sozialhilfe war nicht hoch. Das waren meistens irgendetwas Gelegenheitsarbeiten, oft nur für wenige Stunden am Tag*<sup>192</sup>.

Personen, die eine *Duldung* erhalten hatten, steckten in einer spezifischen Situation: eigentlich durften sie nicht arbeiten, aber es gab auch kein ausdrückliches Verbot, es zu tun. Theoretisch konnten sie sich um Arbeitsplätze bewerben, praktisch hatten sie aber kaum Chancen auf einen<sup>193</sup>. Sie durften aber in Berlin bleiben und sich eine Wohnung suchen (obwohl die Beamten versuchten, sie administrativ auf bestimmte Stadtbezirke zu verteilen). Mitte der 1980er Jahre wurden die Wohnungen knapper. Um eine Wohnung zu bekommen, musste man Schmiergelder zahlen, was die Befragten oft erwähnten. Zum Beispiel 4.000 Mark für eine Vierzimmerwohnung. Die *Duldung* musste alle sechs Monate verlängert wer-

<sup>191</sup> Interview der Autorin mit Witold Kamiński vom Polnischen Sozialrat, geführt am 6. Mai 2016 in Berlin.

<sup>192</sup> Der Text der Erinnerungen ist auf der Internetseite [www.poglad-berlinwest.de/Poglad.Wydania/SpalteRechts/osobie/Poglad.Karkowski.html](http://www.poglad-berlinwest.de/Poglad.Wydania/SpalteRechts/osobie/Poglad.Karkowski.html) zu finden. (Zugriff: 15.03.2016).

<sup>193</sup> Interview der Autorin mit Witold Kamiński vom Polnischen Sozialrat, geführt am 6. Mai 2016 in Berlin.

den. Das war maximal für zwei Jahre möglich. Danach stand den zuvor „Geduldeten“ eine *Aufenthaltslaubnis* zu<sup>194</sup>.

Wer die Möglichkeit dazu hatte, bemühte sich, als *Aussiedler* anerkannt zu werden. Hatte man das geschafft, erleichterte das den Start in der BRD erheblich. Eine Befragte stellte fest:

*Die Aussiedler hatten es super. Ich weiß das gut, weil ich damals angefangen hatte, in der Stadtverwaltung als Dolmetscherin für sie zu arbeiten. [...] Sie wurden vorn und hinten bedient, sie konnten billigere Wohnungen mieten, bekamen Möbel gestellt. Sie hatten wirklich keinen Anlass zu meckern (DK7 1981).*

Wie schon erwähnt, galten für *Aussiedler* (also auch für Polen, die formal Deutsche waren) besondere Integrationsprogramme und finanzielle Unterstützung beim Neuanfang. *Aussiedler* waren in das deutsche Sozialsystem integriert und waren krankenversichert. Sie bekamen kostenlose Sprachkurse angeboten und wurden bei der Arbeitssuche unterstützt. Eine der Gesprächspartnerinnen erinnerte sich so an diese Zeit:

*Wir bekamen sofort eine Einzimmerwohnung mit Bad für eine Übergangszeit. Zuerst einmal gingen wir zur [vom deutschen Staat bezahlten] Schule, denn wir mussten ja vor allem erst einmal Deutsch lernen. Diese Kurse haben wir also absolviert. Mein Mann bekam Arbeit in seinem Beruf, und es ging uns schon sehr gut. Wir konnten uns um eine größere Wohnung bemühen [...]; zwei Monate später fand ich auch Arbeit, und es ging uns sehr gut (KK15 1985).*

Manchmal galt die Erringung des Flüchtlingsstatus als einziger Weg, ernsthafte Probleme im Leben zu lösen. Eine der Befragten, deren Vater ein Deutscher aus Oberschlesien war – und die Mutter Polin – wies darauf hin, dass sie mit ihrem Mann 1992 nach Berlin ausgehert seien, weil es dort anders als in Polen die Möglichkeit gegeben habe, ihren schwerkranken Sohn zu behandeln. Sie führte weiter aus:

*Weder das Rote Kreuz noch die Caritas wollten für die Operation bezahlen. Aber sie sagten uns, wenn wir als Aussiedler kämen, würde die Krankenkasse alles bezahlen. [...] Wir unterschrieben einen Wechsel, wonach wir 35.000 Mark für die Operation zurückzahlen müssten, wenn wir Deutschland innerhalb von zwei Jahren wieder verlassen würden (PK30 1992).*

Für manche Migranten mit deutschen Wurzeln war ein guter Start eine Art Rückkehr zu den eigenen Wurzeln, dazu, in die deutsche Kultur hineinzuwachsen und sich beinahe zu assimilieren. Dies galt zwar nicht für die im Rahmen dieser Studie Befragten, aber viele der

---

194 Ebda.

Interviewten kannten solche Personen – und beschrieben sie in negativen Kategorien als Menschen, die aus Opportunismus „deutscher als die Deutschen“ geworden seien. Eine solche Entwicklung wurde auch psychologisch erklärt: als Versuch, den Komplex des „Bürgers zweiter Klasse“ aus Osteuropa zu überwinden. Vieles spricht dafür, dass diese Verdächtigungen von Seiten der Befragten begründet waren. 1995 sprachen nur 18,5% der *Aussiedler* aus Polen gut Deutsch (Römhild, Gradenz 1995, 106). Die große Mehrheit von ihnen war in einer Welt von Normen und Werten aufgewachsen, die sich von den für die Kultur Deutschlands typischen unterschieden, sie hatten andere Vorbilder für das Leben erhalten und waren für eine andere ethnische Symbolik empfänglich. Faktisch betrachteten sie Deutschland nicht als das Land ihrer Vorfahren (Schmidt 2000, 348; 2009, 80). Diese Migranten traten in die deutsche Gesellschaft mit einer im Grunde polnischen Identität ein und nutzten die Möglichkeiten, die ihnen als Bundesbürgern geboten wurden.

Wie wichtig diese Möglichkeit für die Entscheidung war, genau in Deutschland zu bleiben und den weiteren Lebensweg hier zu gestalten, beschrieb einer der Befragten so:

*Ich hatte zwar vor, in die USA zu gehen, aber ich traf in Deutschland einen Cousin, der hier schon lebte und mir erklärte, dass ich auch ein Anrecht auf die deutsche Staatsbürgerschaft hätte, weil mein Großvater mütterlicherseits Deutscher gewesen war. Also habe ich diese Möglichkeit genutzt (MM6 1981).*

Diejenigen, für die keine der erwähnten Möglichkeiten in Frage kam, ihren Aufenthalt in Deutschland zu legalisieren, griffen auf andere Methoden zurück, die vordergründig legal waren. Eine Lösung war, wie bereits gesagt, die Eheschließung mit einem deutschen Staatsbürger, eine sogenannte Scheinehe.

Eine große Schwierigkeit war in dieser komplizierten Situation, einen Arbeitsplatz zu finden. Meist waren die ersten Beschäftigungen illegal, und eine Arbeit im erlernten Beruf war so gut wie ausgeschlossen. Je höher der formale Bildungsgrad der Polen, desto weniger rechneten sie mit einer ihrer Qualifikation entsprechenden Arbeit (Sakson 2010, 69). Die meisten Migranten mussten also ihren Ehrgeiz zurückstellen und Tätigkeiten aufnehmen, an denen Bedarf bestand und die keine hohen formalen Anforderungen stellten, meist auf dem Bau oder als Reinigungskraft. Fast alle Befragten, die in den 1980er und 1990er Jahren nach Deutschland gekommen waren, hatten mit solchen einfachen und für deutsche Verhältnisse schlecht bezahlten Jobs begonnen:

*Ich habe als Hausmeister dazuverdient – natürlich war das schwarz (WM13 1987).*

*Ich war Gott sei Dank gesund, und so habe ich auf dem Bau gearbeitet. Erst schwarz, weil sie mir keine Arbeitserlaubnis gegeben hatten. Ich habe einem Anwalt 500 Mark gegeben – viel zu viel. Von denen legte der Anwalt 250 in meinen Pass, und damit ging ich zur Polizei und bekam meinen Stempel. Die anderen 250 behielt der Anwalt für sich (FM3 1980).*

*Ich habe wie die meisten Polinnen mit Putzjobs angefangen. Wir haben auch gemeinsam mit meinem Freund in einer französischen Kneipe gearbeitet. Sie haben uns schwarz beschäftigt. Welches Lokal das war, sage ich nicht. Alles lief damals schwarz ab. Aber das hat uns sehr geholfen. Wir haben reales Geld verdient und konnten einen Sprachkurs besuchen (DIIKA 1981).*

Die Sektoren, in denen die Migranten sich ihre ersten Jobs suchten, entsprachen im Großen und Ganzen den Rollen, die den jeweiligen Geschlechtern zugeschrieben wurden: Frauen fanden Beschäftigungen in Haushalten oder im Einzelhandel, Männer in Berufen, wo körperliche Kraft verlangt wurde. Wichtig für ihren weiteren Berufsweg war die sich in der deutschen Gesellschaft festigende Überzeugung, dass Polen bereit seien, jeden Auftrag anzunehmen, auch solche, die Deutsche nicht gewollt hätten. Ein Pole, der 1989 nach Berlin gekommen war, erinnerte sich:

*Aus Anlass meines fünfzigsten Geburtstags haben Freunde mir so ein scherzhaftes Liedchen gesungen, darin hieß es: „er hat den Füller gegen den Besen getauscht“. Das wiederhole ich mir heute noch oft (RM8 1989).*

In den achtziger Jahren war Arbeit unterhalb der eigenen Qualifikation für die Migranten Alltag. Da aber das verdiente Geld für polnische Verhältnisse immer noch sehr viel war, glich das den Verzicht auf die eigenen Ambitionen aus. Bei der Arbeitssuche verließen sich die Polen in der Regel auf Landsleute, die schon in Deutschland lebten. Manchmal überließen auch Polen, die (für eine gewisse Zeit) nach Polen zurückkehrten, ihre Jobs neu gekommenen Landsleuten. Hilfreich war dabei die „stille Post“; viele Migranten waren trotzdem ausschließlich auf sich selbst und eine Portion Glück angewiesen. Man studierte die Kleinanzeigen der Zeitungen, Aushänge an Orten, wo sich die Polen trafen, manche fragten einfach auf Baustellen oder vor der polnischen Kirchengemeinde nach (auf die Rolle der kirchlichen Strukturen komme ich noch zurück).

*Was ich gemacht habe, hatte mit meiner Ausbildung überhaupt nichts zu tun. Von Beruf bin ich Elektroingenieur. In Polen hatte ich praktisch drei Jobs gehabt: beim Radio und Fernsehen, später auch noch in so einer Firma aus der Werbebranche [...]. Mein erster Job [in Berlin] war der Umzug eines Unternehmens [...] über die Weihnachtstage. Das war eine Firma, die Wassersportzubehör herstellte. [...] Einer meiner Bekannten war dort als Lagerarbeiter tätig,*

*und er hatte vom Chef den Auftrag bekommen, eine Gruppe von Schwarzarbeitern zu organisieren. [...] Und weil das eine gesundheitsschädliche Produktion war, viel Chemie und giftige Klebstoffe und hohe Temperaturen, gab es niemanden, der das machen wollte. In dieser Gruppe haben sie mir Arbeit angeboten. Deutsch waren dort nur der Chef und die Sekretärin, der Rest sieben Polen. Und wenn noch mehr Leute gebraucht wurden, nahmen sie Studenten, im Wesentlichen Araber oder Afrikaner. Hauptverständigungssprache war Polnisch (SM10 1983).*

Solche entstehenden Netzwerke halfen auch bei der Wohnungssuche. Wieder waren diejenigen im Vorteil, die in Berlin bereits Verwandte oder Bekannte hatten. Auch solche Migranten waren aber bestrebt, möglichst rasch eine eigene Unterkunft zu finden. Um dies zu erreichen, unternahmen sie große Anstrengungen, wie sich eine der Frauen erinnerte:

*Am Anfang haben mein Mann und ich uns bei Bekannten einquartiert. Da lebten wir in so einer Wohnung, wo in jedem Zimmer jemand anderes lebte. Alle versuchten, irgendwo eine Bleibe zu finden. Und manche Deutsche hatten viel Vertrauen zu uns. Es gab generell, als wir kamen, eine große Offenheit gegenüber Polen als Land und gegenüber den Polen, die hier waren. So haben sie auch uns gefragt, was wir weiter vorhätten. [...] Später wohnten wir in einem Studentenwohnheim [...] und noch später konnten wir eine eigene Wohnung mieten. Endlich nicht nur ein WG-Zimmer, sondern so, dass man die Tür hinter sich abschließen und normal leben konnte (DK7 1981).*

Einige Polen hielten sich allerdings von der Gesellschaft ihrer Landsleute fern. Sie fürchteten, dass die festgefahrenen Meinungen über negative Eigenschaften der Polen, die besonders im Ausland extrem stark hervorträten, für sie nachteilig wären: Polen wurden Neid, Hochmut und Verachtung derer, die es schon zu etwas gebracht hatten, gegenüber Neuankömmlingen nachgesagt, außerdem das Bestreben, anderen das Leben zu erschweren.

*Ein Deutscher wird Ihnen nie verraten, wieviel er verdient – aber ein Pole bindet es Ihnen gleich auf die Nase. Sie waren mit einem Zelt ausgereist, und jetzt erzählten sie, was sie nicht alles gesehen hätten, da fühlte man sich ganz klein und hässlich. Sowas mag ich nicht. Ich liebe Gastfreundschaft und Herzlichkeit. Aber Intrigantentum, Neid und Klugscheißerei – das ist typisch polnisch (CHIIKA 1984).*

Die Polen, die sich von ihrem ethnischen Milieu fernhielten, folgten der Strategie, dass ihnen das Leben in einer deutschen Umgebung die Anpassung und ganz sicher den Spracherwerb erleichtern würde. In den 1980er Jahren gab es noch einen anderen Grund für dieses Vorgehen: die polnischen Migranten fürchteten, mit unter die bei Deutschen verbreiteten Stereotypen über Polen zu fallen.

In den 1990er Jahren war es schon nicht mehr möglich, Asyl oder eine *Duldung* zu bekommen. Auch die Zahl der Personen, die als *Aussiedler* anerkannt wurden, wurde begrenzt. Gleichzeitig aber erweiterten sich die Möglichkeiten, als *Pole saisonal*, aber dafür legal Arbeit zu finden. Als Folge nahm die Zahl der Beschäftigungen auf *Werkvertragsbasis* (befristet auf maximal zwei Jahre) zu, auch für *Saisonarbeit* (für maximal drei Monate) wuchsen die Möglichkeiten. Sogenannte Gastarbeiter konnten aus Polen für bis zu 18 Monaten angeworben werden, schließlich gab es auch Stipendienprogramme für Studierende (Dietz 2005, 14). Zu den Befragten gehörten vier Personen, die diese Optionen genutzt hatten. Zwei waren im Rahmen von Werkverträgen nach Berlin gekommen, zwei weitere für Studentenpraktika. Die Eheschließung mit einem Deutschen verwandelte dann den befristeten Aufenthalt in einen dauerhaften. Aber die Mehrheit der Polen, auch der für diese Studie Befragten, reiste weiterhin formal zu touristischen Zwecken ein. Wenn die Höchstdauer des touristischen Aufenthalts abgelaufen war, wurde dieser illegal.

Mit dem illegalen Aufenthalt ging illegale Beschäftigung einher. Die Arbeit – auch solche – zu finden, wurde aber nach der Vereinigung Deutschlands und Berlins immer schwieriger. Denn auf dem Arbeitsmarkt traten jetzt die Bewohner Ostberlins und der ehemaligen DDR als Konkurrenten auf, ebenso viele andere Ausländer. Besonders zahlreich kamen sie aus den Staaten des ehemaligen Ostblocks. Gleichwohl waren nach Schätzungen in Berlin schon Anfang der 1990er Jahre etwa 40.000 Polen illegal beschäftigt (Cyrus 1994, 193)<sup>195</sup>.

Diejenigen Polen aber, die unter Landsleuten leben wollten, suchten sich Wohnungen in den Bezirken, wo diese sich konzentrierten: in Wedding, Neukölln oder Spandau. Polnische Ghettos entstanden dort aber nicht, weil in denselben Gegenden auch viele Migranten aus anderen Ländern wohnten, etwa der Türkei oder Russland. Manchmal war die Wahl des Wohnorts aber auch durch finanzielle (insbesondere die Höhe der Mieten) oder ganz praktische Bedingungen geprägt. Eine der Befragten erinnerte sich:

*Meine erste Wohnung habe ich so gefunden: irgendeine Frau fuhr für sechs Wochen nach Afrika und vermietete in der Zeit ihre Wohnung [...]. Bekannte hatten diese Wohnung zu dritt gemietet, aber weil sie noch Platz hatten, luden sie andere ein, bei ihnen über die Ferienzeit einzuziehen, weil es dort Platz zum Schlafen gab. Das war in Neukölln [...]. Die Wohnung war völlig ok, sogar die Straße war nett. Das waren die ersten sechs Wochen, dann habe ich bei Bekannten gewohnt, dann bei Bekannten von Bekannten und noch bei anderen. Man mietete immer ein Zimmer, keine ganze Wohnung. Niemand hatte Geld für eine ganze Wohnung, egal wie klein sie gewesen wäre (RK35 1997).*

---

<sup>195</sup> Nach den offiziellen Statistiken wohnten in den 1990er Jahren in ganz Deutschland 300.000 Polen. Wenn man jedoch als Polen alle Personen zählt, die sich zu polnischen Wurzeln oder polnischer Abkunft bekennen, wäre diese Zahl auf 2 Millionen gestiegen (Pallaske 2009, 253).

Nach der Vereinigung Deutschlands entdeckten die Polen Wohnungen im Ostteil Berlins für sich, weil sie finanziell günstiger waren. Allerdings hatten viele auch psychologische Widerstände dagegen, in den Ostteil zu ziehen. Einige der Befragten gaben an, dass dieser Teil der Stadt sie an das gerade untergegangene Regime in Polen erinnert habe. Interessanterweise hat sich das Bewusstsein einer weiterhin bestehenden Teilung der Stadt im Bewusstsein der Migranten, auch der bereits in den 1980er Jahren Gekommenen, gehalten: sie spiegelte sich in der Mentalität der Bewohner, ihrem Umgang mit verschiedenen Fragen der Lebensführung, ihren Ansichten und ihrem Verhalten und sei nicht mit der Zeit verschwunden:

*Es sind jetzt 20 Jahre seit der Vereinigung, aber das ist nach wie vor ganz stark. Wenn ich nach Ostberlin fahre, nehme ich einen Stadtplan mit, weil ich mich dort nicht auskenne. Ist das Ignoranz? Ich weiß es nicht. Ich habe dort nie gearbeitet [...], Irgendein Marzahn. Ich bin da nie gewesen. Ich kann mich da nicht zurechtfinden, und das bleibt wohl auch so. (ZM14 1982).*

Derselbe Befragte stellte fest:

*Interessanterweise ignorieren alle diese jungen Leute, die heute zum Studium nach Berlin kommen, diese Aufteilung und gehen zur Tagesordnung über, aber sie sitzt trotzdem tief in ihnen. Sie mögen Westberlin nicht [...], aber nicht deswegen, weil im Osten die Wohnungen billiger sind, sondern weil sie uns für komplett verbürgerlicht halten. Wir hätten so eine bourgeoise Mentalität (lacht) (ZM14 1982).*

In der Tat messen die Migranten der jüngsten Generation den historischen Teilungen der Stadt keine Bedeutung mehr bei. Für sie zählt, dass es irgendwo bezahlbar und bequem ist.

Der Beitritt Polens zur Europäischen Union 2004 hat vieles an den Migrationsbewegungen der Polen verändert. Sie haben ihren bis zu den 1990er Jahren bewahrten „Gelegenheitscharakter“ verloren (Ślusarczyk 2010, 20). Als Bürger der EU konnten Polen sich jetzt innerhalb dieser frei bewegen und in den meisten Ländern auch legale Beschäftigung finden. In Deutschland allerdings wurde der Arbeitsmarkt für Polen erst zum 1. Mai 2011 geöffnet, weil sich die Behörden vor einem Massenzustrom fürchteten. Selbst in dieser Übergangszeit wurden allerdings von der Regel Ausnahmen gemacht. So durften Polen legal in solchen Branchen arbeiten, wo Deutsche ungern tätig waren, etwa auf dem Bau, beim Innenausbau oder in der Gebäudereinigung. Ebenso wurden Fachkräfte in Mangelberufen eingestellt, und die Gründung privater Unternehmen durch Polen war erlaubt (Dietz 2005, 15). Die pessimistischen Prognosen eines Massenansturms von Polen haben sich nicht bewahrheitet; so kamen im Mai 2011 nur knapp 7.000 Polen nach Berlin. Bis zum Ende desselben Jahres wuchs diese Zahl auf 15.000. Wie das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg (IAB)

errechnet hat, kamen im ganzen Jahr 2011 79.000 Polen nach Deutschland<sup>196</sup>.

Die Migrationsbewegung nach Deutschland blieb aber bestehen. Nach Schätzungen der Firma Work Service – des größten Anbieters von HR-Dienstleistungen auf dem polnischen Markt<sup>197</sup> – entschieden sich 2015 26% der Polen, die eine Emigration aus Erwerbsgründen planten, für den Gang nach Deutschland. Hauptgrund war die niedrigste Arbeitslosigkeit seit 20 Jahren, damals gerade einmal 6,5%, die geographische Nähe und die Möglichkeit, regelmäßig nach Polen zurückzukehren. Der Durchschnittslohn in Deutschland war damals fast viermal so hoch wie in Polen.

Auch viele der neuesten Migranten haben, wie ihre Vorgänger, in der sprichwörtlichen Spülküche angefangen; aber gleichzeitig nahmen mehr Menschen als Ende des 20. Jahrhunderts Tätigkeiten auf, für die Qualifikationen erforderlich waren. Beschäftigte aus Polen füllten Lücken in Berufsgruppen wie Ärzte, Altenpfleger, Erzieherinnen, in Bauwirtschaft und Industrie, arbeiteten als Schlosser oder Klempner. Sie reisten in dem Bewusstsein ins Ausland, dass sie dort erwartet wurden und legal arbeiten konnten. Einige Unternehmen boten polnischen Beschäftigten neben attraktiven Vergütungen auch Unterkünfte oder Zuschüsse zu den Fahrkosten zum Arbeitsplatz an<sup>198</sup>. In dieser Situation hatten sich auch einige der für diese Studie Befragten zur Ausreise entschlossen:

*Ich hatte die Viadrina-Universität abgeschlossen, VWL und Kulturwissenschaften, und wusste nicht so richtig, was ich mit mir anfangen sollte [...]. Deutsch hatte ich schon auf der*

<sup>196</sup> Polacy nie wyjeżdżają masowo do pracy w Niemczech. *Interia Praca* (27.04.2012), [http://praca.interia.pl/news-polacy-nie-wyjezdzaja-masowo-do-pracy-w-niemczech,nId,723639#utm\\_source=paste&utm\\_medium=paste&utm\\_campaign=other](http://praca.interia.pl/news-polacy-nie-wyjezdzaja-masowo-do-pracy-w-niemczech,nId,723639#utm_source=paste&utm_medium=paste&utm_campaign=other) (Zugriff: 27.04.2016). Das größte Hindernis war fehlende Information. Viele wussten nicht, wo und wie man Informationen über den neuen Markt finden konnte. Andere wichtige Gründe für die relativ geringe Migration nach Deutschland waren: fehlende Sprachkenntnisse und die Inkompatibilität der Bildungssysteme; außerdem verminderte die Entwicklung der polnischen Wirtschaft die Bereitschaft, das Land zu verlassen. Vgl. Rynek otwarty, ale niedostępny. *Forbes* (2.08.2011), <http://www.forbes.pl/artykuly/sekcje/Wydarzenia/rynek-otwarty--ale-niedostepny,17754> (Zugriff: 9.11.2015). Als sich herausstellte, dass die Befürchtungen über einen Massenansturm von Arbeitnehmern aus den neuen EU-Staaten übertrieben gewesen waren und den Behörden umgekehrt bewusst wurde, dass solche Personen Lücken auf den lokalen Arbeitsmärkten füllen konnten, wurden sogar spezielle Programme aufgelegt, um zur Einwanderung und Arbeitsaufnahme in der BRD zu ermutigen. Zum Beispiel boten 2010 die deutschen Handwerkskammern jungen Polen an, im Schuljahr 2011/12 eine Berufsausbildung in Verbindung mit einem Deutsch-Intensivkurs zu absolvieren. Dabei wurde ein Stipendium gezahlt, das um den Faktor 30-60 höher war als das, das die Schüler in Polen erhalten hätten. Ähnlich verlief das Abwerben von qualifizierten medizinischen Fachkräften aus den neuen EU-Mitgliedsstaaten. Für die deutschen Arbeitgeber tätige Anwerbestellen boten Bewerbern aus den neuen Mitgliedsstaaten Sprachkurse, Hilfestellung bei der Einarbeitung sowie die Beschäftigung auch des Ehepartners und Eingliederungskurse für die Kinder an (Mazur-Cieślak 2011, 137).

<sup>197</sup> Od czterech lat Polacy wybierają niemiecki rynek pracy. Work Service, <http://www.workservice.pl/Centrum-prasowe/Informacje-prasowe/Ekspert-HR-komentuje/Od-4-lat-Polacy-wybijaja-niemiecki-rynek-pracy> (Zugriff: 9.11.2015).

<sup>198</sup> Ebda.

*Schule gelernt, meine Mutter hatte viel dazu beigetragen. Ich wusste also nicht so recht, was ich weiter machen sollte, aber einer meiner Professoren [aus Deutschland] bot mir an, bei ihm zu promovieren (DK5 2010).*

Die Migranten aus den jüngsten Wellen suchen sich häufig schon von Polen aus Arbeit in Deutschland. Vorher, am Ende des 20. Jahrhunderts, war das kaum vorgekommen. Manche planten sogar schon ihre Ausbildung in der Perspektive, ins Ausland zu gehen. Unter den Befragten aus der jüngeren Generation waren mehrere Personen, auf die das zutraf.

*Ich hatte mich, wie viele Studierende der Wirtschaftswissenschaften mit Schwerpunkt Management und Marketing, für ein Auslandspraktikum interessiert. Ich hatte nicht speziell Deutschland im Auge gehabt. Ich bewarb mich um Praktika in den Ländern, deren Sprachen ich kannte, also Englisch, Deutsch und Französisch. Und so habe ich ein Praktikum in Deutschland bekommen (KK19 2004).*

Personen wie die hier zitierte verfügten über im Ausland nützliches soziales und kulturelles Kapital. Einige hatten sogar genug Geld, um sich selbständig zu machen. Sie hatten also ganz andere Startbedingungen als die Migranten des späten 20. Jahrhunderts.

Dies bedeutet aber nicht, dass für die Polen nicht die gewöhnlichen Gesetze des Marktes gegolten hätten. Die Konkurrenz, auch von Seiten anderer Ausländer, war groß, gerade im multiethnischen Berlin. Oft waren weiterhin unzureichende Sprachkenntnisse der Grund dafür, dass Migranten aus Polen Tätigkeiten unterhalb ihrer Qualifikation aufnahmen. Andere Hindernisse waren administrativer oder institutioneller Natur: etwa schlechter Zugang zu einzelnen Branchen, die fehlende Vereinbarkeit der Ausbildungssysteme (etwa bei Lehrern, die bestimmte Qualifikationen für das Unterrichten auf manchen Stufen nicht vorweisen konnten). Schließlich spielten auch weiter vorhandene negative Stereotype über Polen sowie psychologische Faktoren eine Rolle: fehlendes Selbstvertrauen, das die Ambitionen ausbremste. Auch die Anerkennung von Diplomen stellte ein Problem dar. Im Beitrittsvertrag ist zwar diese gegenseitige Anerkennung festgehalten, allerdings in erster Linie für berufsqualifizierende Abschlüsse, nicht als allgemeines Prinzip für die akademische Ausbildung (Grabowska-Lusińska, Okólski 2009, 164-165).

Im Zusammenhang mit der Bewegungsfreiheit verschwanden die Probleme mit der Suche nach einer Wohnung. Als hilfreich erwies sich das Internet. Zu der Zeit, als die Feldforschungen für diese Studie vorgenommen wurden, konnte man auf vielen Portalen<sup>199</sup> Hinweise von bereits in Deutschland lebenden Migranten für die Wohnungssuche und zum Mietrecht fin-

<sup>199</sup> Z.B. <http://www.poloniusz.pl/04-3/0/f2v7192/> (Zugriff: 9.11.2015); <http://www.mypolacy.de/ogloszenia/kategorie/mieszkanie-wynajme> (Zugriff: 9.11.2015).

den<sup>200</sup>. Studenten hatten das Recht, in Wohnheimen Unterkunft zu finden. In der besten Situation waren weiterhin diejenigen, die die Hilfe von Verwandten oder Freunden in Anspruch nehmen konnten. Dadurch konnten Risiken mit unseriösen Angeboten am besten umgangen werden. Wer sich aber auf eigene Füße stellen wollte, hatte dazu die Möglichkeit. Über die Wahl des konkreten Wohnorts entschieden vor allem finanzielle Gründe und persönliche Vorlieben.

## Spracherwerb

Die meisten polnischen Migranten, die Ende des 20. Jahrhunderts nach Deutschland kamen, konnten kein oder kaum Deutsch. Einer der Befragten stellte fest:

*Als ich ankam, kannte ich so viel Deutsch, wie ich in dem Film „Vier Panzersoldaten und ihr Hund“ aufgeschnappt hatte<sup>201</sup> (ZM14 1983).*

Die Polen reisten oft in der Hoffnung aus, dass sie in den einfachen Tätigkeiten – und auf mehr rechneten sie ohnehin nicht – zumindest anfangs auch ohne deutsche Sprachkenntnisse auskommen würden. Fast jeder Befragte kannte zahlreiche Beispiele von Landsleuten, die ohne Sprachkenntnisse ausgereist und trotzdem zurechtgekommen seien. Diese sorglose Herangehensweise war nach der Ausreise Ursache vieler Enttäuschungen:

*Entschieden das Schwierigste war für mich nach der Ankunft in Deutschland, die Sprache zu lernen. Ich konnte vorher überhaupt kein Deutsch, nur ein bisschen Englisch. Anfangs habe ich mich damit so durchgeschlagen, aber auf längere Sicht reichte das nicht aus (SM10 1983).*

Die Unkenntnis der Sprache führte schon zu Beginn des Aufenthalts in Deutschland zu Anpassungsschwierigkeiten. Und sei es nur, dass die Betroffenen in allen möglichen Lebenssituationen auf die Vermittlung anderer angewiesen waren, die Deutsch sprachen. Manche nahmen auch Geld für solche Hilfestellungen. Migranten, die sich nicht sprachlich wehren konnten, erlebten viele Missstände, denen kaum vorzubeugen war: z.B. Nichtzahlung des Lohns, Kündigung aus banalen Gründen oder betrügerische Lohnabrechnungen. Auch einige Polen, die schon in Berlin lebten, nutzten die fehlenden Sprachkenntnisse, um Landsleute übers Ohr zu hauen. So berichtete ein Gesprächspartner, dass polnische Taxifahrer Lands-

<sup>200</sup> Vgl. <http://backpakuje.pl/szukac-znalez-mieszkanie-berlinie> (Zugriff: 9.11.2015); <http://deutschlandia-pl.blogspot.com/2014/03/szukanie-pokoju-stancji-wspolnoty.html> (Zugriff: 9.11.2015).

<sup>201</sup> Eine 1966-1970 entstandene und bis heute in Polen beliebte Fernsehserie mit vier Soldaten der polnischen Volksarmee als Helden. Die Serie wird über den Systemwechsel hinweg immer wieder ausgestrahlt.

leute, die die Sprache und die Stadt nicht kannten, für 100 Mark vom Bahnhof zum *Wohnheim* fuhren, während die Fahrt normalerweise nicht teurer war als 20 DM (KM5 1981)<sup>202</sup>.

Wer sich verständigen konnte, war vom ersten Tag des Aufenthalts an in einer besseren Situation. Auch wenn in solchen Fällen die Überwindung der ersten Barrieren manchmal schwierig war:

*Die Sprache habe ich schnell beherrscht. Ich hatte schon in der Schule Deutsch gehabt. Aber der erste Kontakt mit der lebendigen Sprache, mit einem Deutschen war doch etwas anderes. Ich hatte Angst, etwas zu sagen, weil ich keine Fehler machen wollte. [...] Kurz gesagt: ich hatte sehr viel Grammatik gelernt, aber weil ich so eine Perfektionistin war, schämte ich mich zu reden, um keine Fehler zu machen. Erst später habe ich gemerkt, dass ich eigentlich ganz gut zurechtkam. Ich musste ins Wasser springen, das Schwimmen kam dann mit der Zeit (DK7 1981).*

Migranten, die die Sprache nicht beherrschten, konnten Sprachkurse besuchen, auch wenn diese in vielen Fällen kostenpflichtig waren:

*Ich hatte vorgehabt, ein Jahr [in Berlin] zu bleiben, um die Sprache zu lernen. Ich ging zur Volkshochschule. Das waren Kurse für Leute, die kein Asyl bekommen hatten und keine deutschen Vorfahren vorweisen konnten. Deshalb mussten wir für den Sprachkurs selbst bezahlen. Besonders teuer war es aber nicht [...]. Ich habe wie die meisten von uns schwarz ein bisschen dazuverdient [...]. [In der VHS] waren die Lerngruppen groß, die Veranstaltungen fanden nur nachmittags an zwei, maximal drei Tagen in der Woche statt. Als ich schon ein bisschen Deutsch gelernt hatte, bekam ich das erste Arbeitsangebot. Deshalb bin ich dann geblieben (SM10 1983).*

Anders war es bei Personen mit dem Status des *Aussiedlers*. Ein Befragter berichtete:

*Den Sprachunterricht finanzierte mir Westberlin [...]. Ich hatte ein Jahr lang einen Intensivkurs, sieben Stunden täglich. Ohne den wäre ich bestimmt nicht so gut zurecht gekommen (WM13 1987).*

Eine andere Befragte, auch sie *Aussiedlerin*, erinnerte sich:

*Ja, wir sind zum Sprachkurs gegangen. Das Arbeitsamt hatte uns auf einen einjährigen Sprachkurs geschickt, täglich acht Stunden. Wir hatten Glück, weil wir einen Kitaplatz ergatterten, also konnten wir uns das mit meinem Mann einteilen: ich ging morgens, mein Mann am Nachmittag. Mein Mann kam mit dem Kinderwagen zur Schule, als ich fertig war;*

<sup>202</sup> Interview der Autorin mit Witold Kamiński vom Polnischen Sozialrat, Berlin, 6. Mai 2016.

*ich nahm das Kind in Empfang und er ging lernen. Wir hatten natürlich weder Großeltern noch Tanten an Ort und Stelle. Aber unser Sohn hat sich schnell eingewöhnt. Nach ein paar Monaten konnte er schon perfekt Deutsch (GIKA 1989).*

Während der Anpassung änderten sich die Vorbilder für das Verhalten am Arbeitsplatz, in der Schule und auf der Straße. Es zeigte sich, dass Menschen, die unter anderen politischen und wirtschaftlichen Bedingungen sozialisiert worden waren, an einige in Deutschland geltende Regeln des Alltagslebens nicht gewöhnt waren. Es ging meist um Kleinigkeiten, aber wie die Gesprächspartner übereinstimmend erzählten, war es für das Zurechtkommen in Alltagssituationen wichtig und hilfreich, auf diese Kleinigkeiten zu achten. Die Migranten berichteten, dass ihnen die allgemeine Ordnung imponiert habe: klare Ansagen am Arbeitsplatz, bei Behörden und im Wohnhaus:

*Ich war wie berauscht davon, wie es hier war. Wenn ein Beamter etwas sagte, dann war es nicht nötig, das von ihm schriftlich zu verlangen. Mein Mann sagte auch, dass sie bei ihm auf Arbeit morgens Kaffee tranken, und dann wurde aber gearbeitet. Mit so einer Welt waren wir hier konfrontiert. Ich habe meinem Mann gesagt: wenn wir alle diese Bedingungen akzeptieren und uns entsprechend verhalten, dann werden sie uns auch akzeptieren. Unsere Nachbarn wunderten sich immer wieder: „Ach, Sie sind aus Polen?“. Als wäre ich von irgendwoher gekommen. Wenn um 22.00 Uhr Ruhe zu herrschen hatte, hielt ich mich daran. Für mich war es so, dass wenn die Tür zum Treppenhaus um 22.00 abgeschlossen werden sollte, dann haben wir sie halt abgeschlossen, wenn wir später aus dem Kino oder Theater kamen. Wenn man sich an seine Umwelt anpasst, dann wird sie einen auch akzeptieren. Uns sind keine Unannehmlichkeiten passiert, weil wir die Bedingungen von Anfang an akzeptiert haben. [...] Der wichtigste Ausgangspunkt ist, sich anzupassen, ohne auf sich selbst zu verzichten (DK7 1981).*

Größere Schwierigkeiten bereitete es den Befragten, bestimmte tiefergehende kulturelle Unterschiede zu akzeptieren, etwa für den Umgang mit Menschen. Viele beklagten sich über die „Kühle“ der deutschen Nachbarn, während in Polen offen ausgelebte nahe und freundschaftliche emotionale Bindungen die Grundlage des sozialen Kapitals bildeten. Als sie ins Ausland gingen, einte die Polen vieles, vor allem ein gemeinsames Gefühl des Mangels sowie Unwillen oder gar Bereitschaft zum Widerstand gegen die Staatsmacht. In Deutschland hielt man Distanz und legte mehr Wert auf seine Privatsphäre<sup>203</sup>.

---

<sup>203</sup> Ausführlicher zu den Stimmungen in der polnischen Gesellschaft am Ende der 1980er Jahre: vgl. Marody (1991).

*Hier sind Sie anonym in dem Sinne, dass Sie machen können, was Sie wollen, und es geht niemanden etwas an, was Sie anhaben. Aber das ist auch eine Anonymität in dem Sinne, dass die Leute wenig Kontakt zueinander haben (LIKA 1988).*

Renata Winkler (2008, 103) hat betont, dass der Mensch durch sein eigenes Handeln die Kultur verändern kann, obwohl die von ihm verinnerlichten Elemente (je nach dem Milieu, in dem jemand aufgewachsen ist) auf der unterbewussten Ebene bedingen, wie er sich verhalten wird. Deshalb vermieden die Migranten intuitiv sogar Verhaltensweisen, die sie eigentlich für positiv hielten, aber die in Deutschland nicht üblich waren, weil das Gegenteil die Unterschiede und damit ihre Fremdheit betont hätte. Diese „polnischen“ Verhaltensweisen verschwanden aber nicht, sondern sie gingen oft in das Reservoir der Erinnerungen über, die das Heimweh nach Polen konstituierten. Ein Beispiel hierfür konnte das bereits erwähnte intensivere Zusammenleben in der Familie oder mit den Nachbarn sein, wie es nach Auffassung der Migranten zu dieser Zeit das Leben in Polen prägte: spontan und fröhlich, aber in Deutschland selten anzutreffen. Man sprach mit Rührung davon und passte sich lustlos den in Berlin geltenden gemäßigeren und distanzierteren Verhaltensnormen an. Umgekehrt war dieses intensivere soziale Leben ein wichtiges Element, das nach der Grenzöffnung zurück nach Polen lockte – und gleichzeitig eines der wenigen Momente, das die Polen im Ausland vereinte.

In den 1990er Jahren wurden die typisch „deutsche“ Ordnung und Disziplin im Alltagsleben weiterhin bewundert. Die Migranten passten sich an diese Regeln an, auch wenn sie ihnen manchmal seltsam und fremd vorkamen:

*An manche dieser Gewohnheiten war es schwer, sich zu gewöhnen. Zum Beispiel konnte man in unserem Mietshaus zwischen 13 und 15 Uhr keinen Staubsauger oder Fernseher anstellen; wenn ich also gerade frei und Zeit hatte, etwas zu waschen oder zu putzen, musste ich erst schauen, wieviel Uhr es war. Ich war bemüht, mich von Anfang an an diese Regeln zu gewöhnen, um Probleme zu vermeiden. Wie es heißt: wenn du unter Krähen lebst, musst du mitkrächzen. Von der Seite hatte ich völlige Ruhe. Den Kindern haben wir erklärt, dass sie während der Mittagsruhe nicht laut Radio hören sollten, damit die Nachbarn nicht meckerten. So würden wir einfach unsere Ruhe haben [...]. Wir haben keine kleinen Abfälle auf den Boden geworfen, weil es dafür Papierkörbe gab. Deshalb hatte ich niemals irgendwelchen Ärger mit den Nachbarn (PK30 1992).*

In dieser Zeit waren Deutschkenntnisse unter den Polen weiterhin nur wenig verbreitet. Einige hatten die Sprache zwar in der Schule gelernt, aber wie sie selbst sagten, ohne Begeisterung. Es wurde auch darüber geklagt, dass das Niveau dieses schulischen Deutschunterrichts nicht das beste gewesen sei:

*Ich konnte [auf Deutsch] über die Leipziger Messe erzählen, aber einkaufen gehen konnte ich nicht (EK8 1991).*

Den Migranten war aber generell klar, dass das Erlernen der Sprache entscheidend für ihr weiteres Leben in Deutschland sein würde. So nutzten sie nach ihrer Ankunft verschiedene Methoden, die Sprache zu lernen:

*Ich habe ziemlich schnell begonnen, die Sprache zu lernen. Das machte mir keine besonderen Schwierigkeiten, denn ich war noch jung und motiviert. In dem Kurs lernte ich Leute kennen, und das wirkte auch beflügelnd (RK35 1997).*

*Ich ging einen Monat zum Sprachkurs, und dann bekam ich einen Job. Mein Mann auch. Wenn ich mit der U-Bahn zur Arbeit fuhr, las ich Zeitung, und weil ich die wichtigsten Wörter kannte, dachte ich mir den Rest dazu. Und die Kinder gingen ja in die Schule, also lernte ich gemeinsam mit ihnen (PK30 1992).*

Die Polen, die erst nach dem EU-Beitritt nach Berlin migrierten, hatten bessere Englischkenntnisse als ihre Vorgänger aus den achtziger und neunziger Jahren; das erleichterte den Start, auch wenn sie nur wenig Deutsch sprachen. Aber so konnten sie sich in einfachen Alltagssituationen verständigen:

*Wenn wir ganz am Anfang versuchten, irgendetwas auf Deutsch zu erledigen, haben sie uns sehr oft ignoriert [...]. Ich sprach damals sehr gut Englisch, viel besser als Deutsch, und so [...] habe ich sehr vieles auf Englisch erledigt. Wenn man Englisch sprach, änderte sich der Ton sofort (RK37 2001).*

Die zitierte Gesprächspartnerin bemerkte ebenso wie etliche andere eine gewisse Abneigung gegen Polen, die kaum oder gar nicht Deutsch sprachen; diese habe sich sofort verflüchtigt, sobald man Englisch gesprochen habe – also eine Sprache, die auch von der deutschen Seite gewisse Anstrengungen voraussetzte. Bei einem Aufenthalt von längerer Dauer reichte aber auch eine geläufige Beherrschung des Englischen nicht aus, und den Migranten wurde das schnell klar. Deshalb verfolgten sie verschiedene bereits dargestellte Strategien des Spracherwerbs. Denn es sei klar gewesen, dass

*...die Sprache das wichtigste Werkzeug ist, damit man sich selbst positionieren und Kontakt mit der Umgebung aufnehmen kann – und erst recht, wenn man vorhatte, irgendeine Karriere zu machen (BM1 2000).*

Die nach dem EU-Beitritt Polens nach Berlin gekommenen Befragten erwähnten seltener die Notwendigkeit, das eigene Verhalten anzupassen. Offenkundig waren die Unterschiede schon nicht mehr so groß, oder sie spielten im täglichen Leben keine größere Rolle mehr. Der Lebensstandard in Polen und Deutschland glich sich allmählich an, und die familiären Bindungen, auf die die Polen früher als auf ein Kennzeichen ihrer ethnischen Gruppe so stolz gewesen waren, kühlten sich ab. Auch die nach 2004 nach Berlin gekommenen Gesprächspartner wiesen auf „typisch deutsche“ positive Eigenschaften wie Pünktlichkeit, Ordnung und Selbstorganisation, Gewissenhaftigkeit und Fleiß als Qualitäten hin, die es zu übernehmen lohne. Hingegen bemerkten Polen, die bereits seit den achtziger oder neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Berlin waren, aus der Perspektive des Zeitablaufs große Veränderungen auf diesem Gebiet der Alltagsdisziplin – und sie beklagten eine Krise dieser früher geltenden Werte und brachten sie interessanterweise mit dem großen Zustrom von Migranten in die Stadt in Verbindung – vor allem „kulturell fremder“ Migranten.

### Schwierigkeiten im Anpassungsprozess

Nach einigen Wochen oder Monaten hatten die Polen aufgrund ihrer individuellen Erfahrungen schon Strategien für ihren Aufenthalt entwickelt. Nun ging es darum, die grundlegenden Probleme zu lösen, die sich aus dem Aufenthalt in einem anderen Staat ergaben. Oft zeigte sich die physische und psychische Erschöpfung der Migranten. Nachdem die grundlegenden Schwierigkeiten überwunden waren, traten tiefere Emotionen in Erscheinung; die Migranten spürten die Spannungen zwischen der Bewältigung der täglichen Schwierigkeiten und dem Gefühl des Verlusts von Familie, Freunden, beruflicher Position und dem, was sie an materiellem Besitz zurückgelassen hatten. Viele wurden unruhig, gereizt und unwillig, schon wieder mit neuen Situationen zurechtkommen zu müssen; es schlich sich ein Gefühl der Ratlosigkeit ein aufgrund der fehlenden Möglichkeit, das eigene berufliche Potential voll auszunutzen. All dies waren Symptome einer Krisenphase, wie sie für den Kulturschock typisch ist, der nach den „Flitterwochen“ eintrat (Oberg 1960):

*Am Anfang hat mir hier alles gefallen; alles Deutsche war gut, alles Polnische blöd. Aber klar, das ging vorbei... (WM13 1987).*

*Ich habe mit Sicherheit Entfremdung empfunden, Fremdheit, und ich suchte Kontakt mit anderen Polen. Erst ziemlich spät habe ich erfahren, dass es in Berlin ein polnisches Kulturinstitut gibt. Ich bin auf deren Veranstaltungen gegangen, und ich habe das sehr gebraucht [...]. Ich hatte keine Angst vor den Deutschen, aber sie waren doch völlig andere Menschen (PK34 1995).*

Das Gefühl der Fremdheit hatten auch die „*polnischen Aussiedler*“; sie waren enttäuscht davon, dass sie in der deutschen Gesellschaft ohne große Begeisterung aufgenommen worden waren. Diese Empfindung teilten Mitte der neunziger Jahre 43,3% dieser Gruppe (Römhild, Gradenz 1995, 105).

Ab Mitte der 1990er Jahre erleichterten es technische Neuerungen, den Kontakt mit der Heimat aufrecht zu erhalten: Mobiltelefon und Internet. Deshalb wurden Äußerungen wie die zitierten in der Gruppe der jüngsten Migranten seltener. Dies bedeutete aber nicht, dass sie sich nicht nach ihrer Heimat geseht hätten. Oft gestanden sie ein, dass der Online- oder Telefonkontakt zweifellos hilfreich sei, aber doch direkte Beziehungen zur Heimat nicht völlig ersetzen könne. In ihrer Bewertung glichen diese technischen Möglichkeiten die Erschöpfung und Unlust, wie sie für diese Phase charakteristisch waren, nicht völlig aus.

Das Problem ergab sich daraus, dass mit der fortschreitenden sozialen und kulturellen Anpassung der Migranten nicht immer die auf psychologischem Gebiet einherging. Während die soziokulturelle Anpassung sich auf die Außenwelt bezieht und ihr Gelingen davon abhängt, in welchem Maße man die Kultur der Aufnahmegesellschaft kennenlernt, mit ihr und mit anderen Gruppen Kontakt bekommt, geht das Problem der psychischen Anpassung tiefer und verknüpft sich mit der Sphäre der Empfindungen (Włodarczak 2005, 3). Am Beispiel der Befragten wird deutlich, dass selbst die Fähigkeit, in einer neuen Umgebung effizient und wirksam tätig zu werden, nicht zwangsläufig bedeutete, dass die Personen sich wohl fühlten. Nicht selten musste einige Zeit ins Land gehen, bevor nach der Krise wieder eine Phase tieferen Gleichgewichts eintrat. Alle Befragten berichteten über Momente verstärkten Heimwehs nach Polen, vor allem, wenn sich Schwierigkeiten häuften und sie die Unterstützung ihrer Angehörigen gebraucht hätten.

Die Feldforschung ergibt aber auch, dass unabhängig vom Zeitpunkt der Emigration viele Migranten sich im Grunde von Anfang an in Deutschland wohlfühlten. Die Anpassung fiel denen am leichtesten, die zu ihrer Ausreise ein positives Verhältnis hatten, die sich in stark entwickelten Netzwerken bewegten, die keine größeren Schwierigkeiten bei der Legalisie-



Abb. 6: Brandenburger Tor, Frühling 1985.

Quelle: Archiv einer Befragten

rung ihres Aufenthalts hatten und die Deutsch konnten. Es reichte dabei schon, wenn einer dieser Faktoren eintrat, wie sich eine aus einer *Aussiedlerfamilie* stammende Gesprächspartnerin erinnerte:

*Das ging sehr schnell, dass wir uns hier wie zu Hause fühlten. Denn [in Berlin] waren schon meine Eltern, das war das erste. Und, noch wichtiger: wir hatten unsere Kinder dabei. Und die Wohnung und alles, was wir in Polen zurückgelassen hatten – das ließ sich alles ersetzen. [...] Ich stellte fest, dass das Vaterland dort ist, wo man seinen Lebensunterhalt verdient (PK30 1992).*

Je länger die Migranten im Zielland lebten, desto zufriedener waren sie in der Regel. Bei einem Teil der Gesprächspartner verlief die Anpassung jedoch in Form einer Parabelkurve. Am Anfang war die Faszination, dann kam die relativ schwierige Phase der langsamen Anpassung und einer leichten Krise, und dann kam die Zufriedenheit über die getroffene Entscheidung zurück. Diese Etappe bildete den Beginn der Integration, in welche die Migranten nach einigen Wochen oder Monaten der Anpassung eintraten. Momente des Zweifels traten zwar auch später noch auf, aber sie waren meist kurz:

*Natürlich war es manchmal so, dass man einfach nur nach Hause flüchten wollte, wenn einem hier wieder mal alles über den Kopf zu wachsen schien. Aber das ging alles schnell vorbei, und es war nie so, dass ich darüber ernsthaft nachgedacht hätte (RK35 1997).*

Von großer Bedeutung war auf psychologischer Ebene die Spezifik Berlins als einer migrantenfreundlichen Stadt. Das erleichterte es den Polen, hier auf Dauer Wurzeln zu schlagen; dies gilt unabhängig davon, mit welcher Migrationswelle sie in die Stadt gekommen waren<sup>204</sup>. Wie es einer von ihnen ausdrückte:

*Ich weiß nicht, ob Berlin nicht eine ganz besondere Stadt ist: hier sind die Leute wahnsinnig offen und anders. So jedenfalls wirkte auf uns Westberlin, als wir uns alle fühlten wie auf einem Pulverfass [und nicht wussten, wie es weitergehen würde] (ZM15 1983).*

Der Hinweis auf die in der Stadt herrschende Toleranz kam in den Aussagen der Befragten sehr häufig. Es wurde deutlich, dass viele von ihnen sich vor der Ausreise keine großen Gedanken darüber gemacht hatten, wie wichtig für ihr weiteres Leben diese Eigenschaft wer-

<sup>204</sup> Es wird geschätzt, dass gegenwärtig bis zu 50% der Berliner irgendeinen Migrationshintergrund haben. Mündliche Äußerung von Frauke Steuber vom Amt des Senatsbeauftragten für Integration auf der Konferenz „Konsequenzen der Migrationskrise für Deutschland und die Europäische Union“, veranstaltet vom polnischen Westinstitut und der Heinrich-Böll-Stiftung am 26. April 2016 in Posen.

den würde. Erst in der eingetretenen Migrationssituation verstanden sie, dass ihre Position in der Aufnahmegesellschaft, ihre Anpassung und ihre weitere Integration in entscheidendem Maße hiervon abhängen würden.

*Diese Toleranz, diese Vielfalt der Menschen [...], das war das, was ich in Polen vermisst hatte (WK45 1984).*

*Das kam mir entgegen, dass hier jeder auf seine Weise leben konnte. Und dass das einfach akzeptiert wurde. Diese soziale Toleranz war sehr weit fortgeschritten [...] verschiedene kulturelle Gruppen waren akzeptiert, ob Schwule oder überhaupt alle (WK45 1984).*

*Hier sind Leute aus aller Herren Ländern, und sie akzeptieren sich gegenseitig. Das ist wunderbar. Natürlich gibt es auch große kulturelle Unterschiede, dann sorgt das für Missstimmung und Aggression, das ist klar. Aber das ist etwas, womit man umgehen kann (KIKK 2002).*

Einige der Befragten, auch solche, die diese Einstellung im allgemeinen teilten, äußerten aber auch Zweifel, ob diese legendäre Berliner Toleranz auf irgendeiner tieferen Überzeugung beruhe. Manche äußerten die Vermutung, dass diese Toleranz Ergebnis einer gut eingeübten politischen Korrektheit sein könne:

*Solche Korrektheit wird erwartet, und sie gilt auch im Verhältnis zu den Polen. Zu Hause erzählen sie verschiedene Sachen, aber in der Öffentlichkeit ist das nicht akzeptiert (SK41 1982).*

Oft verband sich die Schlussphase der Anpassung mit einem einschneidenden Ereignis oder Erlebnis im Leben der Migranten: dem Finden einer festen oder wenigstens besseren Arbeit, dem Kennenlernen eines Lebenspartners oder einer Partnerin oder der Geburt eines Kindes. Zum Gefühl, sich angepasst zu haben, trugen auch andere Elemente bei. Man spürte messbare Vorteile vom Aufenthalt in Berlin, vor allem, wenn das Einkommen zufriedenstellend war (selbst wenn es sich um Schwarzarbeit oder eine Tätigkeit zu Niedriglöhnen handelte). Die positiven Empfindungen ergaben sich aus dem Erwerb neuer soziokultureller Kompetenzen und einer größeren Bewegungsfreiheit in der Aufnahmegesellschaft. Wesentlich war, dass die Polen gleichzeitig trotz ihrer fortschreitenden Integration ihre eigene Identität bewahrten. Eine Befragte fasste es so zusammen:

*Die Anpassung hängt von der Lebenslage ab, davon, was man für eine Arbeit hat und wo man seinen Platz im Leben gefunden hat. Das hat nicht viel mit Psychologie zu tun, sondern damit, wie man sich das Leben eingerichtet hat. Es gibt leichtere und schwierigere Momente. [...] Man muss sich das Leben so organisieren, dass es möglichst leicht ist (NK29 1990).*

## Zusammenfassung

Die polnischen Migranten spürten intuitiv, dass eine entsprechende proaktive Einstellung und Offenheit ihnen messbare Vorteile verschaffen würde. In den achtziger und neunziger Jahren hatten viele keine andere Option als sich durchzuschlagen, weil es für sie keine Rückkehroptionen gab. Das veranlasste sie erst recht, sich in Deutschland aktiv einzubringen und immer effizientere Aufenthaltsstrategien zu suchen und zu finden. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ließ die Furcht vor einem Scheitern nach. Weiter gingen die Polen allerdings davon aus, dass sie, wenn sie schon die Entscheidung zur Auswanderung getroffen hatten, alles tun müssten, damit diese ein Erfolg werde. Eine der Gesprächspartnerinnen hat das gut zusammengefasst:

*Wenn man in so einer großen und multikulturellen Stadt wie Berlin landet, dann muss man sich gegenüber hunderten von Problemen definieren. Das hat seine Vorteile, aber auch seine Nachteile. Man muss sich sogar überlegen, wie man sich kleidet..., was man in dieser Gesellschaft anstrebt: ob man sich irgendwie anpasst oder ob man in einem polnischen Ghetto leben will, mit nur polnischen Bekannten, polnischem Fernsehen und ohne Ahnung von dem, was auf der nächsten Kreuzung passiert ist. Ich habe mich bewusst dafür entschieden, dass ich, wenn ich schon hierhin ausgewandert bin, verstehen will, wie dieses Land und diese Stadt ticken. Ich halte mich nicht für angepasst, sondern für integriert. Ja, ich zahle hier Steuern, und dafür dürfen sie mir gern auch dankbar sein. Das ist mein Ansatz. Wenn ich zu irgendwelchen Ämtern gehe, dann verlange ich eine respektvolle Behandlung; ich finanziere sie schließlich mit. Da ich hier arbeite und Steuern zahle, habe ich dieselben Rechte wie alle anderen (PIIKU 2003).*

Mehrfach zitierten Gesprächspartner ihnen bekannte Fälle von Landsleuten, die sich infolge ihrer defensiven Haltung mit der Emigration nie richtig abgefunden hätten, und wiesen auf die Konsequenzen dieser von der ihren abweichenden Einstellung hin:

*Über meine Arbeit kenne ich Polen, die hier vielleicht genau so lang sind wie ich, aber zu Hause ausschließlich Polnisch sprechen. [...] Sie fahren nach Polen und kaufen Zigaretten, Wodka und Wurst. Ihnen reicht es, wenn der Verlag „Klon“ [der polnische Verlag in Berlin] irgendwo einen Stand hat und man polnisches Fernsehen gucken kann. Aber sie wissen weder richtig, was sich in Polen tut, noch haben sie Ahnung davon, was hier passiert (BM1 2000).*

Die negativen Wirkungen einer solchen Rückzugshaltung blieben nicht unbemerkt: die betreffenden Personen seien nicht nur in Berlin fremd geblieben, sondern auch in Polen fremd geworden. Polen, die mit der Anpassung Schwierigkeiten hatten, hatten sich nämlich

auch von der Gesellschaft entfernt, aus der sie kamen und mit der sie nur einige ausgewählte Kontakte unterhielten. Diese Beziehungen wurden im Laufe der Zeit immer oberflächlicher und partieller, beschränkten sich auf einige grundlegende Bereiche. Wir haben hier das von John Berry (1997) beschriebene Phänomen der Marginalisierung in beiden Kulturen vor uns.



Abb. 7. Eine Befragte mit ihrer Familie vor dem im Rahmen eines Happenings „verpackten Reichstag“, Sommer 1995. Foto: Archiv der Befragten

Diese erste Phase der Anpassung und Überwindung der grundlegenden Schwierigkeiten in verschiedenen Lebensbereichen, dauerte zwischen einigen Wochen und mehreren Monaten. Jeder Tag brachte Erfahrungen, die man verarbeiten und Schlußfolgerungen daraus ziehen musste. Alle Befragten bezeichneten diese Phase übereinstimmend als schwierig, allerdings habe sie kleine, aber wichtige Erfolge gebracht. Die neue Realität, eine Vielzahl von Impulsen, begangene Fehler und auf der anderen Seite die Faszination über verschiedene Aspekte des neuen Lebens haben sich ihnen generell tief eingepägt. Die damit einhergehenden Empfindungen beeinflussten die weitere Einstellung zum neuen Land. Sie waren wesentlich, zumal die Migranten nach dieser ersten Phase der „Erkundung“ schon dazu übergehen konnten, Wurzeln zu schlagen.

Aus den Geschichten der meisten Befragten lassen sich unabhängig vom Zeitpunkt ihrer Migration vier Stufen der Anpassung herausarbeiten, die dem von Hanna Malewska-Peyre (1992, 15-17) beschriebenen Modell entsprechen. Auf der ersten Stufe reagiert man auf neue

Impulse. Deren Anzahl, schreibt die genannte Autorin, hängt ab von der kulturellen und geographischen Entfernung zwischen dem Herkunftsland und dem, in das man migriert ist: von der Kenntnis der Kultur und Zivilisation des Ziellandes und von der Aufnahme, die man dort gefunden hat. Im Falle Deutschlands verringerte sich diese Distanz von Monat zu Monat. Die zweite Stufe ist geprägt durch die Bewältigung der materiellen Schwierigkeiten im Zusammenhang mit der Einrichtung am neuen Ort. So war es auch bei den für diese Studie Befragten, die aktiv nach Verdienstmöglichkeiten und einem Ort zum Leben suchten. In der dritten Phase tritt im allgemeinen eine physische und psychische Erschöpfung ein, eine Krise, die auch bei etlichen der hier befragten Personen feststellbar war. Auf der vierten Stufe dann kommt es zur Anpassung und zum Eingehen von Verbindungen zur aufnehmenden Gemeinschaft und zur Konstruktion einer Identität unter den neuen Lebensumständen. In den analysierten Fällen bedeutete dies den Übergang zur Phase der Integration.

Unabhängig vom Zeitpunkt, zu dem sie nach Berlin gekommen waren, mussten die polnischen Migranten sich anstrengen, die grundlegenden Schwierigkeiten zu bewältigen, sie waren stellenweise erschöpft, aber sie erreichten schließlich auf der vierten Stufe eine Zufriedenheit, dass sie die Schwierigkeiten gemeistert und sich mit der Umgebung verbunden hatten. In diesem Prozess sind die größten Unterschiede zwischen den Personen festzustellen, die Ende des 20. Jahrhunderts nach Berlin gekommen waren, und denen, die erst nach dem polnischen EU-Beitritt migriert sind. Letztere waren einem geringeren Stress ausgesetzt, weil es für sie mehr Alternativen für den Fall des Misserfolgs in der Bundesrepublik gab. Wesentlich war ihre bessere Ausgangsposition: die bereits erwähnten erweiterten Möglichkeiten des legalen Aufenthalts und der Suche nach einer befriedigenden Arbeit. Viele Befragte aus dieser Generation nahmen die Migration schon nicht mehr als mit Entbehrungen verbundene Notwendigkeit wahr, sondern einfach als eine Etappe der eigenen Lebensgestaltung.

Alle Migranten einte im Anpassungsprozess das Ziel, sich einerseits im Aufnahmeland für länger einzurichten, aber andererseits die eigene Besonderheit zu bewahren. Dies ist den Polen in den meisten Fällen gelungen, sowohl in Zeiten, als sie mit vielen von ihnen unabhängigen Schwierigkeiten des Aufenthalts zu kämpfen hatten, als auch in den letzten Jahren, als diese Schwierigkeiten zurückgingen. Auf Grundlage der Lebenswege der Gesprächspartner kann man den Schluss ziehen, dass die individuellen Anpassungsstrategien der gezielten Beobachtung und Nutzung auftretender Möglichkeiten die wesentlichsten Elemente waren, die es den Migranten erlaubten, im Rahmen ihres Aufenthalts im Ausland Wurzeln zu schlagen. Dies galt oft sogar unabhängig von den äußeren Bedingungen. Dies hing ab von dem kulturellen Kapital der Migranten im weitesten Sinne – das waren nicht nur formale Bildung und Fertigkeiten oder Netzwerke, sondern auch Persönlichkeitsmerkmale wie Stressresistenz, Hartnäckigkeit, Flexibilität, Kreativität und die Fähigkeit, auf intelligente Weise Gelegen-

---

heiten zu nutzen – kurz: von der Offenheit für Veränderungen. War die Anpassung auf verschiedenen Gebieten einmal erfolgreich abgeschlossen, konnten die Migranten zur Etappe der Integration übergehen. Sie beruhte darauf, in der neuen Gesellschaft, ihrer Kultur und ihrem Alltag „anzukommen“ und tiefere Wurzeln zu schlagen.



# Kapitel III. Integration und Akkulturation

Die Ausreise nach Berlin stellte für das Leben der Befragten ein „Schlüsselmoment“ dar (Sztompka 2008, 34). Mit ihr begann die Anpassung, die ihrerseits die Vorstufe zur Integration war; Ziel der Anpassung war es, langfristige Aufenthaltsstrategien zu entwickeln und gleichzeitig die eigene Identität zu wahren. Die zweite Etappe – die der Integration – war im Gegensatz zur ersten damit verbunden, relativ enge Beziehungen mit der aufnehmenden Gesellschaft einzugehen und sich an verschiedenen Bereichen ihres Lebens zu beteiligen (Grzymała-Kazłowska 2008, 35). Verbunden mit der Integration war die Akkulturation, also ein in beide Richtungen verlaufender – wenngleich eher asymmetrischer – kultureller Veränderungsprozess, wie er aus dem interkulturellen Austausch hervorgeht (Posern-Zieliński 1999, 44). Erscheinungsformen von Integration und Akkulturation traten im Alltag als einer „soziokulturellen Welt, in der die Menschen verschiedenartige Beziehungen, Abhängigkeiten und Interaktionen eingehen“ (Schütz 2008, 15)<sup>205</sup> zutage. Die sozialen Räume, in denen sich Menschen gewöhnlich bewegen (Arbeitsplatz, Wohnung, Einkauf, Freizeitgestaltung usw.) wurden in der Emigrationsituation noch erweitert um den Kontext des neuen Staates, ethnischer und kultureller Milieus (Sztompka 2009, 34). Die Polen versuchten, sich in diesem Geflecht einzurichten, ihre Position zu bestimmen und auf Dauer oder wenigstens für längere Zeit in ihm sesshaft zu werden.

## III.1. Beziehungen zu Deutschen

### Erste Kontakte

Ob die Integration von Migranten gelingt, hängt vor allem von ihren Beziehungen zur aufnehmenden Gesellschaft ab. Die polnischen Migranten spürten dies intuitiv, unabhängig von der Migrationswelle, mit der sie nach Berlin gekommen waren. Sie bemühten sich, möglichst schnell und erfolgreich in neue Rollen hineinzuwachsen:

*Ich habe von Anfang an auf Integration gesetzt, auch wenn ich dieses Wort damals noch gar nicht kannte [...]. Aber mir lag daran, zu den Deutschen und den anderen Ausländern, die mit mir zusammen studierten, enge Beziehungen einzugehen (WM11 2006).*

*Ich habe beschlossen, mich auf die Deutschen einzulassen. Ich wollte ihre Mentalität kennenlernen und sehen, wie sie lebten (GK11 2004).*

---

<sup>205</sup> Rückübersetzt aus dem Polnischen, nicht mit dem Original abgeglichen (A.d.Ü.)

Ewa Nowicka (Halik, Nowicka 2002) hat zwei grundsätzliche Lebensstrategien unterschieden, die offensiv eingestellte Migranten einschlagen können, was das Anknüpfen von Beziehungen angeht: die eine ist aufgabenbezogen, die zweite auf Assimilation orientiert. Im ersten Fall werden soziale Kontakte vor allem als Mittel betrachtet, bestimmte Ziele zu erreichen; und an diesen Zielen bemisst sich damit auch der Umfang der einzugehenden Kontakte. Zwischenmenschliche Beziehungen werden hier gewöhnlich auf solche beschränkt, von denen sich ein Nutzen erwarten lässt. Personen, die die zweite Strategie einschlagen, knüpfen Kontakte, ohne zunächst auf messbare Vorteile zu hoffen. Sie streben danach, uneigennützig enge Beziehungen zu ihrer neuen Umgebung aufzubauen<sup>206</sup>. Langfristig hat nur die zweite Gruppe die Chance auf Integration. Denn die erste Grundeinstellung führt dazu, dass man am Rande der Gesellschaft des aufnehmenden Landes verbleibt.

Im Falle der Berliner Befragten kann man die zwei genannten Strategien am häufigsten als Begleiterscheinungen von zwei Etappen des Integrationsprozesses betrachten. In der Anfangsphase dienten die Kontakte mit der Umgebung hauptsächlich dazu, Zugang zum aufnehmenden Milieu zu gewinnen. Im weiteren Verlauf war dann das Ziel, engere Beziehungen einzugehen und Bekannte und Freunde zu finden.

In den achtziger Jahren machten viele Migranten aus Polen die Erfahrung großer Sympathie ihrer Umgebung, die sich aus der Unterstützung für die in Polen ablaufenden Veränderungen speiste. Dies machte es leichter, Kontakte anzuknüpfen. Auch im weiteren Verlauf, als sich die Rahmenbedingungen für polnische Migranten verschlechterten, berichteten die Befragten nicht über Feindseligkeit von Seiten der deutschen Umgebung.

*Ich habe nie ein böses Wort darüber gehört, dass ich aus Polen bin. Gewöhnlich konnte es vorkommen, dass jemand auf der Straße oder im Geschäft irgendeine unfreundliche Bemerkung knurrte. Aber mir ist das nie passiert (JK13 1995).*

Besondere Sympathie bemerkten die Migranten von Seiten ihrer Umgebung aber auch nicht. Die Gesprächspartner spürten ein Interesse des Umfelds; aber aus Gründen, die ihnen verschlossen blieben, führte dies auf dieser Etappe nicht dazu, dass nähere Bekanntschaften ent-

<sup>206</sup>Über ähnliche Typen von Einstellungen hat auch Krystyna Wróblewska-Pawlak viel geschrieben (1995, 71-73); sie hat sie dabei in egozentrische und offene unterschieden. Jede von ihnen kann zwei Formen annehmen: die erste - egozentrische - tritt in konservativer oder synkretistischer Gestalt auf. Im Falle der konservativen Grundeinstellung konzentriert sich das Individuum auf die Kultur des Herkunftslandes und ignoriert neue kulturelle Muster, so gut es geht. Die synkretistische Einstellung beruht darauf, lediglich diejenigen soziokulturellen Muster zu entlehnen, die der Migrant als attraktiv wahrnimmt - unabhängig davon, wie kompatibel sie sind. Der zweite Typ von Grundeinstellungen gegenüber der neuen Kultur - die der Offenheit - tritt ebenfalls in zwei Varianten auf: einer opportunistischen und einer synthetischen. Die erstere tritt als Streben nach maximalem Aufgehen in der neuen Kultur in Erscheinung, die zweite als Bestreben, beide kulturelle Systeme zu verbinden.

standen wären. Im Gegenteil sei eine gewisse Distanz erhalten geblieben. Viele Migranten, die aus Polen gewohnt waren, dass man schnell freundschaftliche Beziehungen zu neu gewonnenen Bekannten eingeht, empfanden dies als unbehaglich.

Daran änderte sich auch in den beiden nächsten Migrationswellen nur wenig. Nach den Berichten der Befragten wahrten die Deutschen gegenüber den Polen Gleichgültigkeit:

*Ich habe schlicht überhaupt keinen Kontakt mit Nachbarn. Wenn ich in den Aufzug einsteigen will, wartet der Nachbar nicht auf mich, es ist, als ob er so schnell wie möglich abhauen wollte, um nichts sagen zu müssen. Das kann man spüren. Sie wollen das nicht. Sie bauen Barrieren auf, denn sie sind hier zu Hause [...]. Sie mögen einfach diese Anonymität (JK13 1995).*

Eine Befragte, die an der Universität zu studieren begonnen hatte, versuchte, diese anfänglichen Schwierigkeiten im Umgang mit objektiven Lebensumständen zu begründen:

*Das dortige Ausbildungssystem macht es unmöglich, solche Gruppen von Bekannten oder Freunden zu bilden, wie wir das aus Polen kennen. Dort geht jeder in seine Veranstaltungen, und die Leute haben praktisch keine Möglichkeiten, sich in einer solchen Gruppe zu treffen (RK37 2001).*

Manchmal erschien die Distanz auch eher eingebildet als real. Die befragten Personen hatten allerdings selten soviel Distanz zu sich selbst, um derartige Überlegungen anzustellen wie die folgende Gesprächspartnerin:

*Vielleicht haben ja auch wir diese Distanz geschaffen? [...] Denn gewöhnlich läuft das in beide Richtungen... (RK37 2001).*

Als Bestätigung ihrer Zweifel fügte sie hinzu:

*Wir hatten eine wunderbare Nachbarin, eine Deutsche. Eine ganz tolle Frau, so offen, sie kam zu uns herüber oder lud uns zu Kaffee und Kuchen ein (RK37 2001).*

Erst nach vielen Monaten oder manchmal sogar Jahren bemerkten die Migranten, dass in den meisten Fällen die beobachtete „Kühle“ kulturell bedingt war und aus einem Gefühl der Vorsicht heraus entstand, nicht aus Ausdruck von Gleichgültigkeit oder Antipathie. Eine Befragte kommentierte dies auf interessante Weise:

*So etwas wie Assertivität, ... dafür gibt es im Deutschen überhaupt kein Wort. Deshalb tendiert eine Polin, wenn sie von einer deutschen Bekannten etwas sehr bestimmt Gesagtes hört, dazu,*

*das gleich als Angriff wahrzunehmen. Die Deutsche hingegen hat von Kind auf gelernt, dass sie das demokratische Recht hat, im demokratischen Dialog ihre Meinung zu sagen, und das tut sie dann eben auch. Und die Frauen, die hier hinkommen, verstehen einfach nicht, was hier kulturell abgeht, und deshalb fühlen sie sich schlecht behandelt oder verletzt. Mir ist das auch passiert, als ich hier hingekommen bin [...]. Die Nachbarn teilten mir mit, dass ich den Kinderwagen nicht [im Hausflur] abstellen sollte. Ich war wütend, weil die Vormieterin ihren Kinderwagen ganz genauso auf dem Flur abgestellt hatte, und ich dachte, sie schikanieren mich, weil ich aus Polen bin. Und die Umgebung, in der ich lebte, war sehr „deutsch“. Mein Selbstwertgefühl hat darunter sehr gelitten, obwohl mir klar war, was da kulturell alles ablief. Damals habe ich aufgegeben und erst viel später in Gesprächen mit anderen verstanden, worum es hier geht [...]. Und dass ich nicht die Augen niederschlagen darf, wenn ich jemanden von diesen Leuten treffe, sondern mit jedem reden soll. Und da stellte sich heraus, dass sie mich sehr gern hatten und mich für etwas wunderlich hielten, weil ich so reagiert hatte. Ich hatte also die Mitteilungen über die Sachen falsch verstanden, die für meine Nachbarn wichtig waren. Solche Situationen gibt es viele, wenn man neu im Land ist [ZIIKP 2013].*

Die Gesprächspartnerin hatte klar die Gründe für die Distanz und die auf den ersten Blick dreiste Behandlung in kulturellen Unterschieden erkannt; aber sie musste sich tiefer anpassen, um diese Unterschiede voll zu verstehen.

Auch nach mehreren Monaten des Aufenthalts fiel es vielen Migranten weiterhin schwer, sich auf Deutsch zu verständigen:

*Ich hatte Deutsch gelernt, seit ich halbwüchsig war, ich hatte mein Abitur auf Deutsch gemacht und dann studiert. Ich habe die Sprache an der Hochschule und in Oberschulen sowie in anderen Gremien gelernt. Aber das waren immer berufliche Kontexte, und hier musste ich plötzlich zu Hause beim Kartoffelschälen Deutsch reden, und das war für mich sehr unangenehm (WK46 2000).*

Man sieht aus diesem Beispiel, dass das Problem der Sprachbeherrschung nicht nur diejenigen betraf, die mit dem Deutschen erst im Ausland zu tun bekommen hatten. Eine andere Befragte stellte ähnlich wie die gerade zitierte Person noch weitere Schwierigkeiten fest:

*Die Sprache war ein Problem [...]. Ich hatte [in Polen] sehr intensiv Deutsch gelernt, aber als ich hier herkam, bekam ich plötzlich Angstzustände [...]. Das hat sich sehr lange gehalten bei mir und mich sehr gewundert, dass ich solche psychologischen Hemmungen hatte. Wenn ich nach Ostberlin ging und da mit den Leuten redete, war es kein Problem; aber hier, im Westteil, in dieser fremden kapitalistischen Welt [lacht], das waren ganz andere Leute (BK2 1989).*

Indirekt wies diese Gesprächspartnerin noch auf ein anderes ernsthaftes Problem bei der Integration hin: die Komplexe. Polnische Migranten, die in den 1980er und 1990er Jahren nach Deutschland kamen, hatten zuvor sehr wenig Gelegenheit gehabt, Kontakte zu Menschen anderer Nationalität zu pflegen. Sehr oft waren sie vorher nie im Ausland gewesen. Bei der Integration war das Gefühl sehr stark, „jemand Schlechteres“ zu sein, weil man aus „dem armen Osten“ kam und sich auch in vielen anderen Bereichen noch nicht an die deutsche Umgebung angepasst hatte (Kleidung, Verhalten, Denkweise).

Die Sprachbarriere wurde in allen Gruppen von Gesprächspartnern erwähnt, auch bei denen, die erst nach dem polnischen EU-Beitritt nach Berlin gekommen waren. Allerdings war sie in dieser letzteren Gruppe seltener mit allgemeinen Komplexen unterlegt. Aber wie schon in den früheren Jahren beruhte sie im allgemeinen auf dem Gefühl, dass man die Sprache noch nicht vollständig beherrschte und sich fürchtete, Fehler zu begehen und sich zu blamieren. Als Folge fiel es den Migranten häufig schwer, ihre inneren Widerstände gegen nähere Kontakte zu überwinden:

*Ganz am Anfang hatte ich hier kaum Bekannte, denn woher auch? Also zwang ich mich, auf diese Workshops [für Künstler] zu gehen; nicht weil ich mich unbedingt aufdrängen wollte, sondern weil ich das Gefühl hatte, dass ich eigene Bekannte [...] und deutsche Kontakte brauchte (KK17 2002).*

### **Kenntnisse der Deutschen über Polen**

Die Ende des 20. Jahrhunderts nach Berlin gekommenen Gesprächspartner stellten fest, dass sie auf Seiten der Deutschen mit völligem Unwissen über Polen konfrontiert worden seien. Eine der Migrantinnen berichtete:

*Das Thema der Polen hat generell niemanden interessiert – weder positiv, noch negativ. Die Grenze war geschlossen. Für sie war das immer noch der Osten, eine andere Welt (KK15 1985).*

Polen wurde vor allem mit Armut und Rückständigkeit assoziiert. Positive Assoziationen weckten die „Solidarność“, Lech Wałęsa, die Landschaften und die Natur. Daran änderte sich auch in den kommenden Jahren nicht viel, wie in den Gesprächen immer wieder zum Ausdruck kam. Die negativen Stereotypen dominierten klar. Deutsche Forschungen vom Ende der 1990er Jahre wiesen darauf hin, dass die Polen mit folgenden Eigenschaften verbunden wurden: falsch, faul, nicht vertrauenswürdig, undiszipliniert und provinziell. Als positive Eigenschaften wurden Kinderliebe und Sparsamkeit erwähnt. Die ersten Assoziationen aus dieser Zeit kreisten jedoch um die Autodiebstähle und die Mafia (Ziemer 1999, 67). Beide Phänomene setzten sich sehr in den Stereotypen fest.

Migranten aus der Zeit vor dem polnischen EU-Beitritt stellten fest, dass die Deutschen oft keine Unterschiede zwischen ihnen und anderen Ankömmlingen aus Osteuropa machten. Eine Befragte sagte es so:

*Für manche ist dieser ganze Osten ein einziges Sibirien; alles wird in einen Topf geworfen (KK21 2003).*

Eine andere Befragte, die als Russin galt, war darüber gar nicht unzufrieden, und sie begründete das so:

*Die Deutschen haben viel Achtung für die Russen, wegen der Kultur und der Geschichte und der Größe des Landes. Das ist halt ein Imperium (RK37 2001).*

Der Umgang mit Russen war nach Auffassung der zitierten Gesprächspartnerin deshalb ein anderer als mit Polen, um einiges besser<sup>207</sup>. Mehrere weitere Befragte teilten diese Einschätzung. In diesen Vorstellungen wurden jedoch sowohl die einen als auch die anderen dem – wie es schien, insgesamt verachteten – Osten im Unterschied zum „zivilisierten“ Westen zugerechnet.

Genau im Unwissen und der Furcht vor dem Kontakt mit Fremdhheiten sahen viele Befragte den Hauptgrund für die anfängliche Distanz der Deutschen in ihren Beziehungen zu den Migranten aus Polen. Aus Forschungen ergibt sich, dass dies auch noch andere Konsequenzen hatte. 1997 war die Unterstützung für eine polnische EU-Mitgliedschaft in der BRD die geringste unter allen alten EU-Ländern: nur 29 Prozent der Befragten sprachen sich dafür aus, aber 50 Prozent dagegen (Garsztecki 2000, 59-60). Gegen Ende des 20. Jahrhunderts gab es eine große Asymmetrie zwischen dem positiven und immer besseren Image Polens unter den politischen und wirtschaftlichen Eliten und dem negativen Polenbild der deutschen Gesellschaft als ganzer (Dolińska, Falkowski 2003, 206-209). Die Forschungen dieser beiden Autoren (2003, 206-209) zeigten, dass am Vorabend des polnischen EU-Beitritts 18 Prozent der Deutschen zu Polen überhaupt nichts einfiel. In den übrigen Aussagen von Bewohnern der BRD mischten sich neutrale (schöne Landschaften, Mentalität, Nachbarn) und entschieden negative (Diebstähle, Armut, Arbeitslosigkeit, Rückständigkeit, Korruption, Antisemitismus usw.). Es war dabei sichtbar, dass sich die Quellen dieser Vorstellungen vermischten: manche ergaben sich aus allgemeinem Wissen über die gegenseitigen Beziehungen, andere aus geläufigen Stereotypen, andere wiederum aus persönlichen Erfahrungen und noch andere aus den Medien.

In der Wahrnehmung des polnischen Staates eng verbunden waren die Meinungen über die Polen als Menschen. Sie wurden vor dem EU-Beitritt Polens als freundlich und tolerant, ande-

<sup>207</sup>Die Umfragen wurden vor der russischen Invasion in die Ukraine 2022 durchgeführt; diese hat den Blick der Deutschen auf Russland und seine Bewohner verändert.

rerseits aber auch unmodern und ineffizient beschrieben (Kolarska-Bobińska 2003, 11-12). Die Messung der Distanz zeigte, dass Deutsche sie nur in Situationen akzeptieren würden, die keinen Einfluss auf ihr persönliches Leben hätten: als Touristen, Arbeitskollegen oder Nachbarn (Dolińska, Falkowski 2003, 206-209, 220). Deshalb erschien den Befragten der Beitritt Polens zur EU als ein sehr wichtiges Ereignis, das Hoffnung auf eine Veränderung zum Positiven weckte:

*Eine Sache, an der ich persönlich den Beitritt zur EU gespürt habe, war, dass plötzlich viel mehr Polnisch-Sprachkurse angeboten wurden; es gab geradezu einen Run auf diese Kurse. [...] Das dauerte ein Jahr, vielleicht anderthalb [...]. Danach wurde es ruhiger darum, aber das ist ja normal [...]. Viele, die hier jetzt Polnisch lernen, sagten, dass Polen so nah liegt, im Prinzip nur 70 Kilometer entfernt, und dass das immer eine völlig fremde Welt gewesen sei und dass sie nie den Mut gehabt hätten, mal hinzufahren. Die Leute sagten, dass Polen für sie etwas sehr Abstraktes gewesen sei, verwunderlich wie Marokko, das ja in Afrika liegt. Eine andere Welt. Aber nachdem Polen der EU beigetreten sei, hätten sie Mut gefasst und ein größeres Bedürfnis, hin und wieder hinzufahren. Ich weiß nicht, vielleicht sogar bis nach Krakau oder Posen oder Stettin. Sie haben gesehen, dass die Polen nicht so schlimm sind, wie sie beschrieben wurden, denn das waren natürlich Vorurteile. Dass die Polen offene Menschen sind, dass das Land immer moderner wird, einfach ok, dass man da seine Zeit auf angenehme Weise verbringen kann, die Leute nett sind und Deutsch oder Englisch sprechen, und dass sie sich wahnsinnig freuen, wenn ein Deutscher kommt und ein paar Worte Polnisch drauf hat. Ich habe den Eindruck, dass sich vieles verändert hat (BK3 1998).*

*Und auch in den Medien hat sich der Ton der Berichterstattung über Polen geändert. Wir werden jetzt völlig normal behandelt, vielleicht ohne besondere Begeisterung, aber auch ohne dieses [geringschätzige] „Na ja, diese Polen“. Das hat sich sehr in Richtung Ausgewogenheit geändert. (ZK47 1990).*

In den Gesprächen wurde oft betont, dass der Diskurs über Polen heute ein völlig anderer sei als noch wenige Jahre zuvor. Es komme öfter vor, dass Polen als gleichrangig mit anderen Ländern Westeuropas behandelt werde:

*Jetzt wissen viel mehr Leute etwas über Polen, und ich denke, dass auch die Bewertung Polens in den Augen der Deutschen jetzt eine viel bessere ist als vor einiger Zeit. Eine Art Anstoß hierfür war der Beitritt Polens zur EU. Damit fiel eine Art mentaler Barriere in den Köpfen vieler Menschen, und jetzt begannen sie, nach Polen zu fahren. Wenn sie zurückkommen, sperren sie sozusagen Mund und Nase auf vor Erstaunen [...]. Je größer vorher die Vorurteile waren, desto stärker ist jetzt dieser positive Kontrast. Und wer einmal nach Polen gefahren ist, der fährt immer wieder; es ist, als hätte Polen eine besondere Anziehungskraft, fast wie eine Droge (WM12 2007).*

Eine andere Befragte diagnostizierte die Gründe für die Veränderungen im Umgang mit Polen und seinen Bürgern so:

*Ein positiver Aspekt ist sicherlich, dass diese Kontakte und der Austausch jetzt intensiver sind und auch die Polen die Gelegenheit bekommen haben, sich von verschiedenen Seiten zu präsentieren. [...] Die Polen aus Berlin treten als Inhaber von gut gehenden Firmen in Erscheinung, [...] sie kommen nicht mehr hierher, um irgendwelche Stütze abzugreifen, sondern sie wollen etwas schaffen und etwas erreichen [...] (WK46 2000).*

Die Beobachtungen der Befragten über die Verbesserung des Images von Polen als Staat wie auch seinen Bewohnern bestätigen, was auch Forschungen verschiedener Institute ermittelt haben. Aus ihnen ergibt sich, dass z.B. schon 2006 Polen in geringerem Umfang als noch 2000 als entferntes und zivilisatorisch zurückgebliebenes Land wahrgenommen wurde. Häufiger wurden als Merkmale der Fleiß der Polen und das Wirtschaftswachstum genannt. Allerdings überwogen in den ersten spontanen Assoziationen von Deutschen zu Polen und seinen Bürgern noch jahrelang negative Eindrücke die positiven. Generell war der Eindruck vom östlichen Nachbarland besser, wenn die befragte Person formal gebildeter war und Polen schon aus eigener Erfahrung kennengelernt hatte (Falkowski, Popko 2006).

Viele der von mir befragten Personen bemerkten allerdings auch die Tatsache, dass das verbesserte Image der Polen nur eine Teilgruppe betraf: gebildete und mental offene.

*Der Beitritt zur EU hat sehr vieles verändert, aber nicht alles. Es hängt alles davon ab, mit wem man zu tun hat [...]. Es gibt weiterhin diese Barriere der Antipathie, diese Phobie, diese Ausländerfeindlichkeit [...]. Diese Arroganz findet sich bei sogenannten einfachen Leuten, die bestimmte Dinge nicht verstehen und sich an sie gewöhnen wollen. Es fällt ihnen schwer, zur Kenntnis zu nehmen, dass [...] man die Polen jetzt nicht mehr so behandeln kann wie früher (LK25 1978).*

*Die Intelligenteren schauen schon etwas anders auf die Welt und wollen, dass Europa immer größer wird, und das schlägt sich im Denken nieder [...]. Aber es gibt halt auch solche, die nach Polen in Urlaub gefahren sind und denen man dort das Auto geklaut hat. Die sagen dann, dass sie keinen Fuß mehr nach Polen setzen (EK8 1991).*

Die Befragten betonten, dass in den letzten Jahren die Deutschen eine Kategorie von Polen wahrgenommen hätten, die sie vorher unter den Migranten aus Polen so nicht gesehen hätten: immer mehr junge Leute mit Sprachkenntnissen, die in der BRD ein Studium aufgenommen hätten oder in Funktionen arbeiteten, die hohe Qualifikationen verlangten. Nach Einschätzung der Befragten waren nicht alle Deutschen auf diese Begegnungen und die dahinter stehenden Veränderungen vorbereitet:

*Die Deutschen haben anscheinend ein Problem mit dieser neuen Generation von Leuten, die nicht mehr so schüchtern sind wie früher, die in der ganzen Welt unterwegs sind und die wahrnehmen, was außerhalb Polens los ist. Das verunsichert sie, denn ihr Polenbild ist das eines Mannes mit Schnauzbart, der das Haus putzt oder als Wachmann arbeitet [...], der gewissenhaft die Erdbeeren erntet oder Fliesen legt, und irgendeine Frau Zosia, die auf ein Kind, auf eine ältere Person mit Alzheimer aufpasst oder die Wohnung putzt. Alle sind nett und sympathisch, aber weiter geht ihre berufliche Aktivität und ihre soziale Verwendbarkeit nicht. Sobald der Zustrom gut ausgebildeter Leute zunimmt, die vom hiesigen Staat nichts verlangen und nicht nach irgendeiner Sozialhilfe anstehen, sondern selbst Firmen gründen und zurechtkommen – die sind für die Deutschen eine Überraschung. Ich denke, die Deutschen haben ein Problem damit, wie sie mit solchen Polen umgehen sollen (SK40 2007).*

Nach der Auffassung der Befragten hat das Auftreten dieses neuen Migrantentyps in der deutschen Landschaft nicht immer dazu geführt, dass die Sichtweise auf „Fremde“ sich geändert hätte. Im Gegenteil: oft habe er den für Vorurteile typischen Mechanismus ausgelöst, in diesen Leuten Ausnahmen von der Regel zu sehen. Die Befragten brachten viele Beispiele für eine spezifische, nicht der Wirklichkeit entsprechende Wahrnehmung Polens durch die Deutschen, aus der sich dieses Erstaunen ergeben habe:

*Es gab so eine Situation – Polen war schon in der EU –, da sollte eine deutsche Schulklasse eine Exkursion [...] nach Polen machen. Und [auf dem Elternabend] fragten die Eltern, was sie ihren Kindern mitgeben sollten, vielleicht irgendwelche Konserven, denn in Polen gebe es ja nichts zu essen. Es war, als hätten sie die Entwicklung der letzten 20 Jahre verschlafen! [...] Sie fragten allen Ernstes, ob man das Wasser in Polen trinken könne! (LK25 1978).*

*Als ich (1996) hierher gekommen bin, da habe ich mich beim Frühstück über die Deutschen lustig gemacht. Wir hatten im Studentenwohnheim so eine gemeinsame Küche und ein gemeinsames Esszimmer, da haben wir immer zusammen gefrühstückt. Und sie sagten: „Das ist Nutella! Habt ihr das in Polen nicht?“. Und ich: „Jaa, Wolkenkratzer habe ich auch die ersten hier gesehen“. Und erst dann haben sie gemerkt, dass ich sie veräppelt habe. Dabei hatten alle Deutschen, die ich nach Polen mitgenommen habe, ausgesprochen gute Eindrücke vom Land. Und mein [deutscher] Mann sagt immer, er bewundert, was die Polen nach 1989 aus ihrem Land gemacht hätten, im Unterschied zu dem, was man in Ostdeutschland sehen kann (GIIKE 1996).*

*Viele Deutsche leben noch in so einer Vorstellungswelt, dass man im Osten das Wasser noch aus dem Brunnen schöpft und man nie weiß, was gleich passiert... (KK21 2003).*

*Es passiert mir bis heute, dass mich ein Journalist fragt, ob man mit dem Auto nach Polen fahren könne, und ob es da schon Geldautomaten gebe (WM12 2007).*

Mit diesem Problem haben sich auch Wissenschaftler befasst. Krzysztof Ruchniewicz (2003) hat zum Beispiel darauf hingewiesen, dass die Bundesrepublik die Entwicklung von Demokratie und Wirtschaft jenseits der deutschen Ostgrenze unterschätze. Ergänzend hat Brigitta Helbig-Mischewski (1999) bemerkt, dass in Deutschland ein falsches Bild von Polen kursiere, das auch durch die Reiseführer geprägt und verstärkt werde. Als Folge hätten die Deutschen entweder nichts über ihr östliches Nachbarland gewusst oder ein falsches Bild von ihm gehabt.

Forschungen, die 2006 in der BRD durchgeführt wurden, haben ergeben, dass die meisten Bewohner Deutschlands beim Stichwort Polen an Katholizismus, Armut, übermäßigen Alkoholkonsum, Korruption und eine schwache Volkswirtschaft dachten. Klar positive Assoziationen hätten einzig die Gastfreundschaft der Polen und die schönen Landschaften hervorgerufen. Dagegen sei das Deutschlandbild der Polen wesentlich realistischer gewesen – vor allem durch direkte Kontakte und Reisen in die BRD. Dagegen habe das Polenbild der Deutschen weiterhin stark unter negativen Stereotypen gelitten (IfD-Allensbach 2011, 28, 81).

Die für diese Studie Befragten betonten jedoch, dass Ansichten wie die zuletzt zitierten immer seltener aufräten. Nach ihrer Meinung verbessere sich das Bild Polens und der Polen langsam, aber auf breiter Front. Diese Überzeugung glich bei den Befragten selbst den Eindruck aus, „jemand Schlechteres“ zu sein und führte dazu, dass ihr Stolz auf ihre Herkunft gewachsen sei und sie sich stärker bemüht hätten, ihre eigene Kultur und ihre Verbindungen zur Heimat zu bewahren. Bei jungen Leuten hob diese Entwicklung das Selbstwertgefühl und senkte Komplexe, die in früheren Migrationswellen oft aufgetreten waren.

Viele Migranten hatten das Gefühl, im Ausland Botschafter der Veränderungen in ihrem Land zu sein. Dass dies aber auch heute noch eine große Herausforderung ist, zeigt die Antwort eines der Befragten, der als Sprachlehrer für Polnisch tätig ist:

*Ich habe tatsächlich Schüler, die schon seit 30 Jahren nach Polen reisen und die Veränderungen dort wahrnehmen. [...] Ich versuche immer, denjenigen, denen diese Erfahrung fehlt, mitzugeben, dass Polen ein Land ist, das sich entwickelt. Aber manche haben Schwierigkeiten, das zu glauben... Sie identifizieren Polen mit den Orten an der Grenze. Ich ermuntere sie dann immer, weiter ins Land hineinzufahren als nur bis nach Międzyzdroje/Misdroy oder Świnoujście/Swinemünde (WM11 2006).*

Auch eine andere Befragte, die in Berlin in der Filiale eines polnischen Unternehmens arbeitete, berichtete:

*Wir hatten 2004 sehr viele Anrufe, wo die Leute uns sagten: „Jetzt seid ihr in Europa!“. Und wir haben ihnen immer gesagt, dass wir schon immer in Europa waren, weil Europa am Ural endet. Ich habe manchmal den Eindruck, dass ich hier mehr tue als alle Politiker. Ich tue mehr, weil*

*ich mit einfachen Leuten rede, [die an meinen Arbeitsplatz kommen], anders als die Politiker. Ich sage also: „Fahrt hin und schaut es euch an, in zwei Stunden seid ihr mit dem Zug in Stettin. Geht in die Museen, Galerien und Einkaufszentren, und fahrt abends mit dem Zug zurück nach Hause“. Und manche kamen hinterher und sagten: „Sie hatten Recht, es ist ok in Polen“. Das ist die Arbeit an den Grundlagen. Es gibt so eine Haltung „ich mag die Polen eigentlich nicht, aber du bist ok, denn wir kennen dich“. [...] Es ist, als wäre ich Botschafterin des Polentums [lacht] (GIIKE 1996).*

### Näheres Kennenlernen

Beim näheren Kennenlernen haben die allermeisten der Befragten – unabhängig davon, mit welcher Migrationswelle sie nach Berlin gekommen waren – von einer positiven Aufnahme durch Kollegen und Nachbarn berichtet. Eine der Frauen, die schon in den achtziger Jahren migriert war, erinnerte sich:

*Abgesehen von solchen Alltagssituationen, z.B. wenn die Verkäuferin in der Bäckerei nicht verstand, welches Brot ich haben wollte – oder so tat, als verstünde sie mich nicht –, war alles in Ordnung. [...] Einmal ist es mir beim Arbeitsamt passiert. Da sagte ich, dass ich von Ausbildung Mathematikerin bin, und die Frau sagte zu mir „Können Sie lesen und schreiben?“. Und ich sagte darauf: „Nein, in Polen können nur die Professoren buchstabieren“. Daraufhin sagte mir die Frau, ich solle mit jemandem wiederkommen, der lesen und schreiben könne, und sie fand für mich ein Angebot als Putzfrau. Da zog ich mein nostrifiziertes Diplom hervor – und da stand sie aber stramm!“ (BK2 1989).*

Eine andere Gesprächspartnerin, aus derselben Migrationswelle, fasst ihre Kontakte mit den Nachbarn mit folgenden Worten zusammen:

*Sie waren im Allgemeinen sehr freundlich. Auch wenn es solche gab, die mir zu verstehen gaben, dass ich nicht zu ihnen gehörte... Es gab irgendwelche Sticheleien, irgendjemand tat so, als ob er mich nicht kennen würde (LK25 1978).*

Die selbe Respondentin stellte allerdings auch fest, dass:

*Als ich mich scheiden ließ [...] und eine Wohnung brauchte, [...] haben alle versucht, mir zu helfen. [...] Irgendjemand hat mir sogar ein Möbelstück geschenkt. [...] Ich muss sagen, dass ich auf Menschen gestoßen bin, die mir sehr gern geholfen haben, und das waren ganz normale Freundschaften. Ich kann wirklich nicht sagen, dass mir irgendetwas Unangenehmes passiert wäre (LK25 1978).*

Eine andere Migrantin, die in den neunziger Jahren nach Berlin gekommen war, erzählte:

*Da, wo wir wohnten, lernte ich sehr viele Leute kennen, denn damals wurde mein Sohn geboren, und ich ging mit ihm auf solche Treffen für Mütter mit kleinen Kindern. Und da habe ich, wenn ich mich erinnere, sehr viele Bekanntschaften geschlossen. Alle waren völlig offen, und für niemanden spielte es eine Rolle, dass ich aus Polen kam – vielleicht auch deshalb, weil ich kein Sprachproblem hatte (BK3 1998).*

Auch die Migranten, die im 21. Jahrhundert nach Berlin kamen, erinnerten sich an keine negativen Erfahrungen in Kontakten mit Menschen. Eine der Befragten fasste das auf interessante Weise zusammen:

*Ich bin niemals angegriffen worden und hatte auch nie das Gefühl, dass ich mit so etwas rechnen müsste, weil ich aus Polen bin. Denn ich kann mich von den sprichwörtlichen Polen distanzieren, die entweder trinken oder klauen [...]. Manchmal ärgert mich das, aber alles in allem immer weniger. Denn mir scheint, dass das auch von der Persönlichkeit des Menschen abhängt, der solche Auffassungen hat. Das liegt an seinem Niveau [...]. Sehr hilfreich ist aber auch der direkte Kontakt. Ich denke, dann verlässt man die Ebene der Stereotypen [...] und sieht den einzelnen Menschen, so, wie er halt ist. Das scheint mir bei den Kontakten das Wichtigste zu sein: „Weißt Du, was wir über die Polen sagten, das ist auch interessant...“ [...] Aber mir scheint doch, dass das eine große Fähigkeit ist, das zu reflektieren (KIIKK 2002).*

Die psychische Dimension der Intoleranz nennt man Voreingenommenheit, und die Entsprechung auf der Verhaltensebene ist die Diskriminierung. Voreingenommenheiten äußern sich demnach in Diskriminierungen, also einer unangemessenen Behandlung aufgrund einer kollektiven Zugehörigkeit – einem gezielten, aber unbegründetem negativen Verhalten (Macrae *et al.* 1999, 228). Die für diese Studie befragten Personen erklärten nur sehr selten, dass sie Diskriminierungserfahrungen gemacht hätten. Wenn es hierzu gekommen sei, so seien dies Einzelfälle gewesen, in den meisten Fällen beim Kontakt mit Fremden, denen sie zufällig über den Weg gelaufen seien, oder in anonymen öffentlichen Räumen: auf der Straße, im Handel, auf Behörden. Die in solchen Situationen gefallenen kränkenden Meinungsäußerungen oder feindseligen Verhaltensweisen bewerteten die Befragten vor allem als Form der Entladung von situationsbezogenen Spannungen, die aber nicht zwangsläufig auf einer tiefverwurzelten und durch Vorurteile bestärkten Feindseligkeit beruht hätten.

Die Befragten vertraten die Auffassung, dass es gerade der multikulturelle Charakter Berlins als Ort der Koexistenz von Menschen mit verschiedenen Wurzeln gewesen sei, der zu ihrer im allgemeinen freundlichen Aufnahme geführt hätte.

*Ich hatte eher den Eindruck, dass mich alle völlig neutral behandelten. Vielleicht deshalb, weil Berlin eine spezifische Stadt ist, in der es so viele Ausländer gibt? (BK3 1998).*

Gleichzeitig unterstrichen die Befragten, dass dies nicht bedeute, dass sich die Deutschen nicht von Vorurteilen leiten ließen. Aber sie würden wegen der als erstrebenswert geltenden Zurückhaltung und der Erziehung im Geist der politischen Korrektheit nicht geäußert.

## Stereotypen

Je länger sie sich in Deutschland über Monate und Jahre aufhielten und dort nach und nach Wurzeln schlugen, desto mehr konfrontierten die Befragten ihre meist auf Stereotypen beruhenden Vorstellungen über Deutschland mit der Wirklichkeit. Walter Lippmann (1946), der als Vater des Begriffs des Stereotyps gilt, hat die Auffassung vertreten, bei ihnen handle es sich um „Bilder in den Köpfen der Menschen“, d.h. bestimmte gedankliche Schöpfungen, die dem Menschen erlauben, die Wirklichkeit auf Grundlage bestimmter Eigenschaften durch Vereinfachung zu ordnen. Im Falle der Migranten war die Konfrontation mit ethnischen Stereotypen, also „Vorstellungen über eine bestimmte ethnische Gruppe im Bewusstsein der Mitglieder einer anderen Gruppe in Gestalt eines Komplexes von miteinander verbundenen Überzeugungsurteilen“ (Kapiszewski 1978, 15) der wesentliche Anwendungsfall dieser Kategorie. Sie bedeutete die Zuschreibung eines bestimmten Bündels an Eigenschaften auf Grundlage leicht zu entschlüsselnder Etiketten (Wrzesiński 2007). Auf diese Weise wurden soziale Ausdrucksformen von Abneigung, aber auch von Sympathie und Zustimmung vermittelt (Schaff 1981, 69-80).

Die an den Forschungen teilnehmenden Gesprächspartner nahmen am häufigsten Bezug auf die populärsten und – wie sich herausstellt – dauerhaftesten Elemente der Vorstellung vom Deutschen als solchem: dazu gehörten Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit, Verlässlichkeit, Gesetzestreue und Befolgung von Grundsätzen<sup>208</sup>.

<sup>208</sup>Ähnliche positive Eigenschaften hat für die Jahre 1987-1988 Mariola Boensch zusammengestellt (2013, 86). Am besten gefiel den Polen die deutsche Ordnungsliebe (26,9%), eine hohe Arbeitsdisziplin und -kultur (24,1%), Fleiß (19,7%), Sparsamkeit (18,8%), Sauberkeit (11,9%), Einfügung in Hierarchien (11,5%), gute Arbeitsorganisation (6,1%), kultiviertes soziales Zusammenleben (4,4%), gutes Management (2,7%). Als negative Eigenschaften wurden wahrgenommen: Arroganz und Größenwahn (12,7%), Verachtung für Polen (11,7%), Überheblichkeit, Eingebildetheit und Hochmut (9,1%), die Nazivergangenheit (8,9%), Aggressivität und Ausländerfeindlichkeit (7,2%), Rassismus, Nationalismus und Chauvinismus 5,7%, Gier und Eroberungslust (4,9%), lautes Auftreten und Flegelhaftigkeit (3,3%), blinde Unterordnung und Übereifer (2,7%). Stephan Raabe (2006, 12) hat festgestellt, dass die Polen Deutsche bewunderten für: gute Organisation, Unternehmergeist, Modernität, Selbstsicherheit, Bildung und Fleiß. Als negativ wurden Eigenschaften auf emotionalem und moralischem Gebiet bewertet, wie: Religiosität, Ehrlichkeit, Höflichkeit, Toleranz und Offenheit gegenüber anderen. Jeder fünfte Pole hielt die Deutschen für intolerant, verschlossen und unfreundlich.

*Sehr gefällt mir an den Deutschen, dass sie sehr zuverlässig sind. Wenn ein Deutscher etwas zusagt, dann macht er es auch, [...] wenn man einen Handwerker anruft, kommt die Firma pünktlich, das können die Polen bis heute nicht. Und die deutschen Männer sind sehr treu (CHIIKA 1984).*

*Die Deutschen sind natürlich superpünktlich und supergenau. Und Teamarbeit ist etwas, was hier verlangt und auch eingeübt wird... (KIKA 1990).*

*Man hat den Eindruck, sie kennen ihren Platz in der Gesellschaft, haben ihre Aufgaben und nehmen sie ernst. Es ist schwer zu beschreiben. Zum Beispiel die Mülltrennung. Den Polen fällt das schwer, aber bei ihnen ist das normal, und sie nehmen es ernst. Oder das Wasser- und Stromsparen. Sie machen das nicht deshalb, weil es sie anderenfalls mehr kosten würde, sondern deshalb weil es sich so gehört. Oder das Pflegen und Anstreichen von Zäunen und das Achten darauf, dass sie gerade stehen (DK6 1981).*

*Die Deutschen sind wirklich so organisiert und halten sich immer doch mehr an die Ordnung. Wenn es Regeln gibt, dann werden sie eingehalten. Wenn es Prinzipien gibt, wie man sich wo zu verhalten hat, halten sie die auch ein. Den Polen sind Vorschriften eher egal (BK3 1998).*

Die aufgezählten Eigenschaften kamen in jeder der analysierten Migrantengruppe aus Polen zur Sprache, ob aus den achtziger, neunziger oder den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts. Sie wurden einerseits bewundert, aber andererseits auch leicht bespöttelt. Denn durch sie verloren die Deutschen andere Eigenschaften, die die Befragten mehr schätzten und die in einem gewissen Gegensatz zu den Tugenden standen, die sie den Deutschen zugeschrieben hatten: Phantasie, Flexibilität und Kreativität. Bei den Polen standen andere Werte hoch im Kurs: Vielseitigkeit (trotz damit einhergehender Oberflächlichkeit), Fähigkeit, mit verschiedenen unerwarteten Situationen umzugehen, Improvisationsgabe.

*Die polnische Erfindungsgabe bedeutet, dass einem in jeder Situation etwas einfällt, [...] egal, was gerade passiert. Bei den Deutschen ist das anders (SK41 1982).*

Diese Eigenschaften standen im Gegensatz zu den in Deutschland verbreiteten Stereotypen von der *polnischen Wirtschaft*, die noch auf das 18. Jahrhundert zurückgingen<sup>209</sup>. Sie sollte auf Eigenschaften wie Unordnung und fehlende Sorgfalt, Schmutz, Alkoholmissbrauch und Faulheit beruhen und bewirken, dass die Polen ihr Land „nicht im Griff“ gehabt hätten (Melnikas, Reichelt 2004, 170).

Den Gesprächspartnern schien nicht klar zu sein, dass viele der Zuschreibungen von positi-

<sup>209</sup> Hubert Orłowski (2003) hat am Beispiel dieses Stereotyps das Modell des „Langzeitvorurteils“ entwickelt, das zu verschiedensten historischen Momenten herangezogen werden kann, wenn es gebraucht wird.

ven Eigenschaften „der Deutschen“ noch aus der Zeit der Volksrepublik Polen stammten. Deutsche hätten sie in offiziellen Aussagen nicht gebilligt, aber gleichzeitig doch in der Praxis von solchen Stereotypen Gebrauch gemacht. Auftraggeber polnischer Handwerker zum Beispiel nutzten deren schon legendäre Fähigkeit, auch in schwierigen Situationen immer noch irgendwelche Lösungen zu finden, auch wenn diese nicht unbedingt legal oder ungefährlich waren.

Außerdem wurde die deutsche Gefühlskälte im Umgang kritisiert, die der polnischen Herzlichkeit entgegengestellt wurde:

*Wenn man nicht den ersten Schritt macht, kommt niemand auf diese Idee. [...] Deshalb gibt es bestimmt Häuser, wo die Nachbarn sich anfreunden [...], aber nach dem, was ich weiß, herrscht gewöhnlich Gleichgültigkeit, eine wohlwollende Gleichgültigkeit (SK41 1982).*

Die deutsche Introvertiertheit wurde der polnischen Offenheit entgegengesetzt:

*Meine [in Deutschland aufgewachsene] Tochter hat sich immer gewundert, wenn wir nach Polen gefahren sind: kaum saßen wir im Zug, fingen alle an, miteinander zu reden, als ob sie schon ewig miteinander bekannt wären. [...] Die Polen reden gern, vertrauen sich auch an, hören zu und fürchten sich nicht, jemanden anzusprechen. Es gilt in Polen nicht als taktlos, einem Fremden eine persönliche Frage zu stellen (KK22 1990).*

Die Gastfreundschaft der Polen wurde allgemein gerühmt und der deutschen Zurückhaltung gegenübergestellt:

*Im Umgang mit [polnischen] Bekannten gelten andere Standards [...]. Wir haben uns zum Beispiel bei einer deutschen Bekannten getroffen, mit der wir zusammen gearbeitet hatten, die ganze Gruppe kommt an und sie bietet Leitungswasser zum Trinken an! Wenn meine Mutter gehört hätte, dass ich jemandem Leitungswasser anbiete, hätte sie mir, da können Sie sicher sein, den Kopf abgerissen (RK37 2001).*

Die Befragten nahmen die polnischen Frauen als überdurchschnittlich hübscher oder doch gepflegter als die Deutschen wahr:

*Machen wir uns nichts vor: wir polnischen Frauen [...] sehen besser aus als die Deutschen, weil wir mehr auf uns achten. [...] Bei den Männern hier ist es umgekehrt: die deutschen achten mehr auf ihr Äußeres als die polnischen (BK3, 1998).*

Das Stereotyp der hübschen Polin, das ebenso alte Wurzeln hat wie die Vorstellung von der *polnischen Wirtschaft*<sup>210</sup>, war in den Gesprächen oft der Anfang zu Reflexionen der Gesprächspartnerinnen über die unterschiedlichen Frauenrollen in Familie und Gesellschaft zwischen Polen und Deutschland. Diese Vorstellung habe, meinten die Befragten, aktuell eine tiefergehende Grundlage. Über die Polinnen heißt es, sie seien weniger emanzipiert als die Deutschen; aber, wie sich herausstellte, fanden die meisten Befragten das gut:

*Die deutschen Frauen sind dermaßen emanzipiert, dass es schon lästig wird (GK11 2004).*

Einige Befragte nahmen aber auch negative Seiten des traditionelleren Rollenbildes der Polinnen wahr:

*Auf beruflichem Gebiet hat die Frau in Polen wohl doch noch etwas geringere Möglichkeiten als hier [...]. Eine Frau kann in Deutschland Hausmeisterin sein und mit einem Schlüsselbund herumlaufen, oder Mechanikerin; in Polen habe ich noch nie eine Frau als Mechanikerin in irgendeiner Werkstatt gesehen (KK21 2003).*

Doch dieselbe Gesprächspartnerin konstatierte auch:

*Diese ganze Emanzipation hat aber auch ihre Nachteile: zum Beispiel bietet ein deutscher Mann der Frau keinen Platz an oder lässt ihr den Vortritt (KK21 2003).*

Die Befragten wiesen auch auf den fehlenden Humor der Deutschen im Gegensatz zur polnischen Vorliebe für Witze, Spontanität und Lockerheit hin:

*Die Deutschen verstehen keine polnischen Witze, das darin enthaltene Element des Absurden. Irgendwann war ich mal im Kino, rundherum natürlich Deutsche. Aber ich dachte, ich schaue einen anderen Film als sie [...]. Wenn ich über etwas gelacht habe, weil es wirklich zum Lachen war, war ich die einzige (SK41 1982).*

Die angeführten Beispiele zeigen, dass den Heterostereotypen (Stereotypen über Fremde) auch Autostereotypen zur Seite stehen. Das ist kein Wunder, denn die einen und die anderen sind eng miteinander verbunden. In gewissem Sinne bedingen sich beide gegenseitig: wenn wir ein negatives Heterostereotyp verwenden, akzentuieren wir fast immer ein positives Autostereotyp oder umgekehrt (Hahn 2011, 42-46).

<sup>210</sup> Ausführlicher hierzu vgl. Kochanowska-Nieborak, *Piękna Polka*, in: *Interakcje. Leksykon komunikowania polsko-niemieckiego*, <http://www.polska-niemcy-interakcje.pl/articles/show/66> (Zugriff: 2.04.2018).

Die Stereotypisierung des „Anderen“ diente in diesem Fall der Selbstdefinition. Wenn man die Eigenschaften beobachtet, die in einem gegebenen Heterostereotyp hervorgehoben werden, konnte man folgern, welche Aspekte des Autostereotyps für die befragte Person wichtig waren. Die meisten dieser Meinungen hatten ihre jahrhundertealte Tradition (z.B. die über die Schönheit der Polinnen); über sie gibt es eine umfangreiche wissenschaftliche Literatur (vgl. Linette 1991; Ryszka 1978; Szarota 1996; 2007; Sakson 2001). Eine starke Grundlage für diese Stereotypen boten auch die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs und die noch lange nach dessen Ende fort-dauernde Angst vor den Deutschen, die die kommunistische Propaganda am Leben hielt. Diese Stereotypen sollten dazu beitragen, die nationale Einheit aufrechtzuerhalten und das enge Verhältnis zur UdSSR plausibel zu machen (Wolff-Powęska 1999, 72; Garsztecki 1999, 84). Es ist klar, dass im Heterostereotyp mehr auf die negativen Eigenschaften abgehoben wird als auf die positiven – genau andersherum als beim Autostereotyp.

Allerdings waren die Befragten sich in der Regel darüber im Klaren, dass eine so vereinfachte Sichtweise auf Menschen auch zu ungerechtfertigten Urteilen führen kann. Auch aus diesem Grund haben sich einige von ihnen eher ungerne, ja genierlich zu einem spezifischen negativen Bild Deutschlands, vor allem, wenn sie es in die Emigration sozusagen mitgenommen hatten, bekannt:

*Die kommunistische Propaganda war ja, dass hier in Berlin massenhaft Spione aller möglichen Länder herumlaufen – und vor diesem Hintergrund fühlte ich mich nicht sicher hier (KIKH 1983).*

*Ich hatte Vorstellungen aus dem Geschichtsunterricht in der Schule [...] so am Anfang. Klassische Vorurteile. Ich fürchtete mich, dass hier lauter Faschisten seien... Solcher Quatsch...(KK17 2002).*

Die Befragten behandelten diese verfestigten Vorstellungen häufig mit einiger Distanz und leiteten Aussagen über sie mit dem Hinweis ein, es handle sich ja nur um Verallgemeinerungen. Sie zählten auch zahlreiche ihnen persönlich bekannte Fälle von Ausnahmen von der unterstellten Regel auf. Die meisten von ihnen waren sich dessen bewusst, dass auf diese Weise Vereinfachungen entstehen, die dazu beitragen, die Welt auf eine unzutreffende Weise wahrzunehmen, die der Wirklichkeit nicht gerecht wird. In geringerem Umfang trug dies allerdings dazu bei, dass sie Stereotypen seltener anwandten, denn diese prägten das Bewusstsein in hohem Maße unabhängig vom Willen des Subjekts; daher das Bedürfnis, sich von ihnen zu distanzieren.

Nicht zu vergessen ist aber auch eine positive Rolle, die Stereotypen in der Emigration spielten. Sie lag vor allem darin, dass sie die innere Integration der Polen als Gruppe ermöglichte und die Kategorie des „Wir“ stärkte (Wrzesiński 2007, 21). Zbigniew Boksański

(1997, 95) hat festgestellt, dass ohne den Kontrast zwischen „uns“ und „ihnen“ keine ethnische Identität existieren würde. Sie bildet sich unter dem Einfluss dessen heraus, dass wir wissen, wer wir sind, wer die anderen, und wodurch wir uns von ihnen unterscheiden. Außerdem bilden Stereotypen ein wichtiges Motivationselement für soziale Aktivitäten, Ideologien, Politik und politische Propaganda (Kurcz, Misiak 1994, 13). Genau deshalb waren die Polen, gerade wenn sie, wie oft, sich keiner allzu positiver Einschätzung über die eigene Gruppe bewußt waren, bemüht, diese zu verändern und das „orientalisierende“ Vorurteil über die Migranten aus dem Osten als Vertreter einer anderen und im allgemeinen schlechteren Welt zu durchbrechen. Sie betonten ihre Überlegenheit, ihre dominierende Stellung in einigen Lebensbereichen, und gewannen dadurch auch ein wichtiges Werkzeug, Komplexe zu nivellieren, die sich aus der langwährenden Spaltung Europas in den „zivilisierten Westen“ und den „zurückgebliebenen Osten“ ergaben<sup>211</sup>.

Abgesehen davon, erfüllten die Stereotypen in der Emigration ihre ständigen Funktionen. Vor allem systematisierten sie die Informationsflut und erleichterten ihre Einordnung. Auf der kollektiven Ebene boten sie kulturell akzeptierte Erklärungen für verschiedene Situationen und Ereignisse (Macrae, *et al.* 1999, 33). Dank ihrer war es den Migranten möglich, die Welt für sich neu zu ordnen. Negative Stereotypen, die sich in verschiedenen persönlichen Erfahrungen bestätigten, riefen Ablehnung hervor und erhöhten auf diese Weise die Distanz der Polen gegenüber den Deutschen. Wo sie aber positive Vorstellungen bestätigten, wurden sie zur Quelle von Bewunderung und förderten den Willen zur Nachahmung. Damit näherten sie die Migranten an die aufnehmende Gesellschaft an. Je nach den Umständen führten sie zu einer größeren oder geringeren Identifikation mit beiden ethnischen Gruppen.

### Erweiterung des Bekanntenkreises

Christoph Pallaske (2001a) hat schon in den 1990er Jahren die spezifische Fähigkeit der Polen bemerkt, sich an die Lebensbedingungen in der deutschen Gesellschaft anzupassen. Diese Feststellung hat sich in meinen Berliner Forschungen bestätigt. Sichtbar war die Tatsache, dass sich bei allen Befragten der Kreis der deutschen Bekannten schnell erweitert hat.

Danuta Lalak (2007, 91) hat Eigenschaften gesammelt, die zur Kennzeichnung „Eigener“ und „Fremder“ herangezogen werden. Mit den „Eigene(n)“ sind Ähnlichkeit, Berechenbarkeit, Sicherheit, Bekenntnis zu gemeinsamen Werten, Leichtigkeit der Kommunikation, gemeinsame Symbole, positive Emotionen, Nähe und Inklusion konnotiert – zusammengefasst: Integration, das Gefühl der Identifikation. Das, was die „Eigene(n)“ verbindet, wird als soziales Band bezeichnet, selbst wenn es nicht auf persönlichen Kontakten beruht. „Fremdheit“ dagegen bezeichnet Andersartigkeit, Unberechenbarkeit, Bedrohung, Bekenntnis zu anderen

<sup>211</sup> Ausführlicher zum Thema der Orientalisierung im polnischen Kontext vgl. Michał Buchowski (2006).

Werten, Verständigungsschwierigkeiten, abweichende Symbole, negative Emotionen, Distanz und Exklusion – kurz, das Gefühl, nicht zusammenzugehören. Sie ist allerdings nicht von festem Charakter, man kann sie in „Eigenheit“ umwandeln, auch wenn dies ein langwieriger und auf vielen Ebenen ablaufender Prozess ist. Ein „Fremder“ kann durchaus auf einer Ebene als „zugehörig“ wahrgenommen werden, auf einer anderen dagegen nicht. Im Übrigen ist „Fremdheit“ skalierbar; auch die Antworten der in Berlin Befragten zeigen dies deutlich.

Der Umstand, dass zum Kreis der näheren Bekannten, der sich am Anfang generell aus Polen zusammensetzte, nach und nach Deutsche hinzustießen, bildete einen wichtigen Schritt in Richtung auf die „Aneignung des Fremden“ und der Integration. Ich konnte keine feste Regel dafür bemerken, in welchen Fällen im nächsten Bekanntenkreis mehr Polen bzw. mehr Deutsche vertreten waren. Nur in gemischten Familien waren unter den Bekannten immer die Deutschen in der Mehrheit. Zu diesem Bekanntenkreis gehörten mit der Zeit auch andere Ausländer, wie sie zahlreich in Berlin leben. Die meisten Polen waren, unabhängig vom Zeitpunkt ihrer Ankunft in der Stadt, von diesen Kontakten fasziniert:

*Meine Kinder sind [in Berlin] in dieser Multikultiatmosphäre aufgewachsen. Wenn arabische Kinder bei uns übernachtet haben, war klar, dass die Eltern damit einverstanden waren, weil sie wussten, dass wir ihnen kein Schweinefleisch zu essen geben würden. Das sind Kleinigkeiten, aber solche familiären und freundschaftlichen Verbindungen haben wir seit dem Kindergarten aufgebaut [...]. Und diese Freundschaften halten bis jetzt: die Kinder sind schon erwachsen, aber sie besuchten sich gegenseitig zum Geburtstag, und mir wird ganz warm ums Herz, wenn ich das sehe. Denn so verstehe ich Europa (RM8 1989).*

*Berlin ist so eine Stadt, wo es Menschen aus so vielen Nationen gibt... Ich glaube, wenn so etwas in Polen vorkäme, sogar in Warschau, hätten die Polen schon längst gesagt: „Deutsche raus! Juden, Engländer, Holländer, Koffer packen! Und Tschüss!“ Ich denke, in Deutschland sind alle Nationen in hohem Maße integriert. Die Hautfarbe oder die Augenform interessieren hier niemanden; genauso wenig, ob man aus Polen oder Russland kommt. Es zählt nur, ob jemand arbeiten geht und sich gut eingeordnet hat (BM1 2000).*

Einige Befragte hatten allerdings auch nach Jahren noch Schwierigkeiten, Unterschiede zu akzeptieren; dies galt vor allem gegenüber anderen in Deutschland lebenden Ausländern (selbst wenn diese schon deutsche Staatsbürger geworden waren) mit klar anderer Kultur:

*Hier gibt es viele dieser türkischen Familien. Ich habe nichts gegen sie, aber wenn man sieht, dass die türkischen Mütter mit ihren Kindern auf die Elternversammlung kommen... und dann nach der halben Zeit weggehen – das ist eine völlige Respektlosigkeit gegenüber dem Lehrer und den anderen Teilnehmern des Treffens. Und später verhalten sich diese Kinder*

*auch so. Nicht alle, aber langfristig hilft da nichts, als abzuhaue und woanders hinzuziehen. Als wir hier eingezogen sind, lebten hier vor allem ältere Deutsche. In diesem Viertel lebten ältere Leute oder Familien. Und die Türken kommen und kaufen gleich zu Anfang zwei Wohnungen. Und das sind noch die Besseren, die Wohlhabenderen. [...]. Also wie ich schon sagte: langfristig sind sie sehr spezifisch, beschränkt, obwohl sie sich für den Nabel der Welt halten. Natürlich nicht alle. Meine Tochter hat im Kindergarten eine beste Freundin, die ist Türkin, und das ist eine prima Familie. Oder dieser Junge, der zu mir zum Nachhilfeunterricht kommt, er ist ehrgeizig, will aufs Gymnasium und was nicht alles. Es gibt Ausnahmen. Ich möchte die Leute nicht so generell bewerten, wie sie uns Polen bewerten (KK18 2000).*

*Es gibt leider bestimmte Sachen, die ich einfach nicht akzeptiere und das auch gar nicht erst versuche. Ich suche mir eine Wohnung woanders. Ich will nicht inmitten dieser türkischen Großfamilien leben, das ist nichts für mich. Das heißt nicht, dass ich sie nicht akzeptiere ..., aber das ist ein anderer Lebensstil... Sie sind so laut... Das muss ich nicht haben. Ich kann es mir aussuchen, wo ich wohne, und ich freue mich, das ich mir das leisten kann (KK20 1988).*

Solche Ansichten sind aber selten, zumindest werden sie nicht besonders oft geäußert. Man kann davon ausgehen, dass das Leben in einer multikulturellen und auf ihre Toleranz stolzen Stadt wie Berlin dazu anregt, solche Themen lieber nicht anzusprechen, wenn man sie schon so sieht. In dieser Hinsicht konnten die Polen die Haltung der scheinbaren Akzeptanz für das Andere repräsentieren, die sie selbst gelegentlich den in Berlin lebenden Deutschen zuschrieben, wenn sie an der Ehrlichkeit der von ihnen geäußerten Überzeugungen zweifelten. Wenn jemand solche negativen Auffassungen vertrat, dann meistens in Bezug auf türkischstämmige Migranten. Die vorgefassten Meinungen über diese Gruppe wurden zweifellos durch die wachsende Terrorgefahr von Seiten islamischer Extremisten in Europa geschürt. Darauf weist der Umstand hin, dass die in Deutschland lebenden Polen sich in diesem Aspekt nicht von ihren Landsleuten unterschieden, die in England leben, und bei denen man in den letzten Jahren ebenfalls eine wachsende Skepsis gegenüber Muslimen wahrnehmen konnte (Bera, Korczyński 2013, 126-178). Einerseits zeugten die geäußerten Meinungen von Vorurteilen, auf der anderen Seite aber auch von der paradoxerweise gelungenen Integration der polnischen Migranten in die örtliche Gesellschaft, jedenfalls in diejenigen Kreise davon, wo man ebenfalls solche Aussagen hören kann.

## Gemischte Ehen und Partnerschaften

Obwohl die Migranten mit dem Anknüpfen von Bekanntschaften in der Regel keine Probleme hatten, komplizierte sich die Situation manchmal, wenn es zu engeren persönlichen Bindungen kam. Es bestätigten sich die schon zitierten Forschungsergebnisse über die Toleranz gegenüber Polen in emotional neutralen Situationen bei deutlich geringerer Akzeptanz in engeren Beziehungen, etwa durch die Angehörigen des nichtpolnischen Ehegatten bei gemischtnationalen Ehen<sup>212</sup>.

Während die Ehegatten ethnischen Unterschieden keine Bedeutung beimaßen, soweit diese nicht sogar ein Element der Attraktivität von Partner bzw. Partnerin darstellten, war die Einstellung ihrer Familien, die mit einiger Distanz auf solche Verbindungen blickten, nicht selten durchaus anders. Sowohl polnische, als auch deutsche Eltern machten sich Sorgen über den Lebensweg ihrer erwachsenden Kinder; dies gilt unabhängig von der Migrationswelle. Es tauchten Befürchtungen auf, die sich aus Stereotypen, Fremdheit und mehr oder minder eingebildeten Gefahren speisten<sup>213</sup>. Eine Befragte erinnerte sich:

*Meine Mutter war eine völlig normale Frau, sie war tolerant, aber es ging ihr in dieser Hinsicht nicht gut. Erst später hat sie mir von ihren diesbezüglichen Sorgen erzählt [...] (LK25 1978).*

Eine andere Frau beschrieb ihre ersten Kontakte mit den deutschen Schwiegereltern so:

*Am Anfang waren sie etwas vorsichtig; ich musste sogar eine Verzichtserklärung unterschreiben, dass ich keinen Anspruch auf ihr Vermögen erhebe. [...] Mein Mann hatte damals noch keine Arbeit, sondern gerade sein Studium beendet. Sie hatten eigentlich nichts gegen mich, eher waren sie skeptisch, ob wir gleich heiraten sollten und unsere Verbindung so ernsthaft betrieben [...] Sie hatten nie etwas gegen mich in dem Sinne, dass sie mich nicht gemocht hätten. Im Gegenteil, wir kommen miteinander wirklich gut aus [...]. Wir wohnen sogar unter einem Dach (BK3 1998).*

Die Polen rechtfertigten die Skepsis ihrer Verwandten und sagten, ihre Befürchtungen seien nicht aus ethnischer Fremdheit entsprungen, sondern hätten mit der Entfernung und den Grenzen zu tun gehabt. Sie verstanden dies als die gewöhnliche Sorge von Eltern um das

<sup>212</sup> Über emigrierte Familien in Deutschland, in denen beide Ehegatten aus Polen kamen, hat Grażyna Teusz (2019) detailliert berichtet.

<sup>213</sup> Nach Auffassung von Tadeusz Pilch (1995) sind die Quellen für Intoleranz in Ignoranz (fehlendes Wissen oder Erfahrung in gegenseitigen Kontakten), dem Gefühl der Andersheit, Angst und Bedrohung, Vorurteilen und Stereotypen zu suchen, außerdem in psychischen Dispositionen, die sowohl durch persönliche Charaktereigenschaften (etwa Autoritarismus) als auch durch externe Einflüsse beeinflusst sein können (etwa die Erziehung in einem totalitären System).

Schicksal ihrer Kinder, die sich an einen anderen Menschen binden wollten. Auf jeden Fall hat das ihr bisheriges Leben verändert, und in der Emigrationssituation war das zusätzlich mit der völligen Änderung des ethnisch-kulturellen Milieus verbunden:

*Ich denke, dass es für meine Schwiegereltern schon von Bedeutung war, dass ich Polin bin. Aber sie ließen sich nichts anmerken. [...] Sie waren unsicher, aber man konnte wohl von ihnen auch nichts Anderes erwarten. Sie wussten nicht, worauf das hinauslaufen würde (KK21 2003).*

Über solche Befürchtungen berichteten Befragte unabhängig davon, wie lange sie schon in Berlin lebten. Sie veränderten sich auch nicht in dem Maße, wie die Zahl der Ausländer (nicht nur der Polen) in Berlin zunahm und überhaupt die Deutschen sich daran gewöhnen mussten, in einer ethnisch immer komplizierteren Umgebung zu leben. Diese Besorgnisse betrafen sehr wichtige Entscheidungen von Menschen, die ihnen am nächsten nahestanden und mit denen bestimmte juristische Konsequenzen verbunden waren. Das gilt sowohl für deutsche, als auch für polnische Familien der jungen Eheleute. Im allgemeinen gingen diese Befürchtungen in dem Maße zurück, wie sich die Familien mit der Zeit näher kennenlernten – aber ganz verschwunden sind sie bei weitem nicht immer. Vor allem ältere Befragte brachten die Feindseligkeit der Schwiegereltern mit ihren persönlichen Erfahrungen und kulturellen Unterschieden in Verbindung. Eine der Polinnen berichtete:

*Meine Schwiegermutter ist als junges Mädchen sehr streng erzogen worden. Sie erzählte einmal, dass sie aus einer großen Familie von Großgrundbesitzern stammte. [...] Die Kinder mussten von früh an mitarbeiten, obwohl die Familie reich war. Aber dann traf sie ein schreckliches Schicksal, es war Krieg, und sie mussten fliehen. Die Schwiegermutter war damals noch klein [...], aber das waren für sie schwere Zeiten..., und jetzt tauchte ich als polnische Schwiegertochter auf (PK6 1981).*

Eine andere Gesprächspartnerin stellte fest:

*Meine Schwiegermutter kam von hier aus der Gegend, nicht weit [von Berlin]. Aber es war so, dass ihr Vater eine polnische Geliebte gehabt hatte, von der sie nichts wusste. Und an mir, das heißt an meiner Beziehung zu ihrem Sohn, kam diese ganze alte Geschichte wieder hoch. Wenn uns die Schwiegermutter besuchte, stellte sie alles um: jeder Blumenstrauß musste hier und nicht da stehen. Ich machte erst einmal große Augen dazu und nahm das hin, weil ich keinen Streit anfangen wollte. Aber nach einer Woche war die Atmosphäre furchtbar angespannt (DK6 1981).*

Die angeführten Beispiele haben gezeigt, wie in vielen Fällen selbst nach Jahren in verschiedenen Situationen alte böse Erinnerungen mit polnischem Bezug auflebten, wie Stereotypen und Vorurteile mobilisiert wurden, die sich auf laufende private Angelegenheiten auswirkten.

### Zusammenfassung

Wenn man die Fragen der Anknüpfung von Beziehungen mit Deutschen zusammenfasst, kann man einige Schlussfolgerungen ziehen. Generell wurden zu Beginn der Emigration Bekanntschaften nach Zweckmäßigkeitserwägungen geschlossen. Mit der Zeit gewann der emotionale Aspekt an Bedeutung, es erweiterten sich Kollegen- und Freundeskreise. In vielen Fällen überwogen nach einiger Zeit Deutsche und andere in Berlin lebende Ausländer an Zahl die polnischen Bekannten. Die bisherige Distanz ging zurück. Dazu trug in hohem Maße die bessere Kenntnis des Deutschen auf Seiten der Migranten bei; auch eine stabile Arbeit und eine feste Wohnung trugen dazu bei, indem sie nach und nach einen regelmäßigen Kontakt mit denselben, auch im zwischenmenschlichen Umgang immer vertrauenswürdigeren Personen ermöglichten. Die Integration bedeutete die Notwendigkeit, sich sowohl mit Hetero-, als auch mit Autostereotypen auseinanderzusetzen, die die Migranten mit ihren eigenen Erfahrungen „abglich“ und sich von ihnen distanzieren. Die Polen fühlten sich im Laufe der Zeit akzeptierter oder wenigstens tolerierter. Auch selbst wurden sie in der Mehrzahl offener, wenn auch nicht gegenüber allen. Es kam vor, dass sie in Deutschland gängige Stereotypen über andere Gruppen, vor allem gegenüber Türken, übernahmen.

Im Ergebnis ihrer Eingliederungsstrategien bauten die Migranten neue Lebensmodelle auf. Sie umfassten viele Aspekte des täglichen Lebens: Arbeit, Freizeitgestaltung, religiöse Praktiken, die Frage der Zweisprachigkeit und der Kindererziehung u.v.a.m. Damit diese Lebensentwürfe entstehen konnten, waren positive Beziehungen zur Aufnahmegesellschaft auf der Grundlage wechselseitiger Akzeptanz erforderlich. Je stabiler sich die Situation der Migranten gestaltete, desto mehr motivierte sie das dazu, Verbindungen in die Aufnahmegesellschaft auszubauen und zu ihrem Teil zu werden. Von diesem Zeitpunkt an konnten sie auch wieder mehr Energie als bisher darauf verwenden, ihre „Brücken nach Polen“ aufzubauen.

## III.2. Beziehungen zu in Deutschland lebenden Polen

### Migrantische Netzwerke

Migrantische Netzwerke sind ein System interpersonaler Verbindungen, die Migranten mit Personen verknüpfen, die bereits früher emigriert waren, als auch mit solchen, die in Polen verblieben waren (Massey *et al.* 1993). Ihre Grundlage bildeten im Allgemeinen Familienbande, die für Polen, wie sie selbst betonten, besonders wichtig waren. In den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts war die Ausreise der ersten Person, die Netzwerke knüpfte, mehr durch Formalitäten erzwungen, als dass eine bewusste und geplante Aufenthaltsstrategie dahinter gestanden hätte. Die Migranten waren bemüht, möglichst schnell ihre Partner und Kinder nach Berlin nachzuholen; das gelang nicht immer, wurde aber sehr aktiv angestrebt. Das war von enormer Bedeutung für das Funktionieren der Familie – vor allem der engsten –, der Transfer von Geldern und die Kindererziehung. Im 21. Jahrhundert kamen Trennungen nicht mehr so oft vor, und wenn, dann dauerten sie nur relativ kurz. Forschungen haben ergeben, dass 2002 87,2% der verheirateten polnischen Immigranten gemeinsam mit ihren Ehegatten in Deutschland lebten (Dietz 2005, 62).

In die bereits bestehenden Netzwerke aus Eheleuten, ihren Geschwistern und Eltern, wurden mit der Zeit des immer länger währenden Aufenthalts auch entferntere Verwandte aufgenommen: Tanten und Onkel, Vettern und Kusinen und schließlich auch Personen außerhalb der Verwandtschaft.

*Generell hätte es mir in Italien oder der Schweiz gefallen, aber dort gab es keine Möglichkeit, [länger zu bleiben]. [...] So sind wir dann hier geblieben, vor allem auch, weil die Familie so relativ nah war..., denn wir hängen sehr an unserer Familie. [...] Das führte dazu, dass ... es völlig außer Frage war, dass wir nicht in Berlin bleiben würden; eine andere Möglichkeit gab es nicht. Nachdem wir einmal Wurzeln geschlagen hatten, haben wir bis zum Schluss durchgehalten. Und wir freuen uns, denn Berlin hat sich für uns als eine phantastische Stadt erwiesen... (CIIML 1989).*

Der Begriff der Freundschaften wurde ziemlich weit gefasst. Denn zu jener Zeit nutzten Polen sogar entfernte Bekanntschaften, um Bezugspunkte in Berlin zu finden. Die Migranten erwarteten – und meist zu Recht – dass Landsleute, die schon in Berlin lebten, ihnen beim Einleben in den ersten Wochen, Monaten oder sogar Jahren in der neuen Gesellschaft behilflich sein würden.

*Uns hat ein Bekannter von mir aufgenommen. Er kannte sich super aus. Von Anfang an schüttete er uns mit Informationen über die rechtliche Situation förmlich zu: wo man sich*

*anmelden müsse, welche Art der Legalisierung unseres Aufenthalts die günstigste sei, in welchem Stadtviertel die sozial besten Bedingungen herrschten, und dass derjenige, der ein Visum habe, keine Stütze bekomme. Damit hätte ich sowieso überhaupt nicht gerechnet, dass ich Aussicht auf irgendeine Unterstützung haben könnte. Ich hatte gedacht, dass ich mich bestenfalls anmelden und irgendeinen Status bekommen könnte, mit dem sie mich nicht wieder zurückschicken könnten [...]. Einfach war das alles nicht, aber wir hatten das Gefühl, dass wir in diese neue Welt hineinkommen mussten. Wir hatten es ohnehin leichter, denn wir wussten, dass wir bleiben wollten. [...] Viele Polen wussten das nicht wirklich, und so verloren sie jede Menge Zeit [in irgendwelchen Schwebezuständen] (WK45 1984).*

*Ich hatte hier Geschwister. [...] Sie waren schon seit 1986 in Deutschland. Sie haben den Mauerfall erlebt, am Wochenende fuhren sie zur Arbeit und haben so ihre Nische gefunden. Ich war kurz vor dem Abitur, da kamen sie zu einem Klassentreffen nach Polen und sagten zu mir: „Hör mal, es hat sich vieles geändert seit unserer Emigration, du solltest es probieren, auf jeden Fall wirst du einen besseren Start haben, wenn du nach Polen zurückgehst“. [...] Es hat uns nicht besonders nach Deutschland gezogen, das ist alles eher zufällig gekommen [...]. Meine Geschwister hatten Russisch und Deutsch gelernt, dadurch fiel es ihnen leichter, sich in Deutschland zurechtzufinden. Mein Bruder war in den Ferien zur Arbeit bei einem Gärtner in Dachau gewesen und hatte so Geld für sein Studium verdient. Und zwei meiner Schwestern studierten in Deutschland, das war also normal. Ich bin das letzte Kind in meiner Familie, und ich bin schon immer etwas aufmüpfig gewesen und habe mich mehr aufs Englische orientiert. Das war das Verdienst meiner Lehrer. Aber durch die Kontakte hier in Berlin war es leichter, hier etwas zu finden – also kam auch Deutschland in Betracht. Die größte Überraschung für meine Eltern war wohl, dass ich hier geblieben bin. Erstens wegen der Arbeit; denn ich hatte schon kurz vor dem Ende meines Studiums hier einen Job gefunden. Ich war kurz vor der Abgabe meiner Magisterarbeit und steckte in den Vorbereitungen für die mündlichen Prüfungen, da bekam ich diese Arbeit. Zweitens hat es sich einfach im Leben so ergeben, dass ich durch meine Familie in Berlin geblieben bin (GKE 1996).*

Wie es die Gesprächspartnerin berichtet hat, waren es diese Verbindungen, über die die nach Berlin gekommenen Polen Zugang zu bestimmten Ressourcen (Kontakte für die Suche nach einem Arbeitsplatz, einer Wohnung oder Ausbildung) bekamen, die ihnen sonst nicht zur Verfügung gestanden hätten. Die Netzwerke bildeten also ein wichtiges soziales Kapital (Bourdieu, Wacquant 2001, 105), sie erleichterten den Zugang zu materiellen Gütern wie einem Arbeitsplatz oder einer Wohnung, aber auch immateriellen Gütern wie Informationen über den Markt, die Lebensbedingungen, in der Praxis auftretende Probleme und Möglichkeiten, sie zu lösen und gegebenenfalls von Seiten Dritter Unterstützung und Hilfe zu bekommen (Osipowicz 2002, 13). Verbindungen innerhalb der eigenen Gruppe erleichterten es, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden und das Gefühl der Fremdheit zu reduzieren.

Das Netzwerk minderte Risiken, z.B. bei der Arbeit, es bot Unterstützung im Krisenfall, und in vielen Fällen wirkte es auf die Dynamik der Integration ein und beeinflusste, ob weitere Personen zur Ausreise ermutigt – oder vor dieser gewarnt – wurden. Es erfüllte somit zwei Funktionen: eine adaptive (Hilfe bei der Anpassung) und eine selektive (Exklusivität des Zugangs) (Gurak, Cases 1992). Polen, die sich bereits angesiedelt hatten, wurden zur Stütze für die nächsten ankommenden Landsleute.

Dass Migrationen im Rahmen familiärer Netzwerke so zahlreich waren, bedeutet nicht, dass es nicht auch Wanderungen außerhalb solcher Netze gegeben hätte. Personen mit hohem kulturellem Kapital waren weniger darauf angewiesen, auf solche Kontakte zurückzugreifen, und weil die Anzahl solcher Personen zunahm, verloren die familiären Bindungen gegen Anfang des 21. Jahrhunderts an Bedeutung. Viele der Befragten besaßen schon im Augenblick der Migration Qualifikationen, mit denen sie auf dem lokalen Arbeitsmarkt etwas anfangen konnten, auch ihre Fremdsprachenkenntnisse waren besser, und einige verfügten über ein bescheidenes Startkapital für eine Existenzgründung als Selbständige. Eine der Befragten, eine Ärztin, berichtete:

*Ich bin 2004 hierher gekommen, weil ich mehr verdienen und mehr Zeit für mein Kind haben wollte. In Polen habe ich im Krankenhaus gearbeitet, und um zu überleben, musste ich zusätzliche Schichten übernehmen [...]. Ich war jeden Tag zwölf Stunden außer Haus, und das Kind war erst zwei Jahre alt [...]. Ich suchte also nach Anzeigen über Arbeitsmöglichkeiten in Deutschland. [...] Schließlich fand ich eine Anzeige in einer Ärztezeitschrift, ich rief an, und sie haben mich für eine Probezeit genommen (WK44 2004).*

Pierre Bourdieu (2001) versteht unter kulturellem Kapital die Kombination von Wissen, Kompetenzen, Qualifikationen und Bildung. In der Emigration ermöglichte ein entsprechendes Kapital, vor allem wenn es alle vier genannten Elemente enthielt, die im zitierten Beispiel zutage getretene Unabhängigkeit. Die Rolle des kulturellen Kapitals wuchs ab Mitte der 1990er Jahre, und schließlich spielte es sogar eine größere Rolle als das soziale. Um die Jahrhundertwende entstandene Forschungen (Rychard 2000, 183) haben gezeigt, dass junge Polen an der Schwelle ihrer Berufskarriere noch stärker als ihre älteren Kollegen zu individualistischen Strategien neigten. Denn sie hatten größere Möglichkeiten und Ressourcen.

Die Nutzung solcher interpersonaler Netzwerke hing in diesem Fall in höherem Maße vom persönlichen Kapital ab, und mit diesem wiederum war ein größerer Glaube an die eigenen Möglichkeiten verbunden. Je schwächer das Gefühl des Selbstvertrauens war, desto stärker die Neigung, migrantische Netzwerke in Anspruch zu nehmen (Grabowska-Lusińska, Okólski 2009, 183). Überdies machten die Polen sich im Laufe der Zeit bewusst, dass die Nutzung der Ressourcen anderer an einen Kredit oder eine Investition erinnerte, die man früher oder

später würde zurückzahlen müssen – wenn auch nicht zwangsläufig an dieselbe Person, deren Hilfe man zuvor in Anspruch genommen hatte (zu den Kosten der Nutzung von Netzwerken vgl. Górný, Stola 2001, 164-187). Forschungen haben ergeben, dass Netzwerke nicht nur Vorteile hatten, sondern auch Mängel. Zum Beispiel führten sie dazu, dass Migranten über verschiedene für sie wichtige Fragen nur unzureichend informiert waren. Denn die Informationen, die sie in ihren Netzwerken erhielten, waren zwangsläufig durch den Erfahrungshorizont der Informierenden gefiltert. Eine weitere Folge war, dass die Teilnehmer passiv wurden und ihre Kreativität auf dem Arbeitsmarkt oder ihre Aktivität bei der Suche nach einer besseren Wohnung gedämpft wurden (Pohjola 1991, 437).

In Berlin verloren die nach dem EU-Beitritt zugezogenen Migranten, die – ohnehin seltener als in den Jahren zuvor – über Netzwerke ihre ersten Erfahrungen gemacht hatten, mit der Zeit den Kontakt zu denen, die ihnen am Anfang geholfen hatten, oder sie reduzierten doch diese Kontakte. Dies gilt vor allem, wenn die ersten Bezugspersonen keine Verwandten gewesen waren. Bei den in den achtziger oder neunziger Jahren zugezogenen Polen ist das anders; bei ihnen sind nicht selten solche Bekanntschaften, die sie unmittelbar nach ihrer Übersiedlung geschlossen hatten, zu Freundschaften geworden, die sich bis heute gehalten haben. Soziales Kapital war also in den letzten Jahren weiterhin nützlich, aber es war in geringerem Maße eine Bedingung der Migration. Es erleichterte zwar das Einleben vor Ort, aber die Migranten lernten, auch ohne es auszukommen.

In der Zeit nach dem EU-Beitritt wuchs der Bedarf an Arbeitskräften aus Polen. Die Migration begann, in höherem Maße durch Pull-Faktoren wie die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes und die Arbeitnehmerfreizügigkeit beeinflusst zu werden, als durch migrantische Netzwerke (Grabowska-Lusińska, Okólski 2009, 183). Sabina Toruńczyk-Ruiz (2010, 136-137) hat bei der Erforschung von polnisch-migrantischen Netzwerken in den Niederlanden deren hermetischen Charakter hervorgehoben. Sie stellte fest, dass diese Netzwerke zwar sehr weit entwickelt gewesen seien, aber nicht zur Bildung einer Gemeinschaft im weiteren Sinne beigetragen hätten. Die in die Niederlande migrierten Polen seien eine Diaspora geblieben. In Deutschland war eine vergleichbare Situation zu beobachten. Sich in einem Netzwerk von Bekannten zu bewegen, führte nicht dazu, dass offenere Beziehungen zu Personen außerhalb dieses Netzwerks eingegangen wurden; dies gilt z.B. für eine Tätigkeit in ethnischen Institutionen.

### **Die Polen als differenziertes ethnisches Milieu**

Die gemeinsame Herkunft war für die Berliner Polen wichtig, aber nicht vorrangig. In dem Maße, in dem ihre Integration vorankam, ging ihre Bedeutung in den sozialen Beziehungen zurück. Als wesentlicher erwiesen sich ähnliche Interessen, Charaktereigenschaften, Ausbildung, also dieselben Faktoren, die über die Auswahl von Bekannten auch im Inland ent-

scheiden. Die Polen wählten ihre soziale Umgebung nach eigenen Kriterien aus und umgaben sich nicht mit Zufallsbekannten, nur weil diese Polen waren.

Dass sie so selten aus ihrem engeren Bekanntenkreis herausgingen, ergab sich aus der Eigentümlichkeit der polnischen Gruppe in Berlin. Diese ist schließlich ein enorm differenziertes Milieu. Bis zu den 1980er Jahren bestand die polnische Bevölkerung Berlins vor allem aus Menschen, die dort schon vor dem Zweiten Weltkrieg gelebt hatten, sowie solchen, die die Kriegsergebnisse dorthin verschlagen hatten und die im Anschluss dort geblieben waren. In den achtziger Jahren stießen Migranten dazu, die in großer Zahl die VR Polen aus politischen und wirtschaftlichen Gründen verließen (Nagel 2009, 17). Schon damals traten viele wesentliche Unterschiede zwischen beiden Gruppen in Erscheinung. Erstens gehörten die „alten“ und die „neuen“ Polen in Berlin unterschiedlichen Generationen an. Jede dieser Gruppen war zu völlig anderen Zeiten und unter anderen Umständen in die Stadt gekommen. Die Älteren kannten das Nachkriegspolen überhaupt nicht; die Jungen waren in der kommunistischen Wirklichkeit aufgewachsen, die ihren älteren Landsleuten fremd war. Die Angehörigen der jüngeren Generation stellten die politischen Realitäten in Polen in Frage, viele von ihnen hatten sich vor ihrer Ausreise in der polnischen Opposition betätigt. Die Berliner Polen, die in Deutschland aufgewachsen waren oder zumindest den größten Teil ihres Lebens dort verbracht hatten, beobachteten die Entwicklungen in Polen aus der Distanz und identifizierten sich nicht immer mit der einen oder anderen Seite.

Auch der Rechtsstatus der polnischen Migranten konnte sehr unterschiedlich sein. Diejenigen Polen, die seit Jahrzehnten in der BRD lebten, besaßen in der Regel die deutsche Staatsbürgerschaft. Unter den neu Angekommenen hatten allenfalls diejenigen Polen eine Chance auf diesen Status, die sich als *Aussiedler* deklarierten und ihre deutschen Wurzeln nachweisen konnten. Die übrigen Migranten bemühten sich, wie ich schon geschildert habe, um Anerkennung als politische Flüchtlinge oder wenigstens um eine *Duldung*. Wem keine dieser beiden Möglichkeiten offen stand, hielt sich illegal in der Stadt auf. Es kam vor, dass vor allem Personen, die sich zuvor in Polen politisch auf Seiten der Opposition engagiert hatten, auf die *Aussiedler* – bzw. seit den 1970er Jahren *Spätaussiedler* – nicht gut zu sprechen waren. Denn die Anstrengungen, die einige unternahmen, um die deutsche Staatsbürgerschaft zu bekommen, erschienen vielen als moralisch nicht zu vertreten. Schließlich wurden als Beweise ihres Deutschtums auch die Eintragung ihrer Vorfahren in die Deutsche Volksliste oder der Dienst von Verwandten in der Wehrmacht herangezogen. Ein häufiger Grund für die Aversionen gegenüber dieser Gruppe war auch das Gefühl der Ungerechtigkeit angesichts der Ungleichbehandlung der Migranten von Seiten der deutschen Behörden. Diese gewährten den *Spätaussiedlern* eine privilegierte Stellung, obwohl ihnen die Zweifel an ihrer wirklichen Identität in vielen Fällen gut bekannt waren.

Außerdem hatten die Polen der verschiedenen Migrationswellen unterschiedliche Ziele; sogar innerhalb der Angehörigen einer Welle gab es Unterschiede. So interessierten die Bemühungen eines Teils der polnischen Migranten um eine Anerkennung der Polen als nationale Minderheit in Deutschland und die hiermit verbundenen Vorteile die „polnischen Aussiedler“ nicht. Unterschiede gab es sogar bei Fragen, die auf den ersten Blick Kleinigkeiten, aber für die Migranten wichtig waren. Unterschiedlich war der Blick der Migranten der 1980er Jahre auch auf die vorhandenen Organisationen der Auslandspolen; viele verlangten von ihnen eher Hilfe bei Alltagsproblemen der Polen, als die Veranstaltung von patriotischen Feiern. Die Frage des Verhältnisses gegenüber der polnischen Regierung spaltete die Migranten ebenfalls und spiegelte sich in der unterschiedlichen Haltung der polnischen Vereine. Einige wahrten Warschau gegenüber Distanz, andere waren offener für eine Zusammenarbeit. Zu alledem kam, dass die soziale und materielle Lage der Angehörigen der unterschiedlichen Generationen ebenfalls völlig verschieden war. Die Migranten, die schon lange in Deutschland lebten, waren bereits gut integriert und auch finanziell weit besser gestellt als die Neuankömmlinge, die praktisch von Null anfangen und erst einmal Arbeit suchen mussten. Unterschiedlich waren die Ziele des Aufenthalts in Deutschland und dementsprechend die persönlichen Strategien: unter den Migranten mit *Solidarność*-Hintergrund waren viele, die eigentlich weiterwandern wollten in die USA, nach Kanada oder Australien und Berlin nicht als ihren Zielzufluchtsort betrachteten. Selbst wenn sie mit derselben Migrationswelle gekommen waren, besaßen die Polen unterschiedliche kulturelle Hintergründe, sie kamen nicht aus derselben Region, hatten unterschiedliche Angewohnheiten, Lebensstile und Werthierarchien. Die Migranten betrachteten sich untereinander als Konkurrenten um Arbeitsplätze.

In den 1990er Jahren änderte sich hieran kaum etwas. Die Unterschiede zwischen den neu ankommenden Migranten und den älteren Generationen wurden noch tiefer. Im 21. Jahrhundert kam die nächste Welle polnischer Migranten an. Viele dieser jungen Leute waren bereits im postkommunistischen Polen erwachsen geworden, und das wirkte sich stark auf ihre Wahrnehmung der Welt aus. Sie unterschieden sich grundsätzlich von allen früheren Migranten. Für sie war die Bewegungsfreiheit in ganz Europa schon etwas Selbstverständliches, und deshalb hatten sie weniger als ihre Vorgänger die Absicht, am neuen Lebensmittelpunkt Wurzeln zu schlagen. Die meisten wollten nicht auf Dauer in der BRD bleiben, sondern um bestimmte Ziele, die sie sich gestellt hatten, zu realisieren, und dem ordneten sie ihre Aufenthaltsstrategien unter, die eine Rückkehr nach Polen nach einigen Jahren oder auch die Weiterwanderung nicht ausschlossen. Deshalb bemühten sie sich weniger als die Angehörigen der vorherigen Migrantengenerationen, einen festen Bekanntenkreis unter den in Berlin lebenden Polen aufzubauen. Dagegen hielten sie den Kontakt mit ihren in Polen

verbliebenen oder in andere Länder migrierten Verwandten, Freunden und Bekannten aufrecht und hatten nicht vor, ihn einzuschränken. Sie orientierten sich auch darauf, Menschen anderer Nationalitäten kennenzulernen. Einer der jungen Befragten, der zu diesem Zeitpunkt schon fünf Jahre in Berlin lebte, schilderte es so:

*An der Hochschule gab es immer viele Polen, aber ich habe mich von ihnen ferngehalten. Schließlich verband mich mit ihnen nichts als die Sprache und die Tatsache, dass wir aus demselben Land stammen. Ich fand es interessanter, Litauer, Russen, Italiener oder Spanier kennenzulernen (WM11 2006).*

In Fällen wie diesem veranlassten erst zu Beginn des Aufenthalts nicht geplante Umstände, die den Migranten nahelegten, doch länger in Deutschland zu bleiben, wieder den Kontakt zur eigenen Gruppe zu suchen. Am häufigsten war dies die Begegnung mit einem Lebenspartner oder das Finden einer zufrieden stellenden Arbeit.

Unabhängig von der Welle, mit der sie gekommen waren, bemerkten die Befragten klar das fehlende Zusammengehörigkeitsgefühl der Polen in Berlin und ihre Schwierigkeiten, eine gemeinsame Verständigungsebene zu finden, sowie die verbreitete Antipathie untereinander. Noch bevor sie Polen verlassen hatten, hatten sie oft schon mündlich überlieferte Geschichten darüber gehört, wie Neid oder die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt die Polen gegeneinander ausspielten. Eine Befragte stellte fest:

*Der Schlager „Alle Polen sind eine Familie“ stimmt einfach nicht<sup>214</sup> (PK30 1992).*

Einige berichteten aus eigener Erfahrung, wie ihnen andere Immigranten aus Polen übel mitgespielt hätten:

*Was Sie hier in Berlin beobachten können, das ist das, was mich immer entsetzt hat. Die Polen sind keine Nation, die sich untereinander hilft, die zusammensteht oder so; jeder sieht nur sich selbst. Jeder behandelt den anderen als potentiellen Gegner oder Rivalen, der einem die Arbeit oder irgendwelche Lebenschancen usw. wegnimmt. Wenn einem Türken irgendetwas Schlechtes passiert, dann wird jeder andere Türke ihn verteidigen. Aber wenn ein Pole um Hilfe ruft, dann werden die anderen Polen in der Nähe so tun, als verstünden sie ihn nicht (WM13 1987).*

Die Polen in Berlin bildeten – wie auch die in ganz Deutschland – also keine geschlossene Gruppe, denn, wie Hans-Peter Meister (1994, 198) geschrieben hat: „Die Lebensläufe der

<sup>214</sup> Eine Anspielung auf ein Lied der DiscoPolo-Band „Bajer Full“ von 1995 über die Einheit aller Polen selbst über Grenzen hinweg.

Menschen waren zu unterschiedlich, ebenso ihre Verbindungen nach Polen, ihre soziale und rechtliche Situation, der Grad ihrer Integration, als dass sie ad hoc oder in einer vorhersehbaren Perspektive gemeinsame Ziele oder Vorgehensweisen hätten finden können<sup>215</sup>. Die folgende Antwort eines Befragten war typisch für viele Gesprächspartner:

*Es gab nichts von dem, was normalerweise Menschen verbindet: keine gemeinsame Weltanschauung oder Sichtweise auf die Welt, kein gemeinsamer Bildungshintergrund – es gab nur die geographische Nähe (KM5 1981).*

Die Herkunft aus demselben Land reichte nicht aus, um die Menschen zu verbinden. Wenn die Migranten ihren Bekanntenkreis erweiterten, beschränkten sie sich unter Landsleuten auf unmittelbare Angehörige. Der Kontakt zu Polen und zu Landsleuten blieb aber für sie wichtig. Man kann daraus folgern, dass sie aus diesem Grund, sobald es ihnen möglich wurde, bemüht waren, ihre Beziehungen zu in Polen verbliebenen Bekannten zu pflegen.

### Polnische Organisationen

Eine Folge des Fehlens engerer Verbindungen zwischen den Polen im Ausland war ihr geringes Engagement in sogenannten auslandspolnischen Organisationen<sup>216</sup>. Mitte der 1980er Jahre waren in Westberlin zwei in ihrem Auftreten traditionell orientierte polnische Vereine tätig: der Verband der Polen in Deutschland (Związek Polaków w Niemczech – ZPwN) und die Polnische Vereinigung in Westberlin (Zjednoczenie Polaków w Berlinie Zachodnim). Der erste von ihnen blickte auf eine lange Geschichte zurück: er war schon 1922 entstanden; der zweite war 1954 vor dem Hintergrund eines Konflikts innerhalb des ersten Verbandes gegründet worden, der sich an der Frage der Kontakte zur kommunistischen Regierung der VR Polen entzündet hatte. Der ZPwN lehnte eine Zusammenarbeit ab, die Vereinigung sprach sich dafür aus. Abgesehen davon hatten beide Organisationen im Grunde verwandte Ziele. Ihre Tätigkeit bestand darin, staatliche Jubiläen zu begehen, religiöse Feierlichkeiten zu veranstalten, Polnisch-Sprachkurse, Lesungen, Auftritte von Künstlern und Reisen nach Polen anzubieten. Die Vereinigung der Polen gab zusammen mit dem Polnischen Kulturbund in Berlin (Polski Związek Kulturalny w Berlinie), eine Informationsbroschüre namens *Gazetka* heraus (Chałupczak 1986, 68; Janusz 1986, 106-109; Stach 1998, 86-87).

Beide Organisationen taten sich schwer damit, neu ankommende Polen an sich zu binden. Ihr Auftreten erschien wenig attraktiv, dazu kam die innere Zerstrittenheit und das Abgeschnit-

215 Rückübersetzung aus dem Polnischen, nicht mit dem Original abgeglichen (A.d.Ü.)

216 Womit sich die Organisationen, die Polen in Deutschland vereinigen, heute befassen, hat Michał Nowosielski (2016) ausführlich geschrieben.

tensein von den Entwicklungen in Polen. Die Migranten der achtziger Jahre sahen keine Möglichkeit, in Organisationen wie diesen Lösungen für ihre Probleme zu finden, etwa bei der Einwirkung auf die Passvergabe durch die polnischen Behörden oder der Lösung von Problemen mit der Arbeitssuche und der Legalisierung des Aufenthalts in Berlin. Deshalb ging die Anziehungskraft der „alten“ Gruppierungen trotz der steigenden Zahl der Polen in Berlin ständig zurück. Beispielsweise hatte die Vereinigung 1987 nicht mehr 1.300 sondern nur 400 Mitglieder, und diese Tendenz hielt in der Folge an (Miera 2007, 83-84)<sup>217</sup>. Neu ankommende Migranten aus Polen gründeten eigene Organisationen; in ihnen waren vor allem Menschen mit Abitur oder Hochschulabschluss tätig (Stach 1998, 87). In besonders großer Anzahl entstanden Vereine, die an die Tätigkeit der „Solidarność“ in Polen anknüpften: die Arbeitsgruppe „Solidarność“, das Komitee zur Verteidigung der „Solidarność“ in Westberlin, der Verein „Solidarność“, der Emigrantenklub „Solidarność“, die Sozialpolitische Bewegung „Pomost“ (Brücke), der Verein „Freiheit, Demokratie, Solidarität“ („Wolność, Demokracja, Solidarność“) u.a.m. (Górski, Tymochowicz 1990). Sie brachten nicht staatlich kontrollierte Zeitungen und Bücher heraus und stellten ein wichtiges Unterstützmilieu für die Opposition in Polen dar. In Berlin arbeiteten die einzelnen Gruppen zusammen, auch wenn es oft zu Konkurrenzstreitigkeiten und persönlichen Konflikten kam (Dyczewski 1993, 143)<sup>218</sup>.

Das Profil dieser Organisationen spiegelte genau die Stimmungen der Emigranten und ihre politischen Sympathien wieder. Diese Zersplitterung illustrierte die Unterschiede der Meinungen im polnischen Migrantenmilieu und zeigte, dass eine organisatorische Zusammenfassung der Polen alles andere als einfach war. Zu den bekanntesten dieser Vereine gehörten: die Arbeitsgruppe „Solidarność“<sup>219</sup> und das Komitee zur Verteidigung der „Solidarność“ in Westberlin (KOS). Eine Aussage des Gründers der ersten dieser Gruppen, Edward Klimczak, beweist viele der Probleme, mit denen die polnische Emigration damals zu kämpfen hatte. Klimczak sagte (*Die Pro-Solidarność-Bewegung...*, 2011, 132), in Westberlin hätten sich zum Zeitpunkt der Ausrufung des Kriegszustandes etwa 15.000 Personen aus Polen aufgehalten, allerdings:

*Es war ungeheuer schwierig, unter diesen 15.000 Leuten auch nur zehn zu finden, die bereit gewesen wären, irgendetwas ehrenamtlich zu machen. Ich erinnere mich, dass zu den Kundgebungen, die wir in den ersten Monaten des Kriegszustandes praktisch alle 14 Tage veranstalteten, sehr,*

217 Anfangs hatten Mitglieder der Vereinigung die Chance gehabt, Visa für Polen schneller und leichter zu bekommen. Als der Verein dieses Privileg verlor, ging das Interesse der Polen an einer Zugehörigkeit zu ihm noch weiter zurück.

218 Die Tätigkeit dieser Gruppen richtete sich sowohl an die polnischen Behörden als auch an die polnischen Einwohner von Berlin und die deutsche Öffentlichkeit. Man verfasste Resolutionen, schrieb Briefe, oft waren die offiziellen polnisch-sowjetischen Beziehungen Gegenstand von Kritik. Die Aktivität der in den Solidarność-nahen Organisationen versammelten Migranten orientierte sich auf die Zukunft Polens; allerdings gaben nach einer gewissen Zeit viele der Aktivisten ihre Tätigkeit auf und konzentrierten sich auf ihre persönlichen Angelegenheiten.

219 Sie wurde am 17.-19. Dezember 1981 gegründet und am 7. Februar 1982 ins Vereinsregister eingetragen.

*sehr wenige Deutsche kamen, und Polen noch weniger [...]. Der größte Feind der „Solidarność“ war die Gleichgültigkeit der Polen, die nach Berlin gekommen waren und Polen für immer verlassen hatten. Sie waren praktisch ausschließlich, sagen wir zu 99,9%, mit ihren eigenen Interessen beschäftigt. 1982 waren in Westberlin über 1.000 Polen als politisch Verfolgte und Asylbewerber registriert. [...] Sie hätten sich also in Berlin auffinden und zeigen können, wie sehr sie Polen liebten [...], aber es kamen nur sehr wenige<sup>220</sup>.*

Unter den für diese Studie befragten Personen hatten sich nur drei aktiv an Gruppierungen dieser Art beteiligt. Aus den Antworten der Migranten ergab sich, dass der Hauptgrund dieser Abstinenz ihre Abneigung gegen irgendein Engagement nach den langen Jahren frustrierender politischer Erfahrungen in Polen war. Außerdem hatten die Polen nach ihrer Ankunft in Berlin zu viel damit zu tun, die Schwierigkeiten des Alltags zu bewältigen, als dass sie sich politisch organisiert hätten, selbst wenn sie mit diesen Organisationen sympathisierten. In dieser Hinsicht unterschieden sich die polnischen Migranten in Berlin nicht von Landsleuten, die sich anderswo in Deutschland niedergelassen hatten. Sie konzentrierten sich auf ihre Familien und bewegten sich unter polnischen oder deutschen Bekannten, aber sie strebten nicht nach einer inneren Integration oder der Entwicklung der verstreuten Gemeinschaft der Polen (Olesiak 1987, 34, 144). Ihr geringes Interesse an einem Engagement für die eigene Gruppe spiegelte sich auch in Forschungen, die 1987 vorgenommen wurden: diese zeigten, dass mehr als die Hälfte der polnischen Migranten keinen einzigen der in Deutschland tätigen auslandspolnischen Vereine auch nur dem Namen nach kannte (Dyczewski 1993, 142). Die meisten Vereine aus dem Umfeld der Solidarność lösten sich mit dem Fall des Kommunismus und den anschließenden Veränderungen in Polen auf.

Wesentlich größere Nachfrage in Berlin weckten die in den 1980er Jahren gegründeten Selbsthilfeorganisationen zur Lösung von Alltagsproblemen der Migranten: sie halfen in Behörden, sie warben für die Rolle der polnischen Emigration im gesellschaftlichen Leben und förderten damit die Integration der Migranten. Zu ihnen gehörten: die Selbsthilfegruppe der Polen in der Emigration (Grupa Samopomocy Polaków na Emigracji) und der Polnische Sozialrat (Polska Rada Społeczna). Die erste dieser Gruppen organisierte mit finanzieller Unterstützung des Berliner Senats einen Treffpunkt namens „Polnischer Klub“ (Górski, Tymochowicz 1990, 29-30). Die zweite, die 1982 gegründet wurde und bis heute besteht, rief die Berliner Behörden auf, die Anwesenheit polnischer Migranten zur Kenntnis zu nehmen und ihren Aufenthalt zu legalisieren; sie protestierte gegen Ausweisungen zurück nach Polen u.dgl. Auch der Berliner Senat unterstützte den Sozialrat mit einem eigenen Raum und etwas Geld. Dank dem Polnischen Sozialrat gelang es, den Status der in Berlin lebenden Polen zu verbessern. Der Verein organisierte

---

220 Zurückübersetzt aus dem Polnischen ohne Abgleich mit dem Originaltext (A.d.Ü.)

auch Treffen polnischer Jugendlicher und bot kulturelle Aktivitäten an<sup>221</sup>. Bis heute hilft der Rat Migranten, Probleme rechtlicher Art, mit Arbeits- und Wohnungssuche zu lösen. Der 2019 verstorbene langjährige Vorsitzende Witold Kamiński führte im Interview dazu aus:

*Unser Wesen beruht darauf, dass wir auf ein bestehendes Bedürfnis reagieren. Wir verstehen, dass es nötig ist, ganz unten mit den Leuten Kontakt zu halten, aber auch auf politischer Ebene tätig zu werden. Und auf dieser Achse sind wir aktiv, wir haben lange Zeit daran gearbeitet. Wir definieren uns nicht als Repräsentanten von Polen, Migranten aus Polen, denn niemand hat uns gewählt. Ich vertrete das Interesse der Menschen aufgrund von Informationen, die ich in meiner täglichen Arbeit gewinne. Uns gibt es seit 20 Jahren [...] und wir helfen jedes Jahr 5.000-8.000 Polen. [...] Diese Erfahrungen nutzen wir dann für unsere Kontakte auf der administrativen und politischen Ebene<sup>222</sup>.*

Die für diese Studie befragten Personen waren zwar nie genötigt gewesen, die Hilfe des Polnischen Sozialrats in Anspruch zu nehmen, aber auf die Frage nach ihnen bekannten polnischen Organisationen in der Stadt nannten sie trotzdem diese Organisation als erste oder sogar als einzige. Der Rat galt als effizient und vertrauenswürdig.

In den 1980er Jahren wurde der 1885 gegründete polnische Schulverein „Oświata“ reaktiviert. Er ist bis heute aktiv. Wie Forschungen nach einigen Jahrzehnten gezeigt haben, wird er als ebenso notwendig angesehen wie der Polnische Sozialrat. Zu seinen satzungsgemäßen Aufgaben gehört insbesondere der Polnischunterricht und die Verbreitung von Kenntnissen über die heimische Geschichte und Kultur<sup>223</sup>. Der Verein wurde von der polnischen Botschaft in Berlin finanziell unterstützt. Seine Tätigkeit war den in Berlin Befragten bekannt und wurde als sehr nützlich wahrgenommen; fünf Gesprächspartnerinnen schickten ihre Kinder auf Unterrichtsveranstaltungen, die der Schulverein organisierte:

*Mit den Vereinen der Auslandspolen hatten wir nie etwas zu tun. Wir haben uns ganz am Anfang da ein bisschen umgesehen, daran erinnere ich mich... aber das war doch nichts für uns. Ausnahme war die „Oświata“, denn unsere Kinder nahmen an dem Unterricht teil [den der Verein anbot] (KIIKE 1989).*

<sup>221</sup> Interview der Autorin mit dem Vorsitzenden des Rates, Witold Kamiński, am 28. April 2010 in Berlin, sowie die Internetseite des Polnischen Sozialrates <https://polskarada.de/> (Zugriff: 10.03.2014).

<sup>222</sup> Interview der Autorin mit Witold Kamiński vom 27.5.2016.

<sup>223</sup> Zum Zeitpunkt meiner Forschungen betrieb der Schulverein zwei Bühnen: Bez Paniki (Keine Panik) und Profi Trup und auch das Gesangs- und Tanzensemble Akord. Die „Oświata“ hielt Kontrakt mit mehreren Kulturzentren in Polen, organisierte Workshops, Begegnungen und landeskundliche Reisen nach Polen. Interview der Autorin mit Barbara Rejak, der Vorsitzenden der Organisation am 26. April 2010 sowie die Internetseite der „Oświata“, <http://www.oswiataberlin.de/intro/> (Zugriff: 10.03.2014).

*Als die Kinder noch klein waren, habe ich sie auf diesen Unterricht zur „Oświata” gefahren, ich habe mich da sogar als Mitglied eingetragen, weil das die Bedingung dafür war, dass man seine Kinder dorthin schicken konnte. Aber als dann meine Kinder da nicht mehr hingegangen sind, bin ich ausgetreten, weil ich das alles nicht hätte bewältigen können. Hier muss man ständig irgendetwas in den Griff kriegen, da habe ich keine Zeit, mich ehrenamtlich zu engagieren, jedenfalls nicht in größerem Umfang.. (SIIKE 1983).*

Eine andere Frau, die im Grundschulalter nach Berlin gekommen war, erinnerte sich:

*Ich habe Polnisch nur zu Hause gelernt, aber mein Bruder ging zur „Oświata”, ich glaube, bis zur vierten Klasse. Da ging er einmal in der Woche hin, aber später war das Lesen und Schreiben auf Polnisch zu Hause das Einzige, womit wir unsere Kenntnisse der Muttersprache festigen konnten (KIIKI 1988).*

Die Popularität der „Oświata” zeigte die große Sorge der Migranten darum, ihren Kindern die heimische Sprache und Kultur weiterzugeben, und außerdem ihre Bereitschaft, im Rahmen ihrer Lebensstrategien auch eine Rückkehr nach Polen für sich und ihre Kinder zumindest als Möglichkeit offenzuhalten. Der Unterricht im Schulverein sollte die Grundlage für den Aufbau transnationaler Beziehungen in späteren Generationen bilden.

Mehrere Vereine in Berlin konzentrierten sich in den 1980er Jahren auf kulturelle Aktivitäten<sup>224</sup>. In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre nahm der Verein Polnischer Kaufleute und Industriellen in Berlin – „Berpol” (Stowarzyszenie Polskich Handlowców i Przemysłowców) seine Tätigkeit auf. Zu seinen Zielen gehörte die Unterstützung und Erweiterung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Polen und Deutschland<sup>225</sup>. Zwei der Befragten engagierten sich in seinem Rahmen.

<sup>224</sup> Auf Initiative polnischer Organisationen entstand mit Unterstützung des Senats von Berlin das Polnische Kulturzentrum, und bei ihm waren ein Seniorenklub, eine Frauengruppe und ein „Interessenverband für Polen” tätig (Górski, Tymochowicz 1990, 81). 1987 wurde in Berlin eine Filiale des Klubs der Katholischen Intelligenz gegründet, der an die polnische Kirchengemeinde in Berlin angebunden war. Kurz danach wurde 1989 ein Deutsch-Polnischer Klub gegründet, der deutsch-polnische Kulturveranstaltungen, Vorträge und Begegnungen mit polnischen und deutschen Zeitzeugen organisierte (Olszowska 2003, 27-28).

<sup>225</sup> In den achtziger Jahren hatte der Verein etwa 50-60 Mitglieder, im Jahrzehnt darauf verdoppelte sich ihre Zahl. Die meisten von ihnen vertraten kleine oder mittelgroße Handels- oder Dienstleistungsunternehmen. Die Organisation vermittelte in Kontakten zwischen den Unternehmen, veranstaltete Diskussionsforen und Begegnungen verschiedener Art (auch solche von geselligem Charakter). Zum Zeitpunkt der Recherche für die vorliegende Studie war der Verein weiterhin aktiv und konsolidierte das Milieu polnischer Geschäftsleute in Berlin. Er umfasste etwa 80 Personen, wobei der Vorstand über fehlendes Engagement von Seiten jüngerer Unternehmer klagte, vor allem bei jenen, die erst nach Berlin gekommen waren. Webseite des Vereins: <http://www.berpol.de/> (Zugriff: 5.01.2016); Interview der Autorin mit dem Vorsitzenden Jacek Barełkowski am 4. Juni 2015 in Berlin; Bulletin Berpol Berlin. Razem w Europie, Warszawa 2003.

In den neunziger Jahren hielt sich das Engagement in traditionellen polnischen Organisationen auf vergleichbar niedrigem Niveau. Auch für diese Studie befragte Personen waren nicht an einer Zusammenarbeit mit anderen Polen auf dieser Grundlage interessiert. Die beiden ältesten polnischen Vereine, der Bund der Polen in Deutschland (Związek Polaków w Niemczech) und die Vereinigung der Polen (Zjednoczenie Polaków)<sup>226</sup>, setzten in dieser Zeit ihre Tätigkeit fort, auch wenn ihre Rolle zurückging und sich dies in einer noch geringeren Anzahl aktiver Mitglieder widerspiegelte. Die Organisationen spürten nicht nur einen Mangel an Mitgliedern, sondern immer öfter fehlte ihnen auch das Geld für ihre satzungsgemäße Tätigkeit<sup>227</sup>. Dieser Rückgang des Interesses hing zusammen mit den besseren Möglichkeiten für die Migranten, auch unabhängig von organisatorischen Strukturen Verbindungen nach Polen aufrechtzuerhalten und ihren auf Polen bezogenen soziokulturellen Interessen auch direkt in Polen nachzugehen.

Interesse bestand dagegen weiterhin an Organisationen, die Unterstützung verschiedener Art anboten, etwa dem bereits erwähnten Polnischen Sozialrat oder dem Schulverein „Oświata“ (dessen Angebot wurde nach wie vor von den Befragten genutzt). Auch der Verein „Berpol“ setzte seine Tätigkeit fort, und neben ihm entstanden im Laufe der Zeit verschiedene andere branchenbezogene Interessengruppen – so 1990 die Deutsch-Polnische Juristen-Vereinigung e.V. (Niemiecko-Polskie Zjednoczenie Prawników)<sup>228</sup>, und 1994 die Deutsch-Polnische Medizinische Gesellschaft (Niemiecko-Polskie Towarzystwo Medyczne)<sup>229</sup>. Dass Vereine wie diese entstanden sind, zeigt das wachsende Bedürfnis an Aktivitäten wie den ihren. Auch zwei der Befragten, die als Geschäftsmann bzw. Arzt zu den Zielgruppen der beiden Vereine zählten, haben sich an ihrer jeweiligen Tätigkeit beteiligt. Dies zeigte auch das wachsende Potential gut ausgebildeter Personen aus Polen, die in Berlin ihre ehrgeizig-

<sup>226</sup> Der Vereinigung war ein Folkloreensemble namens Szuroki angegliedert; es zählte 1994 25 aktive Mitglieder. Die Mitglieder des Verbandes trafen sich aus Anlass nationaler Feiertage, sangen polnische Lieder und pflegten Erinnerungen an Polen, kommentierten laufende Ereignisse und organisierten Autorallies und Ausflüge nach Polen. Sie kümmerten sich auch um polnische Denkmäler und Gräber in Berlin und sammelten Spenden für Landsleute, die in der ehemaligen Sowjetunion lebten. Man versuchte, jüngere Menschen anzuziehen. Mitte der neunziger Jahre veranstaltete die Vereinigung auch Deutschkurse, aber auch dies brachte nicht den erhofften Anziehungseffekt. Interview der Autorin mit dem Vorsitzenden der Vereinigung der Polen, Józef Dunst, in Berlin, 16. und 24. April 2010.

<sup>227</sup> Anfang des 21. Jahrhunderts ging die Mitgliedszahl der Vereinigung noch weiter zurück. Nach Auskunft ihres Vorsitzenden waren es 2009 noch 30 Personen. Interviews der Autorin mit dem Vorsitzenden Józef Dunst in Berlin 2009.

<sup>228</sup> Webseite: Deutsch-Polnische Juristen-Vereinigung, <http://www.dpvj.de/content/view/12/26> (Zugriff: 15.03.2017).

<sup>229</sup> Vierteljährlich wurden Vorträge organisiert, zu denen jeweils 40-50 Personen kamen. Der Verein stellte zum Zeitpunkt der Recherche eine Brücke zwischen Polen und Deutschland dar. Er hielt Kontakt zu den Ärztekammern und unterstützte polnische Ärzte, die zu Kongressen nach Deutschland kamen, etwa durch Hilfe bei Übersetzungen. Der Verein leitete in die Wege, dass polnische Ärzte Praktika in Berliner Krankenhäusern machen konnten, und dieses Angebot stieß auf breites Interesse. Der Verein unterstützte auch verschiedene Projekte in Polen und schickte medizinische Geräte und Arzneimittel nach Polen. Interview der Autorin mit Leszek Chelmiński von der Deutsch-Polnischen Medizinischen Gesellschaft, Berlin, 16. Juni 2015.

ten Pläne realisieren wollten. Sie waren Vorboten kommender Veränderungen und markierten eine neue Richtung der Tätigkeit, die eher auf den Aufbau positiver deutsch-polnischer Beziehungen und Zusammenarbeit auf verschiedenen Feldern orientiert war, als darauf, die Interessen der eigenen Gruppe zu vertreten<sup>230</sup>.

Nach der Vereinigung Berlins<sup>231</sup> unternahmen Aktivisten den Versuch, die in beiden Teilen der Stadt lebenden polnischen Milieus institutionell zu konsolidieren. 1996 entstand der Polnische Rat in Deutschland (Polska Rada w Niemczech), der als eine der Dachorganisationen zur Vertretung der Polen konzipiert war<sup>232</sup>. Später übernahm der Konvent Polnischer Organisationen in Deutschland (Konwent Organizacji Polskich w Niemczech) dessen Funktion und Aufgaben; er wurde im April 1998 durch Vertreter der fünf größten auslandspolnischen Organisationen in Deutschland gegründet (Klimaszewski 2007, 229)<sup>233</sup>. Er wurde seinerzeit von der polnischen Regierung als Vertreter der Auslandspolen in Deutschland anerkannt<sup>234</sup>. 2011 konstituierte sich der Polnische Rat Landesverband Berlin (Polska Rada Związek Krajowy w Berlinie); zu seinen Bestrebungen gehörte, zur Dachorganisation der in Berlin aktiven polnischen Vereine zu werden<sup>235</sup>. Hauptziel sollte die Vertretung der in Berlin lebenden

230 Ein Beispiel war die Deutsch-Polnische Gesellschaft, die seit den 1970er Jahren für Versöhnung und Zusammenarbeit mit Polen eintrat. Webseite: <http://www.dpgberlin.de/pl/ziele/> (Zugriff: 8.01.2016). Weitere Organisationen mit ähnlicher Zielsetzung sind unter anderem: das Deutsch-Polnische Jugendwerk, das Deutsch-Polnische Bildungswerk oder die Fraueninitiative Berlin-Warschau. Sie initiierten zum Beispiel Studienreisen nach Polen, Jugendaustausche, Städtepartnerschaften und Workshops zur gemeinsamen Vergangenheit usw. (Miera 2007, 203).

231 In Ost-Berlin konnten polnische Bürger sich in den achtziger Jahren nicht politisch betätigen oder eigene Organisationen bilden. Vor allem zu den Zeiten, als die „Solidarność“ in Polen aktiv war, wurden sie intensiv vom DDR-Sicherheitsdienst observiert. Das Leben der Polen im Ostteil der Stadt konzentrierte sich um das seit 1956 bestehende Polnische Institut in Berlin. Bis zu den politischen Veränderungen war es die „offizielle Visitenkarte eines sozialistischen Bruderlandes“. Heute hat das Institut seinen Standort gewechselt und setzt sich für sogenannte Hochkultur ein. Es organisiert Konferenzen, Symposien, Ausstellungen, Autorenabende, Polnischkurse und führt eine polnischsprachige Bibliothek (Olszowska 2003, 29).

232 Als Ziele der Organisation wurden genannt: Zusammenarbeit, Verständnis und Versöhnung zwischen Polen und Deutschland, Werbung für die polnische Kultur und Wirtschaft, Unterstützung der Integration Polens in die europäischen Strukturen, Schaffung eines positiven Bildes Polens und seiner Bürger in Deutschland, Vereinigung und Integration polnischer und auslandspolnischer Organisationen in Deutschland. Die Organisation lehnte sich an die Gliederung der deutschen Bundesländer an und unterhielt u.a. eine Vertretung in Berlin unter dem Vorsitz von Bolko Klimek. Webseite: Bundesvereinigung des Polnischen Rates in Deutschland, <http://www.prwn.org/o-nas/> (Zugriff: 28.12.2015).

233 Zu den Gründern zählten: das Christliche Zentrum für polnische Kultur, Tradition und Sprache (Chrześcijańskie Centrum Krzewienia Kultury, Tradycji i Języka Polskiego), der Kongress der Auslandspolen in Deutschland (Kongres Polonii Niemieckiej) mit 30 branchenbezogenen Vereinen von u.a. Ärzten, Juristen, Kultur- und Kunstschaffenden u.v.a.m., der Bundesverband Polnischer Rat in Deutschland (Zrzeszenie Federalne Polska Rada w Niemczech) und der Bund der Polen in der BRD „Eintracht“ (Związek Polaków „Zgoda“ w RFN). Der Verband der Polen in Deutschland war bei der Gründung anwesend, entschied sich aber letztlich gegen einen Beitritt (Klimaszewski 2007, 229).

234 Webseite: <http://konwent.de/index.php/konwent> (Zugriff: 28.12.2015).

235 Um dem Rat beizutreten, mussten eine entsprechende Erklärung abgegeben und Auszüge aus den Vereinsregistern der zuständigen Amtsgerichte vorgelegt werden. Sieben in Berlin tätige polnische Organisationen erfüllten diese Voraussetzungen.

Polen gegenüber polnischen und deutschen Behörden sowie in den Strukturen der Auslandspolen in Deutschland sein<sup>236</sup>. In der Praxis beschäftigte sich der Rat vor allem damit, Feierlichkeiten zu nationalen, religiösen und auch auf die Auslandspolen bezogenen Anlässen zu organisieren und touristische Reisen in Deutschland und im Ausland zu veranstalten<sup>237</sup>.

Einige der für diese Studie Befragten nahmen an solchen Feierlichkeiten teil, wenn auch oft ohne große Überzeugung. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass dies eher aus Mangel anderer gruppenspezifischer Angebote geschehen war. Als Gründe ihrer Zurückhaltung nannten sie die weiterhin veralteten Formen, in denen die Organisationen auftraten, ihre fehlende Effizienz in wichtigen Fragen und vor allem ihre – bereits legendäre – Zerstrittenheit<sup>238</sup>:

*Sie betreiben die ganze Zeit sinnloses Geschwätz: hier ein Schulchor, dort eine Volkstanzgruppe, und das ist doch Unsinn, das ist völlig überholt, so zu denken. Wir haben schon andere Zeiten heute (ZK47 1990).*

*Das organisierte Auslandspolentum geht mir etwas auf die Nerven. Wenn sie ihre Feierlichkeiten veranstalten [der Polnische Rat], dann ist das so eine Wichtigtuerei. Fähnchen und so weiter – mir kommt das alles so künstlich vor... Sie wollen in Erscheinung treten, so nehme ich das wahr. Und in Wahrheit verfolgt jeder irgendeine Eigeninteressen damit: sich zu präsentieren, was man für eine Firma oder sonst etwas hat... (FM3 1980).*

Auf das relativ schwache Engagement der befragten Polen wirkte sicherlich der Umstand ein, dass die Aktivisten kaum etwas taten, um junge Leute anzuziehen. Im Internet – also der Sphäre, wo man heute derartige Informationen sucht – war es zum Zeitpunkt der Feldforschung sogar schwierig, Informationen darüber zu finden, wo sich die Mitglieder trafen. Das erweckte den Eindruck, als hätten die Vorstände der Organisation kein besonderes Interesse daran gehabt, mehr Mitglieder zu gewinnen.

Die im allgemeinen kritischen Meinungen der Befragten über die führenden Organisationen erschienen als im Wesentlichen begründet. Es kam auch vor, dass die Gründe für das schwache Engagement der Polen in Deutschland nicht dort, sondern in Polen gesucht wurden. Die Verantwortung dafür wurde vor allem der polnischen Regierung zugeschrieben,

<sup>236</sup> Die Satzung gibt als konkrete Aufgaben des Vereins an: Beratung, Koordinierung und Anregung der Tätigkeit polnischer Organisationen in Berlin sowie ihre Interessenvertretung nach außen. Die Tätigkeit des Vereins sollte dem Aufbau guter Beziehungen zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk dienen, das Wissen über Polen auf verschiedenen Ebenen verbessern und die ethnische Identität der in Deutschland lebenden Polen wahren <http://www.polskarada-berlin.de/index.htm> (Zugriff: 4.01.2016).

<sup>237</sup> Webseite: <http://www.polskarada-berlin.de/index.htm> (Zugriff: 4.01.2016).

<sup>238</sup> Ähnliche Argumente haben Polen vorgetragen, die in den neunziger Jahren von Kazimierz Wóycicki befragt wurden (2000, 337).

die sich nach Meinung einiger Gesprächspartner zu wenig für die emigrierten Polen interessierte und sie nur unzureichend unterstützte. Die schon zitierte Frau sagte weiter:

*[Die Polen] ... sind eine ungenutzte Gruppe, mit der [die polnische Regierung] nichts Rechtes anfangen kann (ZK47 1990).*

Diese Feststellung war mit Sicherheit nicht unbegründet. In der Forschungsliteratur wird allerdings die Auffassung vertreten, der Unwille, sich zu engagieren, habe vor allem mit der politischen Kultur zu tun, in der ein großer Teil der polnischsprachigen Gruppe in Berlin aufgewachsen sei. Die meisten waren in der Volksrepublik Polen sozialisiert worden und hatten keine Erfahrung mit demokratischen Gesellschaften. Sie spürten nicht, dass sie irgendwelchen Einfluss auf ihr Schicksal hätten nehmen können (Wóycicki 2000). Die fehlende Erfahrung der Selbstorganisation habe auch die junge Generation geprägt, die ihrerseits Distanz gegenüber allen formalisierten Handlungsformen empfunden habe. Die Jüngeren hätten sich in sozialen Kollektiven anderer Art bewegt – virtuellen, ohne Sitz, Satzung, Beiträge und sogar Anführer. Solche Gruppen entstanden durchaus von Zeit zu Zeit ad hoc, um bestimmte Ziele zu erreichen – etwa die Mobilisierung der Berliner Polen zur Teilnahme an der Präsidentenwahl in Polen. Wenn dies gelungen oder auch misslungen war, löste sich die Gruppe auf. Alte Handlungsmuster, die auf festen Verpflichtungen beruhten, waren für die jüngere Altersgruppe nicht hinreichend attraktiv.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts konnte man einen Umschwung der bisherigen Situation beobachten: eine Blüte von Vereinsgründungen, wenn auch auf anderer Grundlage. Die Neugründungen waren schon nicht mehr streng auf andere emigrierte Polen orientiert, sondern verfolgten das Ziel, Verständnisebenen zwischen Polen und Deutschen zu schaffen. Zum Zeitpunkt der Feldforschung für diese Studie begannen sie, das Übergewicht über die traditionellen Organisationen zu gewinnen. 2011 entstand im Bezirk Neukölln, wo viele Polen lebten, die Buchhandlung Buchbund<sup>239</sup>. Ihre Gründer und Betreiber hatten anfangs vor, sich auf den Verkauf von Büchern polnischer Schriftsteller und von Autoren zu konzentrieren, die über Polen schrieben. Aber im Laufe der Zeit wurde der Buchbund eine Art informelles polnisches Kulturzentrum in Berlin. Der Gründer erzählte über die Anfänge der Buchhandlung:

*Dieser Gedanke ging mir schon länger durch den Kopf, weil ich in Krakau in einer amerikanischen Buchhandlung gearbeitet hatte [...]. Und es stellte sich heraus, dass es in Berlin keine polnische Buchhandlung gab, dass wir Bücher aus Polen mitbringen. Es gibt in Berlin*

<sup>239</sup> Einen Beitrag über das Projekt sendete am 2.9.2012 die Deutsche Welle in ihrem polnischen Programm: <http://www.dw.com/pl/buchbund-polsko-niemiecka-ksi%C4%99garnia-w-berlinie/a-16202996> (Zugriff: 11.01.2016).

*amerikanische und italienische Buchhandlungen, aber Polen lebt eine Menge in der Stadt, und es gibt keine polnische [...]. So dachten wir, dass wir es probieren könnten. [...] Wir haben in verschiedenen Bezirken nach einem Standort gesucht [...]. Wir haben Kurse für Existenzgründer im Buchhandel mitgemacht, die von Buchgroßhändlern angeboten wurden, hier in Deutschland. Und dann die Renovierung und so weiter. [...] Wir hatten auch geplant, Treffen zu organisieren. [...] Das lag damals irgendwie in der Luft, dass so etwas gefragt war, also haben wir die erste Veranstaltung schon einen Monat nach der Eröffnung gemacht. [...] Und das ist angekommen [...] Wir hatten uns nie vorstellen können, dass so etwas solchen Erfolg hat. Es war also so eine natürliche Entwicklung<sup>240</sup>.*

In den folgenden Jahren wurde die polnische Buchhandlung ein beliebter Treffpunkt für deutsche und polnische Intellektuelle<sup>241</sup>. Ständig fanden dort irgendwelche Veranstaltungen statt, Lesungen und Diskussionen. Der Ort hat also die Funktion einer Organisation eingenommen<sup>242</sup>. Die Befragten nannten den Buchbund als für sie sehr wichtige Anlaufstelle auf der Landkarte des polnischen Berlin.

Ein Beispiel für einen Verein mit modernem Profil war AgitPolska; er hat sich zum Ziel gesetzt, für polnische Kultur in Deutschland und für deutsche in Polen zu werben. Zu den Mitgliedern dieser Organisation gehörten u.a. Kunsthistoriker, Germanisten, Polonisten, Theater- und Kulturwissenschaftler. Viele der aktivsten Mitglieder gehörten der sogenannten zweiten Migrationsgeneration an. Die Mitglieder erklärten, sie hätten dieses Profil für ihre Aktivitäten gewählt, weil:

*...der Kulturaustausch zwischen Polen und Deutschland nicht nur hilft, Vorurteile abzubauen, sondern auch zu einem konstruktiven und kritischen Dialog anregt. [...] Deshalb will AgitPolska präsentieren, diskutieren, anregen und verbinden...<sup>243</sup>.*

<sup>240</sup> Interview der Autorin mit Marcin Piekoszewski, dem Gründer und Eigentümer des Buchbundes, Berlin, 19. Mai 2016.

<sup>241</sup> Zum kulturellen Leben Berlins in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts vgl. ausführlich Dominika Wyrzykiewicz (2013).

<sup>242</sup> An die Buchhandlung angebunden war auch der Klub O!buch. Seine Mitglieder trafen sich einmal im Monat, um über ein vorher ausgewähltes Thema zu diskutieren. Dort fanden auch feste Treffen von Übersetzern statt, und die Buchhandlung diente als Anlaufstelle für eine polnische Sprachschule für Ausländer. (Polka Dot); *Buchbund – polsko-niemiecka księgarnia w Berlinie, Deutsche Welle* (2.09.2012), <http://www.dw.com/pl/buchbund-polsko-niemiecka-ksi%C4%99garnia-w-berlinie/a-16202996> (Zugriff: 5.01.2016); vgl. auch die Webseite der Buchhandlung selbst: <http://buchbund.de/uber-uns/> (Zugriff: 5.01.2016); Interview der Autorin mit Marcin Piekoszewski, geführt in Berlin am 19. Mai 2016.

<sup>243</sup> AgitPolska, <https://agit-polska.de/wp/> (Zugriff: 12.12.2018).



Abb. 8: Information über Projekte der Berliner Organisation Polin, in der sich polnische Frauen zusammengetan haben. Foto: A. Szczepaniak-Kroll

Auch das SprachCafé Polnisch, ein im Bezirk Pankow tätiger Verein, orientierte sich darauf, eine Kontaktebene für Menschen, die sich für Polen interessieren, zu schaffen, unabhängig von ihrer Nationalität, aber mit Lebensmittelpunkt „im Kiez“. Veranstaltet wurden Treffen für Kinder, Senioren und Familien, also Personen, die gemeinsam polnische Gerichte kochen, die Sprache lernen oder Vorträge interessanter Menschen aus der Welt von Wissenschaft und Kultur aus Polen und Deutschland hören wollten. Die Gründung des Vereins war die Folge eines Zufalls, der mit dem Thema der Zweisprachigkeit zusammenhing, das eine der beiden Gründerinnen, Agata Koch, sowohl als Germanistin, als auch als Mutter sehr interessierte. Koch war in den achtziger Jahren nach Deutschland gekommen, zunächst in die DDR, in den neunziger Jahren nach Berlin.

*In die Kindergartengruppe meiner Tochter kam, als sie vielleicht drei oder vier Jahre alt war, ein Mädchen, das kein Wort Deutsch sprach. Und die Erzieherin fragte mich, ob es nicht gut wäre, etwas vorzubereiten, was auch die Kinder motivieren könnte, dieses Fremde, Unbekannte kennenzulernen. Das wäre für dieses Mädchen ein Signal gewesen, dass sie ok ist, und das hätte ihr das Lernen erleichtert. Das war der magische Moment, denn ich habe in diesem Kindergarten Marta Kiszka kennengelernt, mit der wir zusammen dieses kleine Café ins Leben gerufen haben. Und wir haben ein Programm für Kinder für einen Vormittag vorbereitet, ich glaube, es beruhte auf dem Gedicht „Die Lokomotive“ [von Julian Tuwim]. Es spielt mit Worten und Lauten. Das hat der Erzieherin so sehr gefallen, dass sie uns zu weiteren Treffen eingeladen hat. [...] Ich habe angefangen, Gedanken und Einfälle aufzuschreiben. [...] In diesem Zusammenhang habe ich ein paar Mailadressen von Leuten gesammelt, von denen ich wusste, dass sie hier in der Gegend wohnten. [...] Und dann habe ich ein paar Mails mit einer entsprechenden Anlage herumgeschickt, als Impuls, was ich mir vorstellte, und der Einladung, sich doch mal zu treffen.*

Der riesige Erfolg dieser Initiative bewirkte, dass die Autorin der Lehreinheit gemeinsam mit einer Freundin begann, darüber nachzudenken, einen ständigen Ort zu schaffen, wo man derartige Aktivitäten regelmäßig anbieten könnte. Auf diese Weise entstand das SprachCafé Polnisch (Polska Kafejka Językowa), das von Anfang an als lokale Initiative konzipiert war. Die weitere Entwicklung der Aktivitäten bestimmten die Teilnehmer der Treffen selbst. 2016 wurde das SprachCafé als gemeinnütziger Verein registriert und zog in eigene Räumlichkeiten in der Schulzestraße 1 im Bezirk Pankow (zum Zeitpunkt der Drucklegung dieses Buches, 2025 hat das SprachCafé seinen Sitz auch in der Gotenstr. 45)<sup>244</sup>.

Als besonders aktiv bei der Initiierung neuer Organisationsformen erwiesen sich Frauen; das lässt sich am Beispiel der zuletzt beschriebenen Initiativen SprachCafé und AgitPolska sehen. Sie lieferten den Anstoß auch für die Gründung anderer moderner Vereine, die sich darauf konzentrierten, Migrantinnen Hilfe und Unterstützung verschiedener Art zukommen zu lassen. Einer dieser Vereine, „Polinnen in Berlin“ („Polki w Berlinie“), hatte als Ziel, Treffen und Schulungen für Frauen zu organisieren, die sie zur beruflichen und persönlichen Entwicklung anregen sollten. Die Initiatorin dieses Projekts, Marzena Nowak hat sein Profil so beschrieben:

*Ich erinnere mich ausgezeichnet an meine eigenen Anfänge in Deutschland und weiß, wie schwierig es ist, sich in einem neuen Land und einer anderen Kultur zurechtzufinden. Die anfängliche Euphorie geht schnell vorbei, es bleiben Ambitionen, Sehnsucht und aufkommende Zweifel, Unruhe und Unsicherheit... Genau aus diesem Grund ist „Polinnen in Berlin“ als*

<sup>244</sup> Webseite: <http://sprachcafe-polnisch.jimdo.com/> (Zugriff: 4.01.2016); vgl. auch Interview der Autorin mit Agata Koch, der Gründerin und Vorsitzenden der Organisation, Berlin, 9. Juni 2015.

*Verein entstanden! Ich möchte, dass jede von Euch hier Inspirationen für Eure weitere Entwicklung als Mutter, Geschäftsfrau, Freiberuflerin oder Studierende findet...<sup>245</sup>.*

Ein anderes Beispiel liefert der Klub Polnischer Frauen (Klub Kobiet Polskich), der 2001 gegründet wurde und heute als „POLin. Polnische Frauen in Wirtschaft und Kultur“ firmiert. Der Verein wurde von beruflich aktiven und sozial engagierten Migrantinnen mit dem Ziel gegründet, für polnische Kultur und Tradition in der Bundesrepublik zu werben, kulturelle Barrieren und Vorurteile zu überwinden, die ökonomische Selbständigkeit in der Emigration zu fördern und zu diesem Zweck mit anderen Vereinen ähnlichen Profils in der Europäischen Union zu kooperieren<sup>246</sup>. Alina Winiarska, eine der Initiatorinnen, ist eine Migrantin aus den 1990er Jahren, die in Berlin vom Beginn ihres Aufenthalts an geschäftlich erfolgreich war; sie berichtete, die Idee sei im Jahre 2000 auf Grundlage ihrer eigenen Erfahrungen und der beobachteten Bedürfnisse entstanden:

*Damals habe ich verstanden, wie wichtig ein solcher Verein nur für Frauen war. Denn gendermäßig gemischte Vereine, etwa für Unternehmerinnen und Unternehmer, gab es schon, und ich wollte etwas Ähnliches nur für Frauen auf die Beine stellen, damit sie sich gegenseitig unterstützten [...]<sup>247</sup>.*

Aus den angeführten Beispielen ergibt sich, dass die Ziele der von Frauen gegründeten Vereine eng mit ihrer Lebenslage verbunden waren. Migrantinnen hatten selbst bestimmte Probleme durchgemacht oder sie in ihrem nächsten Umfeld erlebt und waren so in der Lage, Bedürfnisse zu diagnostizieren, für deren Befriedigung entsprechende Formen von Hilfe organisiert werden mussten. Die migrantischen Frauen nutzten in diesen Projekten ihre Kompetenzen und zogen auch die Unterstützung durch andere Fachleute, oft aus dem Freundeskreis, heran. Die Frauen repräsentierten soziologisch den Typ der Frauen mit Führungsqualitäten, die sich in dieser Rolle bewähren, wenn die gestellte Aufgabe einen interpersonalen und gemeinschaftsorientierten Charakter hat (Eagly, Karau 1991).

In Aktivitäten dieses Typs trat somit eine neue Entwicklungsrichtung der Berliner Vereine für polnische Migranten zutage. Im untersuchten Zeitabschnitt orientierten sie sich immer seltener auf Angelegenheiten des Herkunftslandes oder der Beziehungen zu ihm, sondern be-

<sup>245</sup> Webseite des Vereins: <http://polkiwberlinie.de/> (Zugriff: 5.01.2016).

<sup>246</sup> Webseite: <http://www.pol-in.eu/index.php/stowarzyszenie.html> (Zugriff: 4.01.2016); vgl. auch Interview der Autorin mit der Vorsitzenden der Organisation, Alina Winiarska, in Berlin, 27. Mai 2016. Beide Organisationen setzten sich ähnliche Ziele wie die bereits in den 1990er Jahren entstandene Fraueninitiative Berlin-Warschau, die sich auf verschiedene frauenspezifische Themen konzentrierte. Webseite: [http://www.frauenini-berlin-warschau.de/index2\\_p.htm](http://www.frauenini-berlin-warschau.de/index2_p.htm) (Zugriff: 4.01.2016).

<sup>247</sup> Interview der Autorin mit der Chefin des Vereins, Alina Winiarska, Berlin, 27. Mai 2016.

fassten sich stattdessen mit Themen, die die Eingliederung im Aufnahmestaat betrafen. Von den in den 1980er oder 1990er Jahren gegründeten Organisationen haben diejenigen überlebt, die für die Polen wichtige Aufgaben wahrnahmen und ihnen halfen, im Alltag auftretende Probleme zu bewältigen (Polnischer Sozialrat), die das Erlernen der polnischen Sprache erleichterten („Oświata”) oder die bestimmte beruflich oder sozial definierte Milieus zusammenfassten. Es waren keine „exklusiven” Vereine von strikt auf die Gemeinschaft der Auslandspolen bezogenem Charakter. In den meisten der zuletzt besprochenen Vereine wurde die Notwendigkeit, über das eigene ethnisch definierte Milieu hinauszugehen, ausdrücklich betont. Der Polnische Sozialrat arbeitete zum Beispiel mit ähnlichen Gruppen von Migranten aus anderen Ländern zusammen, und der Verein „POLin. Polnische Frauen in Wirtschaft und Kultur” mit dem Landesfrauenrat Berlin und dem Migrationsrat Berlin-Brandenburg.

Der bei den Berliner Vereinen dominierende moderne Charakter markierte einen Unterschied zwischen ihnen und anderen Organisationen von Polen in Deutschland. Michał Nowosielski hat bei Forschungen im Jahre 2013 darauf hingewiesen, dass die in Deutschland lebenden Polen im Durchschnitt des ganzen Landes auf die Frage nach den zwei für sie wichtigsten Tätigkeitsarten von auf das eigene Milieu bezogenen Organisationen auf Aktivitäten zur Pflege der polnischen Kultur und Kunst, die Werbung für Polen in der deutschen Umgebung und die Festigung der nationalen Tradition und Identität genannt haben (Nowosielski 2016, 89). Hier wurde also auf die Fortsetzung traditioneller Zielsetzungen orientiert, die nicht gleichzeitig auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen im Ausland gerichtet waren, wie dies in Berlin der Fall war.

Die Gespräche mit den Aktivisten und Mitgliedern der polnischen Organisationen in Berlin zeugten davon, dass in der Stadt eine Gruppe von denjenigen Menschen größer wurde, die sich aktiv und kreativ für ihre Gemeinschaft einsetzten. Ihre basisorientierten Initiativen antworteten auf aktuelle Bedürfnisse von Polen in Berlin. Die Vereine wurden im allgemeinen nicht von der polnischen Regierung finanziert, sondern sie stützten sich auf Mittel, die sie auf eigene Faust eingeworben hatten. Das erlaubte ihnen, Vorwürfen zu entgehen, sie kümmerten sich vor allem um die Interessen der jeweiligen Vorstände. Die einzelnen Organisationen richteten ihre Aktivitäten auf bestimmte Milieus, z.B. lokale (SprachCafé Polnisch) oder beruflich definierte (Vereinigungen von Ärzten, Juristen oder Ingenieuren). Andere stellten sich vor dem Hintergrund der Erfahrungen ihrer Mitglieder die Aufgabe, bei der Lösung bestimmter Probleme zu helfen (Frauenorganisationen). Allen gemeinsam war, dass sie anstrebten, eine Kontaktebene zwischen den Migranten und der Berliner Stadtgesellschaft zu schaffen. Damit befriedigten sie moderne Bedürfnisse nach dem Aufbau von Verbindungen in die nächste Umgebung, im konkreten Fall auch zu Menschen mit gemeinsamem kulturellem Hintergrund, mit Migrationserfahrungen, Ambitionen und Problemen.

Die jungen Aktivistinnen und Aktivisten zeigten eine große Offenheit für die Zusammenarbeit mit Milieus außerhalb ihrer ethnischen Gruppe; man kann also durchaus vom übernationalen Charakter dieser Vereine sprechen. Oft konzentrierten sie sich – abgesehen von der Hilfe für Landsleute und ihrer Selbstorganisation – darauf, die deutsche Umwelt für die polnische Kultur zu interessieren. An dieser Stelle soll das wesentlich Neue an ihrer Existenz und Tätigkeit betont werden: die führende Rolle von Frauen in ihnen, die in den Vereinen ihre familiären und beruflichen Tätigkeiten mit der Arbeit für andere verbinden konnten. Frauen erwiesen sich als besonders sensibilisiert für die Bedürfnisse heutiger Migranten, die sie korrekt wahrnahmen. Gleichzeitig setzten sie erfolgreich ehrenamtlich ihre beruflichen Kompetenzen und/oder Persönlichkeitsmerkmale für gemeinnützige Tätigkeiten ein.

Auf der anderen Seite blieb die Zahl der polnischen Migranten, die sich an organisierten Aktivitäten zugunsten ihrer Gruppe beteiligten, trotz dieser Veränderungen relativ gering. Die Befragten erklärten dies meist mit ihrer Lebensweise – fehlender Freizeit wegen beruflicher Belastung, familiären Verpflichtungen, außerberuflichen Aktivitäten (Sport, Spracherwerb, außerschulische Kurse und Angebote für ihre Kinder usw.). Erwähnt wurde auch, wie das Internet und das Satellitenfernsehen einen großen Anteil ihrer Freizeit beanspruchten. Manchmal stellte die räumliche Entfernung zu den Bezirken, in denen die Vereine aktiv waren, ein Problem dar; die Fahrzeit betrug manchmal 90-120 Minuten mit öffentlichen Verkehrsmitteln. In all diesen Erklärungen war der ausgeprägte Individualismus der Polen auch auf diesem Gebiet erkennbar.

*...Irgendwie hatte ich nie das Bedürfnis, in polnische Kneipen oder auf irgendwelche polnischen Abende zu gehen. Wenn ich ins Kino ging, dann in deutsche Filme, ins Theater in deutsche Stücke. Ich habe mich nie darauf beschränkt, was die hiesigen Polen anbieten... Ich kenne dieses Milieu der auslandspolnischen Organisationen überhaupt nicht, abgesehen davon, dass ich weiß, dass es sie gibt und dass sie verschiedene Treffen, Balle, Festivals usw. veranstalten. Aber das hat mich nie besonders angezogen. Manchmal tut es mir leid, wenn ich dann zum Beispiel über irgendein nettes Konzert einer polnischen Gruppe erst im Nachhinein erfahre. Es war zum Beispiel schade, dass ich so ein Konzert der Gruppe Raz Dwa Trzy verpasst habe... [...] Natürlich führt auch meine Lebensweise dazu, dass ich diese Angebote kaum nutze, denn mir fehlt die Zeit und die Kraft dazu [...] (KIIKK 2002).*

Ein Grund für die geringe Aktivität war aber auch, dass die Befragten sich schlecht informiert fühlten über die Tätigkeit der polnischen Vereine, die ihrerseits auf die Außenwirkung offenbar wenig Gewicht legten.

*Ich gehe auf die Feste, die sie organisieren, aber dort mitmachen – nein. ... Ich wüsste nicht einmal, wie ich mich da einbringen sollte (WCIIKR 2004).*

Von großer Bedeutung für dieses relative Desinteresse war die geringe räumliche Entfernung zwischen Berlin und Polen. Sie ermöglichte es den Befragten, ihre Bedürfnisse nach ständigem Kontakt mit dem Herkunftsland auch auf eigene Faust zu pflegen, ohne sich dafür in lokalen Migrantenvereinigungen engagieren zu müssen. Das größte Hindernis aber stellte die Tätigkeitsweise der traditionellen polnischen Vereine mit den bei den Gesprächspartnern tief verankerten negativen Assoziationen dar; sie schreckte die Befragten sogar davon ab, sich auch nur oberflächlich für die neuen Vereine zu interessieren. Einige Antworten zu dieser Thematik:

*Ich muss Ihnen sagen, dass ich gleich zu Beginn meiner Berliner Zeit eine Abneigung gegen die verschiedenen polnischen Organisationen gefasst habe [...]. Das ging blitzschnell, weil diese Leute, dieses ganze polnische Milieu, unglaublich zerstritten war [...] und weiterhin ist (SIIKE 1983).*

*Wir machen bei keinen polnischen Organisationen mit, denn zwischen denen herrscht so ein ungesundes Konkurrenzdenken, ständiger Futterneid. Wir waren auf verschiedenen Veranstaltungen von ihnen, aber dort hat es uns nicht gefallen (PK32 1988).*

*Diese Organisationen sind kulturell und nicht sozial orientiert (DK6 1981).*

*Ich finde all diese auslandspolnischen Gruppierungen viel zu sehr offen gegenüber Polen und sehr stark auf Polen fixiert, und viel zu wenig offen für Einflüsse von außen. [...] Von vielen dieser Organisationen habe ich den Eindruck, dass das Vereine zur gegenseitigen Beweihräucherung sind, und dass die Leute sich dort treffen und einer Welt nachtrauern, die es schon nicht mehr gibt. Als würden sie mit dem Stempel auf der Stirn herumlaufen: „Ich bin Pole“. Ich weiß nicht, was das heißen soll: dass ich etwas Besseres wäre? Für mich hat das keine solche Bedeutung: natürlich bin ich Polin und fühle mich auch so, aber genauso fühle ich mich als Europäerin; viele Leute hier sagen das auch von sich und finden es normal. Natürlich, wenn es irgendwelche Kultursachen in Berlin gibt, etwa das Festival „Film Polska“, dann gehe ich hin, wenn ich dazu Gelegenheit habe, und bemühe mich, irgendwelche Kontakte zu halten. Aber genauso gehe ich auf deutsche Ausstellungen oder andere Veranstaltungen. Mit der Werbearole „Gut, weil aus Polen“ kann ich gar nichts anfangen... Ich bin nicht der Auffassung, dass alles, was aus Polen kommt, gut wäre... Manchmal denke ich, darin kommt polnischer Nationalismus zum Ausdruck, dass man seine Partikularität auch hier in Deutschland so herausstellt. Aber an meinen Bedürfnissen geht das total vorbei (LIIKH 1988).*

Über die von mir aufgezählten Gründe für die Krise der traditionellen Organisationsformen hat auch schon Basil Kerski geschrieben (2004). Er nennt: den Fall des Eisernen Vorhangs, mit dem auch die Hindernisse für die Bewegungsfreiheit verschwunden seien, die geographische Nähe zwischen Polen und Deutschland, die Allgegenwart des Internets, über das man Kontakt halten kann, das Satellitenfernsehen, mit dessen Hilfe man Informationen über jedes beliebige Thema finden kann. All dies führte dazu, dass fast alle Bedürfnisse der Polen nach Kontakt in die Heimat auch direkt befriedigt werden konnten, ob auf virtueller oder auf realer Ebene. Derselbe Autor nennt aber auch die Konsequenzen dieser Veränderungen:

*Von außen sind die Polen nicht als solche zu erkennen. So kommt es, dass die Mehrheit der deutschen Gesellschaft und auch der Entscheidungsträger sich nicht klarmacht, wie groß und wie bedeutend diese kulturelle Gruppe in Deutschland ist (KERSKI 2004, 325)<sup>248</sup>.*

Der Unwille der in Deutschland lebenden Polen zur organisierten Aktivität machte es unmöglich, eine einheitliche Front zur Bemühung um eine Verbesserung ihrer kollektiven Position in der BRD zu bilden. So blieb der Einfluss der Polen auf die Gestaltung des Einwanderungsrechts begrenzt, es war schwierig für sie, Mittel für eine ethnische Tätigkeit zu gewinnen u.a.m. (Kerski 2004, 325). Christoph Pallaske (2001a) hat die These formuliert, dass die polnische Gemeinschaft nicht sichtbar gewesen und deshalb ihre kollektiven Bedürfnisse nicht wahrgenommen worden seien.

Der deutsche Historiker Peter Oliver Loew (2017) hat die „Unsichtbarkeit“ der Polen zum Leitmotiv seines Buches *My niewidzialni. Historia Polaków w Niemczech (Wir Unsichtbaren. Geschichte der Polen in Deutschland)* gemacht<sup>249</sup>. Dort schreibt er unter anderem:

*Polinnen und Polen sind in Deutschland „die Unsichtbaren“. Fast jeder kennt welche, in vielen Stammbäumen tauchen sie auf, aber kaum jemand weiß etwas über sie. Sie sind einfach da, sorgen manchmal für Aufsehen, oft aber nur für zufriedene Senioren, Wohnungsbesitzer und Arbeitgeber: als Pflegekräfte, Allround-Handwerker und Spargelstecher, als Bergleute und Putzfrauen tun sie Dinge, ohne die vieles in Deutschland nicht funktionieren würde. Auch in deutschen Sinfonieorchestern und an deutschen Hochschulen leisten sie wertvolle Dienste: die deutsche Kulturlandschaft wäre ohne sie ärmer<sup>250</sup>. [...] Deutschland ist unvorstellbar ohne die Polen ... Sie sind unsichtbar, aber unverzichtbar (Loew 2017, 8, 269).*

<sup>248</sup>Zurückübersetzt aus dem Polnischen, nicht mit dem Original abgeglichen (A.d.Ü.).

<sup>249</sup>Das Erscheinungsdatum der Originalausgabe war 2014.

<sup>250</sup>Zitiert nach der Kindle-Ausgabe <https://www.amazon.de/Wir-Unsichtbaren-Geschichte-Polen-Deutschland/dp/3406667082>, mit Ausnahme der letzten Satzes (A.d.Ü.).

Aus den Gesprächen mit den Polen in Berlin kann man den Eindruck gewinnen, dass die Zeit jener „Unsichtbarkeit“ zu Ende gehen könnte. In den letzten Jahren sind die Komplexe der Polen erkennbar zurückgegangen, ihre Selbstsicherheit hat zugenommen. Als Folge ist eine Gruppe aktiver Führungspersönlichkeiten herangewachsen, die sich bemüht, die Bedürfnisse der Migranten zu erkennen und sie anschließend zu verwirklichen. Sie zögern nicht, ihr kulturelles Kapital in sozialen Aktivitäten zu nutzen, „sich zu äußern“, auch über die Grenzen des eigenen Milieus hinaus.

## Die Kirche

Es erscheinen gegenwärtig nur wenige Publikationen über die Rolle der Religiosität beim Integrationsprozess von Migranten aus Osteuropa<sup>251</sup>. Dabei hat die katholische Kirche, besonders unter den emigrierten Polen gegen Ende des 20. Jahrhunderts, eine besonders wichtige Rolle gespielt; sie verband mehrere Funktionen: eine unmittelbar religiöse und eine das Migrantenmilieu zusammenhaltende und in seiner Identität unterstützende.

In Westberlin war, wie in ganz Deutschland, eine Seelsorge für polnische Gläubige bis in den 1980er Jahre eine Randerscheinung. Nur in wenigen Kirchen wurden sporadisch Messen für polnische Muttersprachler gelesen. Am 26. Dezember 1981 schuf der damalige Berliner Bischof Joachim Meisner angesichts der rapide ansteigender Zahl von Migranten aus Polen eine sogenannte Seelsorge für polnischsprechende Katholiken, die den Namen Polnische Katholische Seelsorge (Polskie Duszpasterstwo Katolickie) trug; diese firmierte zum 1. Januar 1997 um in Polnische Katholische Mission (Polska Misja Katolicka) (Pietrzykowski 2013, 234-235).

Die polnischsprachige Gemeinde kämpfte in den ersten Jahren mit Raumproblemen. 1986 bekamen die Polen die ehemalige Franziskanerkirche St. Johannes Capistranus im Bezirk Tempelhof (an der Götzstraße) zur Nutzung zugewiesen. In dieser Zeit nahmen an den sonntäglichen Messen bis zu 4.000-5.000 Gläubige teil<sup>252</sup>. Die für sie zuständig erklärten Salesianer hielten Messen auch in anderen Kirchen ab (Pietrzykowski 2013, 236). In der Berliner Kirche im Bezirk Tempelhof, die umgangssprachlich bald als „polnische Kirche“ bezeichnet wurde, versammelten sich die polnischsprachigen Gläubigen 18 Jahre lang, bis das Gebäude von der Diözese wegen finanzieller Schwierigkeiten verkauft werden musste. Damals erhielten die Polen als Ersatz die St.-Johannes-der-Täufer-Basilika an der Grenze der Bezirke Kreuzberg und Neukölln (Lilienthalstraße 5); dort befindet sich bis heute mit der polnischen die größte Gemeinde der Diözese Berlin<sup>253</sup>.

<sup>251</sup> Dies steht im Kontrast mit der großen Zahl der Arbeiten über die Frage der Religiosität muslimischer Migranten, z.B. Tezcan 2003; Schiffauer 2004; Diehl, Koenig 2009.

<sup>252</sup> Andere Quellen sprechen von 2.000-3.000 Personen (Miera 2007, 208).

<sup>253</sup> Żurek H.J., *Historia Polskiej Misji Katolickiej w Berlinie*, <http://salezjanie.pl/czytelnia/historia-polskiej-misji-katolickiej-w-berlinie> (Zugriff: 1.10.2014).



Abb. 9. Plakat an der Mauer der Kirche in der polnischen Gemeinde Lilienthalstr. 5.

Foto: A. Szczepaniak-Kroll

Am wichtigsten war die von der Kirche erfüllte religiöse Funktion. In den achtziger Jahren suchten emigrierte polnische Katholiken, die sich in einer besonders schwierigen Situation befanden, Trost im Glauben. Sie fanden ihn u.a. in für die polnische Religiosität typischen Formen des Kults. Wichtig für die Migranten waren Rituale, die mit dem Kirchenjahr in Zusammenhang standen, vor allem mit den wichtigsten Festen, Weihnachten und Ostern<sup>254</sup>, die Verehrung für Papst Johannes Paul II., der Marienkult, die sogenannten Majgottesdienste<sup>255</sup>,

---

Im Ostteil der Stadt gab es dank des Wohlwollens des örtlichen Gemeindepfarrers weitere polnische Gottesdienste im Stadtteil Karlshorst. 1987 war die geistliche Betreuung der Polen in der DDR Salesianern von der Inspektion in Pila anvertraut worden. In Ostberlin und einigen Orten der Umgebung (Fürstenwalde, Greifswald, Schwedt, Potsdam-Eiche) wurden etwa 800 polnische Gläubige betreut. Nach dem Fall der Mauer behielt das Polnische Seelsorgerische Zentrum (Polski Ośrodek Duszpasterski) in Berlin seine organisatorische Selbständigkeit, wurde aber von der erzbischöflichen Kurie als Filiale der Polnischen Katholischen Mission behandelt. 2003 übernahmen die Seelsorge für die Polen in den Stadtteilen Karlshorst und Mitte Salesianer vom Warschauer Inspektoriat, die von Westberlin aus arbeiteten (Pietrzykowski 2013, 231–232).

<sup>254</sup> Am Karsamstag kamen zur Berliner Kirche der Polnischen Katholischen Mission 12.000–15.000 Personen (Miera 2007, 208).

<sup>255</sup> Katholische Gottesdienste, die im Mai abends in den Kirchen und an Kapellen am Straßenrand abgehalten werden, Sie finden zu Ehren von Maria, der Mutter Christi, statt.

Messen am ersten Freitag des Monats<sup>256</sup>, Kreuzwege oder „Passionsandacht“ (Gorzkie żale)<sup>257</sup> – all das wurde in deutschen Gemeinden nicht angeboten. Wer sich noch weiter religiös engagieren wollte, hatte die Wahl zwischen verschiedenen an die Kirche angegliederten Gruppen nach polnischem Vorbild, zum Beispiel: Bibelgruppen, Rosenkranzgruppen für Mütter, Kirchenchor oder die Gemeinschaft der Erneuerung im Heiligen Geist (Wspólnota Odnowy w Duchu Świętym). Die Gemeinde unterhielt auch eine polnischsprachige Bibliothek. In Berlin gab es einen Klub der Katholischen Intelligenz und einen Kreis Junger Eheleute (Kolo Młodych Małżeństw), an denen sich Migranten beteiligten, die nicht nur geistliche Entwicklung erwarteten, sondern auch Unterstützung von Seiten bestimmter sozialer Milieus.

Interessanterweise hat nur eine meiner Gesprächspartnerinnen berichtet, dass sie zu jener Zeit an der Tätigkeit einer der aufgezählten Gemeinschaften teilgenommen habe. Im allgemeinen ging die religiöse Praxis der polnischen Migranten nicht über die Teilnahme am sonntäglichen Gottesdienst hinaus. Gleichwohl hatten die Messen für polnische Gläubige zweifellos nicht nur eine religiöse Dimension, sondern auch eine kulturelle. Denn sie erfüllten kulturelle Bedürfnisse und hielten von zu Hause mitgebrachte Traditionen aufrecht<sup>258</sup>. Viele Befragte nehmen bis heute an ihnen teil. Für die Polen war eine ethnisch definierte Gemeinde auch eine psychologische Unterstützung. In den achtziger Jahren genossen Geistliche aufgrund der Erfahrungen, die die Polen in ihrer Heimat mit ihnen als Unterstützern des Kampfes mit den kommunistischen Herrschenden gemacht hatten, großes Vertrauen. Im Ausland wurde die Kirche entsprechend als Institution wahrgenommen, auf die man sich verlassen könne, und dies nicht nur in geistlichen Fragen, sondern auch in gewöhnlichen und ganz irdischen. Nach den Worten von Barbara Szydłowska-Cegłowa (1991, 17-18): *...hatten die im Ausland gegründeten polnischen Pfarrgemeinden von Anfang an den Charakter polnischer Gemeinschaften, die die Polen in ihrem Sprengel um sich versammelten und organisierten, und dies nicht nur im strikt religiösen Sinne, sondern auch in sozialer und nationaler Hinsicht.* Deshalb spielte die katholische Kirche eine wesentliche Rolle bei der Konsolidierung der Polen und der Vorbeugung gegen die Gefahr des Verlusts ihrer ethnischen Identität. Sie ermöglichte es, sich an das Leben in der neuen Gesellschaft zu gewöhnen und gleichzeitig Elemente polnischer

<sup>256</sup> Traditionell wenden die Gläubigen an jedem ersten Freitag im Monat Zeit für ein zusätzliches Gebet und die Teilnahme an der Eucharistie auf.

<sup>257</sup> Die Passionsandachten sind ein in der polnischen Tradition stark verankerter Fastenbrauch, der auf mittelalterliche Passionsmysterien zurückgeht.

<sup>258</sup> Die sonntäglichen Messen vermittelten ein Gefühl der Kontinuität, der Stabilisierung, des vorübergehenden Abstands von den Mühen des Alltags, die oft mit dem Gefühl der Fremdheit und Vereinsamung verbunden waren. Bei illegalen Migranten kam das Element der Unsicherheit über die Zukunft und der Bedrohung hin. Wie Andrzej Szulczyński (2007, 197) geschrieben hat: „ein polnischer Priester, der Interesse, Verständnis und Wohlwollen zeigte und auch konkret half, erfüllte in einer für sie fremden Umwelt eine wichtige Rolle, und die Teilnahme am polnischsprachigen Gottesdienst stellte ein wichtiges Erlebnis nicht nur religiöser Natur dar“.

Identität und kulturellen Erbes zu bewahren<sup>259</sup>. Die polnische Gemeinde in Berlin realisierte diese Aufgaben u.a., indem sie Kurse der polnischen Sprache und Geschichte für Kinder organisierte.

Eine integrierende Funktion erfüllte nicht nur die Kirche als Gemeinschaft, sondern auch die Kirche im wörtlichen Sinne – als Gebäude, ähnlich wie der zum Treffpunkt umfunktionierte Platz vor der Kirche. Dort (auch, als die Kirche sich noch in Tempelhof befand) konnte man sich für einen Moment nach Polen versetzt fühlen, ausschließlich Polnisch sprechen, und dies über Angelegenheiten, die der Mehrheit der Migranten Kopfzerbrechen bereiteten. Neu geschlossene Bekanntschaften verwandelten sich in Netzwerke, soziale und Freundeskreise erweiterten sich. In diesen Netzwerken wurden Informationen über Arbeitsmöglichkeiten und Wohnungen verbreitet, man suchte in ihnen Ratschläge zu verschiedenen Alltagsfragen. Vor der Kirche wurde über die Lage in Polen diskutiert, man tauschte Informationen, was angesichts der damals begrenzten Möglichkeiten zu anderen Kommunikationsformen von großer Bedeutung war. Auf dem Kirchplatz wurde auch Handel getrieben. Man konnte hier polnische Produkte und polnische Medien erwerben, Briefe und Pakete nach Polen mitgeben oder welche von dort empfangen. In den achtziger Jahren hielt vor der Kirche sogar eine mobile polnische Bibliothek an, die wegen fehlender Räume in einem Bus untergebracht war und wo man Bücher ausleihen konnte (Górski, Tymochowicz 1990, 7). Der Platz vor der Kirche war auch der Ort, wo man das Prestige zeigen konnte, zu dem man dank des im Ausland verdienten Geldes gekommen war. Stolz präsentierten die Polen ihren Landsleuten neue modische Kleidungsstücke und – jedenfalls für damalige polnische Verhältnisse – teure Autos<sup>260</sup>.

<sup>259</sup> Roman Dzwonkowski hat über die Identität angemerkt, dass „ihre Bewahrung eine Bedingung dafür ist, dass der Emigrant auf harmonische Weise in die neue Gesellschaft eintritt, sich also integriert; ohne feste Identität gerät der Migrant an den sozialen, kulturellen und moralischen Rand der aufnehmenden Gesellschaft. [...] Die Spezifik der ethnisch definierten, also auslandspolnischen, Pfarrgemeinde beruht darauf, dass sie gleichzeitig drei Funktionen erfüllt: sie hält die Kenntnis der Herkunftskultur aufrecht, erleichtert die Akkulturierung im aufnehmenden Land und integriert die Migranten mit der lokalen Kirche und Gesellschaft“ (Dzwonkowski 1991, 12).

<sup>260</sup> Die dynamische Entwicklung der polnischen Seelsorge in Berlin fiel in die Amtszeit des Gemeindepfarrers Henryk Paszek, der die Polnische Katholische Mission zwischen 1987 und 1999 leitete. Von der Aktivität der dort tätigen Salesianer zeugten auch die bestehenden und die neu entstehenden Gruppen, die an die Gemeinde angeschlossen waren: ein Seniorenklub, ein Klub der Katholischen Intelligenz, der „Lebende Rosenkranz“, der Kinderchor „Berliner Spatzen“ („Berlińskie Wróbelki“), die Schola „Kleine Strahlen“ („Promyczki“), eine Abendschule für Erwachsene und der gemischte Chor „Auxilium“. Es gab einen Theologischen Arbeitskreis, einen Kreis für Neuvermählte, die „Erneuerung im Heiligen Geist“, das Gemeinsame Missionsgebet, den Freundeskreis von Radio Maryja, den Verein der Muttergottes des Guten Todes, die Schönstattbewegung und die Fußballmannschaft des KFC Polonia sowie die Gemeindebibliothek. Von 1988 bis 1999 erschienen 47 Nummern der Vierteljahresschrift *Slowo*. Für etwa 800 Schüler fand in 18 Gruppen außerschulischer Religionsunterricht statt., 145 Kinder nahmen in der Sakristei an Kursen für polnische Sprache und Geschichte teil. Eine ausgebildete Polnischlehrerin leitete eine Theatergruppe, mit der sie regelmäßige Krippenspiele vorbereitete. Die Kirchenräume dienten auch als Veranstaltungsort für Kunstausstellungen, Wochen der Christlichen Kultur, Konzerte, Lesungen und Auftritte von Künstlern und anderen Prominenten

Auch in den 1990er Jahren blieb die Kirche nach der Schilderung vieler Befragter ein Punkt des Rückhalts für viele im schon vereinigten Berlin lebende polnische Katholiken. Ihre Religiosität war hiermit eng verbunden, was man vor allem angesichts der Tatsache unterstreichen muss, dass die Bindung deutscher Katholiken an die Institution Kirche damals schon wesentlich distanzierter geworden war (Pięciak 2003, 170). Davon zeugen auch Aussagen Befragter:

*Mein [deutscher] Mann war auch Katholik, weil er katholisch getauft worden war, seine Mutter auch. Aber er ging nicht zur Kirche, anders als ich. Ich habe unsere Kinder so erzogen, wie ich selbst erzogen worden bin (EK8 1991).*

*Ich hatte mehrere gute Bekannte aus Polen, und damals hockten wir stärker zusammen. Denn es ist ja klar, die Kirche war das Element, das uns verband. Meine Mutter wollte, dass wir jeden Sonntag zur Kirche gingen (BK1 1999).*

Auch der Vorplatz der Kirche erfüllte weiter seine vorherigen Aufgaben. Ein Befragter erinnerte sich:

*Dort hingen immer irgendwelche Anzeigen und Zettel, auf denen Informationen ausgetauscht wurden. Es gab ein Schwarzes Brett mit Kleinanzeigen, es kamen Autos mit Anhängern mit polnischen Zeitungen und anderen Waren, die dann dort verkauft wurden. Ein Bekannter von mir, der von Beruf Bäcker ist, verkaufte Mohn- und Käsekuchen nach polnischen Rezepten. Er verkaufte die aus dem Kofferraum – aber das waren andere Zeiten. Den Kuchen verkaufte er vor dem polnischen Geschäft in der Zeit vor Ostern oder Weihnachten (SIIMK 1999).*

Die Funktionen der polnischen Pfarrgemeinde (die seit 2004 in einem anderen Stadtteil in der Lilienthalstraße 5 ansässig war) änderten sich erst im neuen Jahrhundert. Damals zeigten sich auch im Milieu der Berliner Polen die für ganz Europa charakteristischen Laizisierungserscheinungen und Veränderungen der Religiosität, der Individualisierung des Glaubens und des religiösen Synkretismus<sup>261</sup>.

---

(Pietrzykowski 2013, 236-237).

<sup>261</sup> Junge Migranten der neuesten Jahre kamen oft schon mit anderen Einstellungen zur Kirche nach Berlin. Sie negierten die Autorität der Kirche und kritisierten ihren übermäßigen Einfluss auf individuelle Lebensentscheidungen und ihre Einmischung in die Politik. Ihre Ansichten spiegelten Tendenzen, die sich auch in Polen geltend machten: etwa bei der Akzeptanz vorehelicher sexueller Beziehungen, des unverheirateten Zusammenlebens, von Scheidungen und Homosexualität. Dies alles kam auch in einem Rückgang des Kirchenbesuchs und anderer Formen der Praktizierung des Glaubens zum Ausdruck (Kaluza 2010, 2-6).



Abb. 10. Polen als Teilnehmer der Berliner Fronleichnamsprozession, 2017.

Foto: A. Szczepaniak-Kroll

Der Trend zu geringerem religiösem Engagement kam vor allem unter den Berliner Gesprächspartnern der jüngsten Migrationsgeneration zum Ausdruck. Aussagen über eigene religiöse Praktiken mit Bezug auf das geistige Leben kamen unter ihnen nur noch sehr selten vor, und wenn schon, dann in eher verschlüsselter Form:

*Ich gehe schon zur Kirche, aber nicht regelmäßig (WK49 2004).*

Sehr oft endete die Verbindung junger Menschen mit der katholischen Kirche, sobald sie ihre Kinder zur Erstkommunion geschickt hatten. Eine Befragte erinnerte sich:

*Es gibt Eltern, die ihre Kinder eventuell zum Religionsunterricht fahren, aber zum Polnischunterricht [der ebenfalls in der Gemeinde angeboten wird] schon nicht mehr unbedingt. Denn den Nachweis des absolvierten Religionsunterrichts brauchen die Kinder für die Kommunion, und der Religionsunterricht [in anderen Berliner Kirchen] ist eine Katastrophe (KK18 2000).*

Auch die religiösen Praktiken der älteren Migranten änderten sich:

*Unsere beiden Söhne sind noch in Polen getauft worden. Aber die Kommunion... Einer ging in eine deutsche Kirche. Denn als ich zur polnischen ging und hörte, was da abgeht – nein, das war nichts für mich. Wir hatten in der Nähe eine deutsche katholische Kirche. Das heißt, es war schwer einen Platz zu bekommen, weil wir erst relativ spät gemerkt haben, dass es schon Zeit für den Kommuniionsunterricht war. Aber es fand sich ein Priester, der ihn akzeptiert hat. Er ging einmal in der Woche hin, und das war einfach wunderbar. Die Kinder haben dort so feine Sachen gelernt: über die Liebe, was weiß ich... über den Nächsten, was gut ist und was schlecht. Ich glaube, das hat ihm nicht geschadet. [...] Und ich glaube, dass es gut war, dass er in dieser deutschen Kirche zur Kommunion ging, damit er weiß, was er zu tun hat – ja, den Rosenkranz hat er dort ja auch beten gelernt. Der ältere [Sohn] betet ihn schon nicht mehr, aber der Kleine schon. Ich will ihnen ja auch nichts Falsches beibringen, schließlich kenne ich mich selbst nicht besonders damit aus. Ich glaube schon an Gott, aber ich bin nicht besonders engagiert im kirchlichen Leben, deshalb will ich meinen Kindern keine Märchen erzählen (RK35 1997).*

*Manchmal kommt es vor, dass ich nicht mehr zur polnischen Kirche gehe. Ich wohne im Berliner Norden, aber ich gehe lieber in diese polnische Kirche. Ich bezahle auch Beiträge, nehme nicht nur etwas in Anspruch. [...] Ja, das ist eine sehr hübsche und aktive Gemeinde; meine Kinder sind dort zur Kommunion gegangen ... Aber danach sind sie schon nicht mehr zum polnischen Religionsunterricht gegangen, da sie schon in der deutschen Schule Religionsunterricht hatten. Zur Kommunion sind sie aber in der polnischen Kirche gegangen, also musste ich sie dort zwecks Vorbereitungen hinfahren. [Jetzt] gehe ich nicht mehr gern zur Kirche (KIKA 1985).*

*Irgendwann kam der Moment, wo ich das Interesse am Besuch der polnischen Kirche verloren habe (DK7 1981).*

*Die Kinder sind zur Kommunion gegangen und sind bis heute in der Kirche. Aber sie praktizieren schon nicht mehr so wie ich. Und ich versuche, einmal im Monat zur Kirche gehen, und natürlich zu den Feiertagen (EK8 1991).*

Religiöse Fragen wurden bevorzugt im Kontext von Feiertagen oder familiärem Brauchtum angesprochen: Taufen oder Erstkommunionen (ich komme darauf noch zurück). Vom Standpunkt der Religiosität war dies ein sehr selektiver „Feierlichkeits-Ansatz“. Es wundert nicht, dass es für die Geistlichen in dieser Situation zu einer Herausforderung wurde, das religiöse Leben ihrer Gemeindeangehörigen in Gang zu halten, zumal auch die Berliner Polen in dem Maße, in dem sie sich integrierten, in lokale deutsche Gemeinden wechselten.

*Ich hatte [in den 1980er Jahren] so eine Gruppe von Bekannten aus meinem Krankenpflegekurs. Das waren Filipinos, also auch Katholiken. Ich war öfter in ihrer Gemeinde als in der polnischen. Sie feiern die Messe etwas anders, [...] die Predigten habe ich nicht verstanden. Zur polnischen Kirche in der Lilienthalstraße ging ich nur zu größeren Veranstaltungen. Jeden Sonntag gehe ich jedenfalls nicht hin. Vielleicht zweimal im Monat gehe ich jetzt zur Kirche, aber meistens schon nicht zur polnischen Gemeinde (SM10 1983).*

*Ich bin als junges Mädchen regelmäßig zur Kirche gegangen. Jetzt war mein Sohn zur Erstkommunion, aber in einer deutschen Gemeinde. Denn dorthin ist es näher. Zur polnischen Kirche hätte ich über eine Stunde in eine Richtung fahren müssen, denn ich wohne im Norden Berlins, das ist eine Ecke weg. Natürlich gehe ich noch hin und wieder hin, aber nicht regelmäßig. Zur deutschen Gemeinde habe ich 10 Minuten zu Fuß, statt so weit fahren zu müssen (DKIKI 1988).*

*Ich gehe zur Kirche, aber nicht zur polnischen... Die Kirche ist schließlich universell, also gehe ich zur deutschen Gemeinde. Diese polnische Gemeinde hat so etwas, es ist schwer zu beschreiben... Wenn ich Ihnen sage, es ist der Unterschied zwischen einer polnischen und einer auslandspolnischen Gemeinde, dann können Sie sich vorstellen, was ich meine (ZK47 1990).*

Wie aus den zitierten Beispielen hervorgeht, begründeten die Befragten das Zurückgehen ihrer religiösen Praktiken häufig mit Bequemlichkeitsargumenten. Einigen missfielen auch andere Aspekte, zum Beispiel eine zu enge Verbindung von Religion und Nation, was die meisten Migranten der früheren Wellen noch als Vorteil wahrgenommen hatten. Andere beklagten sich auch über ein niedriges intellektuelles Niveau der Verkündigung in der polnischen Gemeinde und die Konzentration auf finanzielle Themen.

*Ich würde auch sagen, dass die Predigten der katholischen Priester [in meiner deutschen Kirchengemeinde] viel durchdachter und rhetorisch besser aufgebaut sind. Sie haben eine Botschaft, und nicht wie bei uns, wo ständig nur vom Geld geredet wird: „Spendet, und der Herr wird Regen auf eure Felder senden“ (SK40 2007).*

Verwiesen wurde auch auf die geringere Distanz zwischen Geistlichen und Gemeindemitgliedern in den deutschen Gemeinden. Das gehe bis in den Kleidungsstil.

*Ich gehe manchmal nach der Arbeit zur deutschen Gemeinde, zum Beispiel zur Messe um 18.30 Uhr. Da habe ich halt an, was ich an habe. Wenn ich in Deutschland zur polnischen Kirche gehen will, dann muss ich mich erst super herausputzen; so eine polnische Messe sieht völlig anders aus als eine deutsche (BK1 2000).*

Der zum Zeitpunkt der Feldforschungen der Autorin in der Lilienthalstraße amtierende polnische Gemeindepfarrer verglich den Rückgang der praktizierten Religiosität der Migranten mit früheren Zeiten in Polen:

*Vor 30 oder 40 Jahren sind in Polen die Leute auch vom Land in die Stadt gezogen, und manche sind – wie man das im Kirchenjargon sagt – „verlorengegangen“<sup>262</sup>, Sie sind nicht mehr zur Kirche gegangen, haben nicht mehr praktiziert, weil sie die weite Welt entdeckt haben<sup>263</sup>.*

Der Pfarrer vertrat die Ansicht, dass dieser Prozess sich seit Jahren verstärkte, obwohl die Gemeinde ständig ihr an polnische Migranten gerichtetes Angebot zur Vertiefung des Glaubens ausweitere<sup>264</sup>.

Von einer Krise des Glaubens zu sprechen, verbietet sich aber trotz dieser negativen Phänomene, denn die Mission in Berlin zog auch in den ersten zwei Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts weiterhin unvergleichlich mehr Gläubige an als deutsche Gemeinden. Wöchentlich nahmen an den zu drei Terminen gefeierten Sonntagsmessen auch im Zeitraum nach dem polnischen EU-Beitritt etwa 4.000 Personen teil. Vielleicht war dies auch der Grund, warum die Geistlichen dem Problem der Abkehr Einzelner vom Glauben mit solcher Gelassenheit gegenüberstanden.

Diejenigen Befragten, die erklärten, sich an den Aktivitäten der Gemeinde zu beteiligen, waren über diese gut orientiert:

*Wir haben drei oder vier polnische Familien im Bekanntenkreis, wir laden uns zu Geburtstagen ein, das läuft über Arbeitskollegen meines Mannes. Wir gehen auch [zusammen] zur polnischen Kirchengemeinde, zu polnischen Adventsfeiern, zum Papstkonzert. Ich habe eine Bekannte, die dort aktiv mitarbeitet (KK18 2000).*

*Wissen Sie, meine Freundinnen haben alle ähnliche Lebensläufe wie ich. Wir sind im selben Alter... Ich treffe sie sehr oft in der Kirche, wenn es Feierlichkeiten gibt... Haben Sie das*

<sup>262</sup> Interview der Autorin mit dem Pfarrer der Polnischen Katholischen Mission in Berlin, Tadeusz Niewęglowski, im Jahre 2010.

<sup>263</sup> Ebda.

<sup>264</sup> So bot die Gemeinde tägliche Messen zur Feierabendzeit (18.00) sowie zu besonderen Anlässen an. Messen in polnischer Sprache werden inzwischen auch in anderen Berliner Kirchen gefeiert. An die polnische Gemeinde angegliedert wirkten: die Bewegung Licht und Leben (Ruch Światło-Życie), die St.-Bartholomäus-Gemeinschaftsschule der Neuevangelisation, der Chor „Auxilium“, die Schole für Jugendliche und Erwachsene „Marana Tha“, das Team Spes et Fides, ein Kreis des Lebendigen Rosenkranzes, die Schönstattbewegung, der Verein der Muttergottes zum Guten Tode, die Hauskirche als auf Familien orientierte Abteilung der Bewegung Licht und Leben, der Kreis der Kinder Mariä, eine Anbetungsgruppe und die Diakonie des Lebens. Die polnische Gemeinde organisierte Konzerte, Pilgerfahrten, Ausstellungen, Einkehrwochenenden, Krippenspiele und Ablässe. Vgl. <http://www.pmk-berlin.de/index.php?id=5> (Zugriff: 20.10.2014).

gehört? Letzten Dienstag wurde an unserer Kirche ... da kam eine Frau durch das Tor auf der linken Seite, wo eine Büste von Johannes Paul II. steht. [...] Den ganzen Dienstag fanden Segnungen statt, es war auch der Apostolische Nuntius da, dieser Kroatie [Nikola Eterović]. Vorher war es ein Franzose [in Wirklichkeit der Schweizer Geistliche Jean-Claude Périsset], und es waren auch viele Geistliche von der deutschen Seite da, und unsere auch. Danach gab es eine Art Party im „Polnischen Häuschen“ [...]; so nennen wir unser Gemeindehaus, das auf unsere eigene Initiative hin entstanden ist, hinter der Kirche. Da ist auf der rechten Seite das deutsche Gemeindehaus, und auf der linken des polnische. Wir haben dieses polnische Gemeindehaus schon, obwohl die Deutschen gesagt haben, dass sie kein Geld dazugeben wollen. [...] Dort findet der Religionsunterricht statt... Ich habe ja schon gesagt, wie viele Initiativen es bei der polnischen Gemeinde gibt. [...] Ich gehöre hier zum Freundeskreis von Radio Maryja, wir treffen uns jeden Sonntag... mit ungefähr 35 Leuten [...], überwiegend Polen. Es sollen ja auch mehr Polen zur Beichte gehen als Deutsche. Versuchen Sie sich mal vorzustellen, welches Verhältnis das ist, hier, wo ein Drittel der deutschen Katholiken sind [...]. Hier in der Nähe ist die Herz-Jesu-Kirche, die hat auch einen jungen polnischen Priester, Hochwürden Mleczo [Jacek Mleczo]. Er ist erst 31 Jahre alt und schon Titularpfarrer einer solchen Gemeinde... (KIIKH 1983).

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts spielte die polnische Auslandskirche nach wie vor eine sehr bedeutende Rolle für die Pflege der vom Katholizismus geprägten Traditionen<sup>265</sup>, die wesentlich für die Bewahrung der Identität oder wenigstens die Erinnerung an die eigenen Wurzeln sind<sup>266</sup>. Deshalb war auch für die Befragten die Anwesenheit in der Kirche zu diesen Gelegenheiten ein Pflichttermin; dies galt auch für die erst nach dem EU-Beitritt nach Berlin gekommenen Befragten vor allem in der Advents-, Weihnachts-, Fasten- und Osterzeit. Bei diesen Gelegenheiten spürten die Migranten in besonderem Maße Heimweh nach Polen und den dort gepflegten Traditionen. Die polnische Kirchengemeinde erfüllte dieses Bedürfnis nach emotionalem Kontakt mit wichtigen Elementen der polnischen Kultur zu einem wesentlichen Teil. Dagegen ging die Rolle der Kirche als wichtigster psychischer Stütze in

<sup>265</sup> Zur Zeit, als die Feldforschungen stattfanden, haben über 90% der Befragten (92-97%) sich als gläubig bezeichnet, obwohl sich die Herangehensweise an den Glauben und die Art, wie er praktiziert wurde, gegenüber den Zeiten zu Ende des 20. Jahrhunderts schon deutlich geändert hatte. Vgl. Umfragen des Meinungsforschungsinstituts CBOS, 2015, S. 2, [http://www.cbos.pl/SPISKOM.POL/2015/K\\_026\\_15.PDF](http://www.cbos.pl/SPISKOM.POL/2015/K_026_15.PDF) (Zugriff: 5.05.2015). 2024 war der Anteil derjenigen, die sich als gläubig deklarierten, auf 78% zurückgegangen. Vgl. Die Studie Religijność Polaków w ostatnich dziesięcioleciach 2024, Mitteilung von CEBOS Nr. 50, S. 2, [https://www.cbos.pl/SPISKOM.POL/2024/K\\_050\\_24.PDF](https://www.cbos.pl/SPISKOM.POL/2024/K_050_24.PDF) (Zugriff: 3.3.2024).

<sup>266</sup> Diesen Zusammenhang bemerkten und nutzten die Geistlichen, die in diesem Mechanismus eine Chance erblickten, Menschen an die Kirche heranzuführen. Einer der Priester formulierte es so: „Für die polnische Seelsorge im Emigrantenumfeld hat die sogenannte Volksreligiosität eine große Bedeutung: alle die Brauchumselemente rund um das Kirchenjahr, zum Beispiel verschiedene Weiheaktivitäten, etwa zu Weihnachten (Oblate) oder vor Ostern, Fronleichnam, Mai- und Oktobergottesdienste, Pilgerfahrten, Allerseelen, [...] das Fest der Muttergottes als Königin Polens, der Kult der Muttergottes von Częstochowa oder des Hl. Bischofs und Märtyrers Stanisław [...]. Dieses ganze Brauchtum und diese Religiosität verbinden die Menschen, bewirken, dass sie Gelegenheit zu Begegnungen in Kirche und Gemeinde haben und Kontakt zum Seelsorger suchen.“

den Mühen der Migration im 21. Jahrhundert zurück. Entscheidungen zur Emigration waren schon nicht mehr so dramatisch wie früher, und die Migranten zogen seltener als in der Vergangenheit die Hilfe von Geistlichen in Betracht; diese Rolle übernahmen Spezialisten, vor allem Psychologen, darunter auch polnische, die in Berlin praktizierten. Die Priester hingegen dienten den Gläubigen weiterhin in anderen Rollen: sie besuchten Kranke im Krankenhaus oder Altersheim, sie organisierten Begegnungen und Exkursionen, Vorbereitungskurse zur Taufe oder vor der Eheschließung, Beratungen in Familien-, Rechts- und Sozialfragen, sie halfen inhaftierten Gläubigen durch ihren Besuch im Gefängnis, gewährten verschiedene Sakramente und verteilten Gebetbücher und andere religiöse Literatur.

Auch die Rolle des Platzes vor der Kirche änderte sich; seine kommunikative Funktion ging weitgehend an das Internet über. Nun wurden Kontakte online angebahnt, die Suche nach Jobs, Wohnungen, Informationen und Ratschlägen für alle Lebenslagen verlagerte sich ebenfalls ins Netz, polnische Medien waren auch online abrufbar, polnische Literatur dergleichen. Trotzdem blieb die Rolle des Kirchplatzes als Ort für gesellige Zusammenkünfte für viele Polen erhalten, vor allem nach der sonntäglichen Messe. Genau deshalb wurde in unmittelbarer Nähe zur polnischen Kirche auch eine polnische Buchhandlung, ein polnisches Café und ein Laden mit polnischen Lebensmitteln eröffnet. Weiterhin diente der Kirchplatz auch dazu, materielle Attribute des in Deutschland erreichten Wohlstands zur Schau zu stellen.

Die Polnische Katholische Mission in Berlin war von Anfang an eine Mission *cum cura animarum*, die sich um die Seelsorge für ausländische Katholiken polnischer Nationalität in einer deutschen Erzdiözese kümmerte. Die Besonderheit und das Unterscheidungsmerkmal zur Mission *sine cura animarum* ist der kirchenrechtliche und dienstliche Status des Seelsorgers (Szulczyński 2000, 201). Dies bedeutet, dass die Geistlichen, die sich der Seelsorge unter den Polen widmen, sich nicht auf die lokale Gemeinschaft beschränken dürften. Wie der Gemeindepriester mitteilte, war dies aber kein Problem:

*Das ist die Besonderheit unserer Gemeinde. Zum Beispiel veranstalten wir die Fronleichnamspirozession gemeinsam mit deutschen Gemeinden. Die Teilnehmer dort kommen aus Polen, Deutschland und Kroatien, alle ziehen wir gemeinsam durch die Straßen<sup>267</sup>.*

Die Zusammenarbeit der polnischen Gemeinde mit der deutschen Kirchenhierarchie und den umliegenden Gemeinden verlief positiv<sup>268</sup>. Der polnische Gemeindepfarrer sagte:

<sup>267</sup> Interview der Autorin mit dem Priester der polnischen Gemeinde in Berlin, Tadeusz Niewęglowski, 2010.

<sup>268</sup> Dies ist nach Aussage von Prälat Stanisław Budyń, dem Rektor der Polnischen Seelsorgerischen Mission, in Deutschland nicht die Regel. Vgl. *Niedziela Ogólnopolska* (25/2003), <http://www.niedziela.pl/arttykul/71426/nd/U-Polakow-w-Niemczech> (Zugriff: 3.05.2015).

*Was die Zusammenarbeit unserer Gemeinde mit den örtlichen Institutionen angeht, so verläuft sie völlig unproblematisch. Die deutschen Gemeinden wissen, dass sie unter ihren Gläubigen viele Polen haben [...], und vor Weihnachten oder Ostern helfen wir dabei aus, ihnen die Beichte abzunehmen [...]. Eine schöne Geste war, dass bei unserer Messe für die Opfer der Flugzeugkatastrophe von Smoleńsk Vertreter aller höchsten kirchlichen Instanzen anwesend waren: der Erzbischof und Kardinal, zwei Weihbischöfe, der päpstliche Nuntius, der ganze Rat der Bischöfe, der Diözesanrat, alle waren da. Es war atmosphärisch sehr warmherzig, es gab eine schöne Predigt, die sich an die Polen richtete, in der Hauptkirche, wo wir auch patriotisch-religiöse Lieder wie „Gott, der du Polen“ oder „Noch ist Polen nicht verloren“ anstimmen konnten<sup>269</sup>.*

Indem sie sich um eine derartige Zusammenarbeit aktiv bemühte, stellte die polnische Mission in Berlin die manchmal im deutschen katholischen Milieu auftretende Meinung in Frage, dass anstelle einer Stärkung der fremdsprachigen Seelsorge besser die vollständige Integration der Polen in die deutschen Gemeinden angestrebt werden sollte<sup>270</sup>. Sie legte dar, dass eine ethnische Seelsorge nicht zwangsläufig der zivilen Integration der Migranten in der BRD entgegenstehen müsse<sup>271</sup>.

Die Aktivität der polnischen Gemeinde in Berlin in den beschriebenen Jahrzehnten hatte Einfluss auf transnationale Praktiken. Die älteren Migranten bewahrten mit ihrer Hilfe wichtige Elemente ihrer heimischen Kultur wie den Glauben und die national spezifische Form, ihn zu praktizieren. Dies erleichterte ihnen die Anpassung und Integration unter Bewahrung der eigenen Identität und zeigte, dass fest verwurzelte Werte, die die Identität prägen und sich langsamer verändern als weltliches Wissen, soziale Netzwerke und strukturelle Positionen (ausführlicher hierzu vgl. Phalet, Schönflug 2001), ihren Wert behalten konnten. Dies bedeutete freilich nicht, dass diese Praktiken sich nicht selbst auch verändert hätten. Auch unter polnischen Migranten konnte man ihre Schwächung beobachten – seltenere Teilnahme an der Messe und sporadischerer Empfang der Sakramente, selektive Anwendung der Lehren der Kirche zu verschiedenen Lebensbereichen (Akzeptanz für Scheidungen und nichteheliche Beziehungen sowie Abtreibungen). Die Beobachtung junger Polen hat ein weiteres Mal bestätigt, was heutige wissenschaftliche Theorien sagen: dass vor allem solche Migranten, die eine Rückkehr in die Heimat anstreben, an religiösen Praktiken festhielten, wäh-

<sup>269</sup> Interview der Autorin mit dem Priester der polnischen Gemeinde in Berlin, Tadeusz Niewęglowski, 2010.

<sup>270</sup> Solcher Meinung tritt allerdings die Instruktion der Deutschen Bischofskonferenz vom 13. März 2003 entgegen: *Eine Kirche in vielen Sprachen und Völkern*. Ausführlicher Kommentar bei Wojciech Necel (2005).

<sup>271</sup> Wahrscheinlich genau deshalb ist in Berlin die polnischsprachige Seelsorge von anderweitigen Kürzungsaktionen der Kirche, insbesondere der Übernahme ihrer Aufgaben durch deutschsprachige Geistliche, ausgenommen geblieben. Dies gilt auch für das Schulwesen bei der Mission in Berlin, das in anderen Teilen Deutschlands Objekt von Sparanstrengungen war (Budyń 2009, 45).

rend solche, die beabsichtigen, im Ausland zu bleiben, eher hiervon Abstand nähmen (Diehl, Koenig 2013, 240). Religiöse Bindungen unterstützen daher die transnationale Vernetzung.

Die Öffnung der Westgrenzen zu Beginn des 21. Jahrhunderts beeinflusste die Weise, in der polnische Migranten sich in religiöser Hinsicht verhielten; sie veränderte auch mehrere bisherige Aufgaben der Kirche (hierzu auch Diehl, Koenig 2009, 315). Jeder der Befragten wusste, wo sich die polnische Gemeinde befindet. Selbst diejenigen, die seltener praktizierten oder generell weniger religiös waren, würdigten die Rolle der Kirche bei der Bewahrung der Traditionen. Zu betonen ist auch die von der Polnischen Katholischen Mission mit Erfolg gespielte Rolle im Dialog mit der örtlichen Geistlichkeit bis hinauf zu den höchsten Hierarchen.

### Traditionen und Bräuche

Auch wenn sich die Religiosität der Polen mit der Zeit verändert hat, so sind ihre „diesseitigen“ Aspekte wie Rituale, Gewohnheiten und Traditionen erhalten geblieben. Im 21. Jahrhundert haben sie nicht nur nicht an Bedeutung verloren, sondern sogar zusätzliche Bedeutungsebenen hinzugewonnen, obwohl sich diese infolge der allgemeinen kulturellen Wandlungsprozesse, im Zuge der Integration und Transnationalisierung der Migranten auch selbst fortentwickelt haben. Sie sind emotional aufgeladen und haben oft den Anstoß gegeben, die Kontakte mit Polen wieder zu beleben. In jeder Generation haben Migranten Elemente ihrer nationalen Tradition als attraktiv betrachtet und sie auch deshalb beibehalten und sogar außerhalb ihres unmittelbaren Milieus verbreitet. Eine in den 1980er Jahren nach Berlin gekommene Befragte erinnerte sich:

*Bei meiner Mutter ging es immer polnisch zu. Als [deutsche] Bekannte einmal nicht wussten, wo sie Weihnachten verbringen sollten, sagte ihnen meine Mutter: „kommt zu uns, in diesem Jahr feiert ihr polnisch“. Sie hatten natürlich die gebratene Ente und Würstchen im Sinn, aber meine Mutter hat ihnen etwas ganz anderes vorgesetzt. [...] Und das hat ihnen sehr gefallen (BK1 2000).*

Die zitierte Frau äußerte sich auch darüber, wie sie im eigenen Haushalt Weihnachten begeht:

*Ich mache immer die 12 Gerichte [...], und lasse einen Platz am Tisch frei für jemanden, der eventuell noch dazukommt (BK1 2000).*

Die wichtigsten Traditionen, an denen die Migranten festhielten, betrafen Weihnachten und Ostern. Nach polnischer Tradition wird vor allem der Heilige Abend besonders began-

gen: das Essen ist fleischlos, es gibt stattdessen zum Beispiel Karpfen in verschiedener Gestalt, Heringe, Piroggen mit Kohl und Pilzen, Borschtsch (Suppe aus roten Beten), Pilzsuppe, Kompott aus getrockneten Früchten u.dgl. Insgesamt sollen 12 Gerichte auf dem Tisch stehen. Am Tisch wird immer ein Platz freigehalten für den verirrtten Wanderer. Der Heilige Abend wird traditionell in der Familie begangen, oft sogar im größeren Kreis, einschließlich entfernterer Verwandter. Vor dem Abendessen wünschen die Familienmitglieder einander Glück und Segen und teilen eine Oblate. Die meisten Befragten, zumal wenn sie in ethnisch einheitlichen Familien lebten, bemühten sich, dieses Brauchtum möglichst genau nach Berlin zu übertragen.

*Zu Ostern und Weihnachten kommt uns nichts Deutsches auf den Tisch, da halten wir uns an die polnische Tradition. Meine [in Berlin lebende] Mutter sagt immer: „Solange ich lebe, finden Weihnachten und Ostern bei mir statt, also kommt alle zu mir“. So treffen wir uns also immer bei meiner Mutter, auch zu Ostern. Manchmal fahren wir auch zu den Feiertagen nach Polen (DZIIKI 1988).*

*Da haben wir nie Zugeständnisse gemacht. Es gibt Fisch, Piroggen, Borschtsch und Pilzsuppe. Ich halte das auch für meine Mutter so..., und wenn meine Tochter kommt, immer zu den Feiertagen, dann muss es Borschtsch und Piroggen geben, ganz wie in Polen, und die man nirgendwo anders bekommen kann. Sie weiß, dass sie das nur bei mir bekommen kann, und bestellt es jedes Jahr (DK6 1981).*

Selbst in den 1980er Jahren gelang es, die in der polnischen Tradition tief verwurzelten Gerichte zuzubereiten, auch wenn es Probleme gab, an verschiedene Zutaten heranzukommen. Etwa Sauerkraut, den Ansatz zum Borschtsch aus gesäuerten roten Beten oder getrocknete Pilze. Seit den 1990er Jahren gab es dann auch polnische oder russische Spezialitätengeschäfte, wo man diese Zutaten bekommen konnte.

*Wir halten uns zu den Feiertagen eher an die polnische Tradition [...]. Es gibt polnische Läden, man kann ohne Probleme alles bekommen, auch mit dem Karpfen gab es keine Schwierigkeiten. Also die Tradition ließ sich einhalten... (WCIKR 2004).*

Eine relativ große Gruppe von Befragten erklärte, dass sie in der Lage sei, traditionelle Gerichte selbständig zuzubereiten. Es wächst allerdings auch die Anzahl von Migranten, die Piroggen oder Fastenkohl als Fertiggerichte kaufen.

*Es gibt hier polnische Geschäfte, wo man alles fertig bekommt; aber ich komme selbst zurecht. Piroggen, Fisch, Borschtsch und Pilzsuppe zu machen, das ist kein Problem (LK25 1978).*



Abb. 11. Polnisches Lebensmittelgeschäft im Stadtteil Neukölln. Es ist einer der Orte in Berlin, wo man alles Notwendige für die heimatliche Küche bekommen kann. Foto: A. Szczepaniak-Kroll

Besonders zelebriert wird die Zubereitung des Heiligabendessens; erhalten hat sich aber auch der Brauch des Teilens von Oblaten, und einige Befragte, die zu den Feiertagen nicht nach Polen reisten, gingen zur Christmette in die polnische Kirchengemeinde.

*In meiner Familie feiern wir polnisch. Meine [deutschen] Schwiegereltern haben sich daran gewöhnt. Meine Schwiegermutter kann inzwischen auch die polnischen Gerichte zubereiten. Das Heiligabendessen ist immer fleischlos, und alle teilen die Oblaten (MK26 1993).*

*Zur Christmette gehen wir immer [...]. Wir feiern immer polnisch, denn die Deutschen essen zu Weihnachten Würstchen. Am Heiligabend fasten wir, und sie essen Kartoffelsalat, so geht halt Heiligabend auf Deutsch. Und am ersten und zweiten Feiertag gehen sie meist irgendwo auswärts essen. Die Deutschen feiern nicht so wie wir. Sie feiern mehr die Adventszeit und lieben es, Geschenke zu kaufen, Kerzen aufzuhängen und solche Sachen (GIKA 1989).*

Aus den Antworten der Befragten geht hervor, dass die polnischen Weihnachtsbräuche oft auch durch die Deutschen in ihrem Umfeld geschätzt wurden, nachdem sie diese einmal kennengelernt hatten.

*Weihnachten feiern wir absolut auf polnische Art. Ich kann mir gar nichts anders vorstellen. Sollen die Deutschen ihre Gänse essen und machen, was sie wollen. Wir haben sogar unsere deutschen Bekannten in den polnischen Weihnachtstrubel einbezogen. Sie haben zu Hause Weihnachten gefeiert, wie sie das wollten, und bei uns haben sie mit Vergnügen mitgemacht. Ich erinnere mich, wie der Mann einer Bekannten sich fast übergeben musste, als er die Makielki<sup>272</sup> probierte und sich wunderte, wie man süße Nudeln mit Mohn verbinden kann. Aber das war der einzige Fall, alle anderen waren begeistert. Auch von der roten Suppe [Borschtsch]. Wir hatten immer ein offenes Haus für Gäste, wenn jemand einsam war, konnte er immer zu uns hinstoßen. Vor allem während des Kriegszustandes, als wir selbst einsam waren. Zu den Feiertagen soll man schließlich mit anderen Menschen zusammen sein. Später wurde eine Art eigener Tradition daraus, dass wir uns gegenseitig zu Hause besucht haben. [...] Nur bei der Anzahl der Gerichte haben wir reduziert, das wurde irgendwann verrückt. Aber selbst heute, wenn Freunde unserer Kinder kommen, halten wir an unserer Tradition fest (DKE1981).*

Was die Osterbräuche angeht, so ist die Gewohnheit erhalten geblieben, sich am Aschermittwoch Asche auf den Kopf zu streuen, am Karsamstag Speisen segnen zu lassen, hartgekochte Eier mit den Verwandten zu teilen<sup>273</sup>. Dieser Brauch wird jedoch nur in der polnischen Kirchengemeinde und in privaten Haushalten begangen. Wegen ihrer Bindung an die Ostertraditionen zogen es viele der Befragten vor, auch diese Feiertage in Polen zu verbringen. Einer der Gründe hierfür war die in Polen tiefverwurzelte Tradition, Lebensmittel in der Kirche weihen zu lassen, wobei die Produkte in schön geschmückten Körbchen dekoriert werden (Osterspeisensegnung). Zu einem solchen Korb gehören in der Regel: Weißwurst, Brot, Eier, Butter, Wurst und Schinken, Süßigkeiten, Salz, Pfeffer und bemalte Eier als Symbol der Wiedergeburt. Die Segnung wird in der Kirche oder im Freien vorgenommen, und der Priester spricht ein kurzes Gebet. Der Brauch steht dafür, Wohlstand und Glück zu sichern.

*Ostern verbringen wir dafür in Polen. Hier gibt es [außerhalb der polnischen Gemeinde] nicht den Brauch der Speisensegnung, und in der Schule sind ohnehin zwei Wochen Ferien, da kann man gut wegfahren (MK26 1993).*

Einige der Befragten waren bemüht, an der Tradition sogar unter besonderen Bedingungen festzuhalten.

<sup>272</sup> Ein Gericht aus Oberschlesien: Nudeln mit einer süßen Masse aus Cerealien.

<sup>273</sup> Im – insbesondere katholischen – Christentum gilt das Ei als Symbol des Lebens und der Auferstehung Christi. Dass sich Verwandte oder Freunde hartgekochte Eier teilen und sich Glück wünschen, bedeutet nach der Tradition, das Leben und die Frohe Botschaft miteinander zu teilen.

*Um ehrlich zu sein, wir sind in einem Jahr zu Ostern [von Berlin] nach Rom gefahren und haben die gesegneten Produkte mitgenommen. Wir hatten ein Körbchen mit Eiern und allem, was man braucht, dabei, und das Osterfrühstück war genau wie in Polen (BK4 1985).*

Alles, worin sich polnische und deutsche Osterbräuche ähnelten, machte den Befragten Freude.

*Ostern wird auch hier schön gefeiert. In den deutschen Gemeinden gibt es auch Palmzweige, und man bekommt sie vom Priester. In Polen muss man die Palmzweige kaufen, und hier bekommt man sie vom Priester. Diesen Palmzweig in der Hand, muss man dann einmal um die Kirche laufen. Das ist, schön, dass sie hier so ähnliche Bräuche haben (BK1 2000).*

Aus den Gesprächen ergab sich eher am Rande, dass entgegen den Erklärungen der Befragten auch einige Elemente der deutschen Osterkultur übernommen wurden – vor allem die, die am attraktivsten erschienen:

*Zum Beispiel das Eiersuchen zu Ostern, das gibt es in Polen nicht<sup>274</sup> (DK6 1981).*

*Mir gefällt, wie hier der Advent begangen wird: das Anzünden der Kerzen am Adventskranz ist schön, weil es sehr familienbezogen ist, und alles, was die Familie betont, ist schön. Ich halte die Familie auch mit solchen Bräuchen zusammen. Am Wochenende muss unbedingt gemeinsam gegessen werden, damit die ganze Familie zusammensitzt. Und diese Adventskerzen geben Wärme, das habe ich übernommen. Das gibt mir Energie (DK7 1981).*

Die Akkulturierung führte auch dazu, dass Bräuche vermischt wurden:

*Nach einigen Jahren [des Aufenthalts in Berlin] haben auch wir angefangen, sowohl Namens-, als auch Geburtstage zu feiern. So, wie es in Polen und auch hier üblich ist<sup>275</sup> (DK7 1981).*

Besonders in national gemischten Ehen versuchten die Eheleute, bei der Brauchtumpflege Kompromisse zu erreichen. Je länger der Aufenthalt des polnischen Ehegatten in Deutschland schon dauerte, umso wichtiger wurde es, auch die polnischen Traditionen fortzusetzen. Wo die traditionelle Rollenverteilung in der Familie erhalten geblieben war – also in den meisten Fällen –, hatten die Polinnen in der Regel den größeren Einfluss darauf, dass vor

<sup>274</sup> Der Brauch, zu Ostern versteckte Eier zu suchen, wird entgegen dem, was die Befragte anführte, auch in einigen Regionen Polens gepflegt, zum Beispiel in Großpolen (der Region um Posen, A.d.Ü.). In anderen Regionen dagegen kann er unbekannt sein.

<sup>275</sup> Die Tradition, Namenstage zu feiern, ist in Polen fest verwurzelt; sie hat ihre Wurzeln im Katholizismus und dem Kult der Heiligen und Seliggesprochenen (also von Verstorbenen).

allem Weihnachten „polnisch“ gefeiert wurde. Das Zugeständnis bestand dabei darin, dass oft außer den polnischen Fastengerichten für den deutschen Teil der Familie oder den Ehegatten auch Gerichte aus der deutschen Küche zubereitet wurden. Migranten aus den achtziger und neunziger Jahren berichteten:

*Natürlich muss alles wie in Polen sein. Sie sollten mal hören, wie mein [deutscher] Mann sich bis heute darüber lustig macht, dass am Heiligabend so viele Gerichte auf dem Tisch stehen müssen ... und Eier zu Ostern immer bemalt werden. ... Wir pflegen polnische Traditionen, haben aber auch einige deutsche Elemente übernommen. Deshalb möchte ich nicht sagen, dass ich an der Grenze zweier Kulturen lebe... Nein, wir haben ... eine spezifische Kultur geschaffen, die polnische und deutsche Elemente verbindet. Zum Beispiel pflegen wir sehr die Adventsbräuche, die in Polen nie gefeiert wurden, auch andere deutsche Bräuche – aber gleichzeitig pflegen wir auch polnische Bräuche bis dahin, dass wir zu Ostern mit dem polnischen Speisekörbchen zur polnischen Gemeinde fahren. Wenn jemand das hört, wird er sicher darüber lachen... [lacht selbst] (LIKA 1988).*

*Karpfen gibt es, weil mein Sohn ihn sehr mag [...]; einmal im Jahr kann man diesen Karpfen ja wohl essen. Und danach gibt es dann Ente oder Gans mit Kraut und Knödeln. Einmal habe ich ein rein polnisches Heiligabendessen gemacht... Es gab nicht viel an Auswahl, aber die Suppe habe ich aus getrockneten Pflaumen<sup>276</sup> gekocht, habe sie mit etwas Sahne durchgerührt, auch Hering in Sahneseauce habe ich gemacht, Karpfen und Borschtsch. Das war wohl das schlimmste Weihnachten meines Lebens, denn meinem [deutschen] Freund hat die Suppe aus Dörripflaumen nicht geschmeckt [die Gesprächspartnerin hatte wahrscheinlich an das Kompott aus getrocknetem Obst gedacht], und Borschtsch mag er auch nicht. [...] Also haben wir nur ein bisschen Hering in Sahne und Karpfen gegessen, aber das war ja so gut wie gar nichts. Heute koche ich so, dass alle zufrieden sind: das heißt, bevor wir das Hauptgericht auf den Tisch stellen, essen wir jeder ein Stückchen Karpfen, und dann gibt es Truthahn, oder sonst ein Geflügel mit Kartoffeln oder Klößen und Kraut [...]. Sie können sich das wahrscheinlich gar nicht vorstellen: hier in Berlin essen sie zu Weihnachten Bratwurst oder Kartoffelsalat, aber bei mir gibt es so etwas nicht (KK15 1985).*

*Auf unserem Tisch gibt es traditionelle polnische Gerichte, aber es gibt auch was vom Huhn. [...] So, dass es sich mischt (RK35 1997).*

*Das war so ein Gemisch. Ich habe zur polnischen Weihnacht traditionelle Gerichte gekocht, ich habe mir Mühe gegeben, möglichst viel auf polnische Art zu machen. Aber dann kamen*

<sup>276</sup> Traditionell wird diese Suppe aus getrockneten Pilzen gekocht.

auch „deutsche“ Gerichte dazu, ich habe auch einiges von meiner Schwiegermutter übernommen, die sehr gut gebacken hat (EK8 1991).

Es hat sich so ergeben, dass wir die meisten Feiertage mit den [deutschen] Schwiegereltern verbracht haben; da musste natürlich auch das Festessen ein bisschen Deutsches enthalten. Zwar ist mein Schwiegervater sehr traditionell eingestellt, aber ich habe auch Elemente der polnischen Kultur eingebracht. Die Feiertage waren also kulinarisch etwas untypisch. [...] Wichtig war der Kompromiss: wenn wir zum Beispiel am Heiligen Abend kein Fleisch gegessen haben, lief es darauf hinaus, dass ich mehr oder minder das Weihnachtessen schon am Nachmittag gegeben habe, und sie haben dann halt am Abend gegessen, was sie wollten [...]. Irgendeinen Fisch musste es immer geben, wenn auch nicht unbedingt Karpfen. Und es gab immer Pilzsuppe (BK3 1998).

Die Notwendigkeit des nicht nur kulinarischen Kompromisses begründete die selbe Befragte so:

Meine Eltern waren sehr praktizierende Katholiken, und in dieser Tradition bin natürlich auch ich aufgewachsen. Meine Schwiegereltern dagegen sind evangelisch. Ich wusste, dass die evangelische Kirche lockerer und freundlicher ist, es gibt nicht diese ganzen Zeremonien, es geht nicht so restriktiv zu. In Polen habe ich als Kind im Zusammenhang mit dem Kirchenbesuch viele Ängste durchgemacht; hier habe ich empfunden, dass es wärmer zugeht, ruhig, irgendwie offener, [...] und diese kirchlichen Traditionen hängen einfach mit der Institution Kirche zusammen; [...] so war dieser Kompromiss für mich kein großes Problem (BK3 1998).

Interessant war auch die Auffassung der Befragten dazu, wie die Feiertagsbräuche den Umständen angepasst wurden:

Hier gehen wir nicht zur Speisensegnung; wenn die Kinder zu Ostern bei der Großmutter [in Polen] sind, machen sie das mit. Und wenn sie hier sind, suchen wir Eier (BK3 1998).

In den älteren Ehen fand die Verbindung beider Küchenstile – mit überwiegend polnischen Anteilen – nicht nur zu Feiertagen statt, sondern auch im Alltag. Einige Kommentare dazu:

Ich koche auch hier im Wesentlichen polnisch, denn ich mache sehr viele Suppen im polnischen Stil: Tomatensuppe, Gurkensuppe, Kohlsuppe, weißen Borschtsch auch [...] (LK25 1978).

*Von Zeit zu Zeit bemühe ich mich, auch einmal etwas Deutsches auf den Tisch zu stellen. Aber am Anfang, als ich hierher gekommen bin, habe ich natürlich polnisch gekocht. Die Deutschen kannten das alles nicht, denn solche Suppen wie in Polen isst man hier nicht (EK8 1991).*

Die jüngsten Immigranten, die in national gemischten Beziehungen leben, haben auch ihre Zugeständnisse gemacht. In ihrer Küche gab es sogar zu Feiertagen etwa gleich viele deutsche und polnische Gerichte:

*Also ich tue den [deutschen] Verwandten den Gefallen, dass ich zu Weihnachten für sie Gans, Ente oder Truthahn mache. Aber eines habe ich sie zu essen gelehrt: unseren Borschtsch mit „Öhrchen“ (kleinen gefüllten Teigtaschen, A.d.Ü.), das bekommen sie vor der Gans als Vorspeise, das muss so sein, und sie essen das mit. Das ist alles in Ordnung. Anschließend macht die Großmutter [meines Mannes] zur Ente Rotkohl, denn das kann ich nicht, das ist irgendein untypisches deutsches Gericht. Aber es schmeckt richtig gut! Dazu essen sie dann noch Kartoffeln oder selbstgemachte Nudeln wie in Posen (GK11 2004).*

*Es gibt Ente und dazu Klöße. Ich habe das Glück, dass mein Mann Koch gelernt hat, bevor er studiert hat. Das ist also sein Ding [lacht]. Ich feiere Weihnachten am liebsten hier in Berlin, denn ich hasse diese ganzen Packereien [bevor man nach Polen fährt]. Ich habe, wenn wir Weihnachten hier gefeiert haben, immer polnisch gekocht, und meine tolle Schwiegermutter hat das akzeptiert. Sie kommt zu Besuch und isst alles, was es gibt. Und so furchtbar unterschiedlich sind die polnische und die deutsche Küche ja auch gar nicht... Gut, wir essen [am Heiligabend] kein Fleisch, aber dafür gibt es am ersten Feiertag eine Ente oder eine in Polen aufgezogene Gans, dazu Klöße und Rotkohl. Das essen sie alle mit großem Appetit und loben es. Hier gibt es keine Heuchelei, jeder sagt, was er denkt. Ich vertrage mich gut mit meiner Schwiegermutter, auch wenn ein Rest von Distanz bleibt. Aber das wollen wir beide so (GI-IKD 2007).*

In jüngeren Ehen sind Küchenfragen kaum noch Streitthemen; sicherlich auch deshalb, weil diese Generation schon nicht mehr nur von kulinarischen Traditionen geprägt ist:

*Es gibt viele Sachen, die wir in Polen lieben, aber auf denen mein [deutscher] Mann nicht steht: zum Beispiel die polnische Sauerteigsuppe Żurek. Polnischen Schinken mag er auch nicht, und die hausgemachte Pastete meiner Mutter ebenfalls nicht – ich hatte etwas Angst, es meiner Mutter zu erzählen. Also einiges schmeckt ihm nicht, aber vieles ist ja auch ganz ähnlich. Pilzsuppe mag er auch nicht, aber Piroggen und Kartoffelklößen schon (KK21 2003).*

*Ein bisschen mussten wir Kompromisse suchen, was wir essen und kochen. Mein [deutscher] Mann kocht gern, das ist also sein Feld. Ich war zum Beispiel daran gewöhnt, dass wir zum Mittagessen Fleisch und Kartoffeln aßen, und mein Mann isst lieber Pasta – das ist ja auch nicht so ganz deutsch. Oder ist es das schon? [lacht]. Jetzt essen wir viele asiatische oder italienische Gerichte, manchmal machen wir Żurek oder Braten, so dass sich die Einflüsse vermischen (SK42 2004).*

Transnationale Verbindungen wurden sichtbar in der Weise, wie Einkäufe gemacht werden. Das gilt unabhängig von den Wellen, mit denen die Migranten nach Berlin gekommen waren:

*Quark kaufe ich bei den Russen, da haben sie auch polnische Käse, die sie aus Ślubice oder sonst irgendwo aus Polen holen. Einmal in der Woche fahre ich zu den Russen, denn dorthin habe ich es nicht weit. Ich kaufe auch immer ihr Sauerkraut, und manchmal saure Sahne aus Polen (EK8 1991).*

Das traditionelle Feiern von Weihnachten und Ostern hatte auch Einfluss auf die Identität der sog. zweiten Migrantengeneration, also die Nachkommen derer, die aus Polen gekommen waren. Besonders wichtig war in diesem Zusammenhang das Bewusstsein, welche Bedeutung diese Bräuche haben, um die Verbindung zu den eigenen Wurzeln zu halten. Das bedeutete keine Entbehrung; die jungen Leute nahmen wie ihre Eltern die polnische Art, Feiertage zu begehen, als attraktiv und verbreitenswert wahr. In vielen Fällen ging allerdings der religiöse Kontext dieser Bräuche verloren. Das Feiern auf polnische Art wurde eher als Element der Nationalkultur, denn als eines der Religion behandelt. Einer der Befragten (nicht praktizierender Katholik), der als Kind nach Berlin kam, sagte.

*Wir haben die Feiertage immer traditionell auf polnische Art begangen, aber ohne religiöses Element. Ich bin unreligiös erzogen worden, und diese Feiertage [auch noch, nachdem der Befragte eine Polin geheiratet hatte] enthalten sämtliche polnischen Traditionen, auch ohne den katholischen Kontext. Das heißt, ja, es gibt diese Oblaten [...]. Wir setzen uns mit meiner Frau und den Kindern einfach zum Essen hin, es gibt Geschenke und einen Weihnachtsbaum. Ich denke, wenn wir nicht die Kinder hätten, würden wir Weihnachten wahrscheinlich gar nicht feiern, das machen wir alles vor allem für die Kinder. Es kommt der Nikolaus, [...] ich kaufe einen Weihnachtsbaum und stelle ihn im Zimmer auf; es gibt immer Borschtsch mit diesen „Öhrchen“, Gemüsesalat, und manchmal einen Kuchen oder so etwas (ZM15 1983).*

Die ethnischen Wurzeln der Migranten beeinflussen, unabhängig von der Länge ihres Aufenthalts in Deutschland, auch andere Traditionen, zum Beispiel die Art und Weise, wie solche Zeremonien wie Taufen, Erstkommunionen oder Hochzeiten begangen werden. Oft

wünschen sich die Befragten, solche Sakramente in der polnischen Gemeinde zu Berlin zu feiern; andere verlegten diese Feiern zurück nach Polen, was auch ein Zeichen der neuen Zeiten war:

*Ich habe die Erstkommunion in Polen veranstaltet. Das sind so Dinge... von denen wir uns nicht losreißen können. Wenn ich die Kommunion hier in Deutschland veranstaltet hätte, wäre es nicht dasselbe gewesen. In Polen ist das alles so schön und feierlich (KK24 1990).*

*Zum Beispiel die Hochzeiten meiner beiden [Töchter] haben wir in Polen gefeiert. Die eine war letztes Jahr mit einem Schweden in B. [Ortschaft], die andere in O. [Ortschaft] mit einem Deutschen (BIIM] 1981).*

Eine andere Gesprächspartnerin antwortete auf die Frage, warum sie ihre eigene Hochzeit in Polen feiern wolle:

*Ich denke, aus zwei Gründen. Erstens machen Hochzeiten in Polen mehr Spaß als in Deutschland. Vor allem mehr als in Berlin, wo die Feierkultur eine etwas andere ist. [...] Eine Hochzeit [in Deutschland] ist so etwas wie eine Cocktailparty nach der Zeremonie der Eheschließung, und nach drei Stunden ist alles vorbei<sup>277</sup>. [...] Und zweitens werden Sie hier in Deutschland Probleme haben, ein Lokal zu finden, wo Sie bis zum Morgen durchfeiern können (KK21 2003).*

Wie schon erwähnt, war das Feiern auf polnische Art in hohem Maße das Verdienst der Frauen, vor allem in national gemischten Ehen. Obwohl es immer mehr informelle Beziehungen gibt und über viele Fragen des Alltags gemeinsam entschieden wird, hängt die Sphäre der religiösen Erziehung und der Weitergabe der Traditionen nach wie vor überwiegend von ihnen ab. An den polnischen Traditionen festzuhalten, wenn auch vielleicht in reduzierter Form, ist eine Form der Identitätspflege.

Wie eng die Art zu feiern mit der Zugehörigkeit zur polnischen Nation verbunden ist, zeigt sich auch daran, dass vor allem zu Weihnachten die große Mehrheit der Polen in die Heimat zurückfuhr; dies ist ein fester Punkt im Jahreskalender der Migranten.

*Dass wir Weihnachten in Polen feiern, ist so klar wie Kloßbrühe. Jedes Jahr. Ich kann mir nicht vorstellen, hier Weihnachten zu feiern. Ich war einmal zu Weihnachten in Japan, und das war ein Riesenfehler [...]. Ja, ich feiere Weihnachten immer in Polen (KIKA 1990).*

<sup>277</sup> In Polen dauern Hochzeiten als Regel die ganze Nacht hindurch.

## Zusammenfassung

In der hier behandelten Periode von 1980 bis 2015 hat sich die Bedeutung von Netzwerken bei der Ausgestaltung der Migrationsströme nach Berlin weiterentwickelt. Das gilt auch für die Verbindungen bereits vor Ort. Noch in den 1980er Jahren hing die Ausreise in starkem Maße von der Verfügung über soziales Kapital ab. In dem Maße, wie es leichter wurde, die Grenze zu überschreiten, den eigenen Aufenthalt zu legalisieren und eine zufriedenstellende Arbeit zu finden, ging die Bedeutung solcher Ressourcen zurück, auch wenn sie noch lange das Einleben in Berlin erleichterten. Immer größere Bedeutung bekam dagegen das kulturelle Kapital der Migranten selbst. Je besser es ausgestaltet war und den örtlichen Bedürfnissen entsprach, desto besser gelang es den Polen auch, sich von solchen Netzwerken zu emanzipieren.

Alle Befragten konnten in Berlin auf einen Kreis polnischer Bekannter zurückgreifen, die meist den Kern ihres sozialen Milieus bildeten; aber die Migranten waren wenig geneigt, über diesen Bekanntenkreis hinauszugehen und organisiert für die eigene Gruppe im weiteren Sinne zu wirken. Die Differenzierung der in Berlin lebenden Polen blieb ein Problem: sie hatten unterschiedliche Ziele, Pläne, Strategien und Weisen, ihr Herkunftsland und die Aufnahmegesellschaft wahrzunehmen. In den letzten Jahren ist allerdings eine Gruppe von Personen herangewachsen – es handelt sich vor allem um Frauen –, die Führungsqualitäten entwickeln und solche Herausforderungen annehmen. Sie haben sich allerdings von dem strikt auslandspolnischen Tätigkeitsfeld ferngehalten und sich stattdessen auf ad-hoc-Aktivitäten zur Lösung bestimmter konkreter Probleme im Aufnahmeland sowie den Kontakt mit der örtlichen Gesellschaft konzentriert. Die Aufrechterhaltung von Bindungen ins Herkunftsland dagegen trat zurück und lässt sich heute ins Internet und das Satellitenfernsehen verlagern. Eine besondere Rolle bei der Zusammenfassung der Polen spielte die katholische Kirche. Obwohl viele Befragte den konservativen Kurs kritisierten, den die Kirche als Institution eingeschlagen hat, und obwohl bei weitem nicht alle die von der Kirche aufgestellten Regeln akzeptierten oder ihnen folgten, blieb die polnische Kirchengemeinde doch trotz des Zeitablaufs ein wichtiger Ort nicht nur zur Erfüllung religiöser, sondern auch sozialer Bedürfnisse von Polen. Hier wurden Traditionen und die polnische Emigrationskultur am Leben gehalten. Kultur und Traditionen galten, abgesehen von der polnischen Sprache, als die wichtigsten Elemente, die das Gemeinschaftsgefühl konstituierten. Auf der anderen Seite zeigt sich gerade am Beispiel von Traditionen, Bräuchen und kulinarischen Gewohnheiten in gemischten Familien, wie deren Inhalte im Verlauf der Akkulturation und der Transnationalisierung zum Gegenstand von Aushandlungsprozessen wurden.

# Kapitel IV. Beziehungen zu Polen

## – Transnationalisierung

### IV.1. Transnationale Kommunikation

Die Strategien, die polnische Migranten in Berlin sowohl in ihren Beziehungen zu Deutschen, als auch zu Polen, für sich entwickelten, trugen zu ihrer Integration bei, erlaubten es ihnen, die eigene Identität zu bewahren und wurden auch die Grundlage für die Transnationalisierung. Begünstigt wurde dies auch durch allgemeine Rahmenbedingungen wie den Systemwandel in Polen und den EU-Beitritt des Landes. Beide zogen die Öffnung der Grenzen nach sich; von sehr wesentlicher Bedeutung war auch die Entwicklung von Mobiltelefonie und Internet. Die Transnationalisierung trat in den bereits im vorherigen Kapitel beschriebenen übernationalen Netzwerken von Verwandten, Bekannten und Freunden zutage, aber auch darin, dass kulinarische Traditionen und Stile des Begehens von Feiertagen „nach außen getragen“ wurden, über die polnische nationale Gruppe hinaus. Selbst die Aktivität von Vereinen zeugte hiervon. Wie Ludger Pries (2008, 49) beschrieben hat, sind für die Migration im 21. Jahrhundert neue Möglichkeiten charakteristisch, Brücken auch zwischen geographisch weit voneinander entfernten Räumen zu schlagen. In diesem Fall ging es nicht nur um das Überbrücken von Räumen, sondern auch um den Brückenschlag zwischen Menschen.

Birgit Glorius (2007, 139) hat gezeigt, wie sehr die sich entwickelnde Transnationalität auf transnationaler Mobilität beruht. Sie prägt die transnationalen Beziehungen von Migranten, kommt in bestimmten Formen und Intensitäten zum Ausdruck und ist durch einen hohen Anteil grenzüberschreitender Mobilität gekennzeichnet. Anzeichen von ihr können wir in Familien beobachten, die in getrennten Haushalten leben, in Besuchen, deren Häufigkeit gegenüber der früheren Zeit zunimmt, und in ständigen Kontakten per Telefon und E-Mail. Der Weg der Berliner Polen bis zu diesem Zustand war jedoch lang, und die Erfahrungen der für diese Studie Befragten belegen dies deutlich.

### Reisen zwischen Polen und Berlin

Zwischen Polen und Deutschland gab es für den größten Teil des hier analysierten Zeitabschnitts keine Bedingungen für entwickelte Mobilität. Vor der Einführung des Kriegszustandes fanden zwischen 1980 und dem Dezember 1981 verstärkte Pendelwanderungen statt. Wer seinen Aufenthalt in Deutschland über die erlaubte Dauer hinaus ausdehnte, galt als illegaler Migrant und hatte als Folge keine Möglichkeit mehr, frei nach Polen zurückzukehren.

*Ich bin 1983 [nach Berlin] gekommen. Meine Eltern waren schon früher ausgereist, 1981, in der Hoffnung, mich nachzuholen. Aber dann brach der Kriegszustand aus, und für die nächsten zwei Jahre konnte ich nicht nach Berlin reisen. Also lebte ich bei meinen Großeltern in Breslau (ZM15 1983).*

Der 13. Dezember 1981 war das Datum, an dem sich das Leben vieler Polen, die sich in Deutschland aufhielten und die noch die Möglichkeit zur Rückkehr hatten, radikal änderte. Die Verkündung des Kriegszustandes stellte sie vor die Notwendigkeit, sich darüber klarzuwerden, ob sie in Berlin bleiben oder trotz allem nach Polen zurückkehren sollten:

*Wir hörten [mit einer Freundin] hier [in Berlin] polnisches Radio. Von dort erfuhren wir, dass der Kriegszustand verhängt worden war. Das verschlug uns die Sprache. Wir fuhren zum Bahnhof; ich wollte nach Polen zurück. Und dort spielten sich apokalyptische Szenen ab. Irgendeine fremde Frau fragte mich, was sie machen sollte, denn ihr Mann war in Polen geblieben. Aber eine Rückkehr war zu diesem Zeitpunkt nicht möglich (KK16 1980).*

Diejenigen Immigranten, die noch vor dem Kriegszustand nach Berlin gekommen waren und sich nun entschieden, im Ausland zu bleiben, empfanden die Isolation besonders schmerzlich. Sie hatten das Gefühl, dass sie der Heimat geographisch so nah waren und doch nicht dorthin zurückkehren konnten.

*Ich konnte erst nach zwei Jahren nach Polen zurückkehren (DK6 1981).*

*Und bei mir dauerte es noch länger, denn ich hatte keinerlei Papiere. Und der Pass, die deutschen Papiere, die ich [in Berlin] bekommen hatte, wurden in Polen nicht anerkannt (PK6 1981).*

Umgekehrt berichteten in Polen zurückgebliebene Verwandte der nach Berlin migrierten Polen Probleme mit der Reise an die Spree. Ein Befragter, der nach künstlerischen Auftritten im Ausland nicht nach Polen zurückgekehrt war, berichtete:

*Natürlich konnten unsere Familien nicht zu uns kommen, denn wir waren ja geflohen. Meine Mutter hat sich mehrere Jahre lang um einen Pass bemüht, [...] und ihn erst nach vier Jahren bekommen. Nach fünf Jahren ist sie dann gekommen (GM4 1982).*

Eine andere Befragte erinnerte sich:

*Als der Kriegszustand ausgerufen wurde, sollte mein Sohn in die erste Klasse kommen. Die Deutschen machen aus diesem Anlass immer viel her, zur offiziellen Einschulung gab es Schultüten voller Süßigkeiten. Niemand aus meiner Familie konnte kommen. Also schrieb ich an die Behörden, an die Polizei, und sie stellten mir eine Einladung aus. Das war eine ausnahmsweise Gefälligkeit, und so konnte meine Mutter zu uns kommen [...] (LK25 1978).*

Die dynamische Entwicklung der Ereignisse in Polen im Zusammenhang mit der Einführung des Kriegszustandes zwang die Polen, ihre familiären und sonstigen Verbindungen in die Heimat für lange Jahre auf Eis zu legen. Eine der Befragten erinnerte sich, dass der Kriegszustand sie in Westberlin überrascht habe, wo sie sich damals gemeinsam mit ihrem Mann aufgehalten habe. Der Ehemann beschloss, in Berlin zu bleiben, seine Frau kehrte wegen des in Polen in der Obhut der Großmutter zurückgelassenen kleinen Kindes zurück:

*Mich traf eine schlimme Strafe dafür, dass mein Mann hier geblieben war: vier Jahre der Trennung. Nach drei Jahren bekam ich die Erlaubnis, meinen Mann [in der BRD] für zwei Wochen zu besuchen, aber allein, ohne meine Tochter. Sie bekam keinen Pass. Später, zu den Frühjahrsferien des folgenden Jahres, bekam ich wieder einen Pass mit Ausreisegenehmigung, aber wieder ohne meine Tochter. Und erst beim dritten Mal, nach vier Jahren, konnte ich gemeinsam mit meiner Tochter ausreisen. [...] So kam ich im Oktober 1985 hierher und bin geblieben [...]. Ich fuhr mit dem Hintergedanken, dass ich in Berlin bleiben würde, und so sind wir hergekommen. Nach einem Monat wollten sie mich abschieben und meine Tochter hätte bei meinem Mann bleiben können. Aber mein Mann war hier schon ganz gut etabliert, er hatte nach vier Jahren einen legalen Job, und so konnten wir nach dreistündigen näheren Verhandlungen erreichen, dass sie mich in Ruhe ließen (BK4 1985).*

Auch nach der Aufhebung des Kriegszustandes verbesserte sich die Situation vieler polnischer Migrantinnen nicht. Die bereits zitierte Frau berichtete weiter:

*Bis zum Mauerfall bin ich nur selten nach Polen gereist, es gab ja immer noch diese Grenze mit ihren Kontrollen und Problemen. Ich bin hauptsächlich zu den Feiertagen nach Polen gefahren, nicht mehr als zwei- oder höchstens dreimal im Jahr (BK4 1985).*

Einige Befragte, denen das Recht zur Rückkehr nach Polen vorenthalten wurde, unternahmen halbbrecherische Versuche, um trotzdem dorthin zu kommen. Ein Beispiel stellte ein Mann dar, der als Flüchtling anerkannt war:

*Zum ersten Mal bin ich nach sechs Jahren offiziell nach Polen zurückgereist. Zum Glück konnte ich in den Jahren zuvor, weil ich mich touristisch im tschechisch-polnischen Grenzgebiet*

*aufhielt, nachts illegal die Grenze überschreiten und das habe ich jedes Jahr zu Weihnachten und zu Ostern gemacht. Mir hat immer meine Mutter die Tür aufgemacht – leicht war das nicht. Einmal, als ich im Dezember über die Berge ging, musste ich mich drei Stunden lang an einer mächtigen Kiefer festhalten, damit mich der Sturm mit einer Windgeschwindigkeit von 120 km/h nicht umwarf. Man konnte nur zwei Meter weit sehen, weil der Schnee so dicht fiel. Und später bin ich dann noch auf polnische Grenzsoldaten gestoßen, die jemanden suchten, der Deutsch konnte, weil sie verirrte deutsche Wanderer aufgegriffen hatten [und sich mit ihnen nicht hätten verständigen können]. Ich habe ihnen geholfen, und zum Glück haben sie mich nicht nach meinem Pass gefragt. Ich hatte mehr Glück als Verstand (WM13 1987).*

Obwohl mit der Aufhebung des Kriegszustandes 1983 auch die Möglichkeit, ins Ausland zu reisen, wieder hergestellt wurde, wurden die Vorschriften zum Grenzübertritt erst 1987 liberalisiert. Damals begann die zweite große Emigrationswelle. Als ihr Ergebnis erwiesen sich in der Zeit zwischen Mitte der 1980er und Anfang der 1990er Jahre (als die stärkste Einwanderung nach Deutschland in der Geschichte dieses Landes stattfand) die Polen als die zahlenmäßig stärkste Gruppe von Einwanderern in die BRD (Samoraj 2004, 22).

Allmählich reisten auch wieder mehr Migranten mit gefestigtem Aufenthaltsstatus in der BRD zu Besuchen nach Polen, oft nach manchmal über zehnjähriger Abwesenheit:

*Als ich nach diesen fünf Jahren schon wieder nach Polen reisen konnte, bin ich zuerst nicht zu meiner Familie gefahren, sondern nach Posen, um zu schauen, ob es eine Option wäre zurück-zukehren. Das war 1988. Ich wollte einfach mal für ein Wochenende rüberfahren und mich umsehen. Ich hatte Sorgen, ob mir vielleicht doch etwas mit den Behörden passieren könnte, deshalb habe ich meine Verwandten nicht benachrichtigt. Das war so eine Art Probefahrt. Und dann beim nächsten Mal als Überraschungsbesuch [zu meinen Eltern] zu Weihnachten. Danach bin ich schon sehr regelmäßig hin und her gefahren (ZM14 1983).*

Polen nach so vielen Jahren wieder zu besuchen, war für die meisten Befragten ein großes Erlebnis. Weil sie so lange nicht hatten reisen können, manchmal jahrelang, hatten manche der Befragten Schwierigkeiten zu glauben, dass sich in Polen wirklich etwas geändert hatte:

*Mit meiner doppelten Staatsbürgerschaft hatte ich immer Angst, im Transit durch die DDR zu fahren, nicht vor Polen sondern vor der DDR. Ich hatte förmlich eine Paranoia ihr gegenüber (MM6 1981).*

Ein Faktor, der zu dieser Zeit zum Reisen anregte, waren die relativ niedrigen Preise für Zugfahrkarten:

*Die Einschränkungen waren aufgehoben, ich bekam damals noch nicht in der polnischen Botschaft, sondern in der für Westberlin zuständigen Polnischen Militärmission [Polska Misja Wojskowa] einen sogenannten Konsularpass<sup>278</sup>. Mit dem konnte ich sogar ohne Visum nach Ostberlin fahren und weiter nach Polen auch. Wissen Sie, was damals eine Bahnfahrkarte kostete? Ein in Polen gekauftes Ticket für die Verbindung Stettin-Westberlin den Gegenwert von 90 Pfennigen. Und weil die Züge so überfüllt waren, gab es oft keine Kontrollen, und so konnte man mit einer solchen Fahrkarte drei Monate lang hin und her fahren. [...] Bei diesen Preisen konnten wir uns leisten, ab Stettin ein Taxi zu nehmen (BK2 1989, BM2 1988).*

Die unbeschränkte Verbindungsaufnahme war noch durch formale Rahmenbedingungen erschwert. Dies änderte sich erst in den 1990er Jahren, aber auch nicht sofort für alle. Viele Polen ohne regulierten Aufenthaltsstatus in Berlin lebten dort weiterhin getrennt von ihrem Heimatland, auch die Verbindung mit Festnetztelefonen war sehr eingeschränkt. Internet und Mobiltelefon entwickelten sich erst ab Mitte der 1990er Jahre, und für die ersten Jahre waren sie wegen ihrer hohen Kosten nur für Wohlhabende zugänglich. Die Mehrheit der polnischen Migranten war also faktisch von diesen Möglichkeiten ausgeschlossen.

Wer die Grenze überschreiten konnte, reiste weder in den 1980er noch in den 1990er Jahren mit leeren Händen. Waren wie Schokolade, Kosmetika oder Waschpulver, die in Deutschland reichlich vorhanden, aber in Polen schwer zu bekommen, teurer oder von schlechterer Qualität waren, erschienen als luxuriöse Mitbringsel<sup>279</sup>:

*Diese Reisen nach Polen kamen nicht besonders oft vor, zum Beispiel, zu den Feiertagen. [...] Das war auch eine finanzielle Frage, denn wenn wir schon einmal gefahren sind, dann haben wir Sachen mitgebracht, die es damals in Polen nicht gab. Der ganze Kofferraum war voll mit Kaffee oder Vliesjacken (KK15 1985).*

Meilensteine auf dem Weg zu größerer Mobilität waren der Beitritt Polens zur EU 2004 und der zur Schengenzone 2007. Als Folge wurde der grenzüberschreitende Verkehr vollkommen unproblematisch. Man brauchte nur noch einen Personalausweis, und der wurde auch nur selten kontrolliert. In Deutschland zu leben, war für die Polen, die dort bereits

<sup>278</sup> Ein solches Dokument - ein Büchlein zum mehrfachen Gebrauch - erhielten Polen, die ständig im Ausland lebten (Pick 2010, 110).

<sup>279</sup> Interessanterweise galten Dinge wie Süßigkeiten, deutsche Waschmittel oder Autos aus deutscher Produktion noch Jahre später in anderen Migrantenkreisen als denen, die in diesem Buch beschrieben werden, als ausgesprochen begehrt: nämlich bei den sogenannten „nichtelitären“ Migranten, die z.B. schwere saisonale Arbeiten ausübten. Wie die Autoren des Buches Niemiecki prosek do prania i polnische Wirtschaft. Polscy robotnicy sezonowi w Niemczech – obserwacje etnograficzne, beschrieben haben, symbolisierten sie viele Jahre hindurch Modernität und den Zugang zu einer Welt des in Polen eingeschränkten Konsums. Wer sie besaß, genoss den durch sie suggerierten Appeal des „besseren“ Lebens (Wagner et al. 2016, 51-53).

wohnten, keine Frage einer dramatischen Wahl mehr, und es breitete sich im grenzüberschreitenden Raum immer weiter aus.

Nachdem die objektiven Hindernisse gefallen waren, intensivierten die seit Jahren in der BRD lebenden polnischen Migranten ihre Kontakte mit Polen in erheblichem Umfang. Die relativ geringe Entfernung zwischen Berlin und der deutsch-polnischen Grenze kam jetzt erst richtig zum Tragen. Nach und nach galten Reisen in die Heimat nicht mehr als irgendwie bemerkenswerte Ereignisse. Man verglich sie eher mit Besuchen bei Freunden oder Verwandten in anderen Ortschaften im Inland. Eine aus Breslau stammende Befragte berichtete:

*Als ich noch studiert habe, bin ich so alle fünf Wochen übergefahren, oder einmal in zwei Monaten. [...] Als ich schon gearbeitet habe, bin ich öfter gefahren, denn ich habe [in Polen] noch ein Postgraduiertenstudium gemacht, da musste ich einmal im Monat anwesend sein. Wenn ich hier längere Ferien hatte, bin ich auch für eine Woche oder zwei nach Polen gefahren. [...] [Jetzt] hängt es davon ab, wieviel ich zu tun habe. Ich bemühe mich, alle 2-3 Monate nach Polen zu fahren, wenigstens für ein Wochenende. Ich habe in Polen meine Familie und Freunde, ... auch wenn der Großteil meiner Freunde über ganz Europa verteilt ist. In Polen können wir uns von Zeit zu Zeit zu einem Treffen verabreden; und wenn ich erfahre, das zwei oder drei Freundinnen gerade dort sind, versuche ich, auch hinzukommen. Meine Familie freut sich dann auch. Aber ich versuche es auch zu organisieren, dass meine Eltern oder meine Schwester mich hier besuchen können (SK42 2004).*

Häufiger reisten diejenigen Befragten, deren Familien relativ grenznah lebten, etwa in Posen, Stettin oder Breslau (samt Umgebung), von wo man von Berlin aus gut hinkam:

*Die Fahrt auf der Autobahn nach Breslau dauert gerade drei Stunden, das ist also kein Problem. Ich fahre einmal im Monat zu meiner Mutter, die alleinstehend ist (GK11 2004).*

Die Mobilität der sonstigen polnischen Migranten hing vor allem von ihren zeitlichen und finanziellen Möglichkeiten ab, jedenfalls nicht mehr von irgendwelchen Formalitäten. Geweckt wurde das Bedürfnis nach ihr durch die inzwischen entstandenen Schnellstraßen, Bahn- und Busverbindungen. Zum Beispiel verkehrten zwischen Warschau und Berlin vier EuroCity-Züge in jede Richtung, und eine Fahrkarte von Posen nach Berlin, die mindestens vier Tage vor der Abreise gekauft wurde, kostete 16-18 Euro in eine Richtung. Ebenso häufig verkehrten Busse privater Anbieter wie „Polski Bus“ oder „Simple Bus“. In diesem Fall war der mittlere Preis eines Tickets von Posen nach Berlin in eine Richtung 30-60 Złoty.

Aus meiner Feldforschung ergibt sich, dass unter diesen Bedingungen einige der Migranten eine neue transnationale Aufenthaltsstrategie für sich entdeckt haben: sie verbrachten einige Tage der Woche in Polen, und einige in Deutschland:

*Ich fahre fast jedes Wochenende [nach Polen]. Immer zwischen Berlin und Posen und Posen und Berlin [...]. Ich setze mich in den Zug und lebe von Freitag- bis Sonntagabend in Posen. [...] ich habe an jedem der Orte einen Satz Kleider und Kosmetika und brauche das schon gar nicht mehr zu transportieren, nicht einmal einen Kulturbeutel; ich setze mich einfach in den Zug und fahre, denn ich habe ein Zimmer in Berlin – nennen wir es eine Wohnung – und eines in Posen. Ich fahre einfach mit dem Zug zwischen dem einen und dem anderen Zimmer her (WM12 2007).*

In den 1980er und 1990er Jahren und nach der Öffnung der Grenze fuhren die Berliner Polen hauptsächlich zu Ostern und zu Weihnachten nach Polen, manchmal zu Allerheiligen. Man fuhr nach Polen zu Familienfeierlichkeiten, wichtig waren vor allem Taufen, Erstkommunionen, Hochzeiten und Beerdigungen. Seitdem die Grenzen immer durchlässiger geworden sind – also seit den neunziger Jahren – wuchs die Häufigkeit der Reisen nach Polen unabhängig von der Migrationswelle, mit der die Gesprächspartner nach Deutschland gekommen waren. Schließlich, seit dem Beitritt zur Schengenzone 2007, begannen die Reisen einzig vom Willen und den finanziellen sowie zeitlichen Möglichkeiten der Befragten abzuhängen.

*Ich fahre fast zu allen Feiertagen und zu den Ferien rüber; ich bin fünf- bis siebenmal jährlich in Polen (LK25 1978).*

*Wir fahren meist zu Feiertagen nach Polen, denn das liegt da in der Luft. Es kommt aber auch vor, dass die Verwandten uns besuchen. Jetzt sind wir im Schnitt einmal im Monat in Polen (PK32 1988).*

*Jetzt fahren wir für zwei Tage zu einer Erstkommunion nach Polen [...] mein Sohn, seine Frau und ich. Und danach fahren wir im Juni zu einer Hochzeit nach Bydgoszcz/Bromberg (PK30 1992).*

Ein Kennzeichen der neuen Zeiten wurden Besuche bei Verwandten oder Bekannten ohne bestimmte Anlässe, manchmal sehr spontan:

*Wir fahren oft nach Gorzów/Landsberg an der Warthe, denn ich habe dort Verwandte [...] und dann macht uns meine Tante ein Mittagessen. Abends haben wir Zeit, bei einem Bier zusammensitzend, am nächsten Morgen frühstücken wir gemeinsam und dann kehren wir zurück (PK30 1992).*

Derartige Ausflüge erfüllten mehrere wichtige Funktionen. Sie trugen dazu bei, die Bindungen an die Heimat und zu den Verwandten aufrechtzuerhalten und zu entwickeln, und sie verminderten das Verlustgefühl, das Migranten unabhängig von den sonstigen Umstän-

den der Ausreise auf Dauer immer empfanden, wenn auch in unterschiedlicher Intensität. Außerdem schufen sie die Möglichkeit, ständig Polnisch zu kommunizieren, denn im deutschen Alltag sprachen die Migranten ob bei der Arbeit oder zu anderen Gelegenheiten in der Berliner Öffentlichkeit überwiegend Deutsch.

Die Migranten fuhren auch öfter zum Urlaub nach Polen:

*Als die Kinder noch bei uns lebten, sind wir oft nach Polen gefahren, zumal Freunde von uns da Sommerhäuser hatten, wo wir uns erholen konnten. [...] mein Mann hat auch solche Verbindungen in das Dorf in Pommern, wo seine Eltern lebten. Und die Kinder nehmen das auch als ihren Ort wahr (WK45 1984).*

*Nach Polen fahre ich hauptsächlich zu Verwandten. Von Zeit zu Zeit bemühe ich mich, auch in andere Landesteile zu fahren; zum Beispiel haben wir vor zwei Jahren unsere Ferien in den Bieszczady verbracht, oder jetzt im Winter zu Ostern waren wir in Szklarska Poręba. Ich bin bemüht, auch andere Orte als das Zentralpolen kennenzulernen, von wo ich stamme und wo ich mich gut auskenne. [...] mir scheint, dass es viele Polen gibt, die von Polen weniger gesehen haben als meine hiesigen [deutschen] Bekannten, die natürlich von der geographischen Nähe Polens von hier in Berlin aus profitieren. Sie verbringen sehr oft Zeit dort, mindestens Brückenwochenenden, Feiertage oder Geburtstagsfeste ... (KIKA 1990).*

*Jetzt fahren wir [gemeinsam mit Deutschen] nach Cieszyn und lernen das evangelische Polen kennen, die Gegend um Cieszyn, Wisła, Ustroní und so weiter – wo die polnischen Protestanten leben. Wir besuchen sie dort. Wir waren auch schon an der Grenze zu Belarus und in orthodoxen Kirchen. Wir haben in einer ganz tollen kleinen Pension übernachtet, der Ort hieß Budy oder so ähnlich, es waren so Holzhäuschen. Schön war es dort, schöne Störche, einfach klasse, und jetzt also dieser Ausflug (PIIKU 2004).*

In dieser Antwort kommt zweifellos der Einfluss der Tatsache zum Vorschein, dass die Befragte im multiethnischen Berlin lebte, was bei ihr das Interesse auch an anderen Kulturen und bisher unbekanntem Regionen Polens geweckt hatte.

Eine weitere Befragte hatte nach vielen Jahren des Aufenthalts ihren deutschen Mann auf eine Rundreise durch Polen mitgenommen:

*Er war mit mir in Krakau, in Zakopane und Oświęcim. Er wollte dort unbedingt hinfahren. In diesem Jahr waren wir in Warschau, wir haben sogar noch ein befreundetes deutsches Paar mitgenommen, ganz außergewöhnliche Deutsche. [...] Jetzt wollen wir noch nach Danzig und Posen fahren, einfach kurz, für eine Nacht (KK15 1985).*

Die Migranten der achtziger und neunziger Jahre nutzten in offenkundiger Weise die Möglichkeit, Ecken Polens kennenzulernen, die sie vor ihrer Emigration nicht besucht hatten, als sie noch sehr jung waren. Viele Berliner Polen konnten erst nach vielen Jahren des Aufenthalts in der BRD die Zeit finden, ihr eigenes Land zu besuchen und – was ihnen sehr wichtig war – es ihren Kindern näherzubringen. Oft waren, wie im Fall der letzten beiden Befragten, bei diesen Reisen Deutsche und andere Ausländer, die sie in Berlin kennengelernt hatten, mit von der Partie. Die Gesprächspartner hoben hervor, dass sich durch diese Reisen ihre Partner, ihre deutschen Verwandten und andere Bekannte stärker für Polen zu interessieren begannen. Bei manchen ging das bis zur Faszination von Polen. Eine der Befragten hatte eine ganze Gruppe von Arbeitskollegen mit nach Polen genommen, und stellte fest:

*Alle sagen, dass sie vor dieser Reise den Eindruck hatten, „zu den Eisbären“ zu fahren. Sie empfanden das als Abenteuer ihres Lebens. Sie malten sich Gefahren aus, die ihnen passieren könnten, und als sie zurückgekommen waren, waren alle begeistert. Sie hatten so eine Art „polnischen Bazillus“ erwischt. [...] Meine deutsche Chefin fährt seitdem mit ihrem deutschen Freund immer wieder einmal für ein Wochenende nach Polen und fragt mich, wo sie noch hinfahren könnten. Sie sind immer begeistert (KK20 1988).*

Es kam vor, dass auf der Grundlage solcher Kontakte sogar gemeinsame deutsch-polnische Projekte ins Leben gerufen wurden. So gab es eine Befragte (LK25 1978), die ihrem deutschen Mann, einem Amateurhistoriker, behilflich war, deutsch-polnische Projekte zu den traumatischen Ereignissen des Zweiten Weltkriegs vorzubereiten. Zum heutigen Zeitpunkt sind an solchen Projekten Schulen auf beiden Seiten der Grenze beteiligt. Eine andere Frau (GK10 2007), die in Berlin in einer Nichtregierungsorganisation im Bereich der Hilfe für Personen mit Behinderungen arbeitete, gab den Anstoß zu einer Zusammenarbeit mit einem ähnlichen Verein in Polen.

Nachdem sich die politische Situation grundlegend verändert hatte, begannen polnische Migranten aus Berlin, auch zu Konzerten, Theateraufführungen, Sportveranstaltungen und Treffen mit Bekannten nach Polen zu reisen:

*Im letzten Jahr war ich nach 40 Jahren auf einem Absolvententreffen meines Gymnasiums (EK8 1991).*

*Ich fahre einmal im Jahr zu einem Filmfestival nach Polen. Ich lese gern, also besuche ich Autorenlesungen; zum Beispiel war ich bei Auftritten von Andrzej Stasiuk und Dorota Masłowska [Schriftstellern]. [...] in den letzten Jahren bin ich oft für ein Wochenende oder ein paar Tage nach Polen gefahren, um ein bisschen auszuruhen oder etwas anzuschauen. So war*

*ich in Warschau, an der polnischen Küste, in Swinemünde. [In Warschau] war ich zuletzt vor über 20 Jahren, als ich noch zur Schule ging. Ich hatte vollkommen andere Erinnerungen an die Stadt. Nach all den Jahren sind wir [mit Bekannten] wieder nach Warschau gefahren, und ich war schockiert; die Stadt hat mir sehr gefallen (KK20 1988).*

Für viele polnische Migranten wurden Reisen nach Polen zu Teilen ihres Alltags:

*Immer wenn ich bei meinen Eltern war, habe ich nach vielen Jahren festgestellt, dass es dort eine Friseurin gibt, die die Haare wirklich gut schneidet. Wenn ich in Berlin zum Friseur gehe, bin ich nie wirklich zufrieden [...]. Als ich etwas weniger gearbeitet habe, sind wir an den Wochenenden nach Polen gefahren; und jetzt arbeite ich manchmal am Freitag und Samstag, da geht das nicht. Aber wir haben mit meiner Tochter Slubice für uns entdeckt, und da fahren wir jetzt am Wochenende zum Einkaufen, um polnische Produkte zu kaufen (KIKA 1985).*

*Es gab eine Zeit, da bin ich jede Woche nach Polen gefahren. Vor allem habe ich CDs und DVDs gekauft, denn viele polnische Anbieter versenden nicht ins Ausland. Man brauchte also eine polnische Adresse, wo sie das hinschicken konnten, und so mussten wir halt nach Stettin fahren, um die Sachen in Empfang zu nehmen (BM2 1988).*

*Ich fahre nach Polen zum Friseur (RK35 1997).*

*Meine Freundinnen und ich fahren regelmäßig nach Stettin, um bei „T“ [Filiale einer polnischen Textilkette] Klamotten einzukaufen, die es hier nicht gibt (PK31 2004).*

*Jetzt fahre ich nur, wenn ich etwas zu erledigen habe. Und im Sommer zu meinen Eltern in deren Garten, um ein bisschen auszuspannen (KK17 2002).*

*Ich fahre am Samstag nach Slubice und laufe über den Basar. Ich kaufe da gar nicht groß ein, ich will einfach polnische Luft atmen und Polnisch hören, Piroggen essen – und dann fahre ich zurück nach Berlin (WCHIIR 2004).*

*Ich bin sehr oft in Breslau..., auch nach Stettin fahre ich von Zeit zu Zeit. Ich mag es, am Wochenende in Polen shoppen zu gehen. Ich bin immer mit einem Bein hier in Berlin, und mit einem dort [...]. Wenn mich mein Vater fragt, ob ich mich in Berlin akklimatisiert hätte, sagte ich immer, ja, ich sei akklimatisiert – aber ich bin eigentlich ständig auch dort (GIKM 2013).*

Die transnationale Mobilität führte zu neuen Organisationsformen von Leben, Arbeit und Studium. Eine Befragte, der Restaurants in Posen und Berlin gehören, bemerkte:

*Am Anfang bin ich nur zu Weihnachten zu meiner Mutter gefahren; einmal im Jahr. Später gab es dann auch geschäftliche Treffen. Also fuhr ich alle zwei Jahre zu meiner Mutter, aber geschäftlich jedes Wochenende nach Posen [die Mutter der Befragten lebt an einem anderen Ort] (KK24 1990).*

In vielen Fällen haben die Kinder der Befragten ihre Kontakte fortgeführt. Es kam vor, dass sie auch für länger nach Polen zurückkehrten, für Jobs, zum Studieren oder um ihr Interesse an dem Herkunftsland ihrer Eltern zu entwickeln:

*Meine Tochter hat in Polen angefangen, Medizin zu studieren; da war es leichter, einen Studienplatz zu bekommen (CM3 1988).*

*Meine Tochter ist in diesem Jahr als Zahnärztin approbiert worden ..., hier in Deutschland. Anfangs hat sie in Polen studiert, weil es dort nicht diese Wartezeiten auf Studienplätze gibt wie in Deutschland. Wir wollten, dass sie das Studium in Polen beginnt, aber dann ging sie nach München – und jetzt ist sie fertig. Nun wird sie wahrscheinlich langfristig ihre eigene Praxis aufmachen (CHIIML 1989).*

*Einer meiner Söhne hat schon die doppelte Staatsbürgerschaft, der andere wollte auch seine Papiere dafür abgeben, aber irgendetwas hat ihm noch gefehlt. Denn er studiert in Krakau, ist aber auch daran interessiert (SIIKE 1983).*

*[Meine Tochter] hat auch an so einem Grabpflegeprogramm im Osten teilgenommen. Das war in einem Konzentrationslager, und sie hat an solchen Sachen in Berlin und in Treblinka gearbeitet... Das war ihr eigener Wunsch, und sie hat sich das selbst organisiert. Sie wollte das sehen und dabei mitmachen (SIIKD 1988).*

*Unser Sohn hat an der Viadrina in Frankfurt (Oder) zu studieren begonnen, und er kam dort super zurecht... Er war sehr stolz darauf, wie gut er Polnisch spricht, weil die Sprache dort für ihn sehr hilfreich war (TIIK 1988).*

Auch in Berlin zu studieren, wurde bei den jungen polnischen Migranten immer beliebter als irgendwann vorher. Verschiedene Studienmodelle wurden populär. Die meisten Personen studierten im Rahmen der Stipendienprogramme Socrates-Erasmus, die einen sechs- bis zwölfmonatigen Aufenthalt im Ausland vorsehen; aber es gab auch Migranten, die in Berlin fest wohnten und arbeiteten, aber in Polen studierten:

*Mein Freund und ich haben in Stettin studiert, das war so ein Fernstudium, wo man alle zwei Wochen [aus Berlin] erscheinen musste. Im fünften Studienjahr mussten wir dann auch mitten in der Woche hinfahren; also bin ich den einen Mittwoch gefahren, und er am nächsten (RK37 2001).*

Unter den Befragten gab es auch Personen, die auf diese transnationale Weise ihr Berufsleben organisierten:

*Ich fahre immer am Sonntagabend von Warschau nach Berlin. Ich habe ein Ermäßigungspaket für den EuroCity gekauft, also kommt mir die Reise nicht teuer. Mein Chef hat eingewilligt, dass ich an vier Tagen jeweils zehn Stunden arbeite, also fahre ich am Donnerstagabend wieder nach Warschau zurück. Hier [in Berlin] habe ich eine gemietete Wohnung, und in Warschau meine eigene (KK23 2005).*

Ein anderer Befragter verbrachte vier Tage der Woche in Polen und drei in Deutschland, weil sein Unternehmen in beiden Ländern Filialen hatte:

*Mir kommt zugute, dass Stettin so nah an Berlin liegt. Zwei Stunden, und ich bin da, [...] so lebe ich von Donnerstag bis Sonntag in Polen, und den Rest der Zeit in Berlin (BM1 2000).*

Ein anderer Mann, der einen aus Danzig stammenden deutschen Großvater hat, betonte, dass er sich sowohl mit Polen als auch mit Deutschland verbunden fühle:

*Ich habe mich hier [in Berlin] von Anfang an zu Hause gefühlt. [...] Meine Wurzeln sind in Polen, aber jetzt lebe ich in Berlin (BM1 2000).*

Einen Anreiz dafür, teilweise nach Polen zurückzukehren, war das Vorhandensein einer ständigen Wohnmöglichkeit. Selbst unter den Polen, die vor ca. 30 Jahren ausgewandert sind und damit rechneten, dass es für immer sein werde, haben erstaunlich viele trotzdem an ihren alten Häusern oder Wohnungen festgehalten. Heute sind diese Objekte vermietet, und ihre Verwandten schauen dort nach dem Rechten, aber sie werden von ihren Eigentümern nach wie vor genutzt. Einige Befragte haben in den letzten Jahren Immobilien in Polen gekauft, die sie als Investition und als Vorstufe zur späteren Rückkehr betrachten. Sie zu besitzen, knüpfte ein Band zwischen den Migranten und ihrem Vaterland, und vermittelte ihnen das Gefühl, in Polen weiterhin verwurzelt zu sein. Eine der Befragten, die in Oberschlesien ein Haus besitzt, erklärte, sie sei nach einer schweren Operation kurz vor dem Interview dorthin gefahren:

*Ich habe es gebraucht, nach Hause [nach Polen] zu fahren. Wir waren dreieinhalb Tage dort; zwei davon habe ich verschlafen, aber ich war zu Hause (PK30 1992).*

Ähnliche Bekenntnisse gab es von anderen Frauen:

*Wir haben in Danzig ein Haus am Meer gekauft, und wir fahren jedes Wochenende dorthin. Dort stehen meine Orchideen, und ich muss nach ihnen schauen (MK27 2010).*

*Ich habe meine erste Eigentumswohnung in Polen für umgerechnet 190 Mark gekauft, eine sehr hübsche Wohnung in Stettin. [Habe Sie die immer noch?] Ja und ich vermiete sie (CIKA 1984).*

Interessantes gab zum Thema des eigenen Hauses eine der jüngeren Befragten zu Protokoll:

*Ich habe immer noch mein Haus auf dem Dorf in Polen, und ich fahre immer wieder hin [...], eigentlich würde ich es gern verkaufen. Ich fahre hin, aber es ist ein anderes Gefühl als noch vor fünf Jahren. Zuletzt dachte ich, dass ich in Polen im Ausland bin. So ein emotionaler Effekt ist da eingetreten... (PIIKU 2003).*

Die zitierten Beispiele zeigen klar, dass der Besitz eines Hauses im Herkunftsland eng mit Emotionen, mit dem Gefühl der Zugehörigkeit und der Verwurzelung verbunden ist. Er gab Sicherheit und das Gefühl der Kontinuität. Manchmal allerdings trat das Gegenteil ein: das Haus in Polen wurde zur Belastung für die, die sich im Aufnahmeland stark verwurzelt fühlten; in diesen Fällen wurden solche Objekte oft verkauft.

In den letzten Jahren haben nicht nur die Berliner Polen ihre Kontakte mit dem Herkunftsland intensiviert. Auch die Besuche ihrer Verwandten und Bekannten in Deutschland wurden häufiger. Eine der Polinnen sagte:

*Von Posen nach Berlin ist es so nah, dass meine Eltern manchmal einfach zum Kaffeetrinken vorbeikommen. [...] Sie setzen sich ins Auto, kommen an, wir essen gemeinsam zu Mittag, und sie fahren dann wieder nach Hause [...] (KK17 2002).*

Es muss allerdings betont werden, dass trotz aller die Mobilität begünstigenden Änderungen von Vorschriften und Rahmenbedingungen nicht alle Polen häufig nach Polen reisten. Stärker mobil waren junge Leute, die ihre Zeit frei organisieren konnten, weil sie zum Beispiel nicht von der Schulpflicht ihrer Kinder eingeschränkt waren. Die zweite Gruppe der eher mobilen Polen waren diejenigen, deren Lebenssituation sich stabilisiert hatte: sie konn-

ten sich längere Urlaube leisten oder waren selbständig tätig bzw. Rentner, oder ihre Kinder waren aus dem Haus und brauchten keine Betreuung mehr. Auch eine geringer ausgeprägte physische Mobilität bedeutete aber nicht, dass die Polen in Berlin nicht auf anderen Wegen Kontakt mit der Heimat gehalten hätten. Etwa durch Telefongespräche oder E-Mails.

### Kontaktpflege per Brief, Telefon und online

In den 1980er Jahren versuchten die Migranten aus Polen, das Fehlen direkter Kontakte mit ihren Verwandten durch überwiegend briefliche Korrespondenz auszugleichen:

*Ich habe zum Ausgleich lange Briefe geschrieben, als der Kriegszustand war und ich eine Zeitlang nicht [aus Berlin] herauskam. [...] Ebenso habe ich verschiedenen Leuten, die aus Polen gekommen waren, Päckchen dorthin mitgegeben (LK25 1978).*

Briefe kamen erst mit Verzögerung an und wurden zensiert; es kam vor, dass den Umschlägen beigelegtes Bargeld für die Verwandten verschwand:

*Von meinen Briefen [aus Polen] wurde fast jeder zensiert, und die meines [in Deutschland lebenden] Mannes auch. Mein Mann hat ein ganzes Album meiner Briefe mit Stempeln „zensiert“, und ich genauso. Er schickte unserer Tochter [nach Polen] Pakete und Kassetten mit Aufnahmen, d.h. er sprach mit ihr, und sie hörte das ab und antwortete auf dieselbe Weise (BK4 1985).*

*Die Briefe kamen zensiert an, ich habe sie mir als Andenken aufbewahrt. Aus meinem war ein Stück herausgeschnitten, und ich habe meine Mutter gefragt, was sie da bloß geschrieben habe [lacht]. Sie hatte den Eindruck, „dass sie nichts Besonderes geschrieben habe [lacht]. Pakete haben wir auch verschickt. Es gab da Firmen, die Pakete transportierten. In Neukölln gab es einen Menschen, da lebte so jemand und brachte die Sachen nach Polen. Manchmal konnte man auch mit dem Zug Pakete mitgeben (PK6 1981).*

*Briefe kamen an, manchmal nur die Hälfte davon. Man konnte das sehen, weil Sätze in der Mitte abgerissen waren (DK7 1981).*

Das Telefonieren funktionierte auch nicht besser:

*Damals gab es ja noch keine Computer [...]. Ich telefonierte, obwohl das anfangs sehr kompliziert war. In unserer Sozialwohnung gab es keinen Telefonanschluss, man fühlte sich wie in einer „belagerten Festung“. Also musste ich mich am Telefonhäuschen in die Schlange stellen.*

*Schon die Vorwahl nach Polen war ständig besetzt, also musste ich es nachts probieren, wenn ich zu Hause anrufen wollte. So stand man dann zwei Stunden lang und drückte ständig diese Knöpfe, in einem Zug [...]. Es war furchtbar. Erst als ich nach der Wende nach Ostberlin umgezogen bin, das war 1992, ging es besser. Die hatten andere Vorwahlnummern, und von dort hat niemand nach Polen angerufen. Von da an lief es sehr gut... (ZK47 1990).*

*Wenn wir anrufen wollten, war das die schiere Katastrophe; manchmal saß ich eine geschlagene Stunde am Telefon, um die Nummer zu wählen. Ständig waren die Leitungen besetzt (KK15 1985).*

*In Polen gab es ja nicht so viele private Telefonanschlüsse. Man rief also bei Nachbarn an oder probierte etwas anderes (WK45 1984).*

Erst als Mobiltelefone und Internet aufkamen, wurden die Kontakte nach Polen, vor allem zu den Verwandten, intensiver und häufiger. Von den Befragten war zu erfahren:

*Heute habe ich telefonischen oder Mailkontakt auch mit entfernteren Verwandten, allen möglichen Tanten und Onkeln (RK35 1997).*

*Ich habe noch eine Schwester in Polen ... Ich rufe sie jede Woche an, immer am Sonntag. So halten wir ständig Kontakt, wenn es nötig ist, auch öfter (CIIML 1989).*

*Mit meiner Schwester habe ich praktisch jeden Tag Kontakt per Mail, mit meinen Eltern auch, weil sie jetzt so eine Flatrate haben, um mich anzurufen. So einmal in der Woche hören wir uns sicher. Mit meiner Schwester sogar öfter (BK3 1998).*

Die Häufigkeit solcher Kontakte war verschieden: bei den einen mehrere Gespräche am Tag, bei den anderen ein paar im Monat. Für die Befragten war das Wichtigste die Möglichkeit, jetzt ohne große Anstrengungen wie in den Jahren davor in Verbindung treten zu können.

Zur Belebung der Beziehungen zum Heimatland trug auch die Entwicklung von Unternehmen bei, die günstige Gespräche mit Prepaid-Karten angeboten und ihre Dienste unter anderem im Internet bereitgestellt hatten. Zum Zeitpunkt der Feldforschungen kostete eine solche Karte für 60 Minuten Verbindung nach Polen bei einem der Anbieter 0,75 Euro. Die Karten ermöglichten auch, online polnisches Radio in Deutschland zu hören und ins Internet zu gehen, E-Mails überall in Europa zu empfangen und zu versenden und Kontakte zu Bekannten über soziale Netzwerke wie Facebook oder Twitter zu pflegen. Eine dieser Fir-

men hatte sogar eine polnischsprachige Hotline<sup>280</sup>. Auch Anrufe von Festnetznummern in Deutschland wurden günstiger. Man konnte monatliche Flatrates für Gespräche nach Polen kaufen; das kostete etwa vier Euro, und man konnte unbegrenzt nach Polen anrufen. Wer Internetzugang hatte, konnte auch Skype nutzen.

Dass das Internet die Intensivierung der Kontakte in die Heimat gefördert hat, zeigen auch die Forschungen von Piotr Siuda (2008, 137) in mehreren Ländern, wo viele Polen leben: Großbritannien, Norwegen, USA, Australien und Deutschland. Aus ihnen ging hervor, dass 92% der polnischen Migranten diese Möglichkeiten nutzten, um Kontakt zu Familie und Bekannten in Polen zu halten. Das Netz war auch der wichtigste Ort, um Informationen darüber zu finden, was in Polen los war. Auf dem selben Weg hielten die Migranten aber auch Kontakte zu anderen Landsleuten in Deutschland aufrecht. Etwa 90% der von Siuda befragten Personen nutzten hierzu das Internet; 73% gingen, nachdem sie Kontakt im Netz angeknüpft hatten, anschließend dazu über, sich auch „real“ zu treffen. Auch die von Siuda befragten Migranten nannten, ähnlich wie die Gesprächspartner in Berlin, auf die Frage nach ihren häufigsten Kontaktwegen Internet-Plattformen (36%), E-Mail (29%), Foren (25%), Chats (3%) und soziale Netzwerke (7%). Als Gründe für die Nutzung des Internets nannten sie vor allem die Notwendigkeit, Erfahrungen und Informationen auszutauschen, vergleichbare Lebenslagen mit anderen Migranten (Einsamkeit, Entfremdung und das Gefühl, gleichzeitig mit anderen Polen gemeinsam zu sein), eigene Bedürfnisse (u.a. die Suche von Bekanntschaften oder Gesellschaft) und Kontakte mit anderen Landsleuten im Ausland, um Polnisch zu sprechen und die Verbindungen in die Heimat aufrechtzuerhalten (Siuda 2008, 137-138).

Aus den Angaben der Befragten ergab sich auch, dass sie über das Internet auch Informationen über verschiedene Dienstleistungen und Produkte fanden, die von Landsleuten angeboten wurden oder sich speziell an ihre ethnische Gruppe richteten: zum Beispiel polnische Friseure oder Zahnärzte. Die Migranten nutzten auch Facebook und Twitter, um Kontakte zu schließen oder aufrechtzuerhalten, aber zum Zeitpunkt der Feldforschungen wurden diese Aspekte selten erwähnt. Schließlich wurden online auch Waren aus Polen bestellt<sup>281</sup>.

### Zusammenfassung

Das Leben im modernen Europa ist durch große räumliche Mobilität gekennzeichnet. Dies ist verbunden mit dem „entscheidenden Übergang“ von der Agrar- zur Industriegesellschaft (Hoerder 2002). In der Literatur ist zu lesen, dass die Mobilität geradezu ein Schlüsselbegriff

<sup>280</sup> *Mobilka*, <http://mobilka.ch/karta-mobilka> (Zugriff: 26.04.2013).

<sup>281</sup> Über ähnliche Ziele bei der Nutzung des Internets schrieben auch Grabowska-Lusińska, Okólski (2009, 185) und Leonowicz-Bukała (2013, 62).

ist, um unser soziales Leben zu beschreiben; sie werde mit der Fähigkeit, der Leichtigkeit und der Freiheit des Lebens in der modernen Welt identifiziert, mit der Anregung von Veränderungen, Wachstum und Fortschritt (Chmielecka et al. 2017, 123). Im Polen der 1980er Jahre sah das noch ganz anders aus: es war ziemlich problematisch, einen Paß zu ergattern, die Grenzen wurden, wenn überhaupt, dann nur kurz geöffnet und bald darauf aufgrund politischer Ereignisse wieder geschlossen. Von Mobilität oder Zirkulation konnte unter diesen Bedingungen keine Rede sein; schon die Tatsache der Ausreise stellte eine Errungenschaft dar. Reisen in die Heimat waren dementsprechend selten, nachdem Polen schon in Berlin Fuß gefasst hatten. Im nächsten Jahrzehnt änderte sich die Situation in gewissem Umfang; als Folge größerer politischer Freiheit wuchs die Häufigkeit von Reisen der Migranten zu ihren Verwandten nach Polen, meistens zu verschiedenen Feiertagen. Nach und nach kamen Reisen zu anderen Zwecken hinzu: das Land kennenzulernen, Urlaub zu machen, Kulturereignisse wahrzunehmen oder Bekannte zu besuchen. Letzteres entwickelte sich nach dem EU-Beitritt in großem Stil. Damals schlossen sich die Polen dem für die moderne Welt charakteristischen Strom von Menschen an, die reisten, um Arbeit oder Studienmöglichkeiten zu nutzen, aber auch etwas zu erleben oder dem ausgetretenen Alltag zu entkommen.

Anthony Appiah (2007, IX) hat unterstrichen, dass im 21. Jahrhundert im Unterschied zu vergangenen Jahrhunderten solche Reisen den Lebensschwerpunkt und das Verhältnis zwischen dem, was sesshaft und was mobil ist, verändert haben. Auf letzteres hat auch Steven Vertovec (2012, 26) hingewiesen, als er schrieb, dass Migranten zwar nach Möglichkeit immer Verbindungen auch über Entfernungen hinweg aufrechtzuerhalten suchten, aber dass man sie früher nicht als Transmigranten bezeichnet habe, weil die Häufigkeit solcher Beziehungen wesentlich geringer gewesen sei als heute. Die Folge der in den letzten Jahren auf diesem Gebiet eingetretenen Veränderungen kennzeichnet nach Ansicht von Thomas Faist (2013, 1638) die Paraphrase der Worte von Nathan Glazer<sup>282</sup>, das „wir heute alle in der Diaspora leben“, als Menschen fern von ihrer Heimat, die aber in bestimmtem Umfang mit dem Land verbunden blieben, von dem ihre Emigration ausgegangen sei<sup>283</sup>.

Moderne Mobilität beschränkt sich aber nicht auf den geographischen Aspekt; sie gilt auch in vertikaler Hinsicht durch wirtschaftliche Entwicklung (finanzielle Motive als Hauptanreiz für Migration der meisten Menschen weltweit), durch sozialen Auf- oder Abstieg und kulturelle Aspekte und Haltungen (Kosmopolitismus) (Salazar, Smart 2011, II). Unter dem Einfluss der nach dem polnischen EU-Beitritt verstärkten Mobilität sind auch bei den Berliner Migranten der 1980er und 1990er Jahre Veränderungen eingetreten: auch sie haben ihre bereits eingeübten Lebensstile verändert. Das Aufkommen grenzüberschrei-

<sup>282</sup> Im Original lautete der Titel des Buches: *We Are All Multiculturalists Now* (1997).

<sup>283</sup> Die Definition der Diaspora folgt der *Encyclopedia of Race, Ethnicity and Society* (2008, 385). Interessante Schlussfolgerungen zum Thema der Diaspora hat Jarosław Derlicki (2013) vorgelegt.

tender Netzwerke hat auch ihr alltägliches Leben geprägt. Sie nahmen Kontakte nach Polen oder in andere Länder, in denen Verwandte der Migranten oder Arbeitskollegen von ihnen lebten, auf. Nach Polen reisten sie auch deshalb, um Dienstleistungen, Vergnügungen oder Einkaufsmöglichkeiten zu nutzen. Der Kontakt per Mail und Telefon hing nur noch von den eigenen Bedürfnissen ab, nicht mehr von irgendwelchen Vorschriften. Transnationale Kontakte wirkten sich auch auf das psychische Wohlbefinden der sie aufnehmenden Personen aus und veränderten ihre Art und Weise, wie sie sich selbst und die Welt wahrnahmen. Als „zugehörig“ betrachteten die Befragten oft auch Deutschland und Deutsche oder andere nichtdeutsche Nachbarn, Bekannte oder Arbeitskollegen aus ihrem Umfeld.

Mobilität ist ein wichtiges Element der Entwicklung eines transnationalen sozialen Raumes geworden, wie aber das Beispiel der Berliner Polen zeigt, schlossen selbst nicht übermäßig häufige Reisen und beschränkte Mobilität und Zirkulation das Phänomen der Transnationalität nicht aus. Nina Glick Schiller (2003) hat unter den fünf Typen von Transmigranten, die sie beschrieben hat, auch auf jene hingewiesen, die ihr Heimatland nicht jeden Tag, jede Woche oder jeden Monat aufsuchen, sondern höchstens jährlich, aber dennoch in ständigem Mail- und Telefonkontakt dorthin stehen. Die Medien erlaubten ihnen, auch ohne dass sie selbst sich vom Fleck bewegten, die Situation in ihrem Heimatland zu verfolgen und an seiner Kultur weitgehend teilzunehmen. Auch unter den in Berlin befragten Migranten fanden sich solche Personen. Sie waren Polen nicht mehr oder weniger entfremdet als diejenigen Landsleute, die häufiger in die Heimat reisten. Die entscheidende Mehrheit der Berliner Polen erwies sich aber als um ein Vielfaches mobiler als noch vor 15, 20 und erst recht 30 Jahren. Dies hat sich auf ihre Bikulturalität und Identität ausgewirkt.

## IV.2. Transkulturalität

Walerian Sobisiak (1983, 9) hat auf Grundlage empirischer Forschungen festgestellt, dass in der ersten Migrantengeneration die Pflege der Herkunftskultur das wichtigste ist, obwohl die neue Umgebung dazu zwingt, auf bestimmte Elemente von dieser zu verzichten<sup>284</sup>. Der Autor hat vier Typen von Engagement der polnischen Immigranten für die eigene Kultur unterschieden: aktive Teilnahme, passive Rezeption, „Sympathisieren“ und Gleichgültigkeit. Den ersten Typ repräsentieren Personen, die ihre Herkunft betonen, im Alltag nach Möglichkeit Polnisch sprechen und die heimische Kultur pflegen. Passivität bedeutet, dass nur einige Elemente der Herkunftskultur bewahrt werden (Aktivität in Vereinen, gelegentliche Pflege von Kontakten in die Heimat). Der nächste Typ, das Sympathisieren, bedeutet fak-

<sup>284</sup>In den folgenden Generationen werden die kulturellen Muster neu bewertet und als Folge werden die meisten von ihnen fallengelassen. Weitergeführt werden lediglich diejenigen Muster, die mit den neu übernommenen Elementen nicht im Widerspruch stehen. Migranten der sog. zweiten Generation nehmen bereits überwiegend an der Kultur des Wohnorts teil (Sobisiak 1983, 9).

tisch das Abgehen von der eigenen Kultur und führt dazu, dass nur Rudimente von dieser erhalten bleiben. Die Haltung der Gleichgültigkeit dagegen führt in der Praxis zur Assimilation, zum Abreißen der Kontakte nach Polen (Sobisiak 1983, 13-14). Das von Sobisiak beschriebene Kategoriensystem habe auch ich genutzt, um die Einstellungen der Berliner Polen gegenüber der eigenen Kultur zu analysieren. Schon die ersten Interviews wiesen darauf hin, dass diese Haltungen nicht fest definiert sind. Das Verhältnis der Migranten zu den eigenen Wurzeln änderte sich in Abhängigkeit von den Rahmenbedingungen und verschiedenen individuellen Gründen; das bedeutete, dass sie faktisch zwischen den von Sobisiak beschriebenen Gruppen wechselten. Als „Kultur“ habe ich die Idee verstanden, dass eine Kultur eine bestimmte historisch entstandene ganzheitliche Lebensweise ist, die für eine bestimmte Gruppe ausschlaggebend ist und sowohl die materielle Sphäre, als auch die moralische und intellektuelle Dimension umfasst (Lubaś 2013, 63). In dem nachfolgenden Kapitel werde ich die Aspekte der Kultur beschreiben, die für die Migranten wesentliche Elemente ihres Verhältnisses zu Polen ausmachen.

### Arbeit

In den 1980er Jahren gab es kaum polnische Unternehmen in Berlin, und diejenigen, die es gab, waren nicht transnational. Dies war eine Folge der formalen Schwierigkeiten beim Überschreiten der Grenze. Im Übrigen besaßen die Migranten im allgemeinen nicht das Kapital, um eine selbständige Tätigkeit zu beginnen. Die meisten derjenigen Befragten, die heute der Auffassung sind, dass sie in Deutschland erfolgreich gewesen seien, haben erst nach der Anpassungsphase und der Aufnahme verschiedener ganz einfacher Tätigkeiten begonnen, eine zufriedenstellendere Aufgabe für sich zu finden. Dabei kam ihnen u.a. das mit der Zeit wachsende Netzwerk an polnischen wie auch deutschen Bekannten zugute.

*Ich habe – natürlich illegal – als Hausmeister dazuverdient, Treppen geputzt und so weiter. Darüber kam ich in Kontakt mit einem der Hausbewohner, und der sagte mir, dass sie in seiner Firma jemanden mit technischer Ausbildung suchten, weil im Gespräch herausgekommen war, dass ich Ingenieur bin. So hat er mich eingeladen, bei ihnen anzufangen. Ganz einfach. Suchet, so werdet ihr finden – und wer wartet, der wird eher immer Probleme haben (WM13 1987).*

Hieran hat sich in den folgenden Jahren wenig geändert. Die auf Kontakten, die noch in Polen oder schon in Berlin geknüpft wurden, beruhenden Netzwerke bildeten ein wichtiges soziales Kapital, das diejenigen begünstigte, die sich auf sie einlassen wollten, etwa bei der Suche nach dem ersten Job. Je weiter die Integration voranschritt, desto wichtiger wurden

berufliche Kompetenzen, Sprachkenntnisse und auch bestimmte Persönlichkeitsmerkmale, die von den Arbeitgebern verlangt wurden.

Die Migranten, die ihren beruflichen Status verändern wollten, erarbeiteten sich bestimmte Strategien, um dieses Ziel zu erreichen. Manchmal mussten sie diese Strategien mehrmals anpassen, je nachdem, was sich an Ort und Stelle ereignete. Eine der Befragten war während ihres Studiums in den Semesterferien nach Deutschland gereist. Sie begann, illegal zu putzen, später arbeitete sie als Barfrau – als Vertretung für eine polnische Bekannte, die sie zufällig in Berlin wiedergetroffen hatte. Wie sie sich erinnerte, war das der Ausgangspunkt für ihre Entscheidung, in Deutschland zu bleiben:

*Am Vormittag bin ich zum Deutschkurs gegangen, und nachmittags habe ich gearbeitet. Der nächste Schritt war dann das Studium, zumal man damals ohne Probleme ein Studentenvisum bekam (RK35 1997).*

Während des Studiums lernte die Frau ihren künftigen Mann kennen – einen Deutschen. Die Eheschließung löste das Problem der Legalisierung des Aufenthalts und der Arbeitserlaubnis. Anschließend half ihr ein Bekannter, ein in Berlin lebender Pole, Arbeit in einer Schule zu finden.

Eines der Haupthindernisse auf dem Weg zu einer besser bezahlten oder zumindest der Ausbildung eher gerecht werdenden Arbeit war zu dieser Zeit – und ist es im Übrigen noch heute – die Anerkennung des Studienabschlusses. Auf eine solche Anerkennung konnten nur Personen zählen, deren Qualifikationen als geeignet für den deutschen Arbeitsmarkt eingeschätzt wurden:

*Das war sehr seltsam. Ich bin zum Amt gegangen, es gab furchtbare Schlangen, und alle sagten, dass sie mein Diplom sowieso nicht anerkennen würden, weil ich niemals vorher als Mathematiklehrerin gearbeitet hätte, und dass ich mir die Mühe sparen könnte. Aber ich bin in der Schlange stehengeblieben und auch noch in einer zweiten, um mein Abitur anerkennen zu lassen. Und nach drei Monaten bekam ich eine Mitteilung, dass mein Diplom anerkannt wurde. Ich habe dann zwei Jahre lang Mathematik unterrichtet, [...] in einem Kinderheim Nachhilfe gegeben. Bis ich verstanden habe, dass das doch nicht das Richtige für mich war (BK2 1989).*

Als sie diesen Job aufgegeben hatte, fand sie eine Tätigkeit in einem privaten Unternehmen. Zu ihren Aufgaben gehörte, die Entwicklung der polnischen Filiale des Unternehmens zu kontrollieren. Die Arbeit war zwar berufsfremd, aber die Tatsache des Hochschulabschlusses, die Herkunft aus Polen und die polnischen Sprachkenntnisse erwiesen sich für sie als Vorteile.

Die Anerkennung der Diplome war mühsam und kostspielig, deshalb bemühten sich die Polen, andere Lösungen zu finden:

*Sie haben mir mein polnisches Abitur nicht anerkannt, also musste ich mit 23 Jahren noch ein Jahr aufs Gymnasium gehen. Das war ziemlich seltsam... Wir waren mehrere und bildeten so eine Art „Sorgengruppe“. Übersiedler und andere Neuankömmlinge, vor allem aus Polen, aber auch ein Tscheche, ein paar Rumänen, eine Russin. Wir gingen in den Pausen zusammen eine rauchen. Lustig war das... (BM2 1988).*

Eine andere Methode für Migranten, ein Diplom zu bekommen, bestand darin, in Deutschland ein Studium desselben Faches zu beginnen.

*Und weil ich in Polen diese Anglistik nicht ganz zu Ende gebracht hatte, ein Semester fehlte mir noch, habe ich mich hier an der [Berliner] Universität eingeschrieben. Das bedeutete, dass ich vom deutschen Staat überhaupt kein Geld mehr bekam, aber dass ich dafür arbeiten konnte in dem Ausmaß, wie das für Studenten zulässig war. Man musste ein Deutsch-Examen machen, also habe ich mich hier für einen Kurs eingeschrieben. [...] So habe ich dieses Deutsch soweit gelernt, dass ich das Sprachexamen geschafft habe und sie mich zum Studium genommen haben. Später bin ich dann noch mit meinem Studienbuch hingegangen und habe mir das anrechnen lassen, was ich in Polen schon gemacht hatte. Ich habe schnell die Erfahrung gemacht, dass in der deutschen Anglistik kaum Englisch geredet wird, sondern fast alles auf Deutsch stattfindet [lacht]. [...] Später hatte ich dann eine kleine Stelle an der Uni, Hilfsarbeiten in der Bibliothek, das nannte sich „studentische Hilfskraft“ [lacht]. Auf die Weise konnte ich in Ruhe zu Ende studieren (RK50 1982).*

Eine andere Befragte, die in Polen einen Abschluss in Germanistik gemacht und in der DDR Praktika absolviert hatte, erinnerte sich:

*Ich war also in Berlin gelandet und musste mir überlegen, wie es weitergehen sollte. Ich war neugierig, ob mein Diplom mir etwas bringen würde. Also schrieb ich mich als Studentin ein, weil ich so einen Aufenthaltstitel bekommen konnte. Aber ich bin nicht zur Humboldt-Universität gegangen, die war mir zu östlich, das kannte ich alles nur zu gut. Ich wollte diese westliche Welt und meine Möglichkeiten in ihr kennenlernen, und so schrieb ich mich an der Freien Universität ein. Die Enttäuschung kam schnell, denn das war da stinklangweilig. Auf der anderen Seite stand ich unter keinem Druck, schnell irgendetwas zu machen, weil ich dieses Diplom ja schon hatte. Es ging mir darum, mich in der Praxis umzusehen. So habe ich dort vier Semester verbracht. Ich habe es aufgegeben, weil in der Zwischenzeit mein Abschluss anerkannt worden war. So konnte ich mich auf etwas anderes orientieren. (KIKA 1990).*

War es jemandem gelungen, dieses erste Hindernis zu überwinden, erschien sofort das nächste: der Grundsatz, dass Arbeitsplätze zuerst an arbeitslose Deutsche vergeben werden sollten (Miera 2007, 72-73). Ein Problem stellten nach wie vor die unterschiedlichen Ausbildungsgänge dar, die in einigen Berufen schwer zu überwinden waren; zum Beispiel sind Lehrer in Deutschland in der Regel für zwei Fächer ausgebildet, in Polen nur für eines, und dies blockierte den Zugang zu diesem Berufsfeld, obwohl es offene Stellen gab.

Große Schwierigkeiten bereitete auch die Konkurrenz um bestimmte Jobs von Seiten anderer Ausländer, die zahlreich in Berlin lebten. Als Folge konnten viele der nach dem EU-Beitritt gekommenen Migranten ihre in Polen erworbenen Qualifikationen in Berlin nicht nutzen. Sie waren nicht in der Lage, ihre berufliche Karriere zu entwickeln, wenn man diese als eine Kette aufeinander folgender beruflicher Veränderungen versteht, insbesondere von Aufstiegen (Grabowska-Lusińska, Okólski 2009, 163). Nur Vertreter besonders dringend gesuchter Berufe wie Krankenschwestern, Ärzte, Ingenieure oder IT-Fachleute waren nicht mit solchen Problemen konfrontiert.

Etliche Befragte machten sich nach längerem Aufenthalt in Berlin selbständig und gründeten kleine Firmen, meist Personengesellschaften. Sie waren im Dienstleistungssektor tätig und befriedigten lokale Bedürfnisse etwa auf dem Bau, bei der Krankenpflege oder der Gebäudereinigung:

*Ich hatte ein Bauunternehmen. Wir beschäftigten [mit meinem deutschen Mann] um die 50 Polen (KK24 1990).*

Viele Befragte wechselten mehrfach die Branche, um sich an den Arbeitsmarkt anzupassen:

*Ich suchte einen Ort, wo ich allein und für mich selbst arbeiten konnte. Wir hatten nacheinander ein Bauunternehmen, ein Restaurant und einen Stoff- und Pelzhandel (PK33 1990).*

Die Mittel, um ein Unternehmen mit einem gewissen Kapitalbedarf, z.B. ein Restaurant zu gründen, kamen aus in Deutschland beiseitegelegten Ersparnissen oder waren aus Polen mitgebracht worden.

Interessanterweise investierten die Polen noch in den achtziger Jahren selbst dann, wenn sie das notwendige Kapital zusammenbekommen hatten, selten in größerem Umfang in Branchen, die für andere ethnische Minderheiten eine Integrationschance boten und transnationale Bindungen auszunutzen erlaubten, etwa den Handel mit heimischen Lebensmitteln oder die Gastronomie. Sie schätzten ein, dass die polnische Küche für ein deutsches Publikum nicht attraktiv wäre, weil sie der deutschen zu ähnlich sei. Das polnische Pub-

likum hingegen sei nicht kaufkräftig genug, um auswärts essen zu gehen. Diese Situation änderte sich etwas in den neunziger Jahren, als in Berlin eine wachsende Anzahl polnischer Lokale entstand (Wawel, Staropolska, Restaurant Breslau, oder das 1990 eröffnete und 2000 geschlossene Myśliwska).

Nach und nach begannen die Polen, ihr in Deutschland verdientes Geld zu investieren, sobald sie einen Bedarf an ihrem Angebot sowohl unter den immer zahlreicher nach Berlin strömenden Landsleuten, als auch unter der deutschen Bevölkerung, wahrnahmen. In den neunziger Jahren war die Zahl der polnischen Gaststätten in Berlin relativ gering, wenn man sie zur wachsenden Zahl der Polen in der Stadt ins Verhältnis setzte. Aber die Vorbereitungen zu solchen Tätigkeiten waren im Gang, und ihre Zahl und ihr Angebot entwickelten sich entsprechend den Erwartungen der Kundschaft.

Die Anfänge ihrer Arbeit in Deutschland schilderte eine der Befragten, heute Besitzerin eines Restaurants, so:

*Man ging also zur Arbeit und kam von der Arbeit, wenn man eine Putzstelle fand, dann putzte man halt. Wir waren bemüht, so viel wie möglich zu sparen. Eines Tages hatte ich dermaßen die Nase voll davon, immer für andere zu arbeiten, dass ich meinem Mann sagte: „Komm, wir suchen uns für unsere alten Tage irgendeinen Imbiss“. Dann hatten wir also unseren Imbiss. Und dann gab es eine Anzeige, dass ein Gastronomielokal zu haben war, und wir haben uns das angeschaut und dort einen kleinen Kaffee getrunken, [...] ich konnte mir das eigentlich nicht vorstellen, dass wir da etwas aufmachen würden, der Raum war hoch, die Rohre über Putz, hier war so eine Trennscheibe, es sah schrecklich aus. Aber dann habe ich mir vorgestellt, wie ich das gern gehabt hätte, und wir haben den Raum genommen (PK30 1992).*

Die frischgebackenen Wirtsleute nutzten ihre transnationalen Kontakte für ihre gewerbliche Tätigkeit. Einzelne Produkte wurden direkt aus Polen bezogen, das Bedienungspersonal musste sowohl Deutsch als auch Polnisch sprechen. Solche Restaurants wurden zu Treffpunkten der Berliner Polen, die anfangen, hier Familienfeiern, Taufen, Kommunionen, Hochzeiten und 18. Geburtstage zu veranstalten.<sup>285</sup> Es gab auch Bälle zu Silvester oder Karneval.

Zu den Kunden polnischer Gaststätten mit traditioneller Küche gehörten nach Auskunft der Besitzer oft auch Deutsche oder deutsche *Aussiedler* und ihre Nachkommen. Die Möglichkeit, mit der Bedienung Polnisch zu sprechen, und die traditionelle polnische Küche weckten bei vielen Kunden Nostalgie und Erinnerungen an die Vorkriegszeit:

---

<sup>285</sup> In Polen gilt der 18. Geburtstag als Übergang ins Erwachsenenleben. In diesem Alter bekommt man seinen ersten Personalausweis, und die Familien veranstalten aus diesem Anlass eine Feier für Verwandte und Bekannte.



Abb. 12: Das Café Mały Książę (Kleiner Prinz) gegenüber der polnischen Kirchengemeinde,  
Foto: A. Szczepaniak-Kroll

*Es kommen Polen, aber ich habe auch sehr viele deutsche Gäste, und die loben unsere Küche sehr. Das freut mich wirklich, [...] mein Gott, ich hätte mir nie vorstellen können, dass sie so freundlich über uns reden (KK24 1990).*

*Unsere Gäste sind zu 90% Deutsche. Die polnischen machen irgendwelche kleinen Feiern oder kommen, wenn wir Diskotheken veranstalten, manchmal zu Geburtstagen oder so. [...] Die Polen hier in der Gegend haben zu wenig Geld, um öfters auswärts essen zu gehen. [...] Da fahren sie lieber nach Polen oder besuchen ihre Verwandten. [...] Wir haben auch viele Gäste aus den „besseren“ Bezirken Berlins, auch Polen, die es zu etwas gebracht haben. Am Anfang wurde ich immer gefragt, wo ich herkomme, und wenn sie es dann hörten, sagten sie „Oh, da hat meine Großmutter gewohnt“. Das ist an der Tagesordnung jetzt. Ich habe mich schon gefragt, wo eigentlich die „richtigen“ Deutschen sind, die hier geboren sind [lacht]. Letzten Samstag hatten wir eine Feier mit 72 [deutschen] Gästen, die haben angefangen, polnische Lieder zu singen (PK30 1992).*

Nach dem EU-Beitritt Polens haben weitere Restaurants mit polnischer Küche die kulinarische Landschaft Berlins bereichert. Zu nennen wären: Mały Książę, Filaflood, Pierogarnia oder Taktak. Ihre Zahl wächst seit einigen Jahren dynamisch an. Sie haben sich auf Gerichte spezialisiert, die immer häufiger mit der polnischen Küche assoziiert werden, etwa Piroggen, Rote-Bete-Suppe oder Bigos; einige haben mit Blick auf jüngere Kundenschichten ihre Rezepte modernisiert, etwa um Piroggen mit Füllungen, die in der traditionellen polnischen Küche nicht vorkommen. Diese Orte sind schon populär geworden und werden auch von den immer zahlreicheren deutschen Kunden und Touristen geschätzt. Der Gastronomiemarkt ist jedoch ein schwieriger, wie eine Befragte anmerkte:

*Der polnische Kunde ist schwierig, vor allem bei Restaurants. Die meisten Polen gehen zu irgendeinem Italiener..., weil sie dort Gerichte bekommen, die anders sind, als das, was sie kennen. Unsere polnische Sehnsucht nach Piroggen und Bigos hält sich auch in Grenzen. Und die Deutschen kennen die polnische Küche nach wie vor kaum. Und ich weiß aus meiner Erfahrung im Geschäft, dass es sehr schwierig ist, einen Deutschen davon zu überzeugen, etwas Neues zu kaufen und auszuprobieren (PK33 1990).*

Wie die Besitzer aussagten, hatte die Mehrzahl der deutschen – und sonstigen ausländischen – Kunden polnische Gerichte erstmals bei Ferientaufenthalten in Polen gekostet, und dies habe sie veranlasst, sich für diese Gerichte auch in Berlin zu interessieren. Insofern war die Zunahme polnischer Gaststätten eine Konsequenz von grenzüberschreitenden Kontakten.

In den 1990er Jahren bemerkten polnische Migranten auch die Möglichkeiten, in anderen Branchen zu investieren, für deren Produkte es einen Bedarf unter den im Ausland lebenden Polen gab. Infolgedessen entstanden Geschäfte mit polnischen Lebensmitteln und anderen Waren, einige davon spezialisiert, z.B. auf polnische Wurst- oder Süßwaren. Ähnlich wie in den polnischen Restaurants musste das Verkaufspersonal sowohl Polnisch als auch Deutsch sprechen können. Auch hier wuchs mit der Zeit die Zahl der Kunden, die nicht der eigenen ethnischen Gruppe angehörten. Eine Besitzerin mehrerer Geschäfte mit polnischen Produkten fasste zusammen:

*Zum jetzigen Zeitpunkt machen Polen sicher die Hälfte der Kundschaft aus. Die andere Hälfte sind Deutsche und andere Ausländer, z.B. Russen oder sehr viele Türken. Sie kaufen bei uns vor allem Kuchen und Milchprodukte. Sehr viele Kunden kommen extra, um bei uns einzukaufen (PK33 1990).*

Auf diese Weise entstand ein breites Spektrum von Dienstleistungen, die sich ursprünglich

an polnische Kunden richteten, aber in den letzten Jahren immer öfter auch von deutschen Kunden genutzt wurden. Im Zusammenhang damit, dass immer mehr Polen nach Berlin zogen, kamen neue Geschäftsideen auf, z.B. polnische Kindertagesstätten oder Speditionen, die mehrmals in der Woche, manchmal sogar mehrmals täglich, Transporte nach Polen durchführten oder Personen dorthin beförderten. Es entstanden Sprachschulen, die Polnisch und andere Sprachen unterrichteten, Filialen polnischer Firmen und Hochschulen. Einige dieser Geschäfte verkauften Produkte von polnischen Unternehmen, die von den Migranten und in wachsendem Maße auch von Deutschen geschätzte Produkte anboten: zum Beispiel bestimmte Süßwaren (krówki – Karamellbonbons, ptasie mleczko – Vogelmilch Praline mit schaumiger Füllung und Schokoladenüberzug) oder ökologisch angebautes Obst und Gemüse usw.



Abb. 13: Polnische Buchhandlung. Foto: A. Szczepaniak-Kroll

In Berlin konnte man sich bei polnischen Unternehmen versichern, polnische Ärzte verschiedener Fachgebiete konsultieren, Zahnärzte, Psychologen, Anwälte, Hebammen, Friseursalons und Kosmetikerinnen aufsuchen. Für Hochzeiten konnte man eine polnische Band engagieren, und polnische Beerdigungsinstitute organisierten Bestattungen und die

Überführung der Verstorbenen nach Polen. Polnische Fahrschulen führten zum deutschen Führerschein, polnische Blumenläden boten Dekorationen im polnischen Stil. Die Polen bedienten auch deutsche Kunden, z.B. besuchten Kinder anderer Ausländer und Deutscher polnische Kindergärten, und unter den Patienten polnischer Ärzte und Kunden polnischer Geschäfte befanden sich Menschen verschiedener Nationalitäten.

Die polnischen Kleinunternehmen in Berlin widerlegten die häufig vorgebrachte These, dass die Vertreter der sogenannten *ethnischen Ökonomie*<sup>286</sup> der Entstehung von Parallelgesellschaften Vorschub leisteten – Milieus, die nebeneinander lebten, aber nur wenige Berührungspunkte zu einander hätten (die Definition nach: Hajduk 2012, 219)<sup>287</sup>.

Das Beispiel der polnischen Gastwirte und Ladenbesitzer zeigt, dass sie ihre Tätigkeit nicht nur auf die eigene Gruppe orientierten, sondern auf alle Bewohner der Stadt und auch Touristen. Während eines Interviews, das in einer Gaststätte geführt wurde, in der damals gerade Hochbetrieb herrschte, war es unter der Kundschaft schwierig, auch nur einen Polen zu entdecken. In einer anderen Situation warteten vor dem Lebensmittelgeschäft einer polnischen Eigentümerin mehrere Personen verschiedener Nationalität vor dem Eingang auf die Öffnung, um frisch aus Polen geliefertes Obst und Gemüse zu kaufen. Während des am Vormittag geführten Gesprächs im Innern des Ladens zeigte sich ein polnischer Kunde, im übrigen Vietnamesen, Türken und Deutsche. Die Gründung solcher Geschäfte, Dienstleistungspunkte oder Restaurants hatte somit nicht den Zweck, ausschließlich das eigene ethnische Milieu zu bedienen, sondern sie reagierte auf Bedürfnisse eines breiteren Marktes. Bei der Gelegenheit boten diese Geschäfte aber häufig Arbeitsgelegenheiten für Verwandte und Bekannte aus Polen (wie auch in den beiden hier zitierten Fällen).

Nach dem 1. Mai 2011 gab es für Tätigkeiten dieser Art einen weiteren Schub. Zu diesem Datum wurden die Einschränkungen aufgehoben, die bei dem Beitritt Polens zur EU vorübergehend eingeführt worden waren, um eine befürchtete Masseneinwanderung aus diesem Teil Europas und in der Folge den Rückgang der Löhne, das Ansteigen der Arbeitslosigkeit und die Belastung der Sozialsysteme durch „Sozialtourismus“ zu verhindern. Allerdings waren diese Hindernisse schon 2007 für Ingenieure ausgewählter Fachgebiete und Absolventen deutscher Hochschulen teilweise aufgehoben worden. Im Jahr darauf entschied Deutschland, weitere Erleichterungen einzuführen. Sie bestanden darin, dass Bürger der neuen Mitgliedsstaaten – also auch Polens – mit dem Abschluss einer (nicht nur deutschen) Hochschule gemäß ihrer Fachrichtung arbeiten durften, ohne dass zuvor die Bedarfsprüfung vorgenommen wurde. Gleichzeitig wurde die maximale Zeit, für die Saisonarbeiter beschäftigt werden

---

<sup>286</sup>In solchen Unternehmen stammen Dienstleister, Kunde, Investor und Mitarbeiter aus der selben ethnischen Gruppe (Ersöz 2012,6).

<sup>287</sup>Der Begriff der *Parallelgesellschaft* wurde 1990 in der Debatte über Migration und Integration von dem damals in Bielefeld lehrenden Soziologen Wilhelm Heitmeyer geprägt (Hajduk 2012, 228).

konnten, von vier auf sechs Monate pro Kalenderjahr verlängert (Frelak 2009, 12-15).

Justyna Frelak (Frelak, Łada 2011, 15) hat unter Berufung auf das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung festgestellt, dass man in Deutschland 2011 einen Zufluss von sogar 134.000 Immigranten erwartet hatte; die tatsächliche Zahl sei jedoch deutlich dahinter zurückgeblieben. Das Statistische Bundesamt hat berechnet, dass 2012 nur um 13,6 Prozent mehr Polen nach Deutschland gekommen seien als 2011<sup>288</sup>. Die polnische Zeitarbeitsagentur Work Service schätzte ein<sup>289</sup>, dass in der Zeit nach dem polnischen EU-Beitritt in Deutschland vor allem Arbeitsangebote für Tätigkeiten ohne besondere Anforderungen an Berufserfahrung und deutsche Sprachkenntnisse auf der einen (z.B. Produktions- und Lagerarbeiter, Packer, Schweißer, Lackierer und Schlosser) sowie Spezialisten (Ingenieure, IT-Fachleute, Kranken- und Altenpflegepersonal, Mitarbeiter der Hotel- und Gastronomiebranche sowie Beschäftigte für die Logistik) auf der anderen Seite vorlagen. Allerdings boten deutsche Arbeitgeber, anders als in der Phase vor dem EU-Beitritt, polnischen Beschäftigten jetzt bessere Vergütungen und meldeten sie zur Sozialversicherung an.

Eine 2014 für Berlin erstellte Statistik des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (Jost, Bogai 2016, 37-39) wies aus, dass die sozialversicherungspflichtig beschäftigten Polen am häufigsten in den Branchen Gebäudereinigung, Bau, Bürotätigkeiten, Maschinenbau und andere technische Arbeiten, in Lagern, bei Post und Logistik, in der Gastronomie und im Hotelgewerbe, bei der Kindererziehung und der häuslichen Pflege und in Sektoren im Zusammenhang mit der Gesundheitsfürsorge und dem Management von Unternehmen beschäftigt waren<sup>290</sup>. Gleichzeitig war unter den Polen, die eine Arbeit in Deutschland aufnehmen, ein starker Anstieg der Personen mit Hochschulabschluss festzustellen. Ihr Anteil lag 2014 um 69% höher als 2011 (Jost, Bogai 2016, 37-39).

Hierzu trugen vor allem junge Migranten bei. Als Beispiel möge einer der Befragten dienen, der nach einer kurzen Phase einer seiner Ausbildung entsprechenden abhängigen Beschäftigung in Deutschland beschloss, sich mit einem Unternehmen, das andere bei der Arbeitssuche unterstützte, selbständig zu machen:

*Während meines Aufenthalts, schon hier in Berlin, habe ich immer irgendwelchen Bekannten unentgeltlich geholfen, Bewerbungen zu schreiben. Das hat mich oft in Verlegenheit gebracht, denn sie haben mich oft auf einen Kaffee eingeladen und mich gefragt, ob ich ein Schreiben*

288 Statistisches Bundesamt, *Zahl der polnischen Arbeitnehmer in Deutschland* (2012), [https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/10/PD13\\_354\\_12521.html](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/10/PD13_354_12521.html) (Zugriff: 9.11.2015). Rückübersetzung ohne Abgleich mit dem Original, A.d.Ü.

289 *Od czterech lat Polacy wybierają niemiecki rynek pracy*, Work Service, <http://www.workservice.pl/Centrum-prasowe/Informacje-prasowe/Ekspert-HR-komentuje/Od-4-lat-Polacy-wyberaja-niemiecki-rynek-pracy> (Zugriff: 9.11.2015).

290 Dorota Kot (2017a, 7) hat 2017 geschrieben, dass 80% aller von Polen gegründeten Unternehmen in den Branchen Bau, Gebäudereinigung und Einzelhandel tätig waren.

*mal durchlesen könne. Ich mochte das nicht, denn ich fand, dass das nicht in Ordnung war, und später bin ich sogar auf solche Treffen lieber gar nicht mehr hingegangen. Sie haben mich zwar gefragt, was sie mir schuldeten, aber es war mir zu blöd, etwas zu verlangen. So kam ich auf die Idee, das auf geschäftlicher Basis zu machen (PM7 2008).*

Noch häufiger als in den vorhergehenden Jahren gründeten Polen jetzt private Unternehmen. In den Jahren 2003-2011 wuchs ihre Anzahl von 563 auf 7393 (Ersöz 2012, 19). Die meisten entstanden im Baugewerbe, auf den nächsten Plätzen lagen allgemeine Dienstleistungen und Einzelhandel (Internationale 2012, 27). Eine Befragte, die schon seit einigen Jahren ein eigenes Einzelhandelsgeschäft führte, hatte kurz vor dem Interview, das sie mir 2010 gab, ein zweites Unternehmen gegründet, das polnische Krankenschwestern beschäftigte und über fehlende Aufträge nicht klagen konnte:

*Ich habe dieses Unternehmen seit 2009. Wir brauchen Leute in jeder Menge (PK33 1990).*

Ein Problem blieben jedoch weiter fehlende oder unzureichende deutsche Sprachkenntnisse; das Englische erwies sich in den Branchen, die Beschäftigte brauchten, als nicht ausreichend.

*Es ist trotz allem ein wenigstens kommunikatives Deutsch nötig. Denn die Mehrzahl unserer Patienten [eines Pflegeheims] sind Deutsche. Und die Sprache muss man kennen, weil das eine Arbeit mit viel Verantwortung ist. Es gibt Situationen, da müssen Sie den Krankenwagen rufen und angeben, wie der Zustand des Patienten ist. Da muss die Sprache auf einem Niveau vorhanden sein, dass man solche Auskünfte erteilen kann (PK33 1990).*

Einige jüngere Migranten kamen schon mit fertigen Geschäftsideen nach Berlin. Sie hatten den Markt vorab erkundet und die Bedingungen in Erfahrung gebracht, die sie für die Realisierung ihrer Pläne erfüllen mussten. Aber selbst in späteren Jahren beschränkte sich ihre Vorbereitung auf die Führung eines Unternehmens in Deutschland oft auf diese Erkundungsversuche. Dorota Kot (2017a, 49-51) hat über die polnischen Kleinunternehmen in Berlin geschrieben, dass die Polen ohne Fach- und Branchenkenntnisse gekommen seien, ohne langfristige Geschäftspläne, und dass sie oft kein Interesse daran gehabt hätten, sich weiterzubilden oder sich ihre Qualifikationen und Zertifikate durch irgendwelche offizielle Bescheinigungen bestätigen zu lassen. Sie waren auch nur selten zur Zusammenarbeit mit anderen Unternehmen aus der „ethnischen Ökonomie“ bereit und nutzten nur selten öffentliche Beihilfen oder staatliche Kredite.

Seit den 1990er Jahren hatten die Polen nach und nach immer größere Möglichkeiten be-

kommen, in deutschen Unternehmen zu arbeiten, die ihrerseits ihre Tätigkeit auf die sich entwickelnden grenzüberschreitenden Kontakte aufbauten. Denn deutsche Arbeitgeber nahmen zur Kenntnis, dass Migranten, die die polnische Sprache und die soziokulturelle Spezifik des Landes kannten, sich als sehr geeignet erweisen konnten. Sie bemerkten die kulturellen Kompetenzen gebildeter und in Deutschland gut integrierter Arbeitnehmer, die aber auch Polen kannten. Eine der Migrantinnen beschrieb es so:

*Ich habe damals [in den 1990er Jahren] in einem Unternehmen gearbeitet, das klinische Forschungen in Osteuropa vornahm. So war ich viel unterwegs und habe Krankenhäuser in Polen, der Ukraine und Russland inspiziert [...] (BK2 1989).*

Ein anderer Befragter (GM4 1982) pendelte in den neunziger Jahren von Berlin nach Warschau, wo er für ein ausländisches Unternehmen tätig war. Für noch einen anderen Migranten war die Arbeit in einem deutschen Konzern der Anstoß, ein eigenes Unternehmen zu gründen:

*Ich habe nur in meinem gelernten Beruf nach Arbeit gesucht. Denn ich dachte mir, dass wenn ich anfangs, berufsfremd zu arbeiten, dort enden würde, wo ich angefangen hatte. Ich habe schon im Verlauf eines Jahres Arbeit in meinem Beruf als Ingenieur gefunden, [...] als Berater in einer Tochtergesellschaft eines großen Konzerns. Aber dieser Konzern hat mir nicht gefallen, sie hatten kein Geld für mein Gehalt, also habe ich mein eigenes Unternehmen gegründet. Heute bin ich in Polen, Deutschland und der Ukraine tätig, und ich will noch weitere Länder ins Portfolio aufnehmen (WM13 1987).*

Einige gebildete Migranten begannen ab den neunziger Jahren, in Unternehmen oder Organisationen zu arbeiten, die auf den immer intensiveren deutsch-polnischen Kontakten aufbauten: in Zeitschriftenredaktionen, Kulturinstitutionen oder ausländischen Filialen polnischer Unternehmen. Eine der Befragten erinnerte sich:

*Ich kannte [die Zeitschrift] „X“ noch aus Polen. Eine Bekannte fragte mich, ob ich nicht hier arbeiten wollte. Ich sagte, ich wollte dort wenigstens ein unbezahltes Praktikum machen. Und dann haben sie mich genommen (SK38 1997).*

Andere konnten ihre Polnischkenntnisse und ihre Vertrautheit mit dem ethnischen Milieu für die Arbeit in deutschen Institutionen ausnutzen, die sich mit den Problemen von Frauen, der Berufsberatung für Jugendliche, der Anbahnung deutsch-polnischer Wissenschafts-, beruflicher und Schulpartnerschaften befassten. In den letzten Jahren ist die Mitarbeit an der

Integration von Ausländern hinzugekommen. Eine der Befragten, die bei einem Verein tätig ist, der sich mit der Therapie von Abhängigkeiten befasst, erzählte:

*Ich hatte Glück mit meinen Kollegen und mit den Vorgesetzten, der Leitung generell. Und eines Tages schlugen sie mir vor, doch selbst ein Projekt zu planen, das sich an polnische Frauen wendet. Denn es ist bekannt, dass es hier viele Polinnen gibt, die selbst abhängig oder Mitabhängige sind. Ich habe das Projekt geschrieben, und wir haben es durchgeführt (KK20 1988).*

Immer öfter stiegen auch Kinder von Migranten der 1980er und 1990er Jahre in Unternehmen und Organisationen ein, die im Bereich der deutsch-polnischen Beziehungen tätig waren. Ihnen nützte ihre Vertrautheit mit beiden Kulturen und Gesellschaften auf dem Arbeitsmarkt. Aus demselben Grund zogen einige der jüngeren Gesprächspartner auch in Betracht, eine Arbeit in Polen aufzunehmen. Eine der Befragten fasste es so:

*Mein Schwiegersohn ist ein in Berlin geborener Deutscher, aber er findet es toll, auf dem Land zu leben. Und er denkt gemeinsam mit meiner Tochter immer öfter darüber nach, dass er in Polen eigentlich größere Möglichkeiten hätte. Er verkauft Computer und Laptops aus ausgelaufenen Leasingverträgen, und davon mehr nach Polen als hier. Also hätte er es leichter, nach Polen umzuziehen (PK30 1992).*

Nicht allen Migranten gelang es jedoch, die auf dem Arbeitsmarkt sichtbaren Veränderungen für sich zu nutzen. Viele junge Leute fürchteten sich vor der Konkurrenz und glaubten nicht an ihre Möglichkeiten. Dagegen war das höhere Lohnniveau als in Polen, anders als noch in den 1980er Jahren, nicht mehr so geeignet, die entgangenen Lebenschancen zu kompensieren. Öfter als früher kam das Gefühl des Verlusts auf. Denn die Polen bemerkten, dass es eine immer größere Gruppe sowohl in Polen als auch im Ausland schaffte, ihre auf höhere Ziele gerichteten Pläne zu realisieren.

Auch ältere Migranten bekamen Zweifel, als sich herausstellte, dass ihre Bekannten, die Polen nie verlassen hatten, sondern dort geblieben waren, mit ähnlichem Eigenkapital nach Jahren in den neuen Realitäten ebenfalls erfolgreich geworden waren. Einer der Gesprächspartner hatte sogar versucht, aus diesem Grunde wieder eine Arbeit in Polen zu suchen:

*Ich erwartete, dass ich als Ingenieur auch in Polen einen guten Job bekommen könnte. [...] und ich ging mit dem Gedanken an eine Rückkehr schwanger. Aber ich überlegte mir auch, was ich in Polen denn eigentlich machen wollte. Die ersten Gespräche über eine Rückkehr [nach Polen] und die ersten Reisen dorthin zeigten mir aber, dass es da große Probleme geben würde. Die Unterbrechung der Arbeitsbiographie war zu groß (SM10 1983).*

Die potentiellen Arbeitgeber in Polen problematisierten das fortgeschrittene Alter des Migranten (50+), seine fehlenden Kenntnisse des polnischen Marktes und bestimmter Technologien; ihm selbst machten die Anforderungen des Arbeitgebers zu schaffen, vor allem sein Anspruch, er müsse jederzeit zur Verfügung stehen und zu Dienstreisen bereit sein.

Fälle wie den geschilderten gab es aber nur wenige. Es kam selten vor, dass Befragte nach ähnlich langer Zeit des Aufenthalts im Ausland solche Versuche unternommen hätten: u.a. wegen ihres fortgeschrittenen Alters, ihrer weit gediehenen Integration, des Unwillens, Risiken einzugehen, ihres Bewusstseins von den Schwierigkeiten, die sie vor Ort in Polen als Remigranten erwarten würden. Die Polen waren sich klar darüber, dass die sozialen Erwartungen an einen Emigranten die waren und sind, dass der Emigrant ein Erfolgsmensch ist, der mit großen Ersparnissen in die Heimat zurückkehrt. Sie fürchteten, dass es ihnen als Misserfolg ausgelegt werden könnte, wenn sie sich dazu bekannt hätten, unter ihren Qualifikationen gearbeitet zu haben, auch wenn diese Tätigkeit sie zufriedengestellt hatte.

Dies bedeutet aber nicht, dass die Berliner Polen ihre Zukunftspläne ausschließlich mit Berlin und der BRD verbunden hätten. Vor allem jüngere Befragte machten ihren weiteren Aufenthalt von den Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt abhängig. Deutschland sollte für sie nur eine Zwischenstation auf dem Weg in ein anderes Land sein, falls sich dort interessantere Arbeitsbedingungen gefunden hätten (Danecka, Kęska 2013)<sup>291</sup>.

Aleksandra Grzymała-Kazłowska (2001, 292) hat geschrieben, dass heute über den Erfolg von Polen im Ausland vor allem ihr individuelles kulturelles Kapital entscheide. Im Falle der von ihr untersuchten Polen in Belgien gehörten dazu: Französischkenntnisse, berufliche Qualifikationen und die Fähigkeit, vorhandene Fertigkeiten im Job zu nutzen sowie die soziale Disposition dazu, Kontakte zu schließen und die Sympathie und das Vertrauen der Umgebung zu erringen. Ähnlich könnte man auch die Rahmenbedingungen für die Polen in Berlin beschreiben.

In jeder Emigrationswelle ging es denjenigen besser, die Deutsch sprachen und über Kompetenzen und Fähigkeiten verfügten, die auf dem lokalen Arbeitsmarkt gefragt waren. Sprachkenntnisse waren der wichtigste Vorteil; sie führten dazu, dass Arbeitssuchende von Anfang an im Vorteil waren und keine Unterstützung durch andere benötigten. Weitere Eigenschaften, die Migranten brauchten, wenn sie sich integrieren wollten, waren die Offenheit für neue Herausforderungen und die Methoden, sie zu meistern (viele Befragte berichteten über den vom polnischen abweichenden Arbeitsstil in Deutschland), Flexibilität im Handeln und vor allem die Überwindung der eigenen Komplexe. Wie groß diese Selbstzweifel über Jahre waren, bezeugt diese Aussage einer der Befragten:

---

<sup>291</sup> Die Bedingungen für die Beschäftigung von Polen in Deutschland wurden ausführlich in dem Artikel *Niemcy to wielki, ale trudny rynek pracy, Praca i Życie* (29.05.2013) besprochen. Online auf: <http://www.pracaizycie.pl/artykuly/praca-za-granica/niemcy-to-wielki-ale-trudny-rynek-pracy/> (Zugriff: 9.11.2015).

*Immer wenn Leute [an den Wohnort der Befragten] kamen, bemühten wir [die Befragte und eine Bekannte aus Polen] uns, möglichst wenig zu sagen. Denn wenn man ständig über die Stereotypen von Polen in Deutschland hörte, hat mich das runtergedrückt und blockiert. Deshalb habe ich immer, wenn ich erzählen sollte, dass ich aus Polen bin, gedacht: „Ach Gott, schon wieder jemand, der sich irgendetwas über mich vorstellt“. Ich weiß, dass es Leute gibt, die das an sich abtropfen lassen, aber ich glaube, ich habe das alles zu ernst genommen (SK38 1997).*

Über den Beobachtungszeitraum von 30 Jahren hinweg kann man die Regel feststellen, dass in dem Maße, wie Polen und die BRD sich einander wirtschaftlich ähnlicher wurden, die Migranten bereitwilliger ihr berufliches – seltener aber ihr soziales und kulturelles – Kapital einsetzten. In dem Maße, wie ihre individuellen Lebensbedingungen in Deutschland sich verbessert und gleichzeitig ihre Integration sich vertieft hatte, wuchsen ihre Ansprüche an ihre Erwerbsarbeit. Je näher sie aber dem Rentenalter kamen, desto weniger waren sie geneigt, riskante Lebensentscheidungen zu treffen, selbst wenn sie hohe und gefragte Kompetenzen besaßen.

### Freizeit

In den achtziger und neunziger Jahren lebten die Migranten in ihrer Freizeit nur selten in derselben sozialen Sphäre wie die Deutschen. Denn sie konnten sich nur selten leisten, ins Kino, Theater oder Konzert zu gehen:

*Als die Grenze zwischen Polen und Deutschland schon allmählich geöffnet wurde, kamen Freunde zu uns zu Besuch. Und wir waren arm wie die Kirchenmäuse. Wir lebten weit draußen und konnten uns nicht mal leisten, ihnen einen Fahrschein für die U-Bahn zu spendieren. So sind wir zu Fuß ins Zentrum gelaufen, das dauerte dreieinhalb Stunden in eine Richtung. [...] Ins Museum oder in den Zoo zu gehen, war völlig ausgeschlossen (BM2 1988).*

Die polnischen Migranten engagierten sich zu jener Zeit nur sehr gelegentlich in den Organisationen der Auslandspolen, und wenn schon, dann als „Konsumenten“ bestimmter Aktivitäten und nicht als deren Mitorganisatoren. Von einem stärkeren Engagement schreckten die internen Konflikte und die Konkurrenz der verschiedenen Vereine ab. Dies weckte das Misstrauen der Migranten gegenüber allen organisierten Formen sozialer Aktivität und trug zur Atomisierung des Milieus bei (Dyczewski 1993, 142).



Abb. 14: Werbeplakat für den Tag der Auslandspolen. Foto A. Szczepaniak-Kroll

Einige der Befragten erinnerten sich, von Zeit zu Zeit das bescheidene Angebot von Institutionen genutzt zu haben, die in Berlin von oder für Polen gegründet worden waren<sup>292</sup>.

*Schon im zweiten Jahr unseres hiesigen Lebens stießen wir auf die Adresse des Polenentrums. Das war eine Initiative des Senats zur Unterstützung verschiedener kultureller Projekte. [...] In dieses Polenzentrum kamen Leute, die auf kulturellem Gebiet etwas auf die Beine stellen wollten. [...] Dort konnte man als Autor aus seinen Werken lesen und eigene Verse vorstellen.*

<sup>292</sup> Berlin war ein beliebtes Emigrationsziel für gebildete Menschen; in den 1980er und 1990er Jahren lebten viele bekannte polnische Kulturschaffende in der Stadt. Genannt seien Schauspieler und Regisseure wie Henryk Baranowski, Andrzej Szczurzewski, Teresa Nawrot, Janina Szarek und Andrzej Woroniec; Musiker, Sänger und Komponisten wie Bogna Bartosz, Renata Hawrylak-Rautenberg, Grażyna Spregel oder Daniel Stabrawa; an Malern, Graphikern, Dichtern und Architekten sind zu nennen: Jan Abstawski, Andrzej Bauermann-Legiecki, Wiesław Sadurski, Helena Bohle-Szacka u.v.a.m. Ihr Schaffen richtete sich nicht nur an die Polen, sondern war universell orientiert (Stach 1998).

*Es gab dort auch eine Beratungsstelle, und es entstand die Initiative für ein Theater. Einmal in der Woche gab es die Sprechstunde eines Juristen, der kostenlose Rechtsberatung anbot. Dazu trank man Tee und schwatzte über dies und jenes (ZM14 1983).*

Kurzzeitig gab es in der Stadt auch eine durch Polen geführte Bibliothek und Buchhandlung:

*Meine Bekannten haben in Berlin eine polnische Bibliothek eröffnet [...]. Sie hofften, daraus auch ein Geschäft machen zu können, indem man eine Art Abonnement kaufen sollte. [...] Sie brachten sehr viele Bücher mit, die sie vom Literarischen Institut von Jerzy Giedroyc bekommen hatten, einiges auch von der Zeitschrift Puls [eine oppositionelle Publikation, gegründet von Aktivisten des KOR aus Łódź]. Das war also eine Quelle, wo man die Emigrationsliteratur kennen und viele Wissenslücken schließen konnte. Ich habe dort erstmals Tyrmand, Lipski gelesen und den ganzen Herling-Grudziński und natürlich die aktuelle Oppositionspresse. [...] Wir hatten auch eine Polnische Buchhandlung<sup>293</sup>, und später One World Books<sup>294</sup>, am Savignyplatz in Charlottenburg. [...] Eine sehr gute Bibliothek hatte auch das Polnische Institut (ZM14 1983).*

Populär unter den in Berlin lebenden Polen war auch der bis heute bestehende Club der polnischen Versager. Er war nicht auf die Berliner Polen fokussiert, sondern propagierte eine alternative Kultur. Die meisten seiner Sympathisanten brachten ihn gleichwohl mit dem Emigrantenmilieu in Verbindung; es fanden dort Autorenlesungen und Happenings verschiedener Art statt. Die Gründer gaben die unregelmäßig erscheinende Zeitschrift *Kolano* heraus (Olszewska 2003, 27-28).

In dem Maße, in dem ihre Integration vorankam, konnten sich die polnischen Migranten auch leisten, über die eigene Gruppe hinauszublicken. Ihre Arbeit in Deutschland erlaubte ihnen Ersparnisse und gelegentlich kleine Vergnügungen. Außerdem verschwanden mit den wirtschaftlichen Umgestaltungen auch die enormen Preisunterschiede. Das ermöglichte es auch den Migranten, sich hin und wieder einen Kinobesuch zu leisten, größere Einkäufe zu machen, ins Café oder Restaurant zu gehen. Das trug dazu bei, dass sich die Polen in Berlin wohler fühlten.

Mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts wurden aktive Formen der Freizeitgestaltung populärer, z.B. in Sportclubs. Auch kreative Aktivitäten wurden populärer. Die Migranten gewöhnten sich rasch an Formen der Freizeitgestaltung, wie sie auch unter den Deutschen beliebt waren. Sie wurden gleichzeitig übrigens auch in Polen immer verbreiteter.

<sup>293</sup> Die polnische Buchhandlung funktionierte von 1979-1991 in den Räumen der deutschen Buchhandlung Stodiecks (Stach 1998, 55).

<sup>294</sup> In dieser Buchhandlung gab es eine polnische Abteilung (Stach 1998, 55).

*Ich bin [in den Ferien] schon überall gewesen; jetzt möchte ich nur noch meine Ruhe haben. Ich liebe Frankreich mit seinem guten Essen, den höflichen Menschen und der schönen Sprache. Auf dem Weg [von der Arbeit] komme ich an einem französischen Kino vorbei, und ich gehe da gern hin, wenn die Filme mit Untertiteln sind. Leider spreche ich kein Französisch. Wenn ich sonst nichts zu tun hätte, würde ich gern Französisch lernen und mein Englisch verbessern. Ich treibe auch gern Sport, schwimme, laufe und mache Joga-Übungen. Das sind meine liebsten Beschäftigungen. Na ja, und auf Bali wohnen, das hätte ich auch gern [lacht] (CIIKA 1984).*

*In meiner Freizeit fotografiere und male ich. Seit kurzem schreibe ich auch Gedichte (KIKA 1990).*

*Ich gebe mir Mühe, dreimal die Woche ins Fitnessstudio zu gehen. Ich betreibe Sportarten wie Kickboxing, um Bewegung zu haben, denn ich habe in meiner Jugend Karate trainiert. Jetzt fehlt mir das, deswegen mache ich nachher noch Übungen für den ganzen Körper und die Muskeln (BIIKW 2014).*

Den Polen entgingen jedoch nicht die Unterschiede der Freizeitgestaltung zwischen ihnen und den Deutschen. Beachtet wurde, dass in Berlin Fragen der Ökologie im Alltagsleben größere Beachtung fänden als in Polen, und dass es viele Initiativen auf diesem Gebiet gebe. An einigen davon beteiligten sich auch Teilnehmer dieser Untersuchung. Die Befragten äußerten sich lobend über die Popularität verschiedener sozialer Initiativen, insbesondere auf lokaler oder Nachbarschaftsebene:

*Es gibt sehr viele derartige Initiativen. Ich mache dabei manchmal mit und überlege mir überhaupt nicht, wer dazu den Anstoß gegeben hat und welcher Nationalität er ist. Das lasse ich alles beiseite, und wenn ich da Bekannte habe, dann gehe ich hin und helfe ihnen. Zum Beispiel bei Umweltschutzausstellungen. Vor zwei Jahren habe ich [in meinem Kiez] ein polnisches Wochenende veranstaltet, völlig spontan, gemeinsam mit Bekannten [verschiedener Nationalitäten]. Wir haben zwei Tage lang gefeiert, und es kamen über 300 Leute, hier in Berlin! Da war vielleicht was los! Super Vorträge über Wirtschaft oder Geschichte, zwei Journalistinnen vom Berliner Fernsehen – die eine Polin, die andere Deutsche – zeigten ihren Dokumentarfilm. [...] Es gab Frühstück, es gab Konzerte, und das haben wir alles selbst organisiert. Das ist das, was mir an Berlin am meisten gefällt: man kann Leute zusammentrommeln und auch ohne großes Geld Veranstaltungen auch über ernsthafte Themen machen. Und alles war super besucht [...]. Das war eine echte Basisinitiative und ist fantastisch gelungen, wirklich (PIIKU 2003).*

Diese Aussage der Gesprächspartnerin illustriert, dass sich viele Polen im multikulturellen Milieu abgewöhnten, im Alltag nationale Etiketten zu verteilen. Vor allem diejenigen Migranten, die soziale Aktivitäten ergriffen, lösten sich von der nationalen Perspektive und stellten stattdessen Interessen oder Ziele in den Mittelpunkt, die sie mit anderen Bewohnern der Stadt teilten und die ihnen wichtiger als die ethnische Zugehörigkeit waren.

Die Polen in Berlin übernahmen die Gewohnheit, sich mit Freunden außerhalb der eigenen Wohnung in Cafés oder Restaurants zu treffen. Wie es eine der Befragten zusammenfasste:

*Wir Polen sind so Stubenhocker, wir verbringen die Zeit zuhause mit der Familie. Die Deutschen nicht. Die gehen eher ins Restaurant (GK11 2004).*

Eine der Befragten wunderte sich selbst nach einigen Jahren Aufenthalt in Berlin noch, dass einige dieser Arten der Freizeitgestaltung in Polen noch nicht so populär geworden seien:

*Ich bin vor ein paar Jahren zu meinem Bruder nach Bromberg gefahren, und nach dem Essen, so gegen 17 oder 18 Uhr, sagte ich zu ihm: „Wojtek, lass uns doch noch ein bisschen in die Stadt gehen“, und er antwortete ganz entgeistert: „Was? Bist du verrückt geworden? Um die Zeit sitzt man doch zu Hause“... Genau das ist der Unterschied (KK15 1985).*

Obwohl sie ihr eigenes Leben gern umgestellt hatten, erinnerten sich die meisten Emigranten der älteren Generation noch gerührt an ihr geselliges Leben in Polen:

*Ich hatte in Breslau viele dieser Freunde, und einmal habe ich an alle eine Mail geschrieben: „Liebe Leute, ich bin am Freitag zwischen 16 und 21 in der oder jener Kneipe und lade euch alle zu einem Kaffee ein“. Aber das hat nicht eingeschlagen; meine Freundinnen fangen immer gleich an, zu kochen oder einen Kuchen zu backen. In Deutschland ist das anders (GK11 2004).*

Was die Teilnahme an der Kultur des eigenen Landes angeht, so hat Walerian Sobisiak (1983, 78) in den 1980er Jahren als populärste individuelle Beteiligungsformen an dieser folgende aufgezählt: historische Erinnerungen, Hören von Musik, Anschauen von Fernsehsendungen, Lesen von Presse und Büchern, Sammeln von Souvenirs familiären oder historischen Charakters. Unter den passiven Beteiligungsformen nannte er: Teilnahme an Veranstaltungen, Theateraufführungen oder Exkursionen, die von auslandspolnischen Vereinen initiiert und organisiert wurden. Auch die in den achtziger Jahren nach Berlin gekommenen Migranten erinnerten sich an solche Formen der Freizeitgestaltung:

*Polen hat uns furchtbar gefehlt, deshalb haben wir uns solche kleinen Vaterländer geschaffen, z.B. eine Fußballmannschaft. Es war lächerlich, die meisten Teilnehmer kamen aus Oberschlesien oder Krakau. Einer, mit dem ich heute noch Kontakt habe, hat Jura studiert, aber abgebrochen; mit ihm haben wir viel über Geschichte geredet. Hier ist jeder Amateurchistoriker, dadurch wird viel über Polen und die Politik diskutiert. Manchmal sind die Diskussionen stürmisch. Ich erinnere mich, als mein Sohn geboren wurde, war die Polizei mehrmals bei uns. Jeder von uns hatte Liederbücher vom Militär. Wir haben gesungen, aber die Deutschen haben nicht geklopft, dass wir leiser sein sollten, sondern gleich die Polizei geholt. Ja, wir hatten Sehnsucht nach Polen, sehr sogar! Wir haben in der Kneipe zusammengehockt bei einem, der aus Mähren gekommen war, und haben beim Bier vor uns hingeträumt: „Mein Gott, nur 90 Kilometer, und wir wären schon in Polen“. [...] Im Restaurant Krakowiak war es uns zu teuer und irgendwie „stickig“, als würde es nach Weißkohl riechen. Wenn jemand Liaisons mit deutschen Frauen hatte, gingen die von selbst zu Ende, denn keine Deutsche hätte unsere ewigen Diskussionen bei Kippen und Schnaps ausgehalten. Wir hatten unser kleines Polen und waren schrecklich patriotisch drauf. Wenn uns ein Deutscher dumm kam, haben wir gleich volle Pulle reagiert, so sicher waren wir unserer Sache. So eine Art Desperados, die erste Welle von 1981. Hier war eine polnische Buchhandlung, da bin ich mit meinen kleinen Kindern an der Hand hingegangen. Und in die Kirche sind wir auch gegangen, denn ich sage immer, das schadet den Kindern nicht, wenn sie zur Kirche gehen. Nach der Kirche sind wir in die Bibliothek, und danach am Nachmittag zum Fußball. Wir haben mit unserem Klub sogar die Berliner Meisterschaft der Ausländer gewonnen. Später ist das alles auseinandergegangen, wir waren schon zu alt (FM3 1980).*

Die sich ab den neunziger Jahren öffnenden Grenzen und das immer populärer werdende Internet ermöglichten den direkten Zugang zu kulturellen Veranstaltungen in Polen, Filmen, Büchern und Musik. Im 21. Jahrhundert hatte man buchstäblich die Qual der Wahl. Einige der Befragten nutzten die neuen Möglichkeiten in breitem Umfang aus. Eine der Frauen kommentierte das ausführlich:

*Mein [deutscher] Partner und ich haben uns im Grunde über Krystyna Janda<sup>295</sup> angefreundet. Ich bin auf ihre Auftritte gefahren..., denn ich hatte bemerkt, wie viel ich hier in Berlin über die lange Zeit vergessen hatte, wo ich auf der Suche nach etwas Neuem war. Ich war immer ein Fan von Janda als Schauspielerin. Irgendwann habe ich sogar gedacht, dass ich ebenso wie sie Schauspiel studiere, aber der Gedanke ist dann untergegangen. Plötzlich erinnerte mich jemand daran, und [...] dann sind wir zusammen nach Stettin gefahren. Sie trat damals im dortigen Theater mit diesen Liedern auf. Das sind die Dinge, die mir niemand wegnehmen kann und zu denen ich immer zurückkommen möchte, da gibt es überhaupt kein Vertun. [...] Zuletzt war ich [in Polen] im Ballett. Ich habe – über eine Freundin übrigens – jemanden*

295 Beliebte polnische Filmschauspielerinnen, trat u.a. in Filmen von Andrzej Wajda und Krzysztof Kieślowski auf.

*kennengelernt, der in diesem Ensemble Erster Tänzer ist... Also war ich auf seiner vorletzten Aufführung. [...] Hier [in Berlin] gehe ich auch auf Konzerte, wenn es Auftritte polnischer Gruppen gibt, zum Beispiel eine Reprise der Lieder von Bajm. Ich werde das immer hören, da gibt es gar nichts! [...] Es gibt viele ausgezeichnete polnische Schauspieler, die ich verehere, z.B. Gajos [...], oder die großen Namen wie Janda oder Stuhr. Für mich war immer Kieślowski eine Bezugsgröße, und bis heute hat ihn niemand ersetzen können... (KK20 1988).*



Abb. 15: Die polnische Plakatgalerie Pigasus in der Danziger Str. 52. Foto: A. Szczepaniak-Kroll

In den 1980er und 1990er Jahren, als das Reisen zwischen Polen und Deutschland noch nicht so einfach war wie heute, lasen die Gesprächspartner gern polnische Literatur, sowohl Titel, die sie aus Polen mitgebracht hatten, als auch solche, die sie in Berliner Buchhandlungen oder Bibliotheken gefunden hatten. Bücher wurden auch unter Bekannten getauscht. Die Rolle der Literatur stieg mit dem Aufkommen des Internets stark an, weil dort auch die Neuerscheinungen und Bestseller von in der Heimat populären Autoren zugänglich waren. Die Befragten brachten sich Bücher meistens aus Polen mit oder bestellten sie online. Eine der Befragten drückte sich so aus:

*Ich habe zwei Kinder, also fällt es mir schwer, etwas freie Zeit für mich herauszuholen. Aber ich nutze jede freie Minute, die ich habe, um auf Polnisch zu lesen. Ich habe immer zwei, drei Bücher aus der polnischen Buchhandlung vorrätig, anders geht es nicht. Wenn ich Zeit habe, lese ich, und so sammeln sich die Bücher an (KIKI 1988).*

*Ich fahre manchmal nach Slubice, um irgendetwas zu erledigen, und von dort bringe ich immer selbst Literatur mit. Obwohl es ausgerechnet in Berlin keine Schwierigkeiten mit der Beschaffung polnischer Bücher gibt. Es gibt viel in der Universitätsbibliothek, und dann gibt es ja auch noch die Bibliothek des Polnischen Instituts, [...] aber Neuerscheinungen bringe ich mir selbst aus Polen mit (ZK47 1990).*

*Immer wenn ich nach Polen fahre, bringe ich auf dem Rückweg einen wirklich schweren Koffer mit Büchern und CDs mit. [...] Ich habe eine große Bibliothek zu Hause, also lese ich. Ich gehe auch in die polnische Bibliothek [beim Polnischen Institut]. Aus Polen bringe ich mir vor allem viele Bücher mit (BK3 1998).*

*An polnischer Literatur lese ich alles, was ich bekommen kann; im Moment arbeite ich auf, was ich früher an Klassikern verpasst habe, aber ein paar moderne Romane auch (KK21 2003).*

Das von der letzten zitierten Befragten erwähnte Polnische Institut hatte über Jahrzehnte großen Anteil daran, die kulturellen Interessen der in Berlin lebenden Polen zu befriedigen. Vor der Wende war es in Ostberlin angesiedelt. Der in Berlin lebende polnische Schriftsteller Krzysztof Niewrzęda merkte an, dass dieses Institut noch zu DDR-Zeiten, aber auch danach „einerseits den Berlinern zeigte, was es an Interessantem in der polnischen Kultur gibt, aber andererseits auch den Zusammenhang der örtlichen Polen förderte“<sup>296</sup>. In den Räumen des Instituts fanden Konzerte statt, man konnte Platten polnischer Musiker und Ensembles kaufen, die sogar in Polen schwer zu bekommen waren. Das Institut gibt es noch heute, aber die nach dem EU-Beitritt nach Berlin gekommenen Migranten nutzten es seltener als die Generationen davor. Die meisten Befragten aus der jüngsten Migrantengeneration wussten nicht einmal, dass eine solche Institution in Berlin besteht. Wer von den Migranten noch andere Fremdsprachen beherrschte, hatte sogar noch größere Auswahlmöglichkeiten bei der Lektüre:

*Auf Deutsch lese ich Krimis und dergleichen, weil die sprachlich leicht sind und ich mich nicht sehr damit zu quälen brauche. Auf Englisch wissenschaftliche Titel, aber auf Polnisch die Belletristik – Bücher, in denen mir die Wortspiele gefallen. Mein Mann [dessen Eltern*

<sup>296</sup> Aus einem Interview mit Krzysztof Niewrzęda, geführt durch Tomir Mazur <https://tomirmazur.wordpress.com/2015/10/15/w-berlinie-przestalem-sie-czuc-emigrantem/> (Zugriff: 10.02.2015).

*emigriert sind] liest polnische Bücher zwar auch, aber mehr auf Deutsch, weil er da schneller vorankommt. Aber wir haben viele polnische Bücher zu Hause. Zeitungen lese ich auch, polnische, wenn mir jemand welche mitbringt oder ich mir mal eine kaufe, aber auch deutsche Zeitungen (KK17 2002).*

*Aus Polen komme ich immer beladen mit Büchern zurück. Ich lese vielleicht nicht alle sofort, aber ich habe sie da. Das ist paradox, denn es kommt vor, dass mein [deutscher] Mann und ich drei Ausgaben desselben Titels haben: eine auf Polnisch, eine auf Deutsch und eine auf Englisch. Jeder liest in einer anderen Sprache (GK9 1996).*

Die neuen Kommunikationstechnologien und die erleichterten Reisemöglichkeiten nach Polen haben dazu geführt, dass auch das Interesse an anderen Aspekten des Lebens in Polen gestiegen ist:

*Ich lese viel im Internet, denn das ist am einfachsten. Aber ich komme nicht jeden Tag dazu. Dafür rufe ich meine Verwandten an, mindestens einmal in der Woche, manchmal auch öfter. Vor allem, wenn etwas Außergewöhnliches passiert ist. Zum Beispiel, als sich Lepper [polnischer populistischer Politiker] das Leben genommen hat. Sensationen bekomme ich immer mit, da muss ich gar nicht erst [im Internet] danach suchen (ZK47 1990).*

Über solche Themen wurde mit den polnischen Verwandten oder Bekannten gesprochen. Viele der Befragten gingen, sobald das technisch möglich geworden war, dazu über, beliebte polnische Serien oder Satireshows im Internet oder im Fernsehen zu verfolgen. Ähnlich war es mit den Kämpfen polnischer Sportler. Interessant war es, zu wem die Befragten bei Sportwettkämpfen hielten:

*Wir haben immer zu den Polen gehalten, das ging gar nicht anders, dass wir etwa jemand anderen unterstützt hätten (KIINKI 1988).*

*Das Lustigste war eine Szene, an die ich mich noch erinnere: wir geben eine Party und es gibt ein Fußballspiel Polen gegen Deutschland, und im Zimmer sitzen alle vor dem Fernseher... an die 20 Leute, gemischte Paare, aber auch Deutsche – und ich mit einer polnischen Fahne. Die habe ich meiner kleinen [im Kindergartenalter] Tochter gegeben und ihr die Worte „Polen Tor!“ beigebracht, und das hat ihr so sehr gefallen, dass sie alle fünf Minuten mit dieser Fahne im Wohnzimmer aufgesprungen ist und diese Parole gerufen hat. Sie hielt das für den wichtigsten polnischen Satz in diesen Tagen. Die Deutschen haben sich sogar ein bisschen geärgert, weil sie ständig mit dieser polnischen Fahne und „Polen Tor!“ herumgelaufen ist. Aber sie war sehr stolz (GK11 2004).*

## Beteiligung an Wahlen

Fast alle Befragten erklärten, unabhängig davon, wie lange sie schon in Deutschland lebten, ihr Interesse an politischen Ereignissen in Polen. Wer die polnische Staatsbürgerschaft behalten hatte, nahm überzeugt und engagiert an polnischen Wahlen teil. Schon lange vor dem Wahltag kündigte eine der Befragten im Interview an:

*Die Wahlen habe ich schon [im Kalender] eingetragen und halte mir den Tag frei (KK20 1988).*

Eine andere Befragte gab an, dass sie sogar andere in Berlin lebende Polen zur Teilnahme motiviert habe:

*Vor den letzten Wahlen habe ich eine Information darüber vorbereitet, wie man online abstimmt, und die habe ich über einige Mailinglisten verbreitet, um möglichst viele Menschen zu erreichen. Ich habe mich also politisch engagiert. Danach bin ich also zur Wahl gegangen. Das waren die, wo die Bürgerplattform gewählt worden war. Die Botschaft ist in so einem wohlhabenden Villenviertel. Es gab eine Schlange aus einigen hundert oder sogar tausenden Menschen. In diesem ruhigen Viertel von Berlin! Es war furchtbar kalt, aber die Stimmung war super, obwohl man um die drei Stunden warten musste, bis man dran war. Danach kamen Polizisten und sind herumgelaufen. In der Schlange ging so ein Witz um: „Was ist die größte Unverschämtheit, was man Polen antun kann? Die Kaczyński-Brüder wählen und dann emigrieren“<sup>297</sup> (SK42 2004).*

Unter den Gesprächspartnern dominierten Anhänger der EU-freundlichen Bürgerplattform (Platforma Obywatelska, abgekürzt PO), was sich auch im Wahlergebnis niederschlug. Fast 70% der in Berlin abstimmenden Polen<sup>298</sup> stimmte 2010 in der ersten Runde der Präsidentschaftswahl für Bronisław Komorowski, den Vertreter dieser Partei. Ein anderes Portal gab an, Bronisław Komorowski habe insgesamt 2.281 Stimmen von in der deutschen Hauptstadt lebenden Polenerhalten. Sein Rivale Jarosław Kaczyński von der EU-skeptischen und generell kritisch gegenüber Deutschland eingestellten rechtskonservativen PiS habe 891 Stimmen erhalten. Gültige Stimmen seien etwa 3.600 abgegeben worden; Bronisław Komorowski hätte demnach 63% bekommen, Jarosław Kaczyński – 25%<sup>299</sup>. Die Befragten stellten dazu fest:

<sup>297</sup> Lech Kaczyński war polnischer Staatspräsident von 2005-2010, als er am 10. April gemeinsam mit vielen anderen Politikern und Honoratioren auf dem Weg nach Smoleńsk bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam. Sein Bruder Jarosław Kaczyński steht seit 2003 an der Spitze der konservativen Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (Prawo i Sprawiedliwość, abgekürzt PiS).

<sup>298</sup> Wybory prezydenckie w Berlinie 2010 r., *Deutsche Welle* (4.07.2010), <http://www.dw.de/polonia-wybiera-prezydenta/a-5759655> (Zugriff: 15.05.2015).

<sup>299</sup> Wybory prezydenckie w Berlinie 2010 r., *Portalisko.pl* [http://www.news.portalisko.pl/news/view/30773/\\_niemcy\\_wybory\\_z\\_rekordowa\\_frekwencja](http://www.news.portalisko.pl/news/view/30773/_niemcy_wybory_z_rekordowa_frekwencja) (Zugriff: 15.05.2015).

*Kürzlich sind wir zur Präsidentschaftswahl gegangen, weil wir nicht wollten, dass Kaczyński Präsident wurde. Das hat uns förmlich gequält. Erstens wegen seiner Politik, und zweitens, weil man ständig drauf angesprochen wurde, wenn herauskam, dass wir aus Polen sind: „Ach, da wo diese beiden Brüder zugange sind“<sup>300</sup>... Jetzt gehen wir auch wählen, für alle Fälle. Das macht mich wütend, dass wir jedesmal gezwungen sind, nicht „für“ jemanden zu stimmen, sondern „gegen“ jemanden. Jetzt wird es wieder so sein (BK2 1989, BM2 1988)<sup>301</sup>.*

Nach 2004 war das Interesse an Wahlen bei den Auslandspolen generell in ganz Europa gewachsen, nicht nur in Berlin. 56% aller im Ausland abgegebenen Stimmen polnischer Staatsbürger entfielen auf nur vier Staaten: Großbritannien, Irland, USA und Deutschland. An den Präsidentschaftswahlen des Jahres 2010 nahmen in Deutschland viermal so viele Personen teil wie fünf Jahre zuvor. Freilich war im Verhältnis zur Menge der in Deutschland lebenden Polen diese Zahl nicht so imposant. Nur jeder 20. Wahlberechtigte nahm an der Abstimmung teil. In ganz Deutschland erhielt in der Stichwahl Bronisław Komorowski 64% und Jarosław Kaczyński 36%<sup>302</sup> (Lesińska 2014, 12-14 und 27).

Die parteipolitischen Vorlieben der Berliner Befragten ergaben sich in weiten Teilen aus der Struktur ihres Milieus. Eine große Gruppe der Gesprächspartner waren Menschen, die in den 1980er und 1990er Jahren wegen ihres politischen Engagements und ihrer Tätigkeit in den Reihen der polnischen Opposition ausgereist waren. Ihre Beobachtung des Lebens in Deutschland und gleichzeitig der in den letzten Jahren in Polen ablaufenden Veränderungen bestätigte diese Gruppe in der Überzeugung, dass die Entwicklung, die Polen nahm, ihre Unterstützung verdiente. Auf der anderen Seite bewirkte die Distanz, die sie zu den Ereignissen in Polen hatten, dass sie auch mit populistischen Parolen wenig anfangen konnten.

<sup>300</sup> 2007 veröffentlichte *Die Tageszeitung* einen Artikel, dessen Autor den polnischen Präsidenten Lech Kaczyński mit einer Kartoffel verglich. Die Staatsanwaltschaft in Warschau eröffnete ein Ermittlungsverfahren wegen Verunglimpfung des Staatsoberhauptes und beantragte bei der deutschen Justiz die Vernehmung von drei Journalisten der Zeitung. Die deutschen Behörden lehnten das Ansinnen unter Verweis auf die Pressefreiheit ab. Die Sache zog in Deutschland breite Kreise und rief viele negative Kommentare über Polen hervor. Sie wurde auch in privaten Diskussionen der Berliner Polen intensiv besprochen.

<sup>301</sup> Meine Feldforschungen wurden vor den Wahlen in Polen 2015 abgeschlossen. Die im Text angeführten Aussagen stammen somit aus der Zeit der Befragungen. 2015, als mein Text schon abgeschlossen war, stimmten in Berlin 3.654 Personen ab, von denen Bronisław Komorowski 2.367 Stimmen bekam und Andrzej Duda 1.287. Państwowa Komisja Wyborcza, *Wybory prezydenckie 2015 r.* [http://prezydent2015.pkw.gov.pl/326\\_Wyniki\\_zagranica/61](http://prezydent2015.pkw.gov.pl/326_Wyniki_zagranica/61) (Zugriff: 12.12.2017). Auf die ganze BRD bezogen, gewann Andrzej Duda die Wahl, aber in Berlin erhielt Bronisław Komorowski die große Mehrheit der Stimmen.

<sup>302</sup> An den Parlamentswahlen des Jahres 2015 nahmen in Berlin 4.503 Polen teil. Es gewann die Bürgerplattform mit 1.326 Stimmen, auf dem zweiten Platz stand die PiS mit 986 Stimmen, auf dem dritten die Partei „Nowoczesna“ mit 601 Stimmen. Vgl. Państwowa Komisja Wyborcza, *Wybory parlamentarne 2015 r.*, [http://parlament2015.pkw.gov.pl/350\\_Wyniki\\_Sejm\\_zagranica/0/61](http://parlament2015.pkw.gov.pl/350_Wyniki_Sejm_zagranica/0/61) (Zugriff: 12.12.2017).

Am Rande sei bemerkt, dass unter allen Befragten nur sechs Personen erklärten, sie nähmen aus durchdachten Motiven (stets denselben) grundsätzlich nie an Wahlen teil.

*Wir haben beide Staatsbürgerschaften, aber wir beteiligen uns nie an polnischen Wahlen. [...] Ich kann keine Verantwortung für das Schicksal von Menschen übernehmen, die in Polen leben, ohne dass ich selbst die Konsequenzen davon trage (PK32 1988).*

Gleichzeitig nahmen einige Befragte (wenngleich insgesamt eine Minderheit) am sozialen und politischen Leben Deutschlands teil, soweit ihnen ihr Rechtsstatus dies gestattete.



Abb. 16: Zweisprachige Hinweistafel über die Grundsätze der Teilnahme an Berliner Wahlen.

Foto: A. Szczepaniak-Kroll

Bewohner von Berlin mit deutscher Staatsangehörigkeit waren (und sind) berechtigt, an den Wahlen zu den lokalen Institutionen teilzunehmen. Das gilt vor allem für die Wahl des Abgeordnetenhauses, des Parlaments des Landes Berlin. Es hat gesetzgeberische Kompetenzen, während die Exekutive beim durch das Abgeordnetenhaus gewählten Senat liegt. Außerdem mussten potentielle Wähler zwei Kriterien erfüllen: das 18. Lebensjahr vollendet haben und seit mindestens drei Monaten in der Stadt gemeldet sein. Auch ohne Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft bestand das Recht zur Teilnahme an der Wahl der Bezirksverordnetenversammlungen (BVV), die die Repräsentation der Macht auf der Ebene der 12 Berliner Bezirke bilden. Auch in diesem Fall mussten potentielle Wähler in ihrem Bezirk gemeldet sein. Etwas niedriger war das Mindestalter der Wahlmündigkeit: für die Bezirks-

versammlungen liegt es bei 16 Jahren. Bei den für diese Studie befragten Personen erfreuten sich die Wahlen auf Bezirksebene der größten Popularität, weil hier über die meisten Angelegenheiten, die sie betreffen, entschieden wird: etwa Meldefragen, soziale Themen, Passangelegenheiten, Ausländerämter usw. (*Verfassung von Berlin vom 23. November 1995 art. 39*)<sup>303</sup>. Die Gesprächspartner berichteten wie folgt:

*Was die hiesigen Wahlen angeht, so kann ich nur bestimmen, wer Bezirksverordneter hier in Pankow wird, wo ich lebe. Dieses Recht nehme ich wahr (SK42 2004).*

*Ich beteilige mich auch hier an den örtlichen Wahlen. Sie stehen jetzt wieder bevor. Zu den polnischen [Wahlen] fahre ich in die Botschaft (GK10 2007).*

Die befragten Polen notierten und bewunderten die höhere staatsbürgerliche Aktivität der Deutschen, vor allem, wenn sie sich in Engagements für lokale Gemeinschaften oder die Rechte einzelner Diskriminierungen ausgesetzter Gruppen äußert, wie etwa Frauen, Menschen mit Behinderungen oder Homosexuelle. Die Befragten vertraten die Auffassung, dies ergebe sich aus den längeren demokratischen Traditionen Deutschlands und der größeren Wirksamkeit von Basisinitiativen. Aber nur wenige der Befragten teilten diese Haltung selbst. Es darf allerdings nicht übersehen werden, dass in den letzten Jahren Personen mit polnischem Hintergrund – wenn auch in geringer Zahl – in Erscheinung getreten sind, die sich innerhalb deutscher städtischer Strukturen aktiv für Belange von Migranten eingesetzt haben<sup>304</sup>. Schon 2014 war Katarzyna Niewiedzial zur Beauftragten für Integration beim Bezirksamt Berlin-Pankow ernannt worden, und Lucyna Królikowska-Jachymiak zum Mitglied des Landesbeirats für Beauftragte des Berliner Senats für Integrations- und Migrationsfragen<sup>305</sup>.

Forschungen haben ergeben, dass bei Personen, die häufiger im transnationalen Raum zwischen Polen und Deutschland tätig waren, das Interesse an politischen Ereignissen, die für beide Länder von Bedeutung sind, in der Regel geringer war als bei Menschen, die weniger

---

<sup>303</sup> *Verfassung von Berlin*, <https://www.berlin.de/rbmskzl/regierender-buergermeister/verfassung/> (Zugriff: 30.05.2017).

<sup>304</sup> Nach dem Abschluss der Feldforschungen für die vorliegende Arbeit gab es vor den Berliner Abgeordnetenhauswahlen vom 18. Oktober 2016 verstärkte Bemühungen deutscher Parteien um Wähler mit polnischen Wurzeln, sowohl solche, die die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, als auch solche mit lediglich polnischer. Vgl. *Walka o polski elektorat w Berlinie, Deutsche Welle* (15.09.2016), r., <http://www.dw.com/pl/walka-o-polski-elektorat-w-berlinie/a-19544740> (Zugriff: 30.05.2017).

<sup>305</sup> Katarzyna Niewiedzial, Beauftragte für Integration beim Bezirksamt Berlin-Pankow, [http://www.funkhauseuropa.de/sendungen/polskimagazynradiowy/gosciewstudiu/katarzyna\\_niewiedzial102.html](http://www.funkhauseuropa.de/sendungen/polskimagazynradiowy/gosciewstudiu/katarzyna_niewiedzial102.html) (Zugriff: 11.05.2015); Lucyna Jachymiak, Landesbeirat für Beauftragte des Berliner Senats für Integrations- und Migrationsfragen, <https://www.berlin.de/lb/intmig/integrationsbeirat/vorsitz-und-mitglieder/> (Zugriff: 22.02.2016).

mobil sind. Eine Lebensweise, die in gewissem Sinne zwischen beiden Ländern im Schwebestand ist, hat von politischer oder sozialer Aktivität eher abgehalten, als dazu ermuntert. Es entstand das Phänomen einer eher „oberflächlichen Anwesenheit“ als einer echten Biculturalität. Als Beleg mag die Antwort eines der „reisenden“ Befragten dienen:

*Wenn man in so einem Schwebestand lebt, sind einem die deutschen großen politischen und wirtschaftlichen Probleme eher egal, denn „sie sind nicht meine“; ebenso sinkt mit dem selben Argument das Interesse an den polnischen Angelegenheiten: auch sie sind „nicht meine, weil ich dort ja aktuell gar nicht bin“. [...] Es entsteht eher eine Distanz zu beiden Ländern. Man schwebt über beiden Wirklichkeiten, weil es bequemer ist (WM12 2007).*

### Mediennutzung (Radio, Fernsehen, Presse und Internet)

In den späten 1980er Jahren erschienen in Berlin im Rahmen der antikommunistischen Organisationen auch polnischsprachige Publikationen. Initiiert wurden sie von Intellektuellen, häufig Aktivisten der *Solidarność*, die in jener Zeit zahlreich nach Berlin kamen. So entstand 1986 ein Unabhängiges Polnisches Fernsehen (*Niezależna Polska Telewizja*), das ab Februar 1987 jeden Monat über die Kabelnetze Sendungen produzierte, die anschließend vielfach wiederholt wurden. 1988 wurde das Projekt jedoch eingestellt, weil kein Sponsor gefunden werden konnte (Stach 1998, 51).

Das erste polnischsprachige Radioprogramm in Berlin wurde 1989 produziert. Es wurde einmal in der Woche gesendet und dauerte eine Stunde. Auch in diesem Fall zog sich der deutsche Mitveranstalter nach einiger Zeit aus dem Projekt zurück. Im September 1994 ging im öffentlich-rechtlichen SFB (Sender Freies Berlin, ab 2003 Teil des Rundfunks Berlin-Brandenburg, RBB) das Programm SFB4 Multikulti auf Sendung; das Programm richtete sich an Migranten verschiedener Nationalität und enthielt auch ein Fenster in polnischer Sprache. Die meisten Programme wurden in den Muttersprachen produziert. Die polnische Redaktion hatte täglich 20-30 Minuten Sendezeit. Die polnischsprachigen Sendungen brachten Themen aus dem Alltagsleben der Migranten, aber auch solche, die das politische und kulturelle Leben Polens und die deutsch-polnischen Beziehungen zum Gegenstand hatten (Miera 2007, 209-2102).

2008 wurde das Programm Multikulti eingestellt. An seiner Stelle übernahm der RBB das Funkhaus Europa vom WDR. Polnischsprachige Hörer konnten dort von Montag bis Freitag zwischen 22 und 23 Uhr das einstündige „Polski Magazyn Radiowy“ hören<sup>306</sup>. Das Programm

<sup>306</sup>Media po polsku w Niemczech, *Deutsche Welle* (10.09.2009), <http://www.dw.com/pl/media-po-polsku-w-niemczech/a-4651187>; *Od „Radia Multikulti” do Funkhaus Europa – Polski Magazyn Radiowy w niemieckim radiu*, *Porta Polonica*, <http://www.porta-polonica.de/pl/Atlas-miejsc-pami%C4%99ci/od-radia-multikulti-do-funkhaus-europa-polski-magazyn-radiowy-w-niemieckim> (Zugriff: 1.02. 2016).

brachte Interviews mit Kulturschaffenden, Künstlern, Wissenschaftlern und Journalisten, auch mit Menschen, die verschiedene Preise gewonnen hatten, Vertretern von Vereinen und Sportlern. Die Redaktion erklärte, sie interessiere sich auch für die große deutsch-polnische Politik und den Alltag im deutsch-polnischen Grenzgebiet<sup>307</sup>.

Im Printbereich gab es in den achtziger Jahren in Westberlin viele Zeitschriften, die von politischen Emigranten gegründet worden waren. Dazu gehörte u.a. das alle 14 Tage veröffentlichte Bulletin *Pogład*, das vom Komitee zur Unterstützung der Solidarność herausgegeben wurde und von 1982 bis 1990 erschien. Sein Redakteur war Edward Klimczak. Ein weiterer Titel war *Archipelag* (1983-1987) unter der Redaktion von Andrzej Więckowski. Sie dienten als inoffizielle Organe der innerpolnischen Opposition und emigrierter Kulturschaffender und druckten Texte politischer Flüchtlinge, von denen einige später journalistische und publizistische Karrieren machten<sup>308</sup>. Der polnische Verlag „Veto“ veröffentlichte Texte polnischer und anderer Autoren aus dem damaligen Ostblock wie Václav Havel oder Stefan Heym (Stach 1989, 50-51).

Über die Umstände, unter denen der *Pogład* (ursprünglich als *Biuletyn Informacyjny KOS*) entstand, berichtete einer seiner Gründer, Czesław Karkowski (2003, 185):

*Das verängstigte, desorientierte, aber zahlreiche Milieu der Polen in Westberlin verspürte das Bedürfnis nach einer eigenen Informationsquelle. Die Leute wollten wissen, was in Polen passierte, und viele konnten nur schlecht Deutsch. Zwar konnte man in Berlin das polnische Radio ohne Probleme terrestrisch empfangen, aber aus offiziellen Quellen war über die wirkliche Situation und die tatsächlichen Entwicklungen in Polen nicht viel zu erfahren. Unbekannt war auch, was die Behörden der Freien Stadt Berlin mit den Emigranten vorhatten*<sup>309</sup>.

Die zweite Zeitschrift, *Archipelag*, war kulturell-politisch geprägt und begleitete einen Verlag, der Bücher von im eigenen Land „ungern gesehenen“ polnischen Autoren veröffentlichte.

Ab 1987 erschien in Hamburg das anfangs nur deutschsprachige, ab 1993 dann zweisprachige *Magazyn Polsko-Niemiecki Dialog*, das seinen Sitz später nach Berlin verlegte. Die Zeitschrift konzentrierte sich auf wesentliche Aspekte der deutsch-polnischen Nachbarschaft. Die Redaktion veranstaltete auch Podiumsdiskussionen und Konferenzen. Ab 2005 vergab sie gemeinsam mit Vorstand und Kuratorium des Bundesverbandes der Deutsch-Polnischen

<sup>307</sup> Funkhaus Europa (29.09.2013), [http://www.funkhauseuropa.de/sendungen/polskimagazynradiowy/o\\_nas/onas100.html](http://www.funkhauseuropa.de/sendungen/polskimagazynradiowy/o_nas/onas100.html) (Zugriff: 1.02.2016).

<sup>308</sup> Maria Kaczyńska, *Media polonijne w Niemczech* [in:] *Interakcja. Leksykon komunikowania polsko-niemieckiego*, <http://www.polska-niemcy-interakcje.pl/articles/show/55> (Zugriff: 2.02.2016).

<sup>309</sup> Der volle Text seiner Erinnerungen steht auf der Seite <http://www.poglad-berlinwest.de/Poglad.Wydania/SpalteRechts/osobie/Poglad.Karkowski.html> (Zugriff: 3.02.2016).

Gesellschaften einen jährlichen Preis für besondere Leistungen im Bereich der deutsch-polnischen Beziehungen<sup>310</sup>.

In den folgenden Jahren entstanden als Antwort auf neue Bedürfnisse polnischer Migranten in Berlin neue Publikationen. Mit Blick auf ihre Inhalte kann man sie in drei Gruppen gliedern:

- Bulletins auslandspolnischer Organisationen und Vereine, z.B. das *Biuletyn Polskiej Rady w Niemczech* (Berlin 1996-1999), die *Gazetka* des Polnischen Kulturbundes und der Vereinigung der Polen in Berlin, den *Kujon* des Schulvereins „Oświata” (es erschien zwischen 1990 und 1992 unregelmäßig<sup>311</sup>), das *Biuletyn Niemiecko-Polskiego Towarzystwa Medycznego* (1997-2000) oder das *Biuletyn Zrzeszenia Federalnego Polskich Inżynierów i Techników w Niemczech* (erscheint seit 1997);

- auf literarische, publizistische oder religiöse Themen fokussierte Publikationen, z.B. *Wir* (1995-2012) des Deutsch-Polnischen Literarischen Vereins in Berlin *WIR, Słowo – Das Wort* – die Vierteljahresschrift des Klubs der Katholischen Intelligenz in Berlin (1998–2011), *Kolano*, unregelmäßig vom Klub der Polnischen Versager herausgegeben; gegenwärtig ist das Erscheinen suspendiert, oder der *List Parafialny* (Gemeindebrief), – gedruckt durch die Polnische Katholische Mission (seit 2000) und die Onlinepublikation *Akcenty* (seit 2004)<sup>312</sup>;

- Zeitschriften mit Informations- und Werbecharakter: *Kurier Berliński Polonica* (1997-2010), *Kontakty* (seit 1995), *Polonez* (seit 1996) oder der *Polonijny Informator Adresowy* (seit 1998).

Auch auf den gesamtdeutschen Markt orientierte polnische Medien waren in Berlin erhältlich: etwa das in Frankfurt am Main in einer Auflage von 100.000 Exemplaren herausgegebene *Info & Tips* oder das im westfälischen Ahlen produzierte *Samo Życie* (Kalczyńska 2002, 280-281).

Aus den angeführten Beispielen geht hervor, dass die meisten polnischsprachigen Medien in Berlin in den 1990er Jahren erschienen; sie antworteten auf das damalige Bedürfnis der Migranten und beruhten auf der redaktionellen Mitwirkung von in Berlin lebenden Angehörigen dieser Gruppe. Die überwiegende Mehrzahl erschien nur für wenige Jahre und in geringer Auflage. Der *Pogląd* z.B. erschien nur mit einigen Dutzend Exemplaren, die vor der polnischen Kirchengemeinde verteilt oder an Interessierte mit der Post verschickt wurden. Dass die Anzahl dieser Publikationen mit den Jahren zurückging, hatte mit den persönlichen Schicksalen der Redaktionsmitglieder zu tun, die manchmal in andere Länder weiterwanderten oder wegen eines Übermaßes an anderen Verpflichtungen von gemeinnütziger Arbeit wie dieser Abstand nahmen. Ein großes Problem war auch die Finanzierung der Veröffent-

<sup>310</sup> Webseite: „Dialog”, <http://www.dialogmagazin.eu/strona-glowna.html> (Zugriff: 3.02.2016).

<sup>311</sup> Die Preetitel sind aus der im Internet vorliegenden Studie *Niemcy prasa polonijna i polskojęzyczna* entnommen, <http://www.p Polonia.org/pr-b5.htm> (Zugriff: 2.02.2016); außerdem M. Kaczyńska, a.a.O.

<sup>312</sup> Internetseite: *Akcenty*, [www.akcenty.de](http://www.akcenty.de) (Zugriff: 4.02.2016).

lichungen; es haben letztlich diejenigen von ihnen überlebt, die die Probe des Marktes bestanden haben.

In den folgenden Jahren differenzierte sich das Milieu der Migranten aus, und mit ihm auch die Bedürfnisse und Erwartungen an Medien. Das machte es schwieriger, ein für alle interessantes Profil zu entwickeln. Immer größere Bedeutung für die Arbeit von Verlagen erhielt auch das langsam anlaufende Internet, das es ermöglichte, polnische Titel gleich auf polnischen Seiten im Original zu verfolgen; das trug dazu bei, dass lokale Verlage von Papierpublikationen verschwanden.

Die für dieses Buch befragten Migranten griffen hauptsächlich zu den seit über 20 Jahren erscheinenden *Kontakty*, von deren Existenz alle Gesprächspartner wussten. Die Zeitschrift hatte vor allem eine Funktion als Verbreiter von Alltagsinformationen und erschien zum Zeitpunkt der Feldforschung in einer monatlichen Auflage von über 15.000 Exemplaren; vertrieben wurde sie an Orten wo sich Polen trafen, u.a. in polnischen Geschäften, Arztpraxen und der polnischen Kirchengemeinde. Die *Kontakty* verbreiteten Informationen über polnische Institutionen in Berlin und über für das Milieu wichtige Ereignisse in der Stadt. Außerdem gab die Redaktion den Ratgeber *Berliński Informator Polonijny* mit im Alltag hilfreichen Adressen von Ämtern, Institutionen, Unternehmen und Anbietern von Dienstleistungen; ein ähnliches Profil hatte die Vierteljahresschrift *Polonez*. Die Redaktion führte auch die Veranstaltungsagentur „Klon“<sup>313</sup>.

Alle genannten Titel waren den an dieser Studie teilnehmenden Befragten bekannt. Am populärsten waren die *Kontakty* mit ihrem Ratgebercharakter; sie halfen, sich im Angebot polnischer Institutionen in Berlin zurechtzufinden, und aus ihnen konnte man Informationen über geplante Veranstaltungen und nützliche Adressen von Ärzten, Juristen, Restaurants, Sprachschulen usw. finden.

Von den anderen erwähnten und bis heute bestehenden Titeln kannten nur zwei Befragte den *Dialog*. Die branchenbezogenen Zeitschriften waren nur einigen wenigen Personen bekannt, die Mitglieder der herausgebenden Vereine waren. Einzelne Befragte lasen auch die in ganz Deutschland verkaufte Wochenzeitschrift *Angora*, die Texte aus polnischen und ausländischen Zeitschriften zweitverwertete sowie Feuilletons, Kommentare und Interviews veröffentlichte<sup>314</sup>. Vor allem die Online-Version des Titels erfreute sich großer Beliebtheit<sup>315</sup>.

Die Befragten betonten, dass sie, seitdem das möglich war, wesentlich häufiger als zu auslandspolnischen Publikationen zu Titeln griffen, die in Polen selbst erschienen, genannt

<sup>313</sup> Jeder Titel des Verlags „Klon“ erschien in einer Auflage von etwa 20.000 Exemplaren. Webseite der *Kontakty*: <http://www.kontakty.org/> (Zugriff: 4.02.2016).

<sup>314</sup> Webseite von *Angora*: <https://www.angora.com.pl/> (Zugriff: 4.02.2016).

<sup>315</sup> [www.angora-online.de](http://www.angora-online.de). In ganz Deutschland verbreitet war auch der polnischsprachige Internetauftritt der *Deutschen Welle*, [www2.dw-world.de/polish](http://www2.dw-world.de/polish) (Zugriff: 4.02.2016). Allerdings hat keiner der Befragten diesen Titel erwähnt.

wurden insbesondere die Tageszeitungen *Gazeta Wyborcza* und *Rzeczpospolita* sowie die Wochenzeitschrift *Polityka*; der Zugriff auf diese Medien fand in der Regel online statt. Einige populäre Titel wurden auch in Papierform gekauft, wo sie zu haben waren, etwa am Alexanderplatz, in den Bahnhöfen Ostbahnhof, Zoologischer Garten und Friedrichstraße oder auch in polnischen Einzelhandelsgeschäften. Beliebt waren auch Wochenzeitschriften wie *Polityka*, *Wprost* und *Newsweek* sowie die sogenannte Frauenpresse.

*Im Internet schaue ich auf Newsweek oder Polityka, diese Titel habe ich mir jetzt angeeignet. Wenn ich nach Polen fahre, bringe ich immer tausende von Büchern von dort mit (KK20 1988).*

*Ich habe hier, oder hatte vielmehr während des Studiums, ein Abonnement der Polityka, und im Internet lese ich die Gazeta Wyborcza (GK9 1996).*

*Ich lese die polnische Presse, aber unregelmäßig. Wenn ich in Polen bin, lese ich Wochenzeitschriften, aber mit Verspätung [...]. In Polen kaufe ich mir Wprost, Newsweek, Polityka und Zwierciadło (KK21 2003).*

Verbreitet war auch, dass Verwandte in Polen diese Titel für die Befragten sammelten und sie ihnen bei Gelegenheit von Besuchen gaben. Einzelne Befragte hatten auch Pressetitel (vor allem Unterhaltungsmagazine) direkt in Polen abonniert.

Zum Zeitpunkt der Befragungen gab es kein eigenes polnischsprachiges Fernsehprogramm in Berlin. Die meisten empfingen aber heimische Sender über Satellit, Kabel oder Internet.

*Im Internet lese ich Newsweek und Polityka (KK20 1988).*

*Ich schaue ausschließlich polnisches Fernsehen. Ich habe TV Polonia, TV Kultura, TV Historia und TV Trwam. [...] Wenn mein Mann von der Arbeit kommt, sitze ich immer vor dem polnischen Fernsehen (BK4 1985).*

*Wir haben hier alle polnische Fernsehsender. Ich kann mir nicht vorstellen, mir Unterhaltungsprogramme wie *Taniec z gwiazdami* (Tanzen mit Stars) oder sonst irgendetwas auf Deutsch anzuschauen. Das hat alles nicht diesen Showeffekt. In Polen werden diese Shows eleganter produziert, sie haben ihre Klasse, eine andere als hier. Und wenn ich schon Fernsehen gucke, dann wähle ich die polnischen Programme aus (KI1KI 1988).*

*Mich interessiert die Frauenpresse, ich lese immer das *Zwierciadło* und bin täglich auf der Seite [www.gazetawyborcza.pl](http://www.gazetawyborcza.pl). Was das Radio angeht, bedauere ich sehr, dass ich hier nur das*

*I. Programm des Polnischen Radios empfangen kann, aber das ist so anachronistisch gemacht. Ich schalte es 2-3 Mal pro Woche ein, weil ich ein bisschen Polnisch hören möchte, aber das sind eigentlich Sendungen, die kaum auszuhalten sind. Manchmal finde ich etwas im Internet, aber ich bin kein solcher Fan, dass ich Radio online höre; und einen Fernseher haben wir nicht (BK3 1998).*

*Wir haben sogar Satellitenfernsehen NC+. Aber die Kinder haben in ihrem Zimmer nur deutsches Fernsehen (PM7 2008).*

*Wir haben polnisches Fernsehen: TVP Polonia und TVN. Kabel Deutschland hat das im Angebot. Manchmal schaue ich mir das beim Frühstück an, aber jetzt wegen der Kinder immer seltener. Außerdem gibt es ja noch das Internet, denn ich weiß schon gern Bescheid, was los ist (GK10 2007).*

*Ich verfolge die polnische Presse, aber unregelmäßig, vor allem Wochenzeitschriften, und die mit Verzögerung. So richtig auf dem Laufenden bin ich also nicht, aber ich gebe mir Mühe, wenigstens die Nachrichten anzuschauen. Das kostet die wenigste Zeit. Wenn ich in Polen bin, kaufe ich mir Wprost und Newsweek, Polityka und Zwierciadło (KK21 2003).*

Eine der Migrantinnen, die mit ihrer ganzen Familie nach Deutschland gekommen war und ihren Aufenthalt auf Grundlage der deutschen Wurzeln ihres Mannes legalisiert hatte, stellte fest:

*Ich habe hier einen Laptop stehen [am Arbeitsplatz, unter der Schreibtischplatte]. Auf TVN schaue ich unbedingt jeden Tag die Nachrichten. Ich interessiere mich für Politik und lese gern, wie bei uns zu Hause PO und PiS sich in die Haare kriegen. Da habe ich wirklich Spaß dran (PK30 1992).*

Auch wenn fast die gesamte Familie der Befragten, einer Spätaussiedlerin, sich in Deutschland aufhielt, die deutsche Staatsangehörigkeit und ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland hatte, ließ ihr Interesse an den laufenden Ereignissen in Polen nicht nach.

Auch während der Interviews war häufig der Fernseher auf einen der polnischen Kanäle (meistens auf einen Informationssender) eingestellt. Wenn örtliche Vorschriften das Installieren einer Antenne zu diesem Zweck einschränkten, wurden sie problemlos und im allgemeinen ohne Unrechtsbewusstsein umgangen. Unter Bekannten und in zahlreichen Internetforen wurden Informationen darüber weitergegeben, wie man nicht immer völlig legal ein Satellitenfernsehen mit Empfang polnischer Sender installieren konnte. Behilflich dabei waren entsprechende polnische Fachleute.

Bemerkenswert ist aber auch, dass einige der Befragten mit der Zeit auf das polnische Fernsehen verzichteten. Sie gaben dafür verschiedene interessante Beweggründe an. Einige bemerkten, dass die Konzentration auf polnischsprachige Programme ihre Kenntnis von dem, was in Deutschland geschehe, einschränke:

*Ich hatte früher mal polnisches Fernsehen und habe nichts anderes geschaut. Aber dann habe ich gemerkt, dass ich vieles von dem, was in Deutschland passiert, nicht wusste und meine Tochter auch nicht (KIKA 1995).*

Andere fanden, das polnische Fernsehen wecke unnötige Emotionen:

*Ich habe kein Fernsehen. Ich habe lange Zeit polnisches Kabelfernsehen geschaut, aber mein Mann hat es mir immer abgeschaltet, weil ich ständig den Tränen nahe war. Da gab es so ein Programm „Przytul mnie“ (Nimm mich in den Arm), da habe ich schon bei den ersten Bildern gefleht, bei der Serie „M jak miłość“ (L wie Liebe) auch. Sogar wenn ich die Nachrichten gesehen habe, war ich immer erschüttert (GK9 1996).*

Etliche Gesprächspartner hatten überhaupt keinen Zugang zum Fernsehen – weder zum polnischen noch zum deutschen. Ihre Kenntnisse über die wichtigsten Ereignisse zogen sie aus dem Internet. Generell wurden jedoch die polnischen Sender als wichtig eingeschätzt. Vor allem Migranten aus den achtziger und neunziger Jahren nutzten sie, um ihren „Informationshunger“ zu stillen, den sie schmerzlich empfanden, als alle Informationen mit großer Verspätung und aus zweiter Hand zu ihnen gelangten. Auch das Niveau der polnischen Programme galt im Vergleich zu den deutschen als hoch.

Gleichzeitig erklärten die Migranten, dass sie durchaus deutsches Fernsehen schauten und deutsche Zeitungen lasen. Das bestätigte sich in Hörerforschungen der ARD/ZDF-Medienkommission. Ihnen zufolge schauten 2007 87% der Polen deutsches Fernsehen, allerdings vor allem Unterhaltungsprogramme. In der Reihenfolge ihrer Popularität waren das: PRO 7 und RTL, SAT1 und RTL2, ARD und ZDF. 72% hörten deutsche Radioprogramme, und 29% nutzen deutsche Internetseiten. Besonders beliebt als Medium war aber das Fernsehen; das unterschied die Polen nicht von anderen migrantischen Gruppen in Deutschland. Interessanterweise war trotzdem nicht das Fernsehen für sie die wichtigste Informationsquelle, sondern die Printmedien und das Internet. Das Fernsehen sollte vor allem der Unterhaltung dienen (Worbs 2010, 23-26).

Bei den Polen trat aber das Phänomen der „Ghettoisierung der Medien“ nicht auf, das man z.B. bei den Migranten aus der Türkei in Deutschland beobachten konnte: diese zogen klar ethnische Medien vor (Worbs 2010, 11). Die Mehrheit der Berliner Migranten erklärte, Fern-

sehprogramme beider Länder zu schauen. Aus meinen eigenen Forschungen ergibt sich, dass sich die Migranten besonders für Kommentare deutscher Medien zu Ereignissen in Polen interessierten, und in polnischen Texten zum Thema Deutschland.

*Vor einer oder zwei Wochen war in dieser Berliner Zeitung [in einem kurz nach der Flugzeugkatastrophe von Smoleńsk veröffentlichten Interview] ein Artikel über das Thema Katyń. Sogar den Text über Katyń habe ich ein zweites Mal gelesen und ihn auch einem Bekannten weitergegeben, der sich auch für Geschichte interessiert [...]. Und dann ist eine Woche später die Katastrophe in Smoleńsk passiert. Und diesen Film von Wajda habe ich natürlich mir auch angesehen (EK8 1991).*

Zusammenfassend kann man sagen, dass die in Berlin sesshaft gewordenen Migranten oft das Gefühl hatten, dass sie durch die Nutzung sogenannter Ethnomedien<sup>316</sup> – also die Lektüre polnischer Zeitungen und Bücher und das Hören polnischer Programme – weiterhin in einem gewissen Grad am Leben in Polen teilnahmen.

Auf Grundlage der Titel, die die Befragten als ihre regelmäßige Lektüre angaben, konnte man feststellen, dass über mehrere Jahre hinweg das Interesse an Publikationen, die vor Ort veröffentlicht wurden, nach und nach zurückgegangen ist. Der Höhepunkt ihrer Popularität fällt auf die Jahre vor der Entstehung des Internets und dem Aufkommen des Satellitenfernsehens. Ihre anfangs relativ hohe Leserschaft kam auch daher, dass sich damals in Berlin eine große Gruppe von Migranten aufhielt, die schon vor ihrer Ausreise intensiv Medienarbeit betrieben hatten, oft in oppositionellen Publikationen in Polen, deren Tätigkeit sie in Berlin fortzusetzen versuchten. In den folgenden Jahren erlaubte die immer größere Popularität von Internet und Satellitenfernsehen den polnischen Mediennutzern, Nachrichten direkt aus Polen zu beziehen, polnische Filme und Unterhaltungsprogramme usw. direkt zu empfangen. Damit wurde es finanziell ein Verlustgeschäft, Zeitschriften, Fernseh- oder Radioprogramme in Berlin zu produzieren. Branchenpublikationen konnten sich halten, wenn auch in geringer Auflage, während Ratgeberveröffentlichungen an Reichweite gewannen. Sie hielten sich, obwohl die Polen vor allem das Internet als Informationsquelle nutzten, darunter auch polnische Seiten, die auf das Leben in Berlin und seine Erleichterung orientiert waren. Hier konnten die Migranten Informationen über Ereignisse in der Stadt abrufen und sich orientieren, wie verschiedene amtliche Formalitäten zu erledigen waren, wie der Zu-

<sup>316</sup> Der Begriff stammt von Sonja Weber-Menges (2006, 123) und umfasst ausländische Medien, die entweder im Herkunftsland der Migranten erscheinen und auf den dortigen Markt orientiert sind, aber auch in Deutschland zugänglich sind, oder solche, die auf den deutschen Medienmarkt abzielen. Zu ihnen gehören auch Medien, die von Migranten für andere Migranten produziert werden und die häufig in der Herkunftssprache erscheinen oder eine interkulturelle Form aufweisen. Schließlich gehören dazu Medien deutscher Herausgeber, die sich speziell an Migranten richten, ob als muttersprachliche Programme oder in mehrsprachiger Form.

gang zum Gesundheitswesen funktionierte, welche billigen Telefonverbindungen es gab usw. Über Internetforen gaben die Befragten sich gegenseitig Hinweise zu diesen Themen und tauschten sich mit anderen Personen, die im Ausland lebten, aus.

Der hier skizzierte Veränderungsprozess bei der Nutzung von Ethnomedien verwies auf einen weiteren Aspekt der Transnationalisierung des Lebens der Migranten: sie nutzten intuitiv Medien, deren Angebot ihren Bedürfnissen am nächsten kam. Ein Mangel an polnischem Fernsehen aus Berlin wurde nicht empfunden, weil es leicht geworden war, Programme direkt aus Polen zu konsumieren. Eine attraktive Themenauswahl rund um das Leben in der Emigration bewirkte dagegen zusammen mit der für die Rezipienten angenehmen Sendezeit, dass das polnischsprachige Programm von RBB Funkhaus Europa sich einiger Beliebtheit erfreute, im Übrigen auch wegen seiner deutschsprachigen Programmanteile. Seit Mitte der 1990er Jahre erweiterte sich die Möglichkeit, am polnischen kulturellen Leben teilzuhaben, im Vergleich zu den früheren Jahren in unvergleichbarem Maß. In welchem Umfang sie genutzt wurde, hing nur noch von den persönlichen Vorlieben der Migranten ab.

### **Sprache und Kindererziehung**

In den Interviews sagten die Befragten aus, dass sie sich auf Polnisch und Deutsch gleichermaßen fließend ausdrücken könnten und beide Sprachen je nach Situation abwechselnd benutzten. Bestätigt wurde dies durch Situationen während der Interviews, wenn diese z.B. wegen eines Telefonanrufs unterbrochen wurden und die befragte Person das Gespräch beantwortete. Fließendes Deutsch war auch bei der Verständigung mit Kollegen am Arbeitsplatz, etwa in Gaststätten oder Läden, zu beobachten. Die guten deutschen Sprachkenntnisse polnischer Migranten bestätigten Forschungen, die das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2007 vorgenommen hatte. Aus ihnen ergab sich, dass die Mehrheit der erwachsenden Polen in Deutschland die deutsche Sprache in Wort und Schrift gut beherrschte. Gleichzeitig behielten sie ihre muttersprachlichen Fertigkeiten auch nach langen Jahren im Ausland überdurchschnittlich oft; die Untersuchung sprach von einem Anteil von 80% der Befragten, die die Muttersprache sehr gut in Wort und Schrift beherrschten; das war der höchste Prozentsatz unter allen in Deutschland lebenden Ausländergruppen (Haug 2008, 32). Die beiden Ergebnisse sind einerseits wesentliche Indizien für eine gelungene Integration, andererseits aber auch ein Ausgangspunkt für den Prozess der Transnationalisierung.

Janusz Anusiewicz (1991, 20) hat geschrieben, dass die Sprache für die Kultur sowohl eine Zugangsbedingung darstellt, als auch von ihr abhängig ist; sie gilt als Fundament, Erscheinungsform, Implikator und Produkt der jeweiligen Kultur. Nach Benjamin L. Whorf (1982, 339) stellt „jede Sprache ein gesondertes und weitläufiges System von Mustern zur Sanktionierung kultureller Kategorien und Formen dar, mit deren Hilfe wir uns nicht nur gegen-

seitig verständigen, sondern darüber hinaus auch die Wirklichkeit analysieren“, sie enthält Weisen der Konzeptualisierung und Strukturierung der Wirklichkeit und gibt diese vor, sie bestimmt die Taxonomisierung, Übersicht und Bewertung der Wirklichkeit. Sprache ist nicht nur ein Werkzeug der Interpretation kultureller Muster, sondern auch eine Auslegung außersprachlicher semiotischer Systeme (wie Bräuche, Höflichkeitsbezeugungen u.dgl.) (Whorf 1982, 18-19). Mit anderen Worten gestaltet die Struktur der Sprache in einer gegebenen Gesellschaft bestimmte Denkgewohnheiten, sie modelliert die Wahrnehmung der Welt (ihr Verständnis und ihre Interpretation) auf individueller und kollektiver Ebene.

Dass sich die Polen auch im Ausland korrekt der Muttersprache bedienen, stärkte zweifellos ihre Verbindung zur eigenen Herkunftskultur und darüber ihre Identität. Dagegen half die immer fortgeschrittenere Beherrschung des Deutschen den Migranten dabei, die Mitglieder der aufnehmenden Gesellschaft besser zu verstehen, und dies nicht nur im unmittelbar sprachlichen, sondern auch im kulturellen Sinn. Idiome, Sprichwörter und soziale Aphorismen, kommunikative Tabus und bestimmte Euphemismen oder die Jargons bestimmter sozialer oder Berufsgruppen nicht zu kennen, schränkt die Möglichkeit der Teilhabe an der aufnehmenden Gesellschaft ein. Dasselbe gilt für spezifische Formen des Humors einer gegebenen Gemeinschaft oder von für sie kennzeichnenden sprachlichen Ritualen. Bei den im Rahmen dieser Studie untersuchten Migranten war nichts davon zu beobachten (Marcjanik 1994, 77; Goddar, Wierzbicka 2001, 177-181; Ferraro 2002, 65-69).

Gewöhnlich machten sich die Polen allerdings erst nach längerem Aufenthalt in Deutschland diese tieferen Aspekte des Spracherwerbs klar. Im Alltag beobachteten sie eine andere Körpersprache als Korrelat von Aussagen, als sie diese gewohnt waren, spezifische Verhaltensweisen in bestimmten Arbeitssituationen oder sozialen Kontakten; in dem Maße, wie sie diese Besonderheiten zu verstehen lernten, konnten sie besser in der aufnehmenden Gesellschaft funktionieren und auf bestimmte Situationen eingehen.

*Das erste, was mir in die Augen stach, war – sogar unter meinen Bekannten – die Art und Weise, wie sie jemandem zuhören [...]. Auch die direkte Art, wie sie Bewertungen aussprechen, auch kritische, hat mich überrascht und am Anfang negativ berührt. Ich fand das in harmlosen geselligen Kontakten und sogar auf der Straße oder im Laden als schockierend. [...] Aber auf der anderen Seite ist es vielleicht auch besser, gleich zu wissen, wie jemand anderes zu dir steht. Wenn er dich mag, dann mag er dich, und wenn nicht, dann eben nicht (MK26 1993).*

Dieselbe Befragte stellte noch andere Unterschiede im Verhalten von Polen und Deutschen fest:

*Hier werden Kinder nicht angeschrien. Wenn eine Mutter sieht, wie ihr Kind im Sandkasten oder in der U-Bahn herumkriecht, wird sie mit gleichmäßiger Stimme sogar aus einer Entfernung von 20 Metern wiederholen: „Steh bitte auf“. Keinerlei impulsive Reaktionen auf das Kind. Eine polnische Mutter hätte sich schon längst aufgeregt, wäre laut geworden, und die Sache wäre erledigt gewesen (MK26 1993).*

Weiter stellte sie fest:

*Mich hat auch schockiert, dass die Kinder in der Schule oder im Kindergarten die Lehrer und Erzieher duzen, wie man überhaupt in Deutschland sehr schnell beim Du ist, ohne dass das viel bedeutet (MK26 1993).*

Was die Sprache angeht, lernten sie die Kinder generell schneller als ihre Eltern. Für sie war der Aufenthalt in Deutschland nicht so sehr mit einer Anpassung verbunden, als vielmehr mit einer doppelten Inkulturation verbunden, also dem Erwerb von Mustern sowohl der eigenen Eltern als auch der aufnehmenden Gesellschaft. Im Zuge dieses Prozesses eigneten sich die Kinder nicht nur zwei Sprachen an, sondern auch soziokulturelle Normen, Haltungen, Werte, Überzeugungssysteme und Verhaltensweisen an, von denen manche der deutschen und der polnischen Gesellschaft gemeinsam waren und andere nicht<sup>317</sup>. Die Nachkommen der Befragten waren, unabhängig davon, wann ihre Eltern mit ihnen emigriert waren, in aller Regel zweisprachig und verstanden übergangslos von der einen Sprache in die andere zu wechseln, auch wenn sie nicht immer beide im selben Ausmaß beherrschten. Die meisten von ihnen verließen die Schule mit einer sogenannten starken Sprache – in der Regel dem Deutschen auf einem ähnlichen Niveau wie ihre einsprachigen Altersgenossen und der zweiten sogenannten schwachen Sprache – im Allgemeinen dem Polnischen (obwohl es vor der Einschulung meist umgekehrt gewesen war). Die Kinder der Migranten konnten sich in beiden Kulturen gleichermaßen verständigen und ungehindert bewegen. Sie wussten z.B., was man wem in einer gegebenen Situation sagen konnte, wie man sich zu verhalten und wie man auf bestimmte Situationen zu reagieren hatte. Sie konnten auch die für jede der beiden Sprachen typischen Gesten, Mimiken und Melodien anwenden und sogar zweisprachig denken und empfinden (dies ist laut Stręk 2006, 12 das Besondere an der Zweisprachigkeit).

Einige in binationalen Beziehungen geborenen Kinder wuchsen von Anfang an zweisprachig auf. Die meisten eigneten sich die zweite Sprache im Kindergarten oder in der Schule nach der Übersiedlung nach Deutschland an. Das ging nach dem Zeugnis der Gesprächspartner in den meisten Fällen sehr schnell:

<sup>317</sup> Bei der Begrifflichkeit folge ich Matsuoto, Juang (2007), 170-171.

*Im ersten Monat kam meine Tochter mit Tränen in den Augen nach Hause und sagte, dass sie nichts verstehe. Aber dann bekam sie den Anschluss und konnte sich schon bald verständigen. Sie ging erst ab den Winterferien zur Schule, und Mitte Juni, zum Ende des Schuljahres, musste sie die dritte Klasse nicht wiederholen, sondern wurde in die vierte versetzt. Sie kam also schnell zurecht. Mit meinem Sohn war es so ähnlich. Polnische Kinder sind begabt, also gab es keine Probleme, [...] unsere Enkelin ist erst drei Jahre alt, aber sie spricht schon Polnisch (PK30 1992).*

*Unser Sohn wurde noch in Łódź geboren, er kam nach Deutschland im Alter von zweieinhalb Jahren. Er konnte noch kein Deutsch und lernte es erst im Kindergarten, wo er sozusagen sofort ins tiefe Wasser geworfen wurde und es gelernt hat (LK25 1978).*

Ein Befragter, der im Alter von neun Jahren nach Deutschland gekommen war, analysierte seine persönlichen Erfahrungen so:

*Meine Eltern haben für mich eine Schule ausgesucht, wo es keinen einzigen Polen gab. Da haben sie mich einfach hingeschickt. Und ich konnte kein Wort Deutsch. Ich bekam einen Platz in der Klasse und wurde allein gelassen. Aber das war nicht traumatisch für mich, denn ich war offen und habe mir nicht viel daraus gemacht. Ich habe die Sprache sehr schnell gelernt, und das war das Beste. Denn andere polnische Kinder gingen gemeinsam mit Landsleuten zur Schule und unterhielten sich in den Pausen auf Polnisch. Ich war vom Polnischen völlig abgeschnitten und musste von früh an die Sprache lernen, und das war ein Vorteil für mich. Denn jetzt arbeite ich als Dolmetscher und bin [meinen Eltern] sehr dankbar, dass sie mich gezwungen haben, das Deutsche von der Pike auf zu lernen (ZM15 1983)<sup>318</sup>.*

Die sprachliche Anpassung verlief aber nicht immer so unproblematisch.

*Meine Tochter war ein Jahr im Kindergarten und verstand alles, aber sie sagte kein Wort, denn sie war sehr verschlossen. Nach einem Jahr kam ein deutscher Bekannter zu uns, ging mit ihr in ihr Zimmer und fragte sie über dies und jenes aus, über ihr Zimmer – und so begann sie zu sprechen. Sie zog irgendwelche Büchlein hervor und öffnete sich etwas. Erst nach einem Jahr kam der Umschwung, und als sie dann in die Grundschule kam, konnte sie so gut Deutsch, dass niemand auf die Idee kam, sie könnte keine Deutsche sein (BK4 1985).*

Eine andere Befragte, die in den achtziger Jahren als Kind nach Deutschland kam, beschrieb ihre Schulerfahrungen als traumatisch:

<sup>318</sup> Über die Probleme migrantischer Kinder, die im Ausland aufgewachsen sind, ihre Anpassung, Bindungen und ihre Identität hat sich Agnieszka Trąbka (2014) ausführlich geäußert.

*Ich hatte es schwer. Ich kam in der fünften Klasse und wusste nicht, ob wir hier bleiben würden. Als ich neu war in Berlin, bin ich natürlich in den Schreibwarenladen gegangen und habe alle die Federmäppchen, Lineale, Buntstifte, Filzstifte und was nicht alles gesehen, und das hat mir alles gefallen. Aber später, als ich erfahren habe, dass wir auf Dauer bleiben, hatte ich Panik, denn ich wollte hier nicht bleiben. Ich ging in eine Schule in die fünfte Klasse, wo sie alle etwas gegen Ausländer im allgemeinen und Polen im besonderen hatten. Denn das war die Schule, die zu diesem Flüchtlingsheim gehörte, wo wir gewohnt haben. Und dort mochten sie uns nicht. Wir waren zu drei Polen und saßen einsam in der hintersten Bank, denn niemand wollte neben uns sitzen. Auf dem Schulausflug haben die deutschen Mädchen geweint, weil sie kein Zimmer mit polnischen Mädchen teilen wollten. Die Jungen haben uns geärgert. Eine meiner Klassenkameradinnen sprach schon Deutsch, sie war ein bisschen pummelig, und ich war so dünn und hatte keine Ahnung, worum es ging. Ich saß da und heulte, meistens in der Ecke. Ein anderer, ein polnischer Junge, hatte weniger Probleme in der Schule. Er nahm alles lockerer. Und nach einem Jahr haben mich meine Eltern auf eine andere Schule geschickt. Ich hatte Angst davor, denn ich wusste nicht, was mich hier erwartete. Aber es stellte sich heraus, dass es das schiere Gegenteil von dem war, was ich [bisher] erlebt hatte. Schon in der ersten Woche war ich zu einem Geburtstag eingeladen. Ich hatte einen Lehrer, der mir viel Zeit gewidmet hat. In den Pausen ging er mit mir Bücher für die erste Klasse durch und brachte mir Deutsch bei, damit ich alles aufholen konnte. [Und gab es dort Polen?] Es gab da noch ein polnisches Mädchen; die Mutter war Polin, der Vater Afghane. Das hat mir am Anfang ein bisschen gedolmetscht. Denn ich konnte kein Wort Deutsch, musste alles von Null aus lernen, und Englisch hatten wir außerdem noch. Mit der Mathematik hatte ich keinerlei Probleme, denn hier kam erst in der fünften Klasse, was ich in Polen schon in der vierten durchgenommen hatte. So niedrig war das Niveau. Nach zwei Jahren war ich dann im Gymnasium, und da kam noch Französisch als dritte Sprache dazu. Das war mir dann zu viel. Und einige haben mir, um mich zu ärgern, zusätzlich Probleme bereitet. Es war schwer, und manchmal bin ich nach Hause gekommen und habe nur geheult. [Und wann haben Sie sich einigermaßen eingewöhnt?] So in der 8 oder 9 Klasse (KIICKI 1988).*

Die Anpassungsprobleme waren nicht nur schwierig für die Kinder, sie bedeuteten auch enormen Stress für ihre Familien. Nur selten konnten Schüler auf Unterstützung von Seiten der Schule oder des Umfelds rechnen. Deshalb zogen manche migrierte Familien sogar in Betracht, wieder nach Polen zurückzukehren, falls sich die Probleme vertieft hätten. Gleichzeitig legten die Befragten auch großen Wert darauf, dass ihre Kinder weiter auch Polnisch sprachen. Das Polnische blieb in ethnisch einheitlichen Familien fast immer die Hauptkommunikationssprache zu Hause:

*Wir haben zu Hause immer Polnisch gesprochen. Das war kein besonderer Beschluss, das hat sich einfach so entwickelt. [...] Zu Hause wurde Polnisch gesprochen, draußen Deutsch (ZM15 1983).*

*Zu Hause haben wir ausschließlich Polnisch gesprochen, kein Wort Deutsch. Meine [ebenfalls in Berlin lebenden] Eltern reden bis heute nicht besonders gut Deutsch. [...] Ich glaube, ich habe das auch auf meine eigenen Kinder übertragen, denn sie sprechen zu Hause Polnisch. Mein Sohn sagt immer, dass er Pole sei. Er ist hier geboren, aber er fühlt sich als Pole (KIICKI 1988).*

*Mein Kind hat im Kindergarten ausschließlich Deutsch gesprochen, und zu Hause Polnisch. Deshalb spricht es heute beide Sprachen perfekt (MK26 1993).*

*Zu Hause sprechen wir nur Polnisch, überall, auch wenn ich in der Gruppe bin. Denn mir ist bewusst, dass bei meinen [jetzt kleinen] Kindern der Moment kommen wird, wo das Deutsche bei ihnen die Oberhand gewinnen und das Polnische in den Hintergrund treten wird (KIICKK 2002).*

Eine andere Befragte stellte den Zusammenhang zwischen Sprache und Kultur und der Kontinuität der Identität stark heraus:

*Meine Kinder sind hier geboren, und ich spreche mit ihnen seit ihrer Geburt Polnisch. Wenn man hier ist, dann ist die Perspektive eine andere, man möchte das Polnische geradezu in sich herein saugen. Man achtet auf Kultur und Traditionen, aber man muss aufpassen, dass man es damit nicht übertreibt. Ich habe zum Beispiel eine Bekannte, die ich sehr mag und achte, die ist mit einem Deutschen verheiratet und lebt in München. Und ihren Töchtern redet sie ein, dass sie Polinnen seien. Das darf man nicht, finde ich. Ich rechne damit, dass meine Kinder später sagen werden, dass sie sowohl Polen als auch Deutsche sind, vielleicht noch Europäer. Ich möchte sie zu guten Staatsbürgern erziehen, aber ich kann ihnen nicht vorschreiben, wer sie sein sollen. Wenn unsere Familien sich treffen, dann schlüpfen meine [ebenfalls in Berlin lebende] Schwester und ich in die Rolle der Dolmetscherinnen für die Familien unserer [deutschen] Männer. Das lohnt sich, finde ich, denn wie sollen sie sich sonst kennenlernen? Ich denke, dass das auch positiv auf meine [deutschen] Schwiegereltern gewirkt hat. Mein Schwiegervater kommt sehr gern zu meinen Eltern zu Besuch und radebrecht mit ihnen auf Polnisch, aber irgendwie machen sie sich verständlich. Das intellektuelle Niveau auf beiden Seiten ist sicher auch hilfreich (GK10 2007).*

Seinen Kindern kein Polnisch beizubringen, wurde generell als Fehler in der Erziehung angesehen:

*Meine Kinder sind 11 und 14 Jahre alt. Sie verstehen alles, aber Polnisch reden tun sie nicht. In einer polnischen Umgebung kommen sie zurecht, sogar mein [deutscher] Mann auch, so dass*

*das nicht besonders tragisch ist. Aber ich bin da Idealistin: ich möchte alles besser und mehr machen, aber es ist, wie es eben ist. Einige innere Konflikte habe ich schon überwunden, aber ich bin enttäuscht, dass meine Bemühungen kein Ergebnis gehabt haben (KIIKA 1990).*

Einige Befragte gaben zu, dass sie in den achtziger und neunziger Jahren vermieden hätten, in der Öffentlichkeit miteinander Polnisch zu sprechen. Sie begründeten das damit, dass sie sich nicht hätten unterscheiden wollen und sich vor der Reaktion der Umgebung gefürchtet hätten:

*Am Anfang haben wir uns mit meinem Bruder auf der Straße nicht Polnisch, sondern nur Deutsch unterhalten. Ich dachte mir, dass sich die Leute wundern mussten, was das für eine Sprache war. In Polen wäre das undenkbar gewesen, auf der Straße in einer anderen Sprache als Polnisch zu sprechen. Später habe ich das überwunden, bis 1989 diese Invasion von Polen in Berlin stattfand und [...] ich gesehen habe, was das für Leute waren und wie bodenlos sie sich benommen haben. Damals habe ich überhaupt kein Polnisch gesprochen. Ich habe mich wirklich geschämt (SK41 1982).*

Interessanterweise haben einige Migranten nach ihren Worten erst nach vielen Jahren die Hemmungen überwunden, außerhalb der eigenen Wohnung in ihrer Muttersprache zu reden. So tief hatten sich über die Jahre die Ängste und Komplexe in ihnen festgesetzt. Für viele war der Beitritt Polens zur EU der Wendepunkt; er hat offenbar viele psychische Barrieren und Komplexe zu überwinden geholfen.

Die Mehrheit der in Berlin sesshaft gewordenen Polen hatte jedoch keine Furcht, in der Öffentlichkeit Polnisch zu verwenden:

*Ich hatte nie Angst, in der U-Bahn Polnisch zu reden, so wie einige Landsleute. [...] Ich sage jedem, wo ich herkomme. Wir hatten hier solche Polen, die so taten, als wären sie Deutsche. Das hat mich immer sehr amüsiert, dass sie sich mit ihrem gebrochenen Deutsch nicht dazu bekennen können, dass sie aus Polen sind. Bloß nicht! Wobei es ihnen ja gar nichts hilft, man merkt es trotzdem. Wofür sich also schämen? Ich habe das oft gesehen (MK26 1993).*

Eine andere Gesprächspartnerin, die aus einer gemischtnationalen Familie stammt, betonte:

*Ich habe mich nie für Polen geschämt, weder in der U-Bahn noch im Bus. Wenn ich mit meiner Tochter unterwegs war, habe ich ihr nie gesagt „Rede nicht auf Polnisch“. Ganz im Gegenteil, [...] gerade auf der Straße haben wir nur auf Polnisch miteinander geredet. Das machen wir mit meiner Tochter [bis heute] so: wenn jemand nicht mitbekommen soll, was wir*

*besprechen, nutzen wir die jeweils andere Sprache. Meine Tochter hat das auch übernommen (JK13 1995).*



Abb. 18: Werbezettel für den polnischen Kindergarten „Maluch“. Foto: A. Szczepaniak-Kroll

Für die erst nach dem EU-Beitritt Polens nach Deutschland gekommenen Migranten stellten sich diese Probleme im allgemeinen nicht. Sie redeten in der Öffentlichkeit, wie ihnen der sprichwörtliche Schnabel gewachsen war, ohne die Komplexe, die die vorherige Migrantengeneration belastet hatten. Ähnlich wie die zuvor eingereisten Migranten achteten sie aber darauf, dass ihre Kinder das Polnische beherrschten. Dies war u.a. von der Hoffnung geleitet, dass das Polnische auch dazu beitragen werde, dass ihre Kinder Anschluss im eigenen ethnischen Milieu in Berlin finden und sich mit in Polen gebliebenen oder in andere Länder emigrierten Familienmitgliedern und Bekannten würden verständigen können<sup>319</sup>.

Man muss dabei einräumen, dass es der jüngsten Migrantengeneration leichter fiel, ihren Kindern die Muttersprache beizubringen, als dies jemals zuvor der Fall gewesen war. Denn die deutschen Pädagogen stehen solchen Bestrebungen heute positiver gegenüber als früher. Es ist unübersehbar, dass seit einigen Jahren die Haltung gegenüber dem Phänomen der

<sup>319</sup> Man kann sagen, dass die nationale Sprache als Form der Kultur Folgendes zum Ausdruck bringt: 1. begrifflich-weltanschauliche Strukturen – als solche kulturellen Werte kann man im einzelnen beschreiben, dass eine für die jeweilige Ethnie charakteristische Sichtweise auf die Welt weitergegeben wird; 2. emotionale Strukturen – als Ausdifferenzierung von Eigenschaften wäre hier auf den besonderen Charakter des Systems der Schaffung emotionaler Wahrnehmung der Welt hinzuweisen, wie sie die jeweilige Ethnie kennzeichnet, und 3. künstlerisch-bildliche Strukturen, die ein besonderes System der Schaffung und Benutzung künstlerischer Werte sowie auch ihrer Bewertung enthalten, und auch ein System künstlerischer Traditionen, wie es der jeweiligen Ethnie entspricht (Misiejuk, Czykwin 2002, 128).

Zweisprachigkeit von Schulkindern sich geändert hat, vor allem im multiethnischen Berlin. Solche Mehrsprachigkeit wird immer häufiger gefördert, in der Einsicht, dass Kenntnisse der Sprache der Eltern ein Wert für sich sind und das Erlernen des Deutschen eben nicht behindert. Seit Anfang des 21. Jahrhunderts kam eine Vielzahl von Ratgebern für Eltern und Lehrer heraus, die die Frage behandelten, wie Kinder zweisprachig und bikulturell zu erziehen seien (z.B. Burkhardt 2002; Apeltauer 2006; Erfolgreiches Lernen 2015; Fischer, Springer 2011)<sup>320</sup>. Eine solche positive Grundeinstellung war umso wichtiger, als in allen Gruppen der Befragten ähnliche Probleme bei der zweisprachigen Erziehung auftraten:

*Wir versuchen, das Polnische zu unterstützen, damit das Kind es lernt. Nach außen hat es Kontakt zum Deutschen, Englischen oder Griechischen [das Au-Pair-Mädchen kommt aus Griechenland], aber zu Hause reden wir miteinander Polnisch. Obwohl es natürlich schon vorkommt, dass meine Tochter mit ihren dreieinhalb Jahren mich mit den deutschen Worten begrüßt: „Hallo, Papa, wie gehts dir?“ (BM1 2000).*

*Meine Tochter ist nie in eine polnische Schule gegangen. [...] Sie kam von der Schule nach Hause und fing an, mit mir Deutsch zu faseln; ich habe ihr ganz ruhig auf Polnisch geantwortet und da ist sie automatisch ins Polnische gewechselt. So ist es bis heute. Jetzt leben wir weit entfernt voneinander, und wenn ich sie anrufe, spüre ich, dass sie anfangs Schwierigkeiten hat, mit mir Polnisch zu sprechen, und dass sie in ihrem Kopf alles umstellen muss. Aber wir reden miteinander ausschließlich auf Polnisch (KK22 1990).*

Aus den Antworten der Befragten geht hervor, dass das Hauptproblem generell beim Übergang von der einen Sprache in die andere auftrat, oder wenn beide Sprachen vermischt wurden. Die Kinder entlehnten Wörter der einen Sprache in die andere, verwechselten Ausdrücke und Laute. Eine Befragte erinnerte sich:

*Der Sohn meiner Nichte war zwei, als sie hierher kamen. Zu Hause haben sie mit ihm Polnisch gesprochen. Einmal kam er vom Kindergarten nach Hause und sagte auf Polnisch: „Mama, gib mir den Gabelec“. Er wusste nicht, dass „Gabel“ auf Polnisch „widelec“ heißt, nur noch, dass das Wort auf -ec endete. Für die Farbe weiß sagte er „Weissowy“, so hat sich bei ihm im Kopf alles vermischt. Er redet Polnisch, aber er sagt nicht „czekolada“, sondern „Schookolade“. [...] Es kommt auch darauf an, worüber man redet. Im Alltag läuft es glatt, wenn ich ihn auf Polnisch bitte, etwas zu holen oder aus der Schule zu berichten. Aber über ernsthafte Themen zu reden, das ist etwas anderes (PK30 1992).*

<sup>320</sup> Spektakuläre Effekte hat diese Förderung gleichwohl nicht erzielt. Nach wie vor weisen Kinder mit sog. Migrationshintergrund im Durchschnitt schlechtere schulische Ergebnisse als Kinder inländischer Familien. Aber mit Sicherheit verbesserte sich die Situation, nachdem das Problem von Migranten in der Schule jahrzehntelang ignoriert worden war (Dirim, Mecheril 2010, 121).

Dieses Phänomen machte den polnischen Eltern Sorgen, obwohl Psychologen Beruhigendes beitragen konnten: dass der sogenannte abwechselnde Gebrauch zweier Sprachen eine normale Erscheinung und einfach zu korrigieren ist (Stręk 2006, 20; Wojnesitz 2010, 55)<sup>321</sup>. In der Regel reagierten die Befragten intuitiv richtig auf die Äußerungen ihrer Kinder und veranlassten sie, in die Sprache der Eltern zu wechseln:

*Es ist ja klar, dass die Kinder, wenn sie miteinander zusammen sind oder vom Kindergarten oder sogar aus der Schule kommen, Deutsch reden. Aber ich sage ihnen, sie sollten auf Polnisch antworten, und das tun sie dann auch (RK35 1997).*

Manchmal stieß diese Zweisprachigkeit allerdings auch auf Widerstand bei den Kindern, die im Alltag mit Gleichaltrigen zusammen waren, die Deutsch sprachen. Es war für sie schwer zu akzeptieren, dass sie eine Sprache benutzen sollten, die nicht allen vertraut war. Aber konsequentes Vorgehen der Eltern brachte dann doch die erwünschten Ergebnisse:

*Ich war bemüht, in meiner Wohnung diese beiden Welten zu vereinigen. Die Kinder waren in einer polnischen Atmosphäre geborgen. Und das ist mir gelungen (LK25 1978).*

Das heißt jedoch nicht, dass keine Schwierigkeiten aufgetreten wären, als deren Folge eine Minderheit der Befragten aufhörte, zu Hause mit den Kindern Polnisch zu reden:

*Zu Anfang meines Aufenthalts in Deutschland war mein Sohn noch klein, und ich habe sehr darauf geachtet, dass ich mit ihm Polnisch geredet habe. Das war für mich natürlicher. Die jüngeren Kinder reden aber nur noch Deutsch. Das heißt, sie verstehen Polnisch, und sie fahren im Schnitt zweimal im Jahr in die Ferien nach Polen. Da müssen sie ja dann Polnisch sprechen. Sie kommen damit zurecht, aber besonders gut ist ihr Polnisch nicht. Vor allem bei meiner Tochter. Sie kann sich verständigen, aber auf einem sehr rudimentären Niveau (BK3 1998).*

Wie sich aus der soeben zitierten Aussage ergibt, war es vor allem in Familien mit mehreren Kindern schwierig, konsequent Polnisch zu sprechen. Die Befragten probierten also verschiedene Strategien aus, um das Erlernen des Polnischen zu fördern:

---

<sup>321</sup> Besonders häufig tritt dieses Phänomen bei kleinen Kindern zwischen dem zweiten und dem vierten Lebensjahr auf. Dann entlehnen die Kinder, die noch nicht den vollen Wortschatz beider Sprachen beherrschen, Wörter aus der einen Sprache in die andere. Wenn im Alter von drei oder vier Jahren der Wortschatz groß genug ist, verschwindet dieses Problem von selbst. Heranwachsende oder Erwachsene vermischen Sprachen aus Nachlässigkeit oder wenn ihnen in einer Sprache ein Begriff fehlt (Stręk 2006, 20).

*Als die Kinder noch klein waren, haben wir alle Ferien und freien Tage in Polen verbracht. Es wurde gegessen und getrunken, und die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft kam zusammen. Die Kinder singen bis heute polnische Pfadfinder- und Trinklieder, wenn etwas gefeiert wird. Sie kennen die Kultfilme, sie sprechen Polnisch, auch wenn es sich mal lächerlich anhört und oft Fehler enthält. Sie lesen auch auf Polnisch, haben Freunde hier und dort. Wissen Sie, wir sind Europäer. Als Deutsche haben wir uns wohl nie gefühlt. Meine Tochter, die schon eine junge Frau geworden ist, erzählt schon häufig in Gesellschaft, dass sie Polin sei (RM8 1989).*

Über die Mühe, die die zweisprachige und bikulturelle Erziehung machte, sprach eine der befragten polnischen Mütter:

*Später wird es ihnen ja zugutekommen, aber heute sind die Kinder hin- und hergerissen. Manchmal wollen sie [aus Polen] nicht hierher zurückkommen, und nach einiger Zeit wollen sie genau nicht [nach Polen] wieder hinfahren (WK45 1984).*

Aus den Aussagen älterer polnischer Migranten geht hervor, dass ihre Kinder ihre Bemühungen um die Zweisprachigkeit erst nach vielen Jahren zu würdigen wussten. Dann war die Möglichkeit, mit anderen Leuten aus Polen zu sprechen, für sie plötzlich wichtig geworden:

*Meine Töchter wollten ursprünglich kein Polnisch lernen. Sie redeten auch zu Hause miteinander auf Deutsch. Bis wir einmal auf der Fahrt nach Polen an der Grenze in einem langen Stau standen, gemeinsam mit anderen Polen. Die Mädchen, sie waren damals noch klein, stiegen aus dem Auto aus und gingen spazieren. Und sie kamen ganz aufgeregt zurück: „Papa, da sind noch andere Leute, die genauso reden wie wir!“. Von da an gab es keine Probleme mehr mit dem Polnischlernen (SM9 1981).*

Während es in Familien, wo beide Eltern Polen waren, in der Regel kein Problem war, die polnische Sprache zu bewahren, mussten in ethnisch gemischten Familien hierfür Regeln erstellt – und eingehalten – werden. Meistens wurde mit dem polnischen Elternteil Polnisch, und mit dem deutschen Deutsch gesprochen. Wenn Deutsche dabei waren, wurde Deutsch als die Sprache, die alle verstanden, gesprochen:

*Wenn mein Sohn zu uns kommt, spreche ich mit ihm Polnisch. Wenn wir zu dritt sind, weil mein [deutscher] Freund dabei ist, reden wir Deutsch. Und wenn wir wieder zu zweit sind, gehen wir zum Polnischen zurück (KK15 1985).*

Eine interessante und wirkungsvolle Lösung war auch, dass in einer Familie die Regel eingeführt wurde, an bestimmten Tagen in der Woche Polnisch zu sprechen<sup>322</sup>. In einer anderen wurde ein System spezieller Belohnungen für korrektes Polnisch eingeführt, vor allem beim Schreiben:

*Mein [deutscher] Mann hat Druck gemacht, dass ich unserer Tochter Polnisch beibringe. Samstags haben wir das Schreiben geübt, und ich habe verschiedene kleine Preise dafür vorbereitet. Jetzt haben wir ja schon die Epoche des Internets, und die Kusinen und Vettern schreiben Polnisch, und meine Tochter ist sehr ehrgeizig. Sie will nicht, dass über sie gelacht wird, also fragt sie mich, wie dies oder jenes geschrieben wird oder was man zu etwas sagt (MK26 1993).*

In vielen gemischten Familien galt – ähnlich wie in ethnisch einheitlichen – der Grundsatz, dass zu Hause Polnisch gesprochen wurde (sofern der deutsche Elternteil auch Polnisch sprach), und außerhalb Deutsch<sup>323</sup>. Eine der Migrantinnen stellte fest:

*Ich bin stolz auf meine Tochter: sie spricht Polnisch, Deutsch, Englisch und Spanisch, und sie ist erst 14 Jahre alt. Ich habe mit ihr zu Hause ausschließlich Polnisch gesprochen, und auch unsere Kinderfrauen kamen alle aus Polen. Unsere Tochter hat ihr Polnisch ausschließlich zu Hause gelernt, und sie spricht es von sich aus wunderbar, völlig fehlerfrei. Ich bin wirklich sehr stolz auf sie (KK24 1990).*

Auch die an der polnischen Schule bei der Botschaft tätigen Lehrerinnen bestätigten, dass in gemischten Ehen in der Regel die polnischen Frauen dafür Sorge trugen, dass die Kinder die Muttersprache lernten. Eine von ihnen fasste es so zusammen:

*Wo die Mutter Deutsche ist, merkt man gleich, dass die Schüler mit dem Polnischen größere Schwierigkeiten haben. [...] Wenn es um Grammatik oder Literatur geht, haben die Kids große Schwierigkeiten. Der Wortschatz ist viel geringer (PK31 2004).*

Nach Jahren beobachteten die Befragten mit Genugtuung die Wirkung der Mühe, die sie auf die zwei- oder in einigen Fällen auch mehrsprachige Erziehung verwendet hatten. Gerade im multikulturellen Berlin kam das ihren Kindern zugute. Eine Gesprächspartnerin, in der aufgrund familiärer Konstellationen zu Hause auf Polnisch, Deutsch und Französisch gesprochen wurde, stellte fest:

322 Ausführlicher hierzu: Kurzwernhart (2009, 18).

323 In Deutschland sind in 87% der Fälle ethnisch gemischter Partnerschaften die Frauen Polinnen und die Männer Deutsche (Jańczak 2013, 52).

*Das Schönste ist, dass diese Vielsprachigkeit hier so normal ist. Unsere Kinder sind 11 und 13, und wenn sie neue Kinder kennenlernen, fragen sie immer zuerst, in welcher Sprache sie sich unterhalten sollen, so dass alle es verstehen (RK36 2005).*

Unabhängig davon, wann sie nach Deutschland gekommen waren, waren alle Migranten stolz auf die Polnischkenntnisse ihrer Kinder und konnten der zweisprachigen Erziehung viel Positives abgewinnen:

*[Meine damals studierende Tochter] hat das alles sehr schnell aufgenommen. An ihrem Beispiel kann ich sagen, dass sie absolut bikulturell erzogen worden ist. Sie sagt, dass sie das bereichert, und das sie deshalb Sachen sieht, die andere nicht bemerken, von der einen wie von der anderen Seite (KK22 1990).*

*Meine Tochter [im Teenageralter] spricht hervorragend Polnisch. Aber die andere [im Grundschulalter] vermischt schon beide Sprachen. Und die Sprache ist wichtig. Ich habe eine Bekannte, die hat ihre Tochter zum Studium an die Viadrina geschickt, da kann man Jura in beiden Sprachen studieren. Man weiß nie, wozu es nicht gut ist. In Polen entwickelt sich der Markt jetzt schnell: wer hat die höchsten Wachstumsraten? Polen! Ich sehe das am Beispiel von Kostrzyn an der Oder, eine kleine Stadt, aber jede Menge Unternehmen, jede Menge Arbeit. Ich habe manchmal den Eindruck, ich könnte da eine bessere Arbeit finden, als ich sie jetzt habe, in einem Unternehmen. Es sind unglaubliche Möglichkeiten da (KK18 2000).*

*Meine Kinder sprechen Polnisch. Man kann sie von Polen kaum unterscheiden (FM3 1980).*

Der gerade zitierte Mann fügte hinzu:

*Ich habe polnischen Landsleuten immer gesagt: „Bringt euren Kindern nicht euer holpriges Deutsch bei“, denn dann gehen sie schon mit schlechten Angewohnheiten zur Schule, und dann gehen die Probleme erst los. Sie sollen Polnisch oder Schlesisch reden, das Deutsch lernen sie in der Schule immer noch [...]. So habe ich es gemacht, und meine Kinder sind zweisprachig. Und ich habe sie ständig nach Polen mitgenommen, der Sohn hat sogar sein Abitur in Polen gemacht. Er war ein Jahr drüben und hat es geschafft (FM3 1980).*

Sprachkenntnisse wurden generell als wichtiges Element der Investition in die eigene Zukunft wahrgenommen, zumal im 21. Jahrhundert, wo die Möglichkeiten, im Alltag in zwei Ländern zu leben und zu funktionieren, real geworden sind.

Die in Berlin lebenden Polen hatten zum Zeitpunkt der Feldforschung für dieses Buch mehrere Optionen für institutionelle Unterstützung des Erlernens der polnischen Sprache ihrer Kinder. Das waren erstens die Schulen bei der polnischen Botschaft. Sie boten die Möglichkeit, von der Grundschule bis zum Gymnasium kostenlos zum Unterricht nach polnischen Lehrplänen zu gehen. Polnischkurse bot und bietet weiterhin der bereits erwähnte Schulverein „Oświata“ an. Außerdem gab es in Berlin zwei zweisprachige Schulen: die Deutsch-Polnische Europaschule Katharina-Heinroth-Grundschule<sup>324</sup> und die Deutsch-Polnische Europaschule Robert-Jungk-Oberschule<sup>325</sup>. Auch einige private Institutionen boten Polnischkurse an. Unter den Befragten war die „Oświata“ am populärsten, zwei Personen schickten ihre Kinder zur Botschaftsschule, zwei andere zum Unterricht bei der Polnischen Katholischen Mission.

Während die Befragungen ergeben haben, dass die Kinder der Migranten oft zweisprachig waren, haben deutsche Ehepartner selten gründlich Polnisch gelernt. Wenn überhaupt, dann beherrschten sie nur grundlegende Wendungen:

*Mein [deutscher] Mann redet so einigermaßen Polnisch, aber dass er es nicht lernt, heißt nicht, dass ich zu Hause nicht Polnisch sprechen könnte [...]. Mein Mann spricht schon Polnisch, aber nicht im Übermaß (RK35 1997).*

Eine der Befragten erklärte sich dieses Phänomen so:

*[In welcher Sprache reden Sie zu Hause?] Auf Polnisch. Mein Mann versteht Polnisch zu 90 Prozent, beim Reden geht es einigermaßen, er kommt zurecht. Aber mir war daran gelegen, mein Deutsch zu üben. Wenn ich also nach Hause kam, haben wir ausschließlich auf Deutsch geredet. Er hatte es dadurch leichter, klar. Wenn ich irgendein Thema ansprechen wollte, musste ich mir im Wörterbuch die Begriffe zusammensuchen. Also haben wir die ersten drei Jahre nur Deutsch geredet (MK26 1993).*

Im Hause dieser Befragten kehrte das Polnische zurück, als dem Paar eine Tochter geboren wurde. Die Befragten sagten im Allgemeinen, dass das Polnische ihren Partnern zu schwer gewesen sei. In einigen Fällen wirkte das demotivierend und hinderte sie daran, im Gespräch mit den anderen Hausgenossen konsequent Polnisch zu sprechen. Aber keiner der deutschen Partner hatte etwas dagegen, gemeinsamen Kindern Polnisch beizubringen.

Die Öffnung der Grenzen hat in der Herangehensweise der erwachsenen Kinder von Migranten zum Herkunftsland ihrer Eltern vieles verändert. Es wuchs die Neugier auf die eige-

<sup>324</sup> Katharina-Heinroth-Grundschule, <http://katharina-heinroth-grundschule.de/> (Zugriff: 9.09.2016).

<sup>325</sup> Robert-Jungk-Oberschule, <http://www.robert-jungk-oberschule.de/> (Zugriff: 9.09.2016).

nen Wurzeln. Einige Migranten der zweiten Generation gingen schon im Erwachsenenalter daran, ihr Polnisch zu verbessern oder Polen durch Reisen besser kennenzulernen. Manche entschieden sich sogar, nach Polen zurückzuziehen. So etwa eine junge Frau, die als kleines Mädchen mit ihrer Mutter nach Deutschland ausgereist war:

*Nach acht Jahren bekam ich schreckliche Sehnsucht nach meinem Vater [die Eltern der Befragten waren geschieden, der Vater lebte in Polen]. Nach Polen auch. Obwohl ich als Kind prima Deutsch geredet habe, habe ich beschlossen, mein Polnisch auf Vordermann zu bringen. Hier in Berlin gibt es auch Sprachschulen, wo man Polnisch lernen kann, aber mir fehlte die Atmosphäre Polens. Deshalb habe ich mit 14 oder 15 Jahren den Entschluss gefasst, dass Polen auf mich wartete, und bin für fünf ... sechs Jahre dorthin zurückgezogen. Ich habe in Polen mein Abitur gemacht und einen landesweiten Wettbewerb für Deutsch gewonnen, weil ich schauen wollte, ob mein Deutsch noch funktioniert. Das hat es. Später als ich 20 war, habe ich angefangen, Germanistik zu studieren und bin nach Berlin zurückgekehrt. Denn ich habe hier meine Schwester, meinen Bruder und die ganze Familie. Als ich hier schon studiert habe, habe ich angefangen, Berlin als mein zweites Zuhause zu sehen, [...] aber mein Herz ist eigentlich in Thorn geblieben (BK1 2000).*

Zitierenswert ist die Geschichte eines anderen Migranten, der als Halbwüchsiger nach Deutschland ausgereist war:

*Meine Eltern haben eine sehr kluge Entscheidung getroffen. 1990/91 [nach sieben Jahren in Deutschland] haben sie mich für ein Jahr nach Polen zurückgeschickt. [...] Sie haben mich bei einem Gymnasium in Breslau angemeldet, und ich musste ein Jahr dort zur Schule gehen. Das Ziel war, dass ich Polnisch lernte [...]. Das hat mir gefallen, [...] aber nach einem Jahr war ich froh, dass ich zurückkehren konnte. Ich denke, ich [...] habe mich hier in Deutschland daran gewöhnt, dass alles seinen geordneten Gang geht, [...] ich fühle mich hier in Deutschland sicher (ZM15 1983).*

Auch nach langen Jahren in Deutschland hielt der zitierte Gesprächspartner aber weiter Kontakt mit Polen, mit Landsleuten und der polnischen Sprache. Er hat eine Polin geheiratet, mit der er zwei Kinder hat. Die Eheleute redeten zu Hause Polnisch miteinander. Der Mann stellte fest:

*Meine Tochter geht hier zur Schule, der Sohn noch in den Kindergarten. Dort sprechen sie Deutsch und es geht ihnen gut mit dieser doppelten Identität. Sie fühlen sich hier und dort zugehörig (ZM15 1983).*

Der Befragte selbst hatte allerdings ein ernsthaftes Problem mit seiner Identität:

*Bekannte fragen mich oft, was ich machen würde, wenn es Krieg zwischen Polen und Deutschland gäbe? Ich sage dann immer, ich wäre auf der Seite dessen, der Recht hat. Auf dessen Seite würde ich treten und könnte dann auch für diese Sache kämpfen (ZM15 1983).*

### Zusammenfassung

Die von Jerzy Sobisiak (1983) erstellte Typologie der Haltungen emigrierter Polen zur eigenen Kultur erwies sich auch bei der Untersuchung der Berliner Migranten als tragfähig. Auf ihrer Grundlage kann man feststellen, dass in den 1980er und 1990er Jahren gebildete Polen in Berlin in ihrer Mehrheit die zweite, sogenannte passive Haltung zur eigenen Kultur einnahmen. Sie engagierten sich nur selten in auslandspolnischen Institutionen und Organisationen, sondern konzentrierten sich vor allem auf die Integration in die deutsche Gesellschaft und das Arrangement mit einer nicht immer einfachen Wirklichkeit.

Die Konzeption von Sobisiak spart jedoch die Privatsphäre der Migranten aus; dabei war sie es, wo die Migranten trotz der damals gegenüber heute viel bescheideneren Möglichkeiten bewusst und zielgerichtet ihr Interesse an der heimatlichen Kultur und Sprache pflegten. In dieser Hinsicht ist das Urteil, die Befragten als passiv einzustufen, nicht nachzuvollziehen, zumal ihre auf individuelles Handeln gegründeten Strategien sich im Ergebnis als sehr wirkungsvoll erwiesen und dazu geführt haben, dass sie in den letzten Jahren zur ersten Gruppe „aktiver Polen“ geworden sind. Dabei muss man allerdings beachten, dass es heute etwas anderes bedeutet, „aktiv zu sein“, als in den achtziger oder neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Heute ist „Aktivität“ weniger damit verbunden, im eigenen Emigrantenumfeld tätig zu sein, sondern mehr damit, die eigene Kultur im direkten Kontakt mit dem Herkunftsland zu pflegen und an ihr teilzunehmen. Moderne Medien und die Möglichkeit, frei zu reisen und zu kommunizieren, haben diese Veränderung begünstigt.

Ein wichtiger Anstoß dafür, die eigene Kultur als pflegenswert wahrzunehmen, war die sich seit den 1990er Jahren verändernde politische Situation in Polen (Demokratisierung, Europäisierung, wirtschaftliche Entwicklung usw.); in dem Maße, wie sie sich zum Besseren veränderte, weckte sie Gefühle des Stolzes bei den Migranten. Dieser Prozess trug auch wesentlich dazu bei, dass die Migranten die eigenen Wurzeln betonten, sie auch nach außen demonstrierten, vor allem insoweit, als sie für die Umgebung attraktiv waren. Infolgedessen wuchs die Gruppe der Menschen, die aktiv an der eigenen Kultur mitwirken, und dies nicht nur in Deutschland, sondern trotz des ständigen Aufenthalts im Ausland auch direkt in Polen. Gleichzeitig ging der Anteil der Menschen zurück, die mit der polnischen Kultur lediglich sympathisierten oder denen sie gleichgültig war.

In den Untersuchungen ist ein neuer Typ von Einstellungen gegenüber der eigenen Kultur erkennbar geworden. Repräsentativ für ihn sind Personen, die gut Polnisch sprachen, verschiedene familiäre oder berufliche Beziehungen zu Polen unterhielten; diese waren manchmal sogar intensiv, gingen aber nicht in ein Interesse an den sozialen, politischen und kulturellen Problemen Polens über. Sie gingen also nicht über Netzwerke direkter, privater Kontakte hinaus. Migranten dieses Typs betrachteten Polen aus der Position des externen Beobachters, aber nicht aus der Perspektive eines realen Mitglieds der nationalen Gemeinschaft. Die Bindungen der meisten Migranten an Polen gingen jedoch über dieses „minimalistische“ Modell hinaus. In ihren Berichten gaben allerdings viele von ihnen an, solche Personen zu kennen.

Auf Grundlage der getätigten Beobachtungen kann man feststellen, dass die Konzeption der Transkulturalität, wie sie der Philosoph Wolfgang Welsch entwickelt hat (1994), in den neunziger Jahren populär geworden ist. Er bemerkte damals, dass man Kulturen nicht mehr auf traditionelle Weise als abgeschlossene Ganzheiten erfassen konnte, wie es Herder im 18. Jahrhundert entwickelt hatte: als Kugeln, die miteinander in Konflikt treten, wenn sie einander berühren<sup>326</sup>. Welsch vertrat die Auffassung (1998), dass sie keine getrennten Systeme oder Inseln darstellten, sondern im Gegenteil schon längst ihre Einheitlichkeit nach innen und Besonderheit nach außen verloren hätten, wobei ihre grundlegende Eigenschaft die Vermischung und Durchdringung geworden sei. Kulturen sind also durch verschiedene Einflüsse gekennzeichnet, sie nehmen Formen an, die traditionelle Staatsgrenzen transzendieren<sup>327</sup>, sie überschneiden und mischen sich auf verschiedenen Feldern. Das Netz, das sie schaffen, kann unterschiedlich gesättigt sein, dichter oder lockerer (Deja 2015, 29).

An diesen Veränderungen hatten auch die polnischen Migranten teil. Mit der Öffnung der Grenzen und der gleichzeitigen Entwicklung der Massenmedien begann ihre Kultur, ihre Grenzen zu verwischen und sich mit Elementen der aufnehmenden und der globalen Kultur zu durchdringen. In dieser Hinsicht erfüllten die Polen die Bedingungen, die Birgit Glorius (2007, 138) dafür genannt hat, dass sie als transkulturell gelten können. Transkulturalität bedeutete in ihrem Fall, dass eine aus Elementen verschiedener Herkunft zusammengesetzte neue Kultur entstanden ist. Sie äußerte sich in der Mehrsprachigkeit der Kinder, der Be-

---

<sup>326</sup> Nach Ansicht von Welsch (1998) hat auch die moderne Konzeption der Interkulturalität daran nichts geändert. Sie suchte zwar Möglichkeiten, wie Kulturen einander tolerieren, verständigen und verstehen können, aber die einzelnen Kulturen wurden weiterhin eher als Kugeln oder Inseln verstanden. Ein ähnliches Problem trat im Fall der Idee der Multikulturalität auf, die sich ebenfalls auf die Koexistenz verschiedener homogener Kulturen konzentriert.

<sup>327</sup> Diese Tatsache berücksichtigt erst die Konzeption der Transkulturalität, und sie versucht, normative und konzeptionelle Schlussfolgerungen hieraus zu ziehen. Das ist in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzen, weil nach Auffassung Welschs Kultur ein operativer Begriff ist, der seinen Gegenstand nicht nur beschreibt, sondern auch gestaltet. Kulturelle Realitäten sind also Ergebnisse unserer Begriffe von Kultur.

teiligung an ethnisch gemischten sozialen Netzwerken, dem Schöpfen von Vorbildern verschiedener Art im Alltagsleben und der Nutzung transnationaler Infrastrukturen (Schulen, Verkehrsmittel, Geschäfte). Als interessant erwies sich dabei, dass die Migranten das Gefühl ihrer ethnischen Besonderheit bewahrt haben.

### IV.3. Eine transnationale Identität?

#### Transnationalität und nationale Identität

Identität ist unsere Vorstellung davon, wer wir sind (Dyczewski, Wadowski 2009, 5). Sie stützt sich auf zwei Gefühle: das der eigenen Kohärenz und Kontinuität, und das der Eigentümlichkeit gegenüber der Umgebung. Sie ist komplex, was bedeutet, dass ein Mensch, der in seinem Leben verschiedene Rollen spielt (z.B. als Frau, Mutter und Arbeitnehmerin), mit denen er sich identifiziert, dabei doch dieselbe Person bleibt, ausgestattet mit eigenen Gefühlen und Bedürfnissen (Stręk 2006, 28). Zwar besitzt jeder Mensch seine eigene individuelle Identität, die auf persönlichen Lebenserfahrungen aufbaut, aber sie hat doch auch eine soziale Dimension, denn sie bezieht sich auf das Verhältnis zu anderen Menschen (Goffman 2005, 87-100). Deshalb ist sie das Resultat des Prozesses der Selbstidentifikation und der Weise, wie das Individuum von anderen wahrgenommen wird (Niedźwiedzki 2010, 142). Auch deshalb ermöglicht die Identität in der Dimension des Gemeinschaftslebens die Bildung klarer Gruppengrenzen. Sie erlaubt dank der eindeutigen Festlegung, wer „dazugehört“ und wer nicht, Homogenität zu bewahren. Dadurch legt sie auch die Distanz gegenüber anderen fest, zwischen „mir“ und „uns“ (Niedźwiedzki 2010, 133-135). Identität ist etwas Dynamisches, sie verändert sich unter dem Einfluss der Umgebung des Menschen und als Folge der Interaktion mit ihr. Sie ist also immer ein soziales und kulturelles Konstrukt (Budakowska 2005b, 14; Jenkins, Hague 2005, 4).

Die in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten in Polen abgelaufenen dynamischen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen haben auch Umwandlungen der Selbstidentifikation von Individuen und Gruppen bewirkt<sup>328</sup>. Sie haben auch die Identität der migrierenden Personen beeinflusst, und als Folge kam es zu einer größeren Differenzierung von deren einzelnen Elementen: sie traten nun in neuen Konfigurationen auf. Bei einem Teil der Personen hat dieser Wandel sogar grundlegende, „angeborene“ und gemeinsame Werte betroffen. Bei anderen Migranten änderte sich die Hierarchie der Werte. Dies ergab sich auch aus den Prozessen, die gleichzeitig in der Identität junger Polen im Inland abliefen; aus dieser Gruppe sind viele Menschen nach Deutschland geströmt. Wie Eva Feldmann (2009, 95) be-

<sup>328</sup> Über die auf die Identität einwirkenden Werte, die von den Polen von 1989 bis 2015 geschätzt wurden, hat u.a. Aleksandra Jasińska-Kania (2012) geschrieben.

merkt hat, konzentrierte sich die Identität auf Kosten des „Wir“ stärker auf das „Ich“. Individuelle Bindungen, vor allem zu Familie und Freunden, wurden noch wichtiger, der Bezug auf die nationale Gemeinschaft ließ dagegen nach.

Dabei sind es genau die „angeborenen“ Werte, die den Kern des Bewusstseins jeder Minderheit über ihre Besonderheit und ihren Platz in der multikulturellen Gesellschaft ausmachen (Smolicz 1987)<sup>329</sup>. Denn es ist die Identität, die den Horizont absteckt, innerhalb dessen der Mensch präzisiert, was für ihn wertvoll, bewahrens- und entwicklungswert ist. In bestimmten Lebenssituationen stellt sie auch eine Form der Orientierung im sozialen Raum dar, modelliert Haltungen und zeichnet Ziel und Richtung des eigenen Handelns vor (Budyta-Budzyńska 2010, 107). In der Emigration verändern sich unter dem Einfluss des Kontakts mit „Anderen“, aber auch „Eigene“, die im Ausland gelebt hatten, die Rahmenbedingungen dieser Orientierung; die einen Bezugspunkte gehen verloren, andere verschoben sich unter dem Einfluss des radikalen Wechsels von Wohnort, sozialer und kultureller Umgebung. Menschen, die täglich mit etwas Neuem konfrontiert sind, beginnen auch Fragen der eigenen Identität genauer zu analysieren. Vor allem wird ihr nationaler Aspekt in dieser Situation hinterfragt. Władysław Misiak (2005, 85) hat eine Identität dieser Art als Gefühl der Verbundenheit und Identifikation mit einer Gruppe definiert, die die Nation ausmacht.

Der Kontakt mit „Anderen“, aber auch mit im Ausland lebenden Landsleuten bringt verschiedene Dilemmata hervor. Denn Kultur bildet sich im Kontakt mit anderen heraus, und das sind im Fall der Emigration auch Menschen, die „ethnisch anders“ sind. Folge dieser Kontakte kann eine Vervielfachung der gemeinsamen Muster sein (z.B. bei der Haltung zu Arbeit, Kindererziehung oder Freizeit), aber ebenso gut ihre Modifikation oder Umwertung bis hin zu einer grundsätzlichen Revision, die dazu führt, dass die alten Regeln abgelehnt und neue übernommen werden. Vielzahl und Vielfalt der Kontakte führen entweder zum Konsens oder zur Polarisierung (Libiszowska-Żółtkowska 2005, 123).

Um zu untersuchen, welche Identität die heutigen polnischen Migranten in Berlin vor allem in nationaler Hinsicht aufweisen, habe ich den kognitiven, den emotionalen und den verhaltensmäßigen Aspekt berücksichtigt. Der kognitive Aspekt ist verbunden mit dem kulturellen Kanon und der Kenntnis von Traditionen und Geschichte. Der emotionale spiegelt sich in Erklärungen zur nationalen Zugehörigkeit und drückt sich aus in Aussagen über die Gefühle, die das Individuum gegenüber seiner Nation hegt. Der verhaltensmäßige Aspekt betrifft verschiedene Handlungsweisen, aus denen sich das Engagement für eine bestimmte nationale Gruppe erschließen lässt (Budyta-Budzyńska 2011, 54).

<sup>329</sup> Solche Werte können Muttersprache, Religion, Tradition, Familie, kulinarische Vorlieben und Patriotismus sein. Australier mit polnischen Wurzeln haben als wichtigste „angeborene“ Werte die Sprache und die Mehrgenerationenfamilie genannt (Smolicz 1987).

Bei meinen Beobachtungen hat sich gezeigt, dass alle Befragten eine emotionale Bindung an ihr Herkunftsland empfanden. Wenn sie über Polen sprachen, nahmen oft die Emotionen überhand. Die meisten Eindrücke, an die sie sich aus Polen erinnerten, waren trotz der nicht selten schwierigen Lebensrealitäten von klar positivem Charakter, und aus diesem Grund ergriffen sie Aktivitäten, die ihnen erlaubten, sich auch im Ausland als Polen zu fühlen. Aus den Gesprächen ging hervor, dass die Befragten selbst nach vielen Jahren mit dem polnischen kulturellen Kanon vertraut waren, dass sie zentrale Ereignisse aus der polnischen Geschichte und die wichtigsten zeitgenössischen Probleme Polens auf politischer, sozialer und kultureller Ebene kannten. Wie Tim Edensor (2002, 9-10) beschrieben hat, bilden diese Elemente wichtige Indikatoren für die ethnische Identität eines Menschen:

*„Die kulturelle Ausdrucksweise und die Erfahrung der nationalen Identität sind in der Regel weder spektakulär noch ungewöhnlich: Identität bilden alltägliche, banale Formen und Handlungsweisen. [...] Die Kultur steht in einem ständigen Prozess der Konstitution, die aus der Populärkultur und dem Alltagsleben dynamisch herauswächst. Dank ihrer bauen Menschen Verbindungen zwischen dem Lokalen, dem Nationalen und dem Globalen, dem Täglichen und dem Ungewöhnlichen auf, und verarbeiten diese weiter“<sup>330</sup>.*

Zur Bestimmung der nationalen Identität der Berliner Polen waren außer der funktionalen auch die psychische und die emotionale Dimension sowie subjektive Bindungen an die eigene ethnische Gruppe wichtig. Sie äußerten sich sowohl in direkten Erklärungen der Befragten, wie auch in Reaktionen, die ich beobachtet habe: etwa Rührung, Empörung oder Freude bei der Erwähnung oder Schilderung bestimmter mit dem Herkunftsland verbundener Ereignisse.

Gleichzeitig traten in vielen Fällen trotz aller eindeutigen Erklärungen zur Identität verschiedene Aspekte von faktischer Identität in Erscheinung, wie sie für Menschen typisch sind, die in abweichenden soziokulturellen Kontexten leben. Als Folge hatten wir oft mit dem Entstehen einer doppelten oder aufgespaltenen Identität zu tun. Wojciech Łukowski (2001, 128) hat darauf hingewiesen, dass dieses Phänomen typisch für mobile Personen ist, deren „Identität sich aus Elementen aus zwei verschiedenen Welten zusammensetzt“ und die „aus dem Repertoire kultureller Sinngebungen beider Welten auf selektive Weise Gebrauch macht“<sup>331</sup>.

Die Mehrheit der Migranten, die sich an der Feldforschung beteiligten, wies eine kulturelle Bivalenz auf, die auf der (auch emotionalen) Aneignung der Kultur sowohl des Herkunfts- wie auch des aufnehmenden Landes beruhte (Kłoskowska 2005)<sup>332</sup>. Interessanterweise trat

<sup>330</sup> Übersetzung aus dem Polnischen ohne Abgleich mit dem Original (A.d.Ü.).

<sup>331</sup> Übersetzung aus dem Polnischen ohne Abgleich mit dem Original (A.d.Ü.).

<sup>332</sup> Kulturelle Valenz bezeichnet nicht nur kulturelle Kompetenz, also die eingübte Beherrschung vieler Aspekte der nationalen Kultur, darunter auch der kanonischen. Sie umfasst darüber hinaus ein kollektives Selbstbewusstsein, in das z.B. Stereotypen und die Leichtigkeit eingehen, mit der

sie in der Praxis trotz der vorherrschenden erklärten Selbstidentifikation als Pole auf. Es zeigte sich ein Unterschied zwischen der nationalen Identifikation – also dem Gefühl der nationalen Zugehörigkeit, wie es in Erklärungen und Selbstcharakterisierungen sowie der Aneignung der Kultur zum Ausdruck kam, und der kulturellen Valenz von Kenntnissen der Sprache, des kulturellen Kanons und der Geschichte (Kłoskowska 2005, 111-112). Während polnische nationale Identifikation und kulturelle Valenz in den meisten Fällen miteinander verbunden waren, ging mit der zweiten kulturellen Valenz, derjenigen, die sich auf Deutschland bezog, kein Gefühl einer deutschen nationalen Identität einher.

Auf Grundlage der Antworten der Befragten und der Beobachtung ihres Verhaltens konnte man daher u.a. eine entschieden polnische Identität feststellen, in der sich Gefühle und kulturelle Valenz deckten:

*Für uns stand immer die polnische Sprache, der Kontakt zu Polen und das Polentum im Vordergrund. Ich bin in einer Familie mit so einer sehr patriotischen Einstellung aufgewachsen. Wir sprachen hierüber und über die Geschichte Polens, und so ein gewisser Nationalstolz ist davon bei mir geblieben (WK46 2000).*

*Ich fühle mich als Polin. Ich habe die polnische Staatsangehörigkeit nicht geändert und habe auch nicht vor, die deutsche anzunehmen, wenn ich dazu nicht gezwungen werde. Und wenn mich jemand danach fragt, dann betone ich, dass ich Polin bin (SK42 2004).*

Manchmal hatten wir mit einer doppelten Identität zu tun – zu einer deutschen kulturellen Valenz traten emotionale Zerrissenheiten hinzu, die bei den Gesprächspartnern Dissonanzen hervorriefen. Sie ergaben sich daraus, dass die Befragten einerseits Loyalität gegenüber Polen empfanden, aber auch eine Loyalität gegenüber der neuen Heimat (in der einige seit über 30 Jahren lebten, länger, als sie in Polen gelebt hatten). Es war ein Gefühl der Solidarität mit der aufnehmenden Gesellschaft zu spüren, ein Zusammengewachsenheit mit deren Mitgliedern. Erscheinungsformen beider Identitäten traten je nach Kontext an die Oberfläche:

*Ich habe keine andere Staatsangehörigkeit als die polnische, und ich habe mir nie überlegt, das zu ändern. Aber ich muss sagen, dass ich voller Bewunderung für dieses Land [Deutschland] und seine Menschen bin. Ich kann das nur in Superlativen ausdrücken und werde über dieses Land nichts Schlechtes sagen. [...] Ich bin hundertmal kritischer gegenüber dem Land, aus dem ich komme. [...] Aber wenn ich mit Deutschen spreche, ziehe ich nicht über unser Land her. Das ist eine Art Grundpatriotismus. Polen kritisieren können wir, wenn wir unter uns sind. Dann können wir meckern, fluchen oder spotten, aber sie müssen das nicht wissen.*

---

man sich ihrer bedienen kann. Dieses speist sich aus Gefühlen von Nähe und Gemeinschaft und Zufriedenheit und wird in der Kommunikation besonders in Momenten starker Emotionen, aktiviert (Kłoskowska 2005, 111-112).

*Manche Nachrichten müssen sie nicht kennen, obwohl wir bemüht sind, bestimmte Sachen auch ihnen gegenüber zu erklären (ZM14 1983).*

*Wenn ich in Polen bin, habe ich nicht das Gefühl, dass ich in dieses Deutschland zurückkehren müsste, weil es mich hier anöden würde. Ich muss zurückkehren, weil ich hier Arbeit und Familie habe, das sind die Umstände... (LK25 1978).*

Antreffen konnte man auch eine nicht völlig präzierte Identität. Sie äußerte sich in Gefühlen der Verlorenheit und Unsicherheit trotz einer nach außen deklarierten polnischen Identität:

*Mir geht es hier gut, sehr gut sogar... aber ich möchte nicht, dass Sie das so missverstehen, dass ich ein halber Deutscher oder so etwas geworden wäre (PM7 2008).*

*Das ist mir bis heute geblieben, dass ich zwei Frauen hatte, zwei Kinder, zwei Hunde, zwei Autos und zwei Häuser und in jedem Land Steuern zahle: sowohl in Polen als auch hier. So hänge ich zu meinem Unglück absolut zwischen den Welten. Wer bin ich denn? (MM6 1981).*

Zu beobachten waren auch neue Identitäten, die mit der nationalen Identität einhergingen: nach oben eine europäische und nach unten eine lokale. Von beiden wird noch die Rede sein. Manchmal traten diese neuen Identitäten mit der nationalen auch in Konkurrenz.

Die aufgezählten Arten von Identität sind fast deckungsgleich mit den vier Typen nationaler Identifikation, die Antonina Kłoskowska (2005, 162) unterschieden hat: die einheitliche oder integrale, die ungefestigte, die doppelte und die kosmopolitische. Bei Personen, die ihre nationale Identität eindeutig bestimmt hatten, deckte sich der emotionale Aspekt mit dem verhaltensmäßigen und dem kognitiven.

Jüngere Migranten beschrieben sich eindeutig als „Polen in Deutschland“. Weil ihre Aufenthaltsdauer in Deutschland noch relativ kurz war, war ihnen die deutsche Kultur nicht so nah wie die polnische. Ältere Migranten äußerten hier größere Zweifel. Sie bezeichneten sich zwar als Polen, betonten aber auch, dass der langjährige Aufenthalt in Deutschland, das Schlagen von Wurzeln oder das Finden eines Partners, der Besitz eines Freundeskreises und die Erziehung der Kinder im Ausland ihre Identität kompliziert hätten. Alle diese Einflüsse riefen das Gefühl hervor, dass sie auch Teile Deutschlands und seiner Gesellschaft seien. Manche in Deutschland geltende Grundsätze, Gewohnheiten und Werte waren zu Teilen ihres kulturellen Kapitals geworden, so dass in ihren Fällen häufiger die ungefestigte oder doppelte Identität zu beobachten war. Dass diese Identität symmetrisch gewesen wäre, lässt sich allerdings nicht behaupten.

Unterschiede zwischen den von Antonina Kłoskowska beschriebenen Typen und meinen Beobachtungen ergaben sich in Fragen des Kosmopolitismus. Aus der Feldforschung in Berlin geht hervor, dass man niemanden von den polnischen Befragten als „Weltbürger“ bezeichnen könnte. Es hat sich auch keiner der Befragten selbst als solchen bezeichnet. Jeder von ihnen nannte mindestens einen Ort, mit dem er sich am engsten verbunden fühlte. Die Möglichkeit, sich so zu erklären, war für die Befragten äußerst wichtig. Eine von ihnen sagte:

*Ich halte die EU für einen wunderbaren Gedanken, aber unter der Bedingung, dass jeder bleibt, was er ist: ein Pole ein Pole, ein Italiener ein Italiener und ein Franzose ein Franzose (GK11 2004).*

Sich mit Polen zu identifizieren, war für die Befragten wesentlich, denn – wie Władysław Misiak (2005, 85) geschrieben hat – Identifizierungen dieser Art geben das Gefühl der Verwurzelung und befriedigen damit ein menschliches Urbedürfnis. Begünstigt wurde die Bewahrung der nationalen Identität auch dadurch, dass die meisten Berliner die Idee der Vielfalt bejahten, die alle Abweichungen zulässt und akzeptiert. Wie einer der Befragten feststellte:

*Die Leute hier sind wahnsinnig offen und anders. Man kann förmlich riechen, dass hier eine andere Atmosphäre herrscht. Diese Stadt ist solidarisch und freundlich (ZM14 1983).*

Die Öffnung der Berliner Gesellschaft für Ausländer hat die jahrelang erhobene Anforderung nach deren tiefer Verwurzelung mit dem Ziel der Assimilation geschwächt. Nach Ewa Budakowska (2005, 63) konnten die Migranten, da es keinen staatlichen Assimilationsdruck gab, ihre bisherige Identifikation beibehalten, zumal sie ihrer Integration nicht im Wege stand. Wie die Autorin richtig bemerkt hat, stellen Unterschiede nicht zwangsläufig Hindernisse auf dem Weg zum Zusammenleben dar, sondern sie zeigen eher die Komplexität der Lebensentwürfe. Es war Konsens, dass andere Muster zulässig sind, und dies führte seinerseits dazu, dass Identitäten sich polarisierten oder zumindest die persönliche Reflexion darüber an Tiefe gewann. Genau deshalb hat Bronisław Misztal (2000, 164) die Auffassung vertreten, dass der moderne Mensch immer mehr dynamische Fragen stellt, und seine Identität wegen der flüssigen, veränderlichen Kontexte Veränderungen unterliegt, vor deren Hintergrund er sein Wissen ständig aktualisiert. Reflexivität gegenüber dem eigenen Schicksal und die Veränderlichkeit der Geschwindigkeit sozialen Wandels brechen bisherige Identitätsformen auf. Es erscheinen Diskontinuitäten, Pausen, es werden Bestandteile neu sortiert und verschoben, und vor allem treten viele Identitäten an die Stelle einer einzigen. Diesen Prozess

konnte man auch am Beispiel der Berliner Polen beobachten. Unter anderem deshalb war die Identität der Migranten zum Zeitpunkt der Feldforschung subjektiver und gründete sich eher auf individuelle Identifikation und Auswahl als auf objektive Kriterien wie kulturelle Unterschiede, die eher für Gruppen charakteristisch sind als für Individuen. Die Auswahl beruhte dabei darauf, dass einzelne Elemente, die sich zu einem Ganzen kombinierten, frei bewertet wurden (Babiński 2005, 113).

Der Prozess der Identitätsbildung erwies sich als eher eine Leistung des individuellen Migranten und seiner Bindungen denn als Folge einer kollektiven Zugehörigkeit (Budakowska 2005a, 68). Aus diesem Grund war die Identität auch kein solides Mittel mehr, um eine Verankerung in nur einem Hafen zu ermöglichen. Die Globalisierung hat dazu geführt, dass der Mensch sich heute auch Gruppen und Kulturen zugehörig fühlen kann, in denen er physisch gar nicht anwesend ist. Er kann auch in mehreren Häfen gleichzeitig verankert sein oder sich zwischen dem einen und einem anderen Hafen hin und her bewegen, wobei er jedesmal einen anderen Anker auswirft (Misztal 2000, 164).

Die in der Identität immer besser sichtbare Transnationalisierung schuf viele Möglichkeiten, regte aber auch zu der Frage an sich selbst an, wer man eigentlich sei. Die wissenschaftliche Literatur hat insbesondere im Zusammenhang mit diesem Phänomen auch von einer sogenannten Hybridisierung der Identitäten gesprochen und sogar postuliert, dass ein sog. dritter Raum (*third space*) existiere, wenn man an die Theorie von Homi Bhabha von 1994 anknüpft. Demnach ist diese Entwicklung eine Folge des Kontakts zweier oder mehrerer Kulturen und der Entstehung neuer „Zwischenformen“. Viele Autoren erklären, dies sei das Ergebnis von Kompromissen zwischen Globalität und Lokalität, Nationalität und Ethnizität (Downing, Husband 2005, 18). Nach Małgorzata Budakowska (2005, 14) ist hybride Identität ein „Ausdruck von Kreativität oder kultureller Innovativität, wie sie der Migration inhärent“ sei und sich aus einem dynamischen kulturellen Synkretismus ergebe. Sie stelle eine Form von Opportunismus dar, indem sie Haltungen und Persönlichkeiten so ausgestalte, dass oft zufällige, aber in der neuen Gesellschaft funktionale Elemente von Kultur angenommen und verbunden würden. Menschen, die der Hybridisierung erlügen, sorgten vor allem für die Realisierung ihrer eigenen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, ohne sich deshalb den Mustern anzupassen, die in der jeweiligen Kultur Geltung genossen, denn auf diese Weise sei das Zusammenleben einfacher. Solche Personen verorteten sich „zwischen“ der Herkunftskultur und der neuen oder „außerhalb“ beider, sie bewahrten Distanz auch gegenüber der aufnehmenden Gesellschaft und ihrer Kultur. Kann man aber im Fall der in Berlin befragten Personen von einem solchen Identitätstypus sprechen?

Tatsächlich mussten alle Migranten im Prozess ihrer Integration sich selbst neu erfinden und ihre bisherigen sozialen, Geschlechter-, Berufs- und Familienrollen neu bestimmen. In

den letzten Jahren musste der Teil der Befragten, der sich stärker an Polen binden wollte, diesen Prozess ein zweites Mal durchlaufen. Es wäre aber in diesem Fall schwierig, von der vollständigen Dekonstruktion ihrer Identität zu sprechen. Auch wenn die Akkulturierung ein evidentes Element des Lebens in der Emigration ist und auf die Selbstidentifikation großen Einfluss hat, hat dies sicherlich in diesem Falle nicht dazu geführt, dass neue Identitätsformen entstanden wären. Die zu diesem Bereich gehörende nationale Identität hat sich als besonders dauerhaftes Element erwiesen, das in jedem Einzelfall auf einem bestimmten Bündel von Merkmalen beruht, von denen einige, wie Muttersprache, Geschichte, Schicksalsgemeinschaft und Kultur, für die meisten der befragten Personen wichtig waren, wenn auch in unterschiedlichen Konfigurationen und Gewichtungen.

Der Typ der hybriden oder auch Mosaikidentität ist bewusst unvollständig und nicht auf Dauer ausgerichtet. Er stützt sich auf die aktuelle Situation und die Interaktion des Migranten und ändert sich je nach den Rahmenbedingungen (Kociuba 2009, 220). In Berlin kann man nur bezüglich einer kleinen und spezifischen Gruppe der jüngsten Migranten von gewissen Anzeichen für eine hybride Identität sprechen. Diesen Personenkreis habe ich in dem zweiten von mir zu Beginn dieses Buches erwähnten Projekt über die Polen in Deutschland genauer untersucht. Diese Personen, ausgestattet mit hohen und gesuchten kulturellen und beruflichen Qualifikationen (IT, weltweit agierende Großunternehmen in Branchen wie Banken, Automobil-, Kosmetik- und Lebensmittelindustrie) konnten sich ohne Schwierigkeit an jedes Milieu anpassen. Man könnte sie als „Erfolgmigranten“ bezeichnen, die auf allen Arbeitsmärkten Europas gesucht sind. Migranten dieses Typs arbeiteten häufig in Unternehmen, zu deren Geschäftsphilosophie eine sogenannte Diversitätspolitik gehörte, die darin bestand, dass Teams aus Personen verschiedenen Alters, unterschiedlicher Kulturen und Religionen, mehrerer Ethnizitäten, Geschlechter und Persönlichkeiten gebildet wurden<sup>333</sup>. In diesem spezifischen Milieu war es relativ leicht, eine Identität aus den jeweils am meisten für die einzelne Person geeigneten Elementen zu konstruieren. Die Untersuchungen haben jedoch keinen Nachweis der These erbracht, dass trotz einer gewissen Hybridisierung von kulturellen Mustern auch die nationale Identität der Befragten sich geändert hätte. Auch in dieser Gruppe trat wie in anderen eine klare Selbstdefinition als Polen in Erscheinung, die sich auch auf der Verhaltensebene bestätigte. Paradoxerweise vollzogen sich bei diesem

---

<sup>333</sup> Diese Strategie geht davon aus, dass jeder Mensch ein Individuum mit eigenem Bewusstsein und bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen, Voraussetzungen, Fähigkeiten, Kenntnissen, Erfahrungen und Kompetenzen sei, die für die Organisation nützlich seien. Diese Diversität könne eine Quelle des Unternehmenserfolgs und messbarer Vorteile sein, weshalb es geboten sei, solche Arbeitsbedingungen und Lebensmodelle zu schaffen, die den Menschen die Chance auf gemeinsames Lernen, den Austausch von Wissen und Kenntnissen gäben und so im Ergebnis zu einer besseren Nutzung ihrer Talente und Fähigkeiten führten (Walczak 2011, *Zarządzanie różnorodnością jako podstawa budowania potencjału kapitału ludzkiego organizacji, e-mentor*, Nr. 3(40), <http://www.e-mentor.edu.pl/artykul/index/numer/40/id/840> (Zugriff: 28.06.2016).

Personenkreis Veränderungen der nationalen Identität sogar in geringerem Umfang als bei den übrigen Migranten. Denn solchen Veränderungen kam ein soziales Milieu entgegen, das Abweichung vom Durchschnitt als Wert an sich verstand.

Bei den meisten Befragten stellten sich Fragen der nationalen Zugehörigkeit praktisch erst in bestimmten Lebenssituationen, z.B. mit der Geburt von Kindern, wenn in einer gemischten Beziehung festgelegt werden musste, ob die Erziehung bikulturell erfolgen sollte. Über eine andere Situation berichtete eine Befragte, die zuvor schon in mehreren anderen europäischen Städten gelebt hatte:

*Ich komme überall gut zurecht. Auch hier habe ich viele Freunde und Bekannte. Es kam mir so vor, als wäre ich „zu Hause“. Aber im letzten Jahr hatte ich einen Unfall. [...] Ich kam ins Krankenhaus und musste feststellen, dass ich eigentlich niemanden hatte, den ich hätte anrufen können. Die Eltern waren weit weg, in Polen, es war spät am Tag, also gehörte es sich nicht, bei Bekannten anzurufen. Das hat mir viel zu denken gegeben. Ich begann zu überlegen, ob ich nicht nach Polen zurückkehren sollte, weil ich Arbeit überall finden würde. [...] Auch unter meinen Freunden hat es sich so ergeben, dass Polen überwiegen... [...]; über verschiedene Dinge redet es sich mit Landsleuten einfach am besten. Denn manches muss man nicht noch vorher erklären (GK12 2012).*

In diesem Fall bildete das schmerzliche Erlebnis den Anlass, über die eigene Identität nachzudenken.

Die größten Zweifel weckte dieses Nachdenken über die Identität jedoch bei den älteren Migranten:

*Ich hatte bisher immer gehört, dass jemand, der emigriert, danach schon nirgendwo mehr zu Hause ist. Ich habe das anfangs nicht ernst genommen, weil es mir so vorkam, als wäre ich überall dort zu Hause, wo ich gerade war. Aber das stimmt nicht, inzwischen kann ich das bestätigen: mit der Emigration verliert man unwiederbringlich etwas, zu dem man nicht zurückkehren kann, weil sich dieses Etwas inzwischen geändert hat. Wenn ich heute nach Polen reise, dann gibt es die Orte, nach denen ich mich gesehnt habe, schon nicht mehr. Dort hat sich auch vieles geändert. Geändert hat sich in diesem guten Dutzend Jahren die Realität in Polen, und ich habe diese Veränderung verpasst. Ich habe nicht in diesen Kontexten gelebt, deshalb bin ich nicht auf dem Laufenden und bin dort eigentlich schon nicht mehr zu Hause. Aber hier bin ich das auch nicht, weil mir die Wurzeln fehlen, und es ist ziemlich wichtig, dass man solche Wurzeln hat (KK22 1990).*

## Europäische Identität

In den Aussagen der Befragten sind neue Elemente von Identität hervorgetreten, von denen man noch vor einigen Jahren kaum hätte sprechen können. In mehreren Fällen erklärten Interviewpartner, sie seien über ihre nationale Selbstidentifikation hinaus „Europäer“. Eine Befragte sagte es so:

*Genau darauf beruht Europa, dass ich mich als Polin nicht mehr als Bürgerin zweiter Klasse oder irgendeine Emigrantin fühlen muss, der irgendetwas drohen könnte... (ZK47, 1990).*

Allerdings gab es nur einen Befragten, der die europäische Identität über die nationale stellte:

*Für mich sind Polen und Deutschland geographische Regionen der EU. Ich sehe keinen Unterschied, mir geht es hier gut und dort auch. Wenn auch jeweils aus verschiedenen Gründen. [...] In Polen fühle ich mich wohl, weil wir super Würste und gutes Essen haben, und hier gefällt mir die schon länger funktionierende vernünftige Demokratie (WM13 1987).*

Zur Bildung solcher Meinungen trug der vom Gesprächspartner erwähnte Beitritt Polens zur Europäischen Union bei<sup>334</sup>. Viele der Befragten teilten die Auffassung von Renata Suchocka (2002, 18), dass es im Rahmen der EU möglich sei, nationale Souveränität und übernationale Integration miteinander zu verbinden, wobei „genau die Verschiedenheit die europäische Identität kennzeichnet und Europa eint“. Die Polen nahmen keine Dissonanz zwischen polnischer nationaler und europäischer Identität wahr. Es wurde die Ansicht vertreten, beide ergänzten einander in vollem Umfang.

Wie eine Selbstdefinition durch die Identifikation mit Europa funktionieren kann, wird in der wissenschaftlichen Literatur breit diskutiert. Einige Autoren vertreten die Auffassung, eine solche europäische Identität existiere einstweilen noch nicht, könne sich aber herausbilden. „Europa ist zwar durch die Verschiedenheit der Nationen und Gesellschaften gekennzeichnet, hat aber noch keine paneuropäischen Traditionen, Mythen, Symbole und einheitsstiftenden Werte entwickelt, entlang derer Menschen geneigt wären, ihre Identität zu errichten“ (Budakowska 2005a, 67). Andere Wissenschaftler sehen das anders. Etwa Krzysztof Pomian (2004, 295):

<sup>334</sup> Nach Angaben des Meinungsforschungsinstituts CBOS erklärten im Februar 2016 81% der befragten Polen - unabhängig von ihrer Parteipräferenz -, sie wollten, dass Polen weiterhin in der EU bleibe. Zit. nach: Polacy a przystąpienie do Unii Europejskiej, *Gazeta Wyborcza* (26.02.2016), <http://wyborcza.pl/1,75398,19681266,cbos-polacy-chca-byc-w-unii-europejskiej-81-proc-za.html>, 26.02.2016 (Zugriff: 29.06.2016). 2024, 20 Jahre nach dem Beitritt Polens, waren die Zahlen ähnlich: 77% für den Verbleib in der EU. Zit. nach: Czy Polacy chcą pozostać w UE? Najnowszy sondaż CBOS 26.04.2024, Czy Polacy chcą pozostać w UE? Najnowszy sondaż CBOS | Polska Agencja Prasowa SA (Zugriff: 04.03.2025 r.).

*Die europäische Identität setzt sich aus verschiedenen aufeinander beruhenden Schichten zusammen. Alle diese Einheitlichkeiten und alle diese Trennungen haben sich auf den Ebenen der Sprachen, Religionen, Staatsgrenzen und Regionen verfestigt, hinter denen manchmal historisch sehr alte Unterschiede zum Vorschein kommen. Sie haben visuelle und auditive Landschaften geschaffen, Literaturdenkmäler und Künste, Musiken, Gewohnheiten und Sitten, und darüber die Psyche der Individuen und die Reflexe der Gemeinschaftlichkeit formiert. Jeder von uns ist, auch wenn er sich darüber vielleicht nicht immer im Klaren ist, ein Produkt einer weit in die Vergangenheit zurückreichenden Geschichte und gleichzeitig deren Fortsetzer.*

Vermutlich liegt die Wahrheit irgendwo in der Mitte. Budakowska schreibt (2005, 68), der moderne Mensch hänge „in der Luft zwischen der sich verändernden Grundlage des Nationalstaates und der noch nicht völlig ausgeprägten neuen Identität im kontinentalen Maßstab“. Dieser Zustand wurde auch in den Aussagen mehrerer Befragter sichtbar. Eine der Frauen erklärte z.B. zunächst:

*Ich habe vor zehn Jahren eine Kneipe in Posen aufgemacht. [...] Damals trug ich mich mit dem Gedanken, nach Polen zurückzukehren, aber nach einem Jahr habe ich schon nur noch die Wochenenden in Polen verbracht. Ich wusste die ganze Zeit, dass ich Europa liebe, ob ich nun gerade in Deutschland, in der Schweiz, in Spanien oder Italien bin (KK24 1990).*

Nachdem sie wieder nach Deutschland zurückgezogen war, kam die Befragte gleichwohl zu der Schlussfolgerung, dass:

*Ich spreche Italienisch, Spanisch, Deutsch und Englisch, aber ich bin gern Polin und immer Polin sein werde (KK24 1990).*

Diese Aussage illustrierte die Zerrissenheit, die hier auftritt. Der Aufenthalt im Geburtsland erwies sich für die Befragte, die sich in gleichem Ausmaß als Europäerin verstand, als zu stark einschränkend. Wenn sie aber ins Ausland reiste, spürte sie Sehnsucht nach der Heimat.

Für die meisten Polen waren allerdings die Beziehungen zur Heimat, der nationalen „großen“ oder der regionalen „kleinen“, stärker als das Gefühl der Bindung an Europa. Sie unterschieden sich darin nicht von anderen Europäern, die sich ebenfalls vor allem in nationalen Kategorien identifizierten (Jasińska-Kania 2012, 335). Man kann also der Einschätzung von Jarosław Górniak (2005, 18) beistimmen, der auf Grundlage seiner eigenen Forschungen in

mehreren europäischen Ländern<sup>335</sup> festgestellt hat, dass „die moderne Wirklichkeit Europas aus seinen Nationen besteht“. Derselbe Autor räumt ein (2005, 19), dass eine subjektive Verbundenheit im Rahmen Europas existiere, allerdings habe diese Verbundenheit im Unterschied zur nationalen einen stärker instrumentellen als emotionalen Charakter. Die befragten Polen nannten als Elemente ihrer Verbundenheit mit Europa die Freizügigkeit und Niederlassungsfreiheit, die gemeinsame Währung und die sozialen Sicherungssysteme. Ebenso wichtig sei die gemeinsame Zivilisation (Górniak 2005, 27-28). Auch aus den Befragungen in Berlin ergab sich, dass das Gefühl, „Europäer“ zu sein, von den polnischen Migranten vor allem mit der Zugehörigkeit zur Europäischen Union und mit gleichen Rechten für deren Bürger in Verbindung gebracht wurde. Wesentlich war, dass die Polen sich als Teil der multi-kulturellen Gesellschaft Europas fühlten.

John Urry (2000, 36) hat darauf hingewiesen, dass die Freiheit des Grenzübertritts die Tendenz zu Bindungen auf übernationaler Ebene verstärke. Tim Edensor (2002, 51) hat die Auffassung vertreten, solche fließenden Möglichkeiten zur Anbahnung von Kontakten der nationalen Identität nicht entgegenstehe: „Sie ist eher heterogen und beruht auf unzähligen Pfaden, Bindungen und Quellen“<sup>336</sup>. Zu ähnlichen Schlussfolgerungen ist auch Katarzyna Waniek<sup>337</sup> (2011, 77-78) gekommen, die feststellte:

*In der landläufigen Erfahrungswelt der Menschen, die die Handlungsmöglichkeiten, die die geöffneten Grenzen und der einheitliche Arbeitsmarkt bieten, nicht nur instrumentell behandeln, sondern auch daran interessiert sind, sich in verschiedenen Formen sozial zu engagieren, bildet Europa (oder das Gefühl der Zugehörigkeit zu Europa), nicht nur keine Bedrohung der Identifikation mit dem eigenen Herkunftsland, sondern es stärkt diese auf kreative Weise bzw. kann sie sogar wiederbeleben. [...] Nationale (ethnische, kulturelle) und europäische Identitäten können konfliktfreie Rahmenbedingungen für das Leben des Individuums bilden.*

Solche Gefühle dominierten auch bei den Berliner Polen. Vor allem die älteren von ihnen, die sich lange Jahre einem Assimilationsdruck ausgesetzt sahen, schätzten die heutigen vielfältigen Möglichkeiten der Identifikation hoch ein. Gleichzeitig zeugte ihr starkes Bedürfnis danach, sich in ethnischen Kategorien zu definieren, davon, dass der Nationalstaat nicht auf verlorenem Posten steht. Dies hat Małgorzata Budyta-Budzyńska (2010, 287) bemerkt, als sie schrieb:

<sup>335</sup> Die zugrundeliegenden Forschungen entstanden im Rahmen des Projekts „Euronet“.

<sup>336</sup> Übersetzung aus dem Polnischen ohne Abklärung mit dem englischen Original (A.d.Ü.).

<sup>337</sup> Projekt „Tożsamości Europejskie: Wykorzystanie metod badań biograficznych w rozwoju tożsamości europejskiej“ (Europäische Identitäten. Nutzung biographischer Forschungen bei der Entwicklung der europäischen Identität).

Aus der globalen und internationalen Perspektive geht die Rolle des Nationalstaats zurück, aber aus der Perspektive der Bürger bleibt sie nach wie vor groß. [...] Einstweilen bleibt der Nationalstaat ein notwendiges und herausragendes Element politischen Gleichgewichts im Innern und nach außen, er bleibt die Hauptquelle politischer Initiativen und elementares Subjekt der internationalen Beziehungen. Außenpolitik ist die Domäne der Nationalstaaten, die Atomwaffe ist im Besitz von Nationalstaaten, Nationalstaaten spielen die entscheidende Rolle bei der Abtretung von Souveränität an höhere Ebenen – zugunsten übernationaler Organisationen wie auch nach unten – an untergeordnete politische Strukturen.

Dies bedeutet aber nicht, dass nicht auch hier Veränderungen in Erscheinung träten. Laut Budyta-Budzyńska (2010, 287):

*...entspricht der Staat vom Weberschen Typus, mit einem klaren Zentrum und hierarchischer und pyramidaler Struktur, in der Beziehungen der Über- und Unterordnung das bestimmende Strukturelement sind, nicht länger den Anforderungen der Globalisierung, denn er ist zu schwerfällig, dazu wenig stabil und kaum innovativ. An seine Stelle tritt allmählich ein neuer Typus – der Netzwerkstaat. Staatliche Institutionen sind immer stärker mit gleichartigen Einrichtungen im Ausland verbunden als mit Institutionen im Inland. Gemeinsam mit diesen internationalen Partnern schaffen sie ein Geflecht von Beziehungen, die eine neue internationale Ordnung aufbauen. Internationale Institutionen, politische Absprachen und Einflüsse internationaler Konzerne schränken die Entscheidungsfreiheit des Nationalstaats in Politik und Wirtschaft ein.*

Es unterliegt keinem Zweifel, dass im Gefolge der Transformation des Staates und im Falle Polens der Diffusion seiner Bevölkerung über die nationalen Grenzen hinaus die Identitäten unter dem Einfluss globaler und lokaler Veränderungen elastischer werden.

### **Identifizierung mit dem „privaten Vaterland“**

Ein weiteres wichtiges Merkmal der Veränderungen der Identität der Berliner Polen war ihre zunehmende Identifikation mit dem sog. privaten Vaterland, oder eher: privaten Vaterländern sowohl in Polen, als auch in Deutschland. Diese Identifikation beruht auf einer direkten, persönlichen Bindung des Individuums an ein bestimmtes Territorium – einen Ort, wo man sein Leben oder einen großen Teil davon verbracht hat und wo man Wurzeln geschlagen hat. Diese Kategorie ist enger gefasst als das ideologische Vaterland, sie knüpft an die Teilnahme am Leben der Gemeinschaft an einem konkret bestimmten und ausgedehnten Ort an und wird für viele Menschen, vor allem in der Emigration, immer wichtiger. Die Ausdehnung dieses privaten Vaterlands kann größer oder kleiner ausfallen, denn formale

Grenzen für diese Identifikation gibt es nicht (Ossowski 1984, 26-27). Das Beispiel der Berliner Migranten zeigt, dass der Mensch heute mehr als ein privates Vaterland haben kann. Auch die Beziehungen des Einzelnen zum privaten Vaterland sind andere als die zum ideologischen: von starken Bindungen an beide über ein tieferes Verhältnis zur „kleinen Heimat“ (was öfter auftritt) oder auch zur „großen“ (seltener).

Viele der Befragten betonten die Spezifik Berlins als „ihrer Stadt“. Es fiel oft die Wendung „Berlin ist nicht Deutschland“ oder die Formulierungen, Berlin sei „etwas anderes“ oder eine „Insel“:

*Ich habe [nach einigen Jahren nach der Ankunft in Westberlin] angefangen, in Deutschland herumzufahren, mal in den Norden, mal in den Süden. Und auf Deutsch musste man sich irgendwie zuordnen. Und auch wenn das pathetisch klingen mag: ich habe mich absolut als Berliner gefühlt (ZM14 1983).*

Die Hauptfaktoren dieser Spezifik waren die schon mehrfach erwähnte ethnische Vielfalt der Stadt, ihre Offenheit, die das Gefühl der Fremdheit oder Andersartigkeit abmilderte. Als Folge dessen erklärten viele Befragte, sie könnten in Deutschland nirgendwo leben als in Berlin.

*Ich schätze es sehr, dass ich hier auch im Ausland Polin sein kann, ohne dass ich mich fürchten muss, das zu offenbaren oder mein Polentum zu verbergen, wie das in anderen Städten vorkommt. Dort ist es so, dass man Frau X auch nach 30 Jahren noch zugeordnet: „Die sind aus Polen“. Hier ist das, wie mir scheint, nicht so... (LIKA 1988).*

An dieser Stelle muss ergänzt werden, dass die zitierte Befragte als *Aussiedlerin* nach Deutschland gekommen war. Für etliche Gesprächspartner war sogar der Stadtteil wichtig, in dem sie wohnten: im Westen oder im Osten. Mit dem Westteil identifizierten sie sich, mit dem Osten ganz im Gegenteil. Personen, die beide Stadthälften kennengelernt hatten, wiesen auf Unterschiede hin, die die jeweiligen Bewohner kennzeichneten. Ostdeutsche wurden im allgemeinen negativ bewertet; sie galten den Polen in vieler Hinsicht als fremder im Vergleich zu den Westdeutschen. Erwähnt wurde auch, dass Ost- und Westberliner andere Werte für wichtig hielten:

*Ich habe mich oft gefragt, warum diese Ostdeutschen so an dem hängen, was einmal war. Ich habe mich in Polen eher unter Menschen bewegt, die sich über die politischen Veränderungen gefreut haben, darüber, dass der Eiserne Vorhang gefallen ist. Ich konnte und kann das nicht verstehen, warum sie sich nicht darüber freuen. Aber ich habe festgestellt, dass es mit dieser DDR ein bisschen so ist wie mit einem besetzten Land. Das heißt, dass die Polen, also ein Teil*

*der Polen jedenfalls, sich diese Freiheit erarbeitet haben. Sie wollten sie und nahmen bewussten Anteil an den Veränderungen. Dagegen ist den Leuten aus der DDR einiges aufgezwungen worden, wenn auch vielleicht nicht allen. Sie haben darum nicht so kämpfen müssen (SK42 2004).*

Die Gefühle, die vor allem die Befragten, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts nach Berlin gekommen waren, weitestgehend teilten, spiegelten die im Bewusstsein vieler Deutscher vorhandene Teilung wider. Sie ist ein Überbleibsel nicht nur der Teilung der Stadt, sondern des ganzen Landes. Nach dieser verbreiteten Überzeugung kann man auch heute noch von zwei getrennten Welten, einer ost- und einer westdeutschen, sprechen. Auch in der Literatur ist diese These präsent: „Auch 20 Jahre nach der Vereinigung der Bundesrepublik existieren weiterhin zwei parallele deutsche Gesellschaften: die eine, die sich im autokratischen System der DDR herausgebildet hat, und die andere mit Wurzeln in der demokratischen Ordnung Westdeutschlands. Die Verhaltensmuster und Denkweisen, die in der Generation der Großeltern und Eltern entstanden sind, prägen noch heute, wenn auch in geringerem Umfang, die bereits nach der Vereinigung Deutschlands geborene Generation“<sup>338</sup> (Zawilska-Florczuk, Ciechanowicz 2011, 15).

Kritisch hat sich über eine solche Wahrnehmung des „Ostens“ u.a. Dirk Oschmann geäußert (2024, 54); er hält dieses negative Bild für eine „Stigmatisierung als fremdes, anomales und beschwerliches Element“, die als „unrühmliches Symbol für Trennung, Distanzierung und Ausschließung sowie als totalisierende Etikettierung“ funktioniere und eine Art „negativer Identitätszuschreibung und Essentialisierung“ von Seiten des Westens sei<sup>339</sup>. Der Ostdeutsche erscheint in diesem Stereotyp als „verspannt, unsicher, schwach, feige, hässlich, dumm, faul, unfähig, sich auszudrücken, mit Verhaltensauffälligkeiten, radikal, ungeschickt, xenophob und chauvinistisch und *natürlich* als Nazi (Oschmann 2024, 24).

Die meisten Polen gingen in ihrer Kritik nicht so weit, wie es Oschmann hier beschrieben hat, aber auch unter ihnen dominierten stereotype Wahrnehmungen. Diejenigen von ihnen, die den Ostteil der Stadt als Wohnort gewählt hatten, argumentierten, dass es hier wegen der gemeinsamen historischen Erfahrung des Lebens in sozialistischen Strukturen lockerer zu-

<sup>338</sup> Die westdeutschen Politiker, die 1990 die Vereinigung planten und umsetzten, haben sich vor allem darauf konzentriert, die politischen, Verwaltungs- und Wirtschaftsstrukturen der DDR an westliche Vorbilder anzupassen. Das Problem der Unterschiedlichkeit der Kulturen wurde entweder nicht rechtzeitig beachtet oder doch unterschätzt und in der Euphorie des Vereinigungsprozesses verdrängt. Es brauchte nur wenige Monate, um eine der Parolen der demokratischen Demonstrationen in der DDR auf den Prüfstand zu stellen: *Wir sind das Volk. Wir sind ein Volk*. Dies erwies sich als Wunschvorstellung, aber nicht als Feststellung einer Tatsache. Die Ablehnung des kommunistischen Regimes durch die Westdeutschen wurde auf alle Bewohner der östlichen Länder (Ossis) übertragen. Hingegen wurde das idealisierte Bild der BRD bei den DDR-Bewohnern zur Quelle von Enttäuschungen (Zawilska-Florczuk, Ciechanowicz 2011, 15-16).

<sup>339</sup> Rückübersetzung beider Zitate aus dem Polnischen ohne Abgleich mit dem Original (A.d.Ü.)

gehe, und dadurch falle das gegenseitige Verstehen leichter. Für diejenigen der Polen, die sich für den Westteil Berlins entschieden hatten, also die Mehrheit, war dies aber kein überzeugendes Argument. Die Befragten erinnerten sich an die „DDR-Mentalität“ der Ostberliner, was als Gegensatz zu den vielen im Bewusstsein der Polen verfestigten positiven Wahrnehmungen der Deutschen wie Prinzipientreue, Ordnung, Fleiß und Pünktlichkeit wahrgenommen wurde. Die Veränderungen in der Stadt, seitdem sich dort Bewohner der ehemaligen DDR ausbreiteten, erschienen ihnen als negativ. So hieß es, früher seien die Straßen sauberer und die Menschen freundlicher und ehrlicher gewesen. Dem standen Schilderungen von Unordnung, Widerspenstigkeit, Anspruchsdenken und Wurschtigkeit der Ankömmlinge im täglichen Umgang gegenüber; auch ihr Konservatismus und ihre Nostalgie nach der sozialistischen Vergangenheit seien ins Auge gestochen. Eine Gesprächspartnerin stellte fest:

*Berlin ist so ein Gemisch aller Nationalitäten, ich weiß nicht, wahrscheinlich ist es noch nicht lange Hauptstadt. Die beiden Teile sind zusammengeschustert, der Osten und der Westen, alles ist vermischt, und im Osten ist es jetzt teurer als im Westen [...]. Das fällt sehr auf, man merkt sofort, wer woher kommt, nach fünf Minuten Unterhaltung ist es klar [...]. Ich arbeite mit vielen Leuten, die aus Ostdeutschland kommen und im Westen arbeiten. Mich schockiert immer, wie wohlwollend sich diese Ostdeutschen an die DDR erinnern. [...] Meine Arbeitskolleginnen haben am 8. März zum Scherz ein Lied aus dem FDJ-Liederbuch gesungen; sie hatten ihren Spaß dabei, alles war anscheinend zum Scherz, aber dieses positive Grundgefühl haben sie gemeinsam. [...] Viele dieser Deutschen aus dem Osten haben so einen Ansatz, dass sie dort eine Berufsausbildung gemacht haben ... das sind Leute zwischen 40 und 50, sie waren im Moment der Vereinigung mit dem Studium fertig oder hatten gerade angefangen zu arbeiten, und in diesem neuen Staat fühlten sie sich kolonisiert durch Westdeutsche, weil zum Beispiel ihre Abschlüsse nicht anerkannt worden waren. Eine Bekannte hatte zum Beispiel Germanistik und Geschichte studiert: sie haben ihr nur die Germanistik anerkannt, aber nicht die Geschichte, und so konnte sie an keiner staatlichen Schule mehr unterrichten. Sie ist zwar im allgemeinen zufrieden mit den Veränderungen, die es gegeben hat, sie hat sich gut eingerichtet usw., aber andere haben das Gefühl, dass die Einheit kam und ihnen die Zukunft gestohlen hat. Das ist zu 100 Prozent authentisch, viele Leute sind so drauf, das ist nicht nur eine Person, die mir so etwas erzählt hat. [...] Zum Beispiel jemand, der den Beruf des Bürotechnikers erlernt hat, und den braucht heute niemand mehr, und sie mussten häufig neue Qualifikationen erwerben. Sie fühlen sich als Bürger zweiter Klasse im eigenen Land, und deshalb akzeptieren sie es nicht vollständig als ihres. Zum Beispiel gewinnt die Wahlen im östlichen Berlin immer die Linke, diese postkommunistischen Betonköpfe und Stasiagenten, aber die Wahlen gewinnen sie regelmäßig, Diese Tendenz gibt es einfach. Diejenigen, die es weiter weg in Europa verschlagen hat, die schon einmal in den USA oder irgendwo waren und die Welt ein bisschen kennengelernt haben, die halten sich für anders... Das sind Leute, die sagen: „Super, endlich kann ich reisen“ usw., aber richtig zufrieden sind sie auch nicht. Denn die Deutschen schätzen die Sicherheit grundsätzlich höher ein als die Freiheit. Bei den Polen ist*

*es umgekehrt. Ein Pole wird sagen: „Jetzt ist es etwas schwieriger für mich, aber niemand entscheidet über unsere Köpfe“. [...] Ich weiß nicht, ich zum Beispiel fühle mich eher wie jemand aus Westeuropa unter all diesen Ostdeutschen (PIIKU 2003).*

Die gut integrierte Gesprächspartnerin teilte die Denkweise vieler anderer Berliner einschließlich der in der Hauptstadt lebenden Polen. Unter diesen machten sich indessen nur wenige so wie die zitierte Befragte Gedanken über die Gründe dieser Unterschiede. Meist wurden bestehende Stereotypen unreflektiert übernommen, eventuell suchte man noch Begründungen für diese, indem dem bereits gefestigten Bild einzelne eigene Erfahrungen hinzugefügt wurden. Diese Herangehensweise war oft bei Gesprächspartnern anzutreffen, die sich schon lange in Berlin aufhielten; bei jüngeren Leuten war die Wahl des engeren Wohnorts eher eine Frage der Verfügbarkeit oder auch der Mode. In diesen Fällen spielte die Vergangenheit eine geringere Rolle.

Ähnlich stark und manchmal sogar stärker war die emotionale Bindung der Befragten an Orte in Polen, mit denen sie ihr Leben vor der Ausreise assoziierten: dem Geburtsort, dem Wohnort, der Stadt, wo man studiert hatte usw. Solche Bindungen dominierten generell gegenüber dem Gefühl der Verbundenheit mit Polen als Staat. Eine Befragte fasste es so zusammen:

*Ich empfinde keinen auf die ganze Region Polen bezogenen Patriotismus. Mein Patriotismus ist mit Breslau verbunden, und wenn Sie mich fragen sollten, wo ich begraben sein möchte, dann würde in meinem Testament sicher Breslau stehen, dieser Friedhof, jene Grabstätte usw. Denn das ist meine Stadt. [...], und deshalb habe ich auch meine Wohnung dort nicht verkauft und werde das nie im Leben tun [...]. Ich bin Breslauerin, und das wird sich nicht ändern, ob ich jetzt in Paris, in Brüssel oder in Berlin lebe. Dort ist mit Sicherheit mein Platz auf Erden, dort bin ich zu Hause, emotional gesehen. Aber das bedeutet nicht, dass ich in Berlin unglücklich wäre; im Gegenteil, es gefällt mir hier sehr (GK11 2004).*

Auch andere Befragte äußerten ähnliche Auffassungen:

*Ich habe mich danach gesehnt, wie gut es mir in Stettin gegangen ist, wie dort alles nah ist. Auch wenn es eine dreckige Stadt ist und keine hübsche, alles ist so kaputt usw. Aber das ist meine Heimatstadt (RK37 2001).*

*Mich verbindet vieles mit Polen, obwohl ich unter Polen eigentlich Breslau verstehe. Wenn ich in Warschau zu leben hätte, müsste ich mich genauso umgewöhnen und anpassen wie hier. Denn ich habe mein ganzes Leben in Breslau verbracht, dort kenne ich Leute. Das ist so ein Lokalpatriotismus, würde ich sagen. Mit Breslau bin ich verbunden, und über Breslau auch mit Polen (SK42 2004).*

Einige Gesprächspartner hatten, obwohl sie in Deutschland wohnten, ihre Häuser oder Wohnungen in Polen behalten. Sie verfolgten aufmerksam die Veränderungen, die sich in „ihrem“ Lebensraum in Polen vollzogen. Über vieles äußerten sie Stolz (neue Straßen, Plätze, kleine Parks usw.), über anderes waren sie unzufrieden (Zerstörungen oder Beschädigungen). Im einen wie im anderen Fall fürchteten sie, dass Veränderungen irgendeiner Art diese für sie wichtigen Orte ihrer Vertrautheit berauben würden:

*Es ist komisch: wenn ich nach Posen fahre, wo ich so lange gelebt habe, und dort über die Straßen gehe, dann denke ich: irgendwann hat das alles einmal mir gehört, es war wie die Verlängerung meines Zimmers. Das war mein Raum, dort kannte ich jedes Steinchen, hier war dieses, dort jenes. Und wenn ich jetzt hinfahre, kenne ich das noch? Alle die Spuren, von denen ich einmal gedacht hatte, dass ich sie dort zurücklassen würde – sie sind wie verdunstet. [...] Das empfinde ich sehr stark. Es ist nicht so, dass ich mich in Berlin nicht zu Hause fühle. Aber mir fehlt Posen, das empfinde ich am stärksten (KK17 2002).*

Auf die Rolle solcher kleinen, lokalen sozialen Räume hat Tim Edensor (2002, 710) hingewiesen. Nach seinen Worten denkt man über solche festen Elemente des uns bekannten Raums im Alltag nicht weiter nach; wenn aber bekannte Wege oder charakteristische Landschaftselemente beseitigt oder radikal verändert würden, komme ein Gefühl der Desorientierung auf. Genau so war es auch in diesen Fällen. Die emotionalen Bezüge der Befragten zu ausgewählten Orten im ideologischen Vaterland erwiesen sich als ähnlich wie die, die andere Europäer zu Protokoll gegeben haben. Aus Forschungen von Aleksandra Jasińska-Kania (2012, 334) geht hervor, dass zwei Drittel der Europäer (und vier Fünftel der in Polen selbst lebenden Polen) das Gefühl der Zugehörigkeit zu ihrem Heimort als das wichtigste betonten. Die Identifizierung mit dem privaten Vaterland in Polen und in Deutschland konnte man als Element einer doppelten „regionalen Identität“ im Sinne von Bohdan Jałowiecki und Marek Szczepański (2002, 130) ansehen: als besonderer Fall einer sozialen (kollektiven) und gleichzeitig kulturellen Identität, die sich auf regionale Traditionen stützt und auf ein klar abgegrenztes Territorium Bezug nimmt, einen Raum, dessen spezifische soziale, kulturelle (symbolische), wirtschaftliche oder topographische Eigenschaften ihn gegenüber anderen auszeichneten.

### „Wo bin ich zu Hause?“

Ähnlich wie im Fall der nationalen Identität hatten die Polen auch kein Problem mit der Bestimmung, wo sie sich zu Hause fühlten – im emotionalen oder geistigen Sinne. Wie Andrzej Ładyżyński (2011, 15) beobachtet hat, bildet das Zuhause für den Menschen einen

einzigartigen Bezugspunkt. Hier suchen sie Schutz und Sicherheit. Die Feststellung „wir sind weit weg von zu Hause“ bezeichnet wirkliche räumliche Trennung, aber auch Unsicherheit und Bedrohung und den Verlust von Stabilität. Genau deshalb war das Zuhause für die Berliner Polen eine besonders wichtige Kategorie, an die sich starke Emotionen knüpften und die einen Ort benannte, um den herum das Leben sich konzentrierte.

In den ersten Monaten oder Jahren der Emigration wurde das Zuhause noch in Polen lokalisiert, anschließend „verlegte es sich“ im Maße, wie die Anpassung und die Integration voranschritten, nach Deutschland. Die Sehnsucht nach dem früheren Zuhause ging darüber aber nicht verloren. Man empfand Bedauern darüber, dass man von der Familie getrennt war, oder dass manche Aspekte des Lebens verloren gegangen waren (z.B. hieß es häufig: „mir fehlte das Studentenleben“), es blieb eine Nostalgie nach den Jahren der Jugend. Vielen Befragten fehlten die aus Polen erinnerten Landschaften („mir fehlte die polnische Ostseeküste“), Geschmacks- oder Geruchseindrücke. Eine der Frauen sagte:

*Wenn der Zug nach Oberschlesien hineinfuhr, sagte meine Mutter immer „Machen wir das Fenster weit auf“. Die Luft dort war vielleicht nicht frisch, aber sie war eine andere als die hiesige. Eine bessere (KK14 1988).*

Eine andere Befragte stellte fest:

*Ich hatte Sehnsucht nach der Natur, nach dem Geruch der Lagerfeuer. Das habe ich von meinen Kindern: wenn Lagerfeuer brannten, dann roch es für sie nach Polen (SIKD 1988).*

Häufig hatte diese Sehnsucht ihre Grundlage in Sinneseindrücken, war verbunden mit Bildern, Empfindungen oder Gefühlen. Tim Edensor (2002, 58) hat geschrieben, dass es genau solche Erfahrungen seien, die im Menschen Nostalgie hervorriefen. „Marokko evoziert das Bild von Palmen, Oasen und schöngeformten Dünen, Holland das eines flachen Mosaiks von Poldern und Bewässerungsgräben. [...]. Diese konkreten Landschaften bilden eine selektive Auswahl im Verhältnis zu den dort lebenden Nationen. Sie sind ebenso voller symbolischer Werte und bezeichnen nationale Werte“<sup>340</sup>.

Wegen der Sehnsucht der Berliner Polen nach diesen bestimmten Orten, Menschen, Bildern und Gerüchen war jede Reise nach Polen für sie ein freudiges Ereignis. Besonders freuten sich die Migranten aus den achtziger und neunziger Jahren über diese Reisen, denn sie hatten noch die Erinnerung an die früheren Schwierigkeiten beim Überschreiten der Grenze. Leider wurden sie an Ort und Stelle oft enttäuscht. Es erwies sich, dass die Beziehungen zur Verwandtschaft schon nicht mehr dieselben waren wie einst, dass Bekannte und Freunde ihr

<sup>340</sup> Übersetzung aus dem Polnischen ohne Abgleich mit dem englischen Originaltext (A.d.Ü.).

eigenes Leben führten und mit anderen Problemen als denen zu tun hatten, die die Migranten in Deutschland beschäftigten. Das Fehlen täglicher direkter Kontakte und Begegnungen ließ sich nicht vollständig durch Telefongespräche oder Internetverbindungen ausgleichen:

*Diese ganze familiäre Konstellation und alle diese Verbindungen nach Polen sind zerfallen. Ich habe jedenfalls eine Familie, die früher sehr eng zusammenhielt, und seit einiger Zeit gibt es das schon nicht mehr, wie es früher war. Die Ausreise lockert die Bindungen; sie sind jetzt völlig andere (BK3 1998).*

Ein Aufenthalt in Polen, vor allem nach langer Zeit, rief in den Migranten Dissonanzen hervor. Auf der einen Seite sehnten sie sich nach Polen, auf der anderen Seite fehlte ihnen in Polen ihr jetziges Zuhause. Sie verspürten Sehnsucht in Deutschland nach Polen, und in Polen nach Berlin:

*Es gab einen Moment, ab dem ich eher hier in [Deutschland] gelebt habe. Wenn ich nach Polen gefahren bin, habe ich schon nicht mehr wie verrückt alle denkbaren Bekannten abgeklappert, um allen zu erzählen, was bei mir los ist. [...] Es ist ja auch klar: wir fangen an, in verschiedenen Welten zu leben. Außerdem ist die Zeit in Polen sehr schnell vergangen, verschiedene Sachen haben sich blitzartig geändert, die Leute waren damit beschäftigt, ihren Platz im neuen Leben zu finden. So haben wir jeder in seiner Welt gelebt, und es kam der Moment, wo mich an Polen generot hat, dass ich bei jedem dieser Besuche 10 Leuten dieselben Geschichten erzählt habe. Ich hatte keine Lust mehr, das 10, 12 oder 18 Mal zu wiederholen. (ZK47 1990).*

Das Gefühl, in Polen entwurzelt zu sein und in Deutschland noch keine richtigen Wurzeln geschlagen zu haben, führte bei manchen Befragten zu Zerrissenheiten:

*Ich habe hier eine polnische Bekannte, die sagt: „Mir geht im Kopf alles durcheinander: wenn ich in Deutschland bin, schimpfe ich auf diese Deutschen, aber wenn ich nach Polen zurückkehre, dann verteidigte ich sie. Ich sage Dir, das ist schon nicht mehr normal. Wir haben schon eine andere Perspektive auf die Welt, hier sieht man bestimmte Sachen einfach anders, es gibt kein Schwarz-Weiß mehr“ (RK37 2001).*

Ein anderer Befragter bemerkte:

*Die Nähe zu den alten Bekannten und Freunden ist weg, [...] ich weiß jetzt nicht, ob das nicht die Folge davon ist, dass sich unsere Sichtweise, unsere Gefühle und unsere eigene Toleranz geändert haben (GM4 1982).*

Mit dem Zeitablauf wurden nicht nur die Bindungen an die Verwandten in Polen schwächer. Es wuchs auch die Distanz zu bestimmten Phänomenen oder Ereignissen in Polen. Für die Migranten wurde unverständlicher, wie sie kausal zusammenhingen, sie wurden ihnen fremd. So entstanden schwer zu füllende Lücken; dies galt nicht nur für Ereignisse, an denen sie nicht mehr teilnahmen, sondern auch für die damit einhergehenden Empfindungen:

*Entweder haben wir uns sehr verändert, oder die Leute, die dort geblieben sind, sind heute andere. Ihre Mentalität ist anders geworden: heute schimpft jeder herum und jammert, jeder hat irgendwelche Probleme, irgendetwas gibt es gerade nicht, oder es fehlt das Geld. Dabei fällt auch bei uns kein Manna vom Himmel (PK30 1992).*

Das Zuhause der Migranten verlagerte sich mit der Zeit nach Deutschland. Personen, die schon länger in Berlin lebten, waren sogar in der Lage, den Moment genau zu bestimmen, ab wann sie sich hier „zu Hause“ fühlten. Meist war dies verbunden mit einem oder mehreren wichtigen Ereignissen in ihrem Leben, die sie mit dem neuen Land verbanden: z.B. die Gründung einer Familie, die Geburt eines Kindes, der Kauf einer Wohnung oder das Finden einer zufriedenstellenden Arbeit:

*Als ich noch keine Kinder hatte, bin ich viel öfter nach Polen gefahren. Als die Kinder da waren, [...] spürte ich, dass ich hier meine Familie und mein Umfeld habe, dass meine Familie hier ist und dass ich hier wohnen möchte. In diesem Moment ist der Schwerpunkt meines Lebens nach Deutschland gewandert (BK3 1998).*

*Es gab so einen Moment [...], ab dem ich Berlin gemeint habe, wenn ich sagte, dass ich nach Hause fahre. Vorher hatte ich hier gewohnt, aber nach Hause war ich immer nach Polen gefahren. Das ist jetzt schon etliche Jahre her, vielleicht acht? [Das Interview fand 2010 statt]. Vielleicht hat es auch länger gedauert, aber damals habe ich mir klargemacht, dass mein Zuhause hier ist. [...] Ich hatte damals schon ein Kind und einen [deutschen] Mann [...]. Ich war immer mit so einer Ungeduld nach Polen gefahren, und damals, das weiß ich noch, habe ich mich gefreut, als ich nach Hause – nach Berlin fuhr (RK35 1997).*

Das Gefühl, in Deutschland ein Zuhause gefunden zu haben, trat erst nach einiger Zeit zutage. Diese Abstände lagen zwischen einigen Monaten und einigen Jahren nach der Ankunft, wobei die längeren Fristen überwogen:

*Die ersten fünf oder vielleicht sogar zehn Jahre, sagen wir fünf, hatte ich Probleme; [...] ich habe mich so nach Polen gesehnt. Danach gab es eine Periode, da habe ich mich nach Polen gesehnt, bin hingefahren und habe dort nach drei Tagen angefangen, mich nach meinem Zu-*

*hause [in Deutschland] zu sehnen. Ich wollte zurückkehren, irgendetwas hat mir gefehlt. Und heute fühle ich mich hier ganz klar besser, warum, weiß ich auch nicht (EK8 1991).*

*Ich muss erst einmal damit anfangen, dass ich mich hier zu Hause fühle. Ich habe 22 Jahre in Berlin hinter mir. Nirgends in Polen habe ich länger gelebt als hier in Berlin. [...] Das hat ungefähr nach vier Jahren angefangen, dass ich mich hier [in Berlin] „zu Hause“ gefühlt habe. Der Auslöser war wahrscheinlich, dass ich meine erste anständige Wohnung bekommen habe: alles neu gemacht, es roch noch nach Farbe (RM8 1989).*

Im Unterschied zu den älteren Migranten erklärten die jüngeren häufiger, dass ihr „Zuhause“ nach wie vor in Polen sei, und dass sie sich vor allem dort heimisch fühlten.

*Wir als Familie haben sozusagen immer die Rucksäcke gepackt, wir sind ständig [zwischen Berlin und Polen] unterwegs. Aber meine älteren Bekannten sagen, das gehe vorbei, dieses Pendeln. Das halte man nur eine Zeitlang durch, danach wolle man das schon nicht mehr. Wir haben diesen Punkt noch nicht erreicht. Unser Zuhause ist in X (in Polen), am Waldrand, und hier in Berlin leben wir wirklich nur vorübergehend: Schule – Studium – Arbeit [die Befragte hat ein Haus in Polen und eine Wohnung in Berlin] (KK18 2000).*

In der neuesten Migrationswelle entstand dieses Gefühl des Heimischseins in Polen nicht nur daraus, dass die Befragten nur relativ wenig Zeit im Ausland verbracht hatten und ihren Aufenthalt in Deutschland als vorübergehend betrachteten. Wesentlich war auch die Tatsache, dass jüngere Personen niemals Probleme gehabt hatten, Beziehungen mit Polen aufrecht zu erhalten; also blieb ihr Zuhause dort, von wo sie gekommen waren. Außerdem waren im Leben vieler von ihnen die Ereignisse noch nicht eingetreten, die einen Menschen mit einem neuen Ort verbinden: die Eheschließung, die Geburt von Kindern, eine feste Arbeit. Mit der BRD unterhielten sie nicht allzu tiefe emotionale Beziehungen, diese waren im Gegenteil meist formaler Natur.

In jeder Generation der Befragten fanden sich auch Personen, die sich sowohl in Polen, als auch in Deutschland „zu Hause“ fühlten, und solche, die sagten, sie seien nirgends „daheim“:

*Ich denke, dass ich hier zu Hause bin, wobei ich in Polen auch zu Hause bin. Früher, als ich vorhatte, nach Polen zu fahren, habe ich gesagt: Ich fahre nach Hause, jetzt sage ich das schon nicht mehr. Und in Polen habe ich auch das Gefühl, dass ich nach Hause fahre, wenn ich nach Berlin fahre. In gewissem Sinne habe ich also zwei Heimaten (KK21 2003).*

*Ich hatte das Problem, dass ich, als ich noch in Posen gelebt habe, mein ganzes Leben in einer einzigen Wohnung verbracht habe. Dann bin ich ausgereist, [...] und in der Zwischenzeit ha-*

*ben meine Eltern sich ein Haus gekauft, wo sie jetzt leben. Das ist aber schon nicht mehr mein Zuhause, obwohl es eigentlich so sein sollte, weil ja da meine Eltern leben. Aber für mich ist dieses Haus in X bei Posen schon nicht mehr mein Zuhause. Mein wirkliches Zuhause war die alte Wohnung in Posen, und Schluss. Das kann mir hier nichts ersetzen, [...] es stimmt schon, wenn ich sage, dass ich nach Hause fahre, denke ich an Posen, aber genauso auch an Berlin (KK17 2002).*

Dass Migranten ihren Integrationsprozess an einem symbolischen Zuhause festmachen, zeugt von einem gewissen Stabilisierungsgrad ihres Lebens im Ausland und der Tatsache, dass sie ihren eigenen Platz gefunden hatten. Denn die Idee des „Zuhauses“ ist emotional hoch aufgeladen. Es ist „ein Raum der Gerüche, Geräusche und Berührungen [...], ein Ort, wo man wohnt, den man verlässt, um sich in den Wirbel der großen Welt zu begeben, und wohin man später zurückkehrt“<sup>341</sup> (Edensor 2002, 84). Dass die Polen sich an verschiedenen Orten und in verschiedenen Lebensabschnitten ein neues Zuhause schufen, bedeutete in ihrem Fall nicht, dass diese emotionale Aufladung „verdünnt“ worden wäre. Im neuen, mobileren Kontext bedeutet der Begriff des Zuhauses eher „eine Verbindung zwischen verschiedenen Orten, die sich in dem Maße ausgestalten, wie Erinnerungen, praktische und dekorative Artefakte und Wissen serienmäßig reproduziert werden“<sup>342</sup> (Edensor 2002, 84, 85 und 87).

Gleichzeitig sollte aber betont werden, dass sogar das Gefühl, in Deutschland Wurzeln geschlagen zu haben und sich dort zu Hause zu fühlen, die ethnische Identität der Polen nicht beeinflusst hat. Sie empfanden es so, dass sich beides miteinander vereinbaren lasse. Wie sehr sich die älteren Migranten mit Polen identifizierten, auch wenn sie sich am neuen Wohnort häuslich eingerichtet hatten, wird daraus deutlich, dass viele von ihnen die polnische Staatsangehörigkeit nie aufgegeben hatten, auch wenn sie in der Zwischenzeit die deutsche angenommen hatten. Die für diese Studie Befragten waren meist im Besitz zweier Pässe, eines polnischen und eines deutschen. Das deutsche Dokument hatten sie sich dabei aus überwiegend pragmatischen Gründen ausstellen lassen: es öffnete den Weg zur Legalisierung des Aufenthalts, zur Arbeitsaufnahme und zu verschiedenen Vorteilen im Verhältnis zu Drittstaaten, etwa der visafreien Einreise in die USA, für die polnische Staatsbürger seinerzeit im Unterschied zu deutschen ein Visum benötigten. Das Beibehalten des polnischen Passes lag vor allem an dem weiterhin bestehenden Gefühl der Verbundenheit mit Polen. Eine der Befragten erklärte:

*Ich habe den Eindruck, dass es gar nichts bringt, einen [fremden] Pass zu haben, wenn jeder, sobald man den Mund aufmacht, sowieso merkt, dass man nicht von hier ist [...] (LK25 1978).*

<sup>341</sup> Übersetzung aus dem Polnischen ohne Abgleich mit dem englischen Original (A.d.Ü.).

<sup>342</sup> Ebenso (A.d.Ü.).

Ein Teil der Befragten behielt den polnischen Ausweis auch wegen der Wahlen. Wichtig war überdies das Thema Sicherheit. Die Gesprächspartner sagten oft, dass sie sich auf diese Weise absicherten, damit sie im Fall einer Verschlechterung der Lage in der BRD reibungslos nach Polen zurückkehren könnten.

Viele Befragte vertraten – selbst nach 30 Jahren Aufenthalt im Ausland – die Auffassung, dass es eine Art von Verrat am eigenen Land und an der eigenen Nation gewesen wäre, auf die polnische Staatsangehörigkeit zu verzichten; dieses Argument galt sogar für die Zeit des Kommunismus. Einer der Migranten aus den achtziger Jahren formulierte es so:

*Ich bin in einem bestimmten Land geboren, eine weitere Staatsangehörigkeit brauche ich nicht (FM3 1980).*

Diese Auffassung war unter den Migranten der frühen Generationen, die vor ihrer Ausreise politisch engagiert gewesen waren, praktisch durchweg geläufig. Für sie war es ein sehr wichtiges Element der Selbstbestimmung, auch in der Emigration die polnische Staatsangehörigkeit zu behalten. Unter den Befragten waren auch Personen, die nach vielen Jahren, in denen sie ausschließlich die deutsche Staatsangehörigkeit besessen hatten, die Rückkehr in die polnische Staatsangehörigkeit beantragten. Mehrere solche Fälle trugen sich während der Amtszeit von Aleksander Kwaśniewski als Präsident (1995-2005) zu.

Im Unterschied zu den Migranten der älteren Generation waren die jüngeren kaum daran interessiert, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erwerben. Dies war hauptsächlich deshalb so, weil die Staatsbürgerschaft unter den Bedingungen der EU-Mitgliedschaft bei der Beschäftigung praktisch keine Rolle mehr spielte. Diese Frage hatte also ihre grundlegende und pragmatische Dimension verloren. Dagegen war der polnische Pass auch für die jungen Migranten, ähnlich wie für die älteren, ein wichtiger symbolischer Ausdruck ihrer Verbundenheit mit Polen. Diejenigen, die die polnische Staatsbürgerschaft früher aufgegeben hatten, wurden kritisch beurteilt, egal, unter welchen Umständen sie sich dazu entschieden hatten.

### Rückkehr und Verwurzelungen

Die Migranten der achtziger und neunziger Jahre strebten nur selten an, später wieder nach Polen zurückzukehren. Wenn dies geschah, dann meist aus prosaischen Gründen. Eine der Befragten stellte fest:

*Ob ich zurückkehren würde? Warum nicht? Kein Ding! Aber ich nehme an, mein [deutscher] Mann hätte etwas dagegen. [...] Er ist 13 Jahre älter als ich. Außerdem könnte ich meinen deutschen Wohnsitz nicht aufgeben; wenn ich zurückginge und mich in Deutschland abmel-*

*den würde, würde ich mindestens 20 Prozent meiner Rentenansprüche verlieren. [...] Die Deutschen, die zum Beispiel auf die Kanaren ausreisen, melden sich nie in Deutschland ab, auch wenn sie da unten Häuser und Besitztümer haben. Denn dann verlieren sie alle Rechte (LK25 1978).*

Viele der Migranten aus den späten Jahren des 20. Jahrhunderts hatten jedoch schon zu tiefe Wurzeln in Deutschland geschlagen, um noch an eine Rückkehr zu denken. Sie selber sagten, sie hätten sich in Deutschland Existenzen aufgebaut, hier lebten ihre Kinder und Enkel. Die fortgeschrittene Integration bildete also ein wesentliches Argument, um auf Dauer im Ausland zu bleiben. Wichtig war auch das schon früher erwähnte Gefühl, sich im ehemaligen Heimatland nicht mehr zurechtzufinden:

*Ich lebe 15 Jahre hier, und es geht mir gut. Sicher würde ich vielleicht ein paar Sachen ändern, die mir hier nicht gefallen, aber ich weiß andererseits auch, dass ich mich genauso schnell wieder eingewöhnen würde, wenn ich jetzt in Polen zu leben hätte. Ich kann nur sagen: wenn ich jetzt nach Polen fahre, bin ich nicht länger als eine Woche dort, und deswegen weiß ich schon nicht mehr, wie man dort zum Beispiel für länger wohnt, wie es auf dem Job zugeht oder wie man auf Ämtern irgendetwas erledigt (EK8 1991).*

Gleichzeitig verschaffte die theoretische Möglichkeit, jederzeit zurückkehren zu können, den Befragten zweifellos ein gewisses psychisches Wohlbefinden:

*Mein Zuhause ist jetzt ganz klar hier. Aber ich habe nicht das Gefühl, dass das bis zu meinem Lebensende so bleiben muss. Ich könnte genauso gut auch wieder [nach Polen] zurückgehen (WK45 1984).*

Migranten aus der letzten Welle, die nach Berlin gekommen waren, gingen selten davon aus, dass die Stadt ihr endgültiger Wohnort sein würde. Sie planten einen Aufenthalt von einigen Monaten, eventuell einigen Jahren mit der Möglichkeit, nachher in ein anderes Land weiterzuziehen, das bessere Lebensbedingungen böte. Eine große Rolle spielte bei ihrer Lebensplanung das Recht auf Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union und das auf freie Wahl des Wohnsitzes:

*Ich plane gar nichts, denn man weiß nie. [...] Was kann ich denn heute planen? [...] Wenn sich irgendwann auf den Bahamas etwas Interessantes ergibt, dann gehe ich dorthin (KK17 2002).*

Auch eine weitere Befragte analysierte verschiedene Szenarien:

*Es ist unglaublich, dass man hier studieren und Gelegenheitsjobs für zwei oder drei Tage in der Woche haben und davon leben kann. In Polen ist das völlig anders [...]. Für meine Wohnung z.B. muss ich hier in Berlin einen bestimmten Teil meines Einkommens ausgeben, aber nicht die Hälfte wie ein Bekannter in Polen, der dann für alle anderen Bedürfnisse den letzten Groschen umdrehen muss. [...] Ich weiß nicht, hier ist offenbar die Wohnungspolitik eine andere; man kann das ganze Leben in der selben gemieteten Wohnung leben und nichts passiert einem, denn es gibt irgendeine Wohnungsverwaltung. [...] In Polen müsste ich mir für 30 oder 40 Jahre einen Kredit an den Hals hängen. [...] Auf der anderen Seite kann ich mir nicht vorstellen, hier Kinder zu haben und auf Dauer zu bleiben. [...] Einstweilen sind wir hier; unsere Bekannten z.B. haben geschworen, dass sie niemals nach Polen zurückkehren würden, dass sie hier Arbeit suchen würden, aber es ist nichts daraus geworden, weil sie keine passende Arbeit gefunden haben. Also sind sie nach Polen zurückgekehrt und sind dort sehr zufrieden (RK37 2001).*

Eine andere junge Frau (die vorhatte, zu heiraten) sagte:

*Ich schließe nicht aus, dass wir irgendwann in Polen wohnen werden [der künftige Ehemann ist Deutscher]. Möglich ist das alles, denke ich. Einstweilen ist das eine Frage der beruflichen Perspektiven. Mein künftiger Mann kann kein Polnisch, und ohne Sprachkenntnisse ist es schwierig, Arbeit zu finden. Wenn er irgendwas im IT-Bereich gelernt hätte, dann vielleicht, aber er ist Soziologe, da muss man die Sprache beherrschen (KK21 2003).*

Die älteren polnischen Migranten aus den achtziger und neunziger Jahren waren mehrheitlich der Auffassung, dass schon Ereignisse aus der Vergangenheit ihren Platz auf Erden determiniert hätten:

*Ehrlich gesagt, hatte ich ursprünglich vor, nach Australien oder Neuseeland weiterzuwandern, da hatte ich Bekannte [...]. Aber das war schwierig mit dem Visa, man hätte sich sehr bemühen müssen. Und hier hat sich das alles irgendwie entwickelt, und ich musste nicht mehr weiterziehen (WK45 1984).*

*Ich habe noch ein paar Bekannte aus den ersten Monaten meines Aufenthalts in Berlin. Die meisten sind irgendwann weitergezogen, weil sie kein Asyl bekommen haben. Der eine hat ein Einwanderungsvisum für die USA bekommen, anderer welche für Neuseeland, Kanada, Österreich oder Frankreich. Ich kenne praktisch auf jedem Kontinent jemanden. Ich habe hier in Deutschland Asyl bekommen, also bin ich geblieben (WM13 1987).*

## Zusammenfassung

Wer zwischen 1980 und 2015 als Emigrant nach Berlin kam, hat sich integriert, aber das Bewusstsein der ethnischen Besonderheit bewahrt. Der Aufenthalt im Ausland und die nach und nach besser werdenden Möglichkeiten, Verbindung mit Polen zu halten, inspirierten diese Personen zu tiefergehenden Reflexionen über ihre Identität und ihr Zuhause. Das gab für sie den Anstoß, sich klar als Polen zu definieren, was sich auch in ihrer kulturellen Valenz auf allen Analyseebenen bestätigte. Vor allem bei älteren Migranten trat aber oft der Aspekt in Erscheinung, dass sie sich an das Land gebunden hatten, wo sie ihren neuen Lebensmittelpunkt gefunden hatten. Darin zeigte sich die Bikulturalität dieser Personen. In den Jahren, die sie in Berlin verbrachten, eigneten sie sich nicht nur die Sprache an, sondern auch sehr viele Elemente der deutschen Kultur. Nur selten ging damit allerdings das Gefühl der vollständigen Identifikation mit dem Aufnahmeland und seinen Bewohnern einher.

Die Polen erklärten gewöhnlich, dass sie in Deutschland Fuß gefasst hätten, gleichzeitig aber mit ihren Wurzeln in Polen verbunden geblieben seien. Ein Teil sah sich nicht in der Lage, den „eigenen Platz auf Erden“ eindeutig zu benennen; sie fühlten sich sowohl in Polen als auch in der BRD „heimisch“ – oder genau umgekehrt: weder hier noch dort. Dabei stand die nationale Identität aller Befragten nicht im Widerspruch dazu, dass sie für sich auch eine europäische Identität in Anspruch nahmen. In den letzten Jahren hat sich diese Tendenz klar verstärkt. Die erste von ihnen wurde dabei zusätzlich stark empfunden durch die Bindung an das private Vaterland; diese Bindung war manchmal sogar stärker als die an das ideologische Vaterland. Viele Migranten aus allen Generationen besaßen zwei für sie besonders wichtige Orte: einen in Polen, und den zweiten in Berlin. Darin zeigt sich ein starkes Ansteigen der „local-to-local relations“, ein Hinweis darauf, dass die globale und die lokale Dynamik sich an bestimmten Orten aufspalteten. Hierin zeigte sich die immer stärker hervortretende Translokalität (Guarnizo, Smith 1998) des „geerdeten Transnationalismus“ (Brickell, Datta 2011, 3). Die Migranten der älteren Generationen sahen für sich wegen der Möglichkeit, transnational zu leben, selten die Perspektive einer Rückkehr nach Polen. Die jüngeren aber präzisierten ihre Lebenspläne noch nicht, auch wenn sie meist ihre Zukunft in Polen sahen, nachdem sie im Ausland bestimmte Ziele erreicht haben würden.

Die Migranten erfüllten die Bedingungen für eine transnationale Identität, wie sie von Birgit Glorius (2007, 138-139) herausgearbeitet worden sind: sie bauten grenzüberschreitende Verbindungen auf, auch solche auf dem Gebiet der Identität, und sie knüpften viele lokale und übernationale Beziehungen an und erhielten sie aufrecht. Dagegen war es schwierig, Anzeichen für eine hybride Identität zu finden. Kerstin Hein (2006, 433-434) hat geschrieben, dass eine solche als Folge der Reibung, Verbindung und Kreuzung verschiedener kultureller Kontexte entstehe, die eine kulturelle Übergangsideutlichkeit zur Folge habe. Bei den Polen

ist jedoch kein „völlig neues und originelles“ Konstrukt entstanden. Zwar änderte sich ihre Selbstwahrnehmung und ihre Aufnahme der aktuellen und der früheren Umgebung sowie ihres Platzes in diesen, aber die ethnische Identität hat sich auf der allgemeinen Ebene dadurch nicht geändert. Vor allem aber hat der nationale Faktor unter den Identitätselementen an Bedeutung nicht verloren, sondern im Gegenteil sogar hinzugewonnen.

Die Feldforschungen für dieses Buch haben gezeigt, dass das Szenario, das Stuart Hall (1999, 425) am Ende des 20. Jahrhunderts vorausgesehen hat, nicht eingetreten ist: die nationale Identität ist nicht, wie er postuliert hat, als Folge kultureller Homogenisierung und der „globalen Postmodernität“ erodiert. Die Migranten definierten sich klar als Polen und gleichzeitig Europäer, Berliner oder Bewohner bestimmter Orte in Polen. Allerdings sind als Folge der Differenzierung und Individualisierung von Identität, auch ethnischer (wegen derer die polnische Gruppe in Berlin immer stärker Merkmale einer Diaspora annimmt), eine breite Palette von Auffassungen darüber, was Polnischsein bedeute. Aus dem bereits zitierten Kanon „angeborener“ Werte im Sinne von Andrzej Smolicz (1987) blieb die Muttersprache der wichtigste, während andere Elemente, z.B. die Religion, an Bedeutung verloren. Zweifellos wichtig waren: ein aus Polen mitgebrachter gemeinsamer Erfahrungshorizont, die Systemveränderungen und der Alltag, den sie hervorbrachten: er war nicht einfach zu bewältigen und schweißte stark zusammen. (Für die jüngeren Migranten gilt das allerdings nur in geringerem Maße.) Es blieb der Kanon der Hochkultur, wie er hauptsächlich durch die Schule tradiert wurde, und das, was man als „nationale Popkultur“ bezeichnen könnte (alle kannten Serien wie „Sekunden entscheiden“<sup>343</sup> oder „Vier Panzersoldaten und ein Hund“, die Kinofilme von Stanisław Bareja oder Władysław Pasikowski, die Lieder der Gruppen Perfect, Lady Punk oder Budka Suflera, die Zeichentrickfilme für Kinder „Reksio“, „Bolek und Lolek“ usw.), die Bezüge auf positive Elemente im Stereotyp des Polen wie Gastfreundschaft, Tüchtigkeit, Fleiß oder die Überzeugung von bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen, wie sie für die „polnische Seele“ charakteristisch seien (im Unterschied zur „deutschen Seele“), etwa Sensibilität, Wärme, eine hohe Bereitschaft, tiefgehende Freundschaften einzugehen, das besondere Gefühl für den polnischen Humor oder auch sinnliche Eindrücke wie den Geruch der „Ostsee an der polnischen Küste“, die Schönheit der „polnischen Berge“ oder der Reiz der polnischen Städte.

---

<sup>343</sup> So der Titel der in der DDR produzierten deutschsprachigen Fassung. Der polnische Originaltitel lautete „Ein Einsatz, höher als das Leben“ (A.d.Ü.). Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Sekunden\\_ent-scheiden](https://de.wikipedia.org/wiki/Sekunden_ent-scheiden)

## V. Post scriptum für die deutsche Ausgabe

In polnischer Sprache ist dieses Buch 2020 erschienen. Während der Drucklegung und auch nach ihr vollzogen sich in ganz Europa wichtige Ereignisse, die die Lebensbedingungen der Polen in Deutschland beeinflussten. Das wichtigste davon war die Migrationskrise, die sich seit 2015 verschärfte, und der Ausbruch des Krieges in der Ukraine 2022. Beide Prozesse veränderten das ethnische Mosaik in der BRD und beeinflussten Regelungen in der Migrationspolitik (Fragen des Asylrechts und der Familienzusammenführung, der Geldleistungen u.a.). Der massenhafte Zustrom von Migranten und Geflohenen vor allem aus dem Nahen Osten (besonders aus Syrien, Libyen und Afghanistan) weckte soziale Ängste, die von den Medien hochgespielt wurden. Die Polen als eine Gruppe aus dem europäischen Kulturkreis gewannen an sozialem Vertrauen; nach Jahren wurde die schnelle Integration mehrerer in Deutschland lebender Generationen von Polen endlich zur Kenntnis genommen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man den Eindruck äußert, dass diese Veränderung politisch gewollt war, vielleicht sogar direkt ein Werkzeug zur Begründung verschiedener Aktivitäten, um die Ankommenden in Bessere und Schlechtere zu unterscheiden. Das Ergebnis wurde aber erreicht, zumindest empfanden es die Migranten so.

Die Menschen aus Polen hatten für kurze Zeit das Gefühl der Genugtuung über diesen kleinen Fortschritt, auch wenn einige von ihnen bereits seit 40 Jahren in Deutschland gelebt hatten. Denn auf der anderen Seite traten ab 2015 nachteilige Veränderungen in den direkten bilateralen deutsch-polnischen Beziehungen ein. Ende 2015 übernahm die rechte, konservative Partei „Recht und Gerechtigkeit“ die Regierungsgewalt und schlug für die nächsten 8 Jahre einen anderen als den bisherigen Kurs in der polnischen Deutschlandpolitik ein. War diese früher freundlich gegenüber Deutschland eingestellt gewesen, so ging sie jetzt auf Kollisionskurs. Mit den Folgen mussten sich auch die im Ausland lebenden Polen auseinandersetzen; die Veränderungen wirkten sich darauf aus, wie sie wahrgenommen wurden. Ich konnte mich hiervon persönlich überzeugen, als ich von 2015 bis 2018 ein weiteres wissenschaftliches Projekt über den sog. Migrationserfolg leitete und an dessen Rand auch mit ehemaligen Befragten aus den Studien, die diesem Buch zugrunde lagen, diskutiert und die Narrative zur Migration in den Medien beider Seiten verfolgt habe. Öfter als irgendwann vorher mussten die Polen im Alltag Antworten auf unangenehme Fragen von in Berlin lebenden Freunden, Nachbarn oder Kollegen finden; Themen waren die gegenüber Deutschland immer abweisendere Politik der polnischen Regierung und die Frage, warum die Polen mehrheitlich diese Partei gewählt hatten. Bei den Berliner Polen weckte dies, wie schon Jahre vorher, das Gefühl

der Beklemmung, des minderen Ranges, der Fremdheit und diesmal auch des Unverständnisses für die Ereignisse, die sich in Polen abspielten. Dies wirkte sich negativ auf das Gefühl der Berliner Polen aus, in die lokale Gesellschaft integriert zu sein. Diskussionsstoff gab es auch mit Polen, die in der Heimat geblieben waren. Die politischen Animositäten zwischen Polen und Deutschland trugen nicht zu einer Atmosphäre bei, in der Diskussionen über eine Unterstützung der polnischen Migranten bei der Lösung aktueller realer Probleme angeregt worden wären – und solche Probleme gab es nach wie vor viele<sup>344</sup>.

Nachdem 2023 die Bürgerkoalition in Polen wieder an die Regierung gekommen war und zur langjährigen Politik der Synergien mit den europäischen Nachbarstaaten einschließlich der BRD zurückkehrte, erledigten sich die meisten der aufgezählten Probleme von selbst. Aber Fragen im Zusammenhang mit dem Krieg in der Ukraine, die sich auch auf die Frage der Sicherheit der polnischen und gleichzeitig EU-Ostgrenze ausweiteten, verdeckten weitere unregelte Themen im Zusammenhang mit innereuropäischen Migrationen, unter anderem unter Beteiligung von Polen. Dass sich in der deutschen Öffentlichkeit und bei den Entscheidungsträgern die Meinung verfestigte, die Polen „kämen schon irgendwie zurecht“, führte dazu, dass die polnische Migrantengruppe außerhalb des Interesses des Aufnahme- staates (wie auch des Herkunftsstaates) blieb, die in ihrer Vorstellung genug mit Gruppen von komplizierterem Rechtsstatus und geringerer sozialer Akzeptanz zu tun hatten. Als Folge führte dies dazu, dass die Integration der Polen sich häufig ebenso wie in der Vergangenheit auf die „Selbstintegration“ beschränkte.

Deshalb sind die meisten Wahrnehmungen über diesen Vorgang, die im Buch erwähnt werden, weiterhin aktuell. Polen schlagen weiterhin auf individualisierte Weise und auf eigene Hand Strategien zur Integration ein, die häufig ohne institutionelle Unterstützung, mit ihren Problemen zu tun hatten. Als aktuell erwiesen sich auch die beschriebenen Symptome der Transnationalisierung, die vorübergehend durch die Covid-19-Pandemie der Jahre 2019-2023 und die damit verbundenen Mobilitätseinschränkungen gestört wurde<sup>345</sup>. Hier ist nach dem Abklingen der Pandemie der vorherige Normalzustand wieder zurückgekehrt, nachdem während dieser die Online-Interaktionen zwischen Berlin und Polen weiter intensiviert worden waren.

Der Massenzustrom von Migranten nach Europa wirkte sich nicht nur auf die Migrationen aus, sondern auch auf die Popularität bestimmter Ansätze und theoretischer Konzepte, die bei Forschungen zu diesem Thema in diesem Kontinent angewandt wurden. Das beste Beispiel dafür ist das Paradigma der sogenannten Superdiversität – einer intensiven Diffe-

<sup>344</sup> 2021 stellte sie in einem Interview für die Deutsche Welle Marta Neüff, die Vorsitzende des Polnischen Sozialrats, dar: *Przemilczane problemy Polaków w Niemczech. WYWIAD – DW – 10.03.2021* (Zugriff: 17.03.2025).

<sup>345</sup> Am 5. Mai 2023 hat die WHO das Ende der Gesundheitsgefährdung im internationalen Maßstab verkündet.

renzung menschlicher Gemeinschaften im Zusammenhang damit, dass der einheitliche Charakter der aufnehmenden Gesellschaften in Frage gestellt und diesen bewusst wurde, wie dynamisch und intensiv sie sich in ethnokultureller und sozialer Hinsicht unterscheiden (Andrejuk, Winiarska 2020, 9-10). Autoren, die auf diesen Begriff zurückgreifen, haben bemerkt, dass die Prozesse der Anpassung einen differenzierten Charakter annehmen und nicht mehr darauf beruhen, dass sich Migranten in großer Zahl an einheitliche im Migrationsland geltende Vorbilder anpassen, sondern eher darauf, dass Individuen eigene Bahnen der Verankerung oder Einwurzelung im neuen Land finden (Andrejuk 2024). Ein Integrationsbegriff im Sinne eines einheitlichen Systems der „Anpassung“ von Migranten, der diese Fragen beiseite lässt, wird immer häufiger in ähnlicher Weise kritisiert wie früher der Begriff der Assimilation.

Das Paradigma der Superdiversität impliziert auch das heute ziemlich verbreitete Konzept der Verankerung; es berücksichtigt den vorübergehenden Charakter des Aufenthalts der Migranten und betont ihre identitätsbezogenen Anker (anchors) in Gestalt von materiellen Gegenständen wie Fotos, Immobilien oder anderen Formen von Eigentum; dazu gehören auch gewohnheitsmäßige Verhaltensweisen, ihre Körperlichkeit und Einschränkungen von Seiten ihres Organismus (Grzymała-Kazłowska 2016). Eine andere in der Diskussion populäre Konzeption – die sog. Einbettung (embedding) betont dagegen den Aspekt, wie Migranten Bindung und Zugehörigkeitsgefühl als einander komplementär verbundene Prozesse in Zeit, Raum und Beziehungen aushandeln (Ryan 2018). Beide Erscheinungen wurden faktisch im vorliegenden Buch bereits behandelt, wenn von den individualisierten Integrationsstrategien der Polen und ihren transnationalen Folgen die Rede war, die als Reaktionen auf veränderte politisch-sozioökonomische Rahmenbedingungen entstanden sind und entstehen. Es wurden verschiedene Formen von Ankern analysiert, die sowohl in Deutschland als auch in Polen ausgeworfen wurden und die auf die Identität von Migranten einwirken. Sie sind aufs engste mit ihrer Einbettung verbunden, mit den Beziehungen zu Mitgliedern der aufnehmenden Gesellschaft wie auch Vertretern der eigenen ethnischen Gruppe, wie sie sich im Verlauf des Aufenthalts im neuen Land herausbilden. Die Publikation leistet somit einen Beitrag zu einer modernen Herangehensweise an Migrationsforschungen und vor allem der Erforschung der beteiligten Migranten. Dabei ist zu betonen, dass die Helden der Erzählung dieser Studie Menschen mit hoher formaler Bildung waren. Dies prägte ihre Aufenthaltsstrategien und ihre Weltanschauung in starkem Maße, obwohl sie anfangs nicht die Möglichkeit hatten, ihre intellektuellen Potentiale in vollem Umfang nutzbar zu machen und dies teilweise auch heute noch nicht können.

Kritiker des Integrationskonzepts fordern derzeit eine stärker individualisierte Herangehensweise an Migranten und ihre Positionierung in den aufnehmenden Gesellschaften.

Es gibt zum Beispiel das Konzept der Postmigration, das sich der dichotomischen Unterscheidung von Migranten und Nichtmigranten verweigert, weil diese die soziale Bedeutung bestimmter Gruppen verwässere, ausgrenze und Individuen in nachrangige Kategorien einsortiere, die sich selbst als selbstverständlichen Teil der Gesellschaft wahrnahmen. Anhänger dieser Konzeption vertreten die Auffassung, dass verschiedene Menschen, die man früher als Migranten betrachtet habe, unterschiedliche Interessen, Wege für Migration und Anpassung und verschiedene Ebenen der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben haben könnten (Petersen, Schramm 2017). Ein ähnliches Beispiel kann auch die Konzeption der Pluriversalität sein, die eine Dekolonisierung der axiologischen Systeme der westlichen Welt und die Abkehr von der eurozentrischen Perspektive zugunsten der Multipolarität der sozialen Wirklichkeit einfordert (Walter 2018). Eine Antwort auf solche Ansätze auf praktischer Ebene könnte Inklusion darstellen, die die in den meisten europäischen Staaten schon längst vorliegende Superdiversität als Tatsache anerkennt und im Zusammenhang hiermit Migranten gleiche Chancen und Teilhabemöglichkeiten an der Gesellschaft sowie soziale, wirtschaftliche, politische und kulturelle Rechte gewähren soll (Hess, Moser 2009). Dieses Konzept bleibt einstweilen jedoch eher ein Gedankenspiel, das keine detaillierten praktischen Lösungen anzubieten hat. Die Chance, dass es praktisch angewandt oder auch nur getestet wird, muss als eher gering gelten, weil die aufnehmenden Gesellschaften sich gegenüber Migranten immer unwilliger zur Integration zeigen. Politiker aller Parteien und Richtungen müssen diesen Stimmungen Rechnung tragen; gezeigt haben dies die Wahlprogramme sämtlicher Parteien, die 2025 zum Bundestag in Deutschland und vorher zum Sejm und Senat in Polen angetreten sind. Hier wird über die Gestalt der Migrationspolitik entschieden. Das vorliegende Buch, das versucht hat, das Thema der Migration vom Ausgangspunkt her nicht theoretisch, sondern praktisch anzugehen, bezieht sich also nach wie vor auf eine reale Situation, die dem Einzelnen allenfalls die Möglichkeit eröffnet, sich in erprobte Formen der Integration einzubringen. Die beschriebenen Aufenthaltsstrategien polnischer Migranten, ihre Lebenserfahrungen können dagegen Hinweise darauf geben, welche Lebensbereiche unter den gegebenen Bedingungen vielleicht nach und nach Sphären einer „Inklusionspolitik“ werden könnten.

Viele Autoren, darunter Andreas Wimmer und Nina Glick Schiller (2002) haben schon vor Jahren die vorliegenden Studien zu Migration und Integration von Migranten dafür kritisiert, dass sie in einem methodologischen Nationalismus gefangen seien, der auf der Grundlage aufbaue, dass Nation und Staat natürliche Modelle für die Existenz der modernen Welt seien. Die Autoren betonten, dass Untersuchungen, die sich auf die Kategorie der Nation konzentrieren, den vorübergehenden und historisch gewachsenen Charakter nationaler Gemeinschaft ignorierten, und sie haben den Anspruch erhoben, dass Forscher die Perspektiven eines methodologischen Nationalismus hinter sich lassen und die Analyse der transna-

tionalen Gemeinschaften angehen sollten, die Migranten in der modernen Welt aufbauen. In dieser Welt muss nicht zwangsläufig das ethnische Paradigma maßgeblich sein, sondern es seien auch Rasse, Klasse oder Geschlecht denkbar. Wissenschaftler, die sich auf das ethnische Paradigma konzentrierten, stünden also vor großen Schwierigkeiten. Über diese Schwierigkeiten hat Thomas Faist (2010b, 32) geschrieben; er hat bemerkt, dass auf der einen Seite die nationale Perspektive in der Lage sein sollte, ethnische Einschränkungen zu überwinden und aufzuhören, Migranten bestimmte Etiketten zuzuweisen, die auf ethnische oder nationale Kategorien zurückgingen. Andererseits aber sollten uns unsere Methoden befähigen, den faktisch existierenden sozialen Formationen nachzuspüren, etwa die der Gegenseitigkeit entlang ethnischer Merkmale. Auch mir waren diese Dilemmata nicht fremd, deshalb habe ich als Ausgangspunkt meiner Forschungen die Untersuchung der praktischen Seite der Transnationalität gewählt, die Transnationalisierung am Beispiel der „kleinen Welt“ der Polen in Berlin, zu der ich aus verschiedenen Gründen einen besseren Zugang hatte als zu anderen Gruppen.

Im Zuge der Feldforschung hat sich gezeigt, dass für die Befragten, deren Aussagen ich hier ausführlich zitiert habe, ethnische Fragen das wichtigste Kriterium der Selbstidentifikation waren, und dies unabhängig davon, wie weit ihre eigene Transnationalisierung fortgeschritten und wie tief sie selbst mit der multikulturellen Metropole Berlin verwachsen waren. Integration war für sie kein Prozess, für den transnationale Verbindungen eine Alternative hätten sein können, sondern vielmehr einer, der Ethnizität und Transnationalität kreativ verband, der hieraus positive Ergebnisse gewann und zur Teilhabe an zwei – oder mehr – Gesellschaften und Kulturen befähigte, manchmal auch doppelte Zugehörigkeitsgefühle aufgrund entwickelter sozialer Verbindungen nach sich zog<sup>346</sup>. Daher habe ich in diesem Buch beide Erscheinungen als komplementär behandelt.

---

<sup>346</sup>Über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Integration und Transnationalität haben u.a. Marta Bivand Erdal und Ceri Oeppen ausführlich geschrieben (2013).



# Gesamtzusammenfassung

Die vorliegende Monographie hat den Versuch unternommen, die Strategien zu beschreiben und zu charakterisieren, die polnische Migranten in Berlin über einen Zeitraum von 35 Jahren zwischen 1980 und 2015 zum Zweck ihrer Integration bei gleichzeitiger Bewahrung ihrer ethnischen Identität eingeschlagen haben. Dies äußerte sich in dem Phänomen der Transnationalität.



Abb. 19: Symbolische Mauer, Berlin, Bernauer Straße. Foto: A. Szczepaniak-Kroll

Berlin hat sich als passender Ort für Untersuchungen des Prozesses der Integration und der Transnationalisierung erwiesen. Wegen der relativ geringen räumlichen Entfernung von der polnischen Grenze hat die Stadt immer Migranten aus Polen angezogen. Unter ihnen waren viele gebildete Menschen, die – abgesehen von besseren Lebensbedingungen – die Befriedigung anderer Bedürfnisse, darunter kultureller, erwarteten, was die westeuropäische, von Leben pulsierende Metropole versprach. Die polnischen Migranten erwiesen sich als ausgesprochen aktiv in ihrem Streben nach Integration, wobei sie sich der Notwendigkeit bewusst waren, ihr Leben im Rhythmus der Dynamik der äußeren Bedingungen an die neuen

Realitäten anzupassen. Die Polen entwickelten auf intelligente Weise ihr kulturelles Kapital und vermittelten gleichzeitig ihren eigenen Kindern, deutschen Ehegatten und deren Familien und sogar Nachbarn und Bekannten ein Interesse an Polen. Selbst unter schwierigen Bedingungen wahrten sie die Bindungen an ihr Herkunftsland; diese pflegten sie vor allem im privaten Bereich, dies aber, wie sich zeigte, mit großer Wirksamkeit.

Der zeitliche Rahmen der Darstellung der vorliegenden Studie zeigt, dass in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der großen Dynamik der Veränderungen in Polen wie in Deutschland vor allem die politischen und sozialen Rahmenbedingungen den Migranten bestimmte Strategien für Ausreise und Aufenthalt vorgaben. Nachdem Polen der Europäischen Union beigetreten war, gewannen die individuellen Motivationen, Entscheidungen und Möglichkeiten der einzelnen Migranten angesichts der vielfältigen Optionen, ihr Leben selbst zu gestalten, an Bedeutung. Dazu zählten auch ihr kulturelles Kapital und die sich aus ihrer Persönlichkeitsstruktur ergebenden Dispositionen. Die größere Handlungsfreiheit beeinflusste auch die Transnationalisierung der Migranten, die den Bedürfnissen der Polen entsprach.

Unter dem kommunistischen Regime der 1980er Jahre motivierten vor allem wirtschaftliche Gründe zur Emigration; fast ebenso wichtig war allerdings die Opposition gegen die damalige polnische Staatsführung. Nach dem Sturz des bisherigen Regimes 1989 ging die Bedeutung politischer Fragen zurück; Faktoren wie der wirtschaftliche Mangel und die fehlenden Perspektiven des Vorankommens in Polen blieben allerdings als Migrationsmotive bestehen. Je mehr sich die Möglichkeiten zur Ausreise ins Ausland im Laufe der Zeit erweiterten, desto mehr ließen sich die Migranten von dem Wunsch leiten, höhere persönliche Ambitionen und Ansprüche zu realisieren. Bei jungen Menschen galt das oft schon vom Beginn des Aufenthalts an und nicht, wie früher, erst nach vielen Jahren des Aufenthalts in der BRD. Es wuchs auch die Rolle kultureller Faktoren bei der Entscheidung über die Wahl des künftigen Wohnorts. Noch wichtiger wurden diese für die Generation der nach dem EU-Beitritt Migrierten; für sie waren ökonomische Anreize das wichtigste, politische Antriebe dagegen gingen zurück oder verschwanden völlig.

Auf der individuellen Ebene entschieden über die Emigration gerade nach Berlin in den 1980er Jahren oft Zufälle oder das Zusammentreffen bestimmter Umstände. Die schwer voraussehenden, aber sich mit großer Geschwindigkeit entwickelnden politischen Ereignisse führten dazu, dass in vielen Fällen ein als vorübergehend geplanter Aufenthalt für Menschen, die bereits in Berlin lebten, zu einer Dauerlösung wurde. Die Ungewissheit über die Zukunft bewirkte jedoch, dass für die meisten Polen Ausreisen in dieser Periode bedeuteten, Polen definitiv zu verlassen. In den 1990er Jahren milderten dann die Erleichterungen im grenzüberschreitenden Reiseverkehr allmählich die Befürchtungen, nicht mehr zurückkehren zu

können. Die Öffnung der polnischen Westgrenze auf breiterer Grundlage und die Einführung von Reisepässen mit mehrjähriger Geltungsdauer führten dazu, dass die Mobilität der Berliner Polen zunahm und gegen Ende dieses Zeitraums der transnationale Umgang festere Formen annahm. Gleichzeitig wurden im vereinigten Deutschland und im als Folge ebenfalls vereinten Berlin die Möglichkeiten zur Legalisierung des Aufenthalts in Deutschland für Polen zunächst schlechter. Damit wurde es auch schwieriger, Arbeit zu finden. Da die Lebensbedingungen in Polen sich infolge des Systemwechsels gleichzeitig aber ebenfalls verschlechterten, blieb ein starker Anreiz bestehen, das Risiko der Emigration auf sich zu nehmen. Wer erst nach dem polnischen EU-Beitritt ausreiste, hatte es infolge der Personenfreizügigkeit in vielerlei Hinsicht leichter: oft gingen der Entscheidung zur Emigration Erkundungsreisen voraus, als deren Ergebnis genauere Handlungspläne entstanden. Dabei erklärten die Polen, die nach Deutschland ausreisten, fast nie die Absicht, sich auf Dauer in der Bundesrepublik niederzulassen. Auch wenn der Aufenthalt im Ausland auf mehrere Jahre angesetzt wurde, sollte die Migration doch eine vorübergehende Lebensstation sein. Oft schwebte den Migranten ein bestimmtes Ziel vor, nach dessen Erreichen sie die Rückkehr nach Polen planten.

Generell waren in den 1980er und 1990er Jahren die die Entscheidung zur Ausreise stimulierenden inneren Faktoren in Polen stärker als die anziehenden aus Deutschland. Dies änderte sich erst im 21. Jahrhundert. Mit dem Beitritt Polens zur EU öffnete sich allmählich der deutsche Arbeitsmarkt (wobei es immer noch eine starke Nachfrage nach Arbeitskräften für den informellen Sektor gab). 2011 fielen die letzten administrativen Hindernisse, und der Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt wurde frei. Als wesentlich erwies sich auch eine Änderung der allgemeinen Einstellung der deutschen Behörden zu Migranten (nicht nur solchen aus Polen). Ihre Anwesenheit in Deutschland wurde als Tatsache akzeptiert und der Integrationspolitik zugrundegelegt. Vor allem für Personen, die bereits in Deutschland lebten, erwies sich dies als wichtig. Sie gewannen an Selbstsicherheit und dem Gefühl, ihr Leben in Berlin planen zu können; als Folge stieg auch ihre Überzeugung vom Wert der eigenen Kultur und das Bewusstsein der Notwendigkeit, sie nicht nur nach innen zu bewahren, sondern auch nach außen zu kommunizieren, über die eigene Gruppe hinaus. Die Möglichkeit, die Grenze frei zu überqueren, verringerte die Rolle lokaler Bekanntschaften in Berlin zugunsten der Wichtigkeit grenzüberschreitender Netzwerke. Die Folge war, dass die Migranten ihren Aufenthalt in Berlin nicht mehr als Alternative dazu sahen, ihre Bindungen an Polen zu pflegen und auszubauen. Persönliche Motivationen wurden immer unabhängiger von der sich verbessernden politischen, wirtschaftlichen und sozialen Situation in Polen. Die sogenannten *Pull*- und *Push*-Faktoren wirkten in dieser Situation nicht mehr einseitig zugunsten der Emigration, sondern sie initiierten eher Lebensaktivitäten der Migranten über die Grenze – auch über mehrere Grenzen – hinweg. Entscheidend war die aktuelle, individuelle

Lage der Betroffenen. Damit entstand eine für die Transnationalität typische Konstellation. Auch ältere Migranten ließen sich von den neuen Möglichkeiten anregen, über Gegenwart und Zukunft nachzudenken. Sie zogen verschiedene Möglichkeiten in Betracht, darunter die Rückkehr nach Polen oder ein Leben zwischen Deutschland und Polen, indem z.B. in Polen Immobilien erworben wurden, ohne dass der Wohnsitz in Deutschland aufgegeben wurde. Auch die Ausreise in Drittstaaten kam als Option in Frage<sup>347</sup>.

Der Weg der Migranten zur Integration umfasste unabhängig von den äußeren Rahmenbedingungen die Etappen, die in den traditionellen Integrationskonzepten unterschieden wurden (Park 1950, Eisenstadt 1952)<sup>348</sup>. Es stimmte mit ihnen überein, dass nach der ersten Phase des Aufenthalts und der Anpassung, die viele Herausforderungen im Zusammenhang mit der Notwendigkeit mit sich brachte, die eigenen Existenzgrundlagen neu zu sichern (und die im vorliegenden Buch aus diesem Grunde gesondert behandelt wurde), eine Krise eintrat. War diese überwunden, wurde eine Verbesserung des Selbstgefühls und eine Stabilisierung der Situation sichtbar, die schließlich zur Integration führte. Der Kulturschock – der in den 1980er Jahren noch durchaus wörtlich zu verstehen war, während er für spätere Migrantengenerationen geringer ausfiel, rief zwar immer noch Spannungen hervor, hatte jedoch nicht nur negative, sondern auch positive Seiten. Als solche müsste gegen die unangenehmen Erfahrungen wie das tägliche Bemerkten von neuen Unterschieden, das Gefühl der Fremdheit und der fehlenden Anpassung auf der positiven Seite aufgerechnet werden, dass das Bewusstsein und Verständnis der Migranten für sich selbst sich zunahm und einige Einstellungen und Herangehensweisen zur persönlichen Entwicklung beitrugen. Der Kulturschock war somit auch ein wichtiges und sogar notwendiges Element des Lernprozesses und des Erwerbs neuer Fähigkeiten<sup>349</sup>. Seine Überwindung bedeutete die Bereitschaft, die Bindungen an das Aufnahmeland zu verdichten; dieser Prozess kennzeichnet die Phase der Integration.

<sup>347</sup> Die Transnationalisierung der Migration wurde nicht nur in Berlin sichtbar. Dasselbe Phänomen hat auch Johannes Frackowiak (2012, 40) in einem Artikel über die Migration von Polen in das Bitterfelder Industriegebiet (Sachsen-Anhalt) bemerkt.

<sup>348</sup> Robert Park hat in seiner Konzeption des *race-relations-cycle* vier Schritte unterschieden, in denen sich der Eintritt in die neue Gesellschaft vollziehe. Im ersten würden Informationen ausgetauscht, im zweiten komme es zu Konkurrenz und Konflikten bei der Suche etwa nach Wohnungen oder beruflichen Positionen, und vorhandene Tendenzen zur Diskriminierung träten zutage. Die dritte Phase – die der Anpassung – verbinde sich damit, dass beide Gruppen, die alteingesessene und die neue, nebeneinander, aber nicht gemeinsam lebten. Erst auf der letzten Etappe, der der Assimilation, komme es zur Vermischung. Es brauche zwei bis drei Generationen, bis die ursprüngliche ethnische Besonderheit der Einwanderer sich aufgelöst habe (Park 1950). Ähnlich hat Shmuel Noah Eisenstadt (1952) den Integrationsprozess gegliedert. Bei ihm heißt die letzte Phase die der „Absorption“ der Migranten. Sie zeichne sich dadurch aus, dass die Migranten sich von den Werten ihres Herkunftslandes distanzieren (Desozialisierung) und sich auf die Annahme neuer Werte einstellen (Resozialisierung).

<sup>349</sup> Ausführlicher über die positiven Seiten des Kulturschocks vgl. Adler 1975; Furnham, Bochner 1986; Weaver 1986.

Dass diese Integration der Polen vergleichsweise problemlos verlief, lag wesentlich an der Flexibilität, mit der die Polen sich an vorgefundene Situationen anzupassen in der Lage waren. In dieser Phase, sagte eine Befragte, sei es darum gegangen:

*... sich zu überlegen, sogar was man anzieht, was man in dieser Gesellschaft erreichen will, ob man bereit ist, sich irgendwie anzupassen, oder ob man lieber in einem polnischen Ghetto leben wollte, mit ausschließlich polnischen Bekannten und polnischem Fernsehen, ohne zu wissen, was an der nächsten Straßenecke passiert ist. Ich habe mich bewusst entschieden, dass ich zu verstehen versuchen will, wie dieser Staat, diese Stadt funktioniert, wo ich schon einmal hier lebe. Ich halte mich nicht für assimiliert, sondern für integriert (PIIKU 2003).*

Die Offenheit der Polen für Veränderungen, aber auch ihr Individualismus und ihr Bestreben, so schnell wie möglich auf eigenen Füßen zu stehen, trugen dazu bei, dass sie sich über die ganze Stadt Berlin verteilten, wenn auch in ihrer Konzentration uneinheitlich. In einigen Stadtteilen lebten deutlich mehr Polen als in anderen. Persönliche Eigenschaften vieler Gesprächspartner wie Fleiß, Lernbegierde, Geschicklichkeit und Ideenreichtum, Zielorientierung und Mut glichen ihr schwaches kulturelles Kapital aus, das über den größten Teil der untersuchten Periode hinweg hinter den lokalen Bedürfnissen zurückblieb. Diese Eigenschaften halfen ihnen, viele Schwierigkeiten zu überwinden, z.B. die Kommunikation in einer für sie fremden Sprache, Komplexe und Sorgen über die Folgen negativer Stereotypen für sie persönlich. Die Polen modifizierten nur diejenigen Verhaltensweisen, die ihnen beim Aufenthalt in der neuen Wirklichkeit am meisten im Weg standen, während sie gleichzeitig Gewohnheiten, Traditionen und Werte, die sie aus der Heimat mitgebracht hatten, beibehielten – wenn auch in verschiedenen Konstellationen und Hierarchien. Den jüngsten Migrant\*innen fiel dies viel leichter als denen der früheren Generationen, die aus einem Land gekommen waren, dessen Realität sich in vielen grundsätzlichen Punkten von der unterschied, die sie in Berlin vorfanden. Auf jeden Fall war die Akkulturation ein Element der Integration und nicht umgekehrt, wie es John Berry postuliert hat (1997).

Die Effizienz dieser Herangehensweise zeigt sich an der Lebenssituation der befragten Polen aus Berlin: sie fühlen sich nun integriert und gelten auch bei der aufnehmenden Gesellschaft als solche; hiervon zeugt das verbreitete Urteil über sie, sie seien *unsichtbar*. Die vollzogene Integration drückt sich aus in der Akkulturation der Migrant\*innen; sie ist sicherlich gegenseitig, wenn auch sehr asymmetrisch: sie verlangt von Seiten der Migrant\*innen größere Zugeständnisse als von der aufnehmenden Gemeinschaft. Dass die Polen entschieden mehr aus der deutschen Kultur übernahmen als die Deutschen aus der polnischen, ist nichts Überraschendes. Denn das Gegenteil kommt in der Praxis nur selten vor. Auf der anderen Seite hätte man in den letzten Jahren vieles tun können, um diese Disparitäten auszugleichen. Es

fehlte jedoch an Unterstützung von oben durch die polnischen<sup>350</sup> und deutschen Behörden, die örtlichen Machtstrukturen und Nichtregierungsorganisationen im Kampf gegen Stereotypen und Tendenzen, ethnisch abweichende Mitbewohner in Schubladen einzuordnen. So wurde versäumt, Migranten günstigere Bedingungen für ihr Leben und die Pflege ihrer Besonderheit zu verschaffen, die gleichzeitig die Aufrechterhaltung transnationaler Beziehungen ermöglicht hätten.

Der Verlauf der Integration in der untersuchten Gruppe bezeugt deren Prozesscharakter. Als Phänomen hat sie zwar einen Anfang, aber, wie sich erweist, keinen Abschluss. Denn „integriert“ zu sein, bedeutet nicht, mit der aufnehmenden Gruppe „auf immer verschmolzen“ zu sein. Deshalb sollte Integration nicht nur für die betroffenen Migranten, sondern auch für die staatlichen und nichtstaatlichen Institutionen auf polnischer wie auch deutscher Seite von Interesse sein, damit das Gleichgewicht gewahrt bleibt. Einstweilen sind unterstützende Aktivitäten kaum sichtbar und wenig effizient, obwohl es bemerkenswert ist, was schon erreicht worden ist: etwa die öffentliche Finanzierung oder Bezuschussung von deutschen Einrichtungen in Berlin, die polnischen Migranten helfen sollen, mit alltäglichen Schwierigkeiten zurechtzukommen, mit dort beschäftigten Personen, die Polnisch sprechen und entsprechende Fähigkeiten und Kompetenzen mitbringen<sup>351</sup>.



Abb. 20: Flugblatt des Diakoniewerks Simeon, das Migranten hilft.  
Foto: A. Szczepaniak-Kroll

<sup>350</sup> Kritisch zur polnischen Politik gegenüber den Landsleuten im Ausland haben sich Anna Fiń, Agnieszka Legut, Witold Nowak, Michał Nowosielski und Kamila Schöll-Mazurek geäußert (2013).

<sup>351</sup> Interviews der Autorin mit: Anetta Wanicka-Lietzow vom Diakoniewerk Simeon gGmbH, Fachbereich Soziales & Integration, Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer (MBE), durchgeführt am 22. Juli 2016 in Berlin, sowie mit: Agata Eßer vom Landesverband Berlin der Arbeiterwohlfahrt e.V., Fachstelle Integration & Migration Pankow im „Welcome-Center“ des Bürgeramtes Prenzlauer Berg, durchgeführt in Berlin am 17. Juni 2016.

Auf Grundlage der in Berlin vorgenommenen Forschungen kann man feststellen, dass die polnischen Migranten sich auf mehreren Ebenen integriert haben: der kulturellen, der strukturellen, der sozialen und der emotionalen. Gegenwärtig haben wir es in diesem Milieu mit einer sowohl strukturellen – gekennzeichnet durch das Erreichen von die Befragten zufriedenstellenden Niveaus auf ökonomischem und sozialem Gebiet und bei den Bildungschancen –, wie auch der sogenannten interaktiven Integration zu tun, die darin zum Ausdruck kommt, dass eine Gruppe mit anderen Gruppen in Interaktionen eintritt, sowie schliesslich der kulturell-identitären, also der kulturellen Integration am Beispiel von Sprachkompetenzen, Bekanntschaften und Akzeptanz von Normen und Werten, sowie endlich der identitären Integration, die auf die Zugehörigkeit der Gruppe Bezug nimmt (die Arten der Integration nach: Bosswick und Heckmann 2006, 9-16). Ähnliche Effekte können wir beobachten, wenn wir jede andere in der Literatur vertretene Konzeption zugrundelegen, z.B. die von Han Etzinger und Renske Biezeveld (2003, 19-36). Sie haben auf ähnliche Weise in der Integration drei Sphären unterschieden: die sozioökonomische, die kulturelle und die gesetzgeberisch-politische, und auch nach diesen Kriterien sind die Polen integriert. Der eingangs erwähnte deutsche Forscher Hartmut Esser (2001, 20) sieht dagegen Integration erst dann als gegeben an, wenn eine bisher diskriminierte Gruppe Zugang zur Macht erhält, außerdem die Möglichkeit beruflicher Entwicklung und finanziellen Aufstiegs, und wenn sie sich von Seiten der aufnehmenden Gesellschaft akzeptiert fühlt. Legen wir diese Kriterien zugrunde, dann können wir zwar von einer Integration der Polen in Berlin sprechen, aber von einer recht oberflächlichen. Denn auf vielen Gebieten besteht, wie ich bereits erwähnt habe, ihnen gegenüber weiterhin Unterstützungsbedarf. Überdies liegt im Fall der polnischen Migranten die ebenfalls von Hartmut Esser unterschiedene sog. Mehrfachintegration vor, also eine solche, die sich sowohl in der aufnehmenden Gesellschaft vollzieht, als auch im Herkunftsland nicht zum Stillstand kommt<sup>352</sup>. Die Befragten selbst sahen sich als integriert und wurden auch von ihrer Umgebung als solche wahrgenommen. Das ist durchaus bemerkenswert, denn Integration bedeutet allgemein für die beiden Seiten des Prozesses nicht dasselbe: für die Migranten, dass ihr Anderssein akzeptiert wird, und für die aufnehmende Gesellschaft, dass sie sich die Ankömmlinge anverwandelt. Dieser Zustand tritt ein, wenn sie es zu beruflicher und familiärer Stabilisierung gebracht haben (Goel 2006).

In den Forschungen hat sich die These bestätigt, dass seit den 1990er Jahren unter den Polen – auch den bereits stark integrierten – die Anzahl der Personen gestiegen ist, die eine transnationale Existenz führen. Ewa Morawska (2009) hat über die Transnationalität geschrieben,

---

<sup>352</sup> Die übrigen Integrationstypen sind laut Esser (2001) die Segmentation, wenn Migranten sich stärker auf die Aufnahmegesellschaft hin orientieren und ihre Verbindungen mit dem Herkunftsland sich lockern, und die Assimilation, wenn die Migranten den Kontakt mit ihrem Herkunftsland vollständig abbrechen.

dass sie ein Phänomen auf der Ebene der staatsbürgerlich-politischen Zugehörigkeit, der ökonomischen Verbindungen, der sozialen Netzwerke und der kulturellen Identitäten von Migranten und ihren Nachkommen sei, die sich über Staatsgrenzen hinaus ausdehnten und Menschen und Institutionen in mindestens zwei Ländern verbänden, wodurch differenzierte und vielschichtige Muster entstünden. Die Transnationalität der Polen, auch jener aus den älteren Migrationswellen, hat sich als Ergebnis der von ihnen herausgebildeten Lebensstile erwiesen, die darauf abzielten, einen zufriedenstellenden Platz im neuen Land zu finden, aber auch unabhängig von den Umständen den Kontakt zum Herkunftsland zu wahren.

Wie schon erwähnt, haben sich die Kontakte der Polen zu ihrem Herkunftsland mit dem Aufkommen der modernen Technologien intensiviert: das seit den 1990er Jahren an Verbreitung gewinnende Internet und die Mobiltelefonie haben ihren großen Beitrag dazu geleistet. Unter anderem deshalb ist die Bedeutung von Verbindungen zwischen Landsleuten, die alle in Berlin leben, zurückgegangen, während gleichzeitig die grenzüberschreitenden Kontakte ausgebaut wurden. Die ethnisch-kulturelle Besonderheit in Deutschland aufrechtzuerhalten, blieb weiterhin Privatsache, aber in Berlin empfangbare polnische Medien trugen ihren immer größeren Teil dazu bei. Sie befriedigten Bedürfnisse, auf die die zu diesem Zweck ins Leben gerufenen und an Ort und Stelle tätigen auslandspolnischen Organisationen traditioneller Art keine Antwort geben konnten. Allmählich sind an ihre Stelle neue Vereine getreten, in denen sich auf die aufnehmende Gesellschaft orientierte Polen zusammenfanden und die auch für die Zusammenarbeit mit anderen Organisationen ähnlichen Charakters offen waren, die nicht nur Polen organisieren mussten. Diese Vereine waren eine Antwort auf geänderte Erwartungen der Migranten, die nicht länger gewillt waren, sich in ihrem ethnischen Milieu einzuschließen. Sie haben auch Angelegenheiten ins Visier genommen, die für eine so große ethnische Gruppe wie die polnischen Migranten von Bedeutung waren. Der direkte Kontakt zum Heimatland hat die Polen veranlasst, bei der Bewahrung ihrer Kultur von einem passiven zu einem aktiven Ansatz überzugehen.

Grzegorz Babiński (2007, 117-118) hat betont, dass die Migranten heute besser ausgebildet und sprachlich wie auch kulturell besser darauf vorbereitet sind, in einem neuen Land zu leben, als dies noch vor einigen Jahren der Fall war. Das impliziert auch, dass ihre Erwartungen an den aufnehmenden Staat und seine Gesellschaft gestiegen sind, im Gegenzug zur Einfügung in diese in der eigenen Andersartigkeit akzeptiert zu werden. Eine solche Haltung ist auch bei den Befragten aus den neueren Migrationswellen deutlich geworden, und die Polen der früheren Migrationsgenerationen sind in ihre Fußstapfen getreten. Heinz Fassmann (2002, 347) hat eine Tabelle entworfen, auf deren Grundlage er die Eigenschaften der traditionellen und der Transmigration verglichen hat. Im ersteren Fall habe die Ausreise die Notwendigkeit bedeutet, viele Barrieren zu überwinden, mit der Staatsgrenze angefangen;

oft habe sie großen finanziellen Aufwand und die Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten erfordert. Die traditionelle Ausreise habe sowohl im Rahmen von Netzwerken als auch außerhalb ihrer stattgefunden und bedeutet, dass die bisher besessenen Fähigkeiten und Qualifikationen entwertet worden seien. An der Migration hätten sich ganze Familien beteiligt, und die Ausreise sei etwas Endgültiges gewesen, was den Kontakt mit dem Herkunftsland geschwächt und dazu geführt habe, dass Migranten in der aufnehmenden Gesellschaft „aufgegangen“ seien. Für die Transmigration seien dagegen kennzeichnend: Leichtigkeit des Grenzübertritts, geringere Transaktionskosten als Folge neuer Technologien, die Vernetzung der Migranten und die Nutzung ihrer Qualifikationen. Als ihre Folge hätten sich Haushalte getrennt, aber es sei bei intensiver Interaktion mit dem Herkunftsland auch die Alternative einer Rückkehr dorthin erhalten geblieben. So sei eine hybride Identität entstanden (Klus 2005, 23). Die für dieses Buch befragten Polen in Berlin haben den allergrößten Teil dieser „neuen“ Eigenschaften gezeigt, von den Angehörigen der neuesten Migrationswellen sogar so gut wie alle.

Nach Łukasz Krzyżowski und Sylwia Urbańska (2010, 11) sind es die Lebenspraktiken der Migranten, die darüber entscheiden, ob sich transnationale soziale Räume (*transnational social spaces*) herausbilden können. Diese gehorchten dann ihren eigenen Regeln, allerdings unter dem Einfluss auch institutionalisierter Kräfte. Auch diese Beobachtung hat sich in Berlin bestätigt. Die durch die Polen vollzogenen Aufenthaltsstrategien erwiesen sich nicht nur als wirksam bei ihrer Integration, sondern sie haben, sobald dies möglich wurde, auch die Grundlage dafür geschaffen, so wie heute grenzüberschreitend zu leben. Sie haben sich in wachsender Mobilität, in häufigen Mail- und Telefonkontakten gezeigt, und sie sind in der Transkulturalität und im täglichen Leben sichtbar geworden. In diese sind möglichst häufige und verschiedenartige Kontakte eingebaut worden, vor allem solche nach Polen. Dies beeinflusste auch die Identität der Migranten; trotz ihrer Erklärung über die Selbstidentifikation als Polen war das Verhältnis der Komponenten dieser Identitäten etwas komplizierter. Transnationalität hat die Integration der Migranten nicht nur nicht behindert, wie es oft – und wie man sieht, unbegründet – befürchtet wird, sondern sie hat diese im Gegenteil sogar deutlich erleichtert.

Die Aussagen der Polen zeugten zwar am häufigsten davon, dass sie einen Lebensmittelpunkt hätten – in Deutschland –, aber ihr Herkunftsland spielte daneben bei weitem keine marginale Rolle. In den meisten migrantischen Haushalten wurde im Alltag weiter Polnisch gesprochen, relativ häufig gab es Kontakte zur Familie oder zu Bekannten in der Heimat. Die verfolgten Strategien bewirkten, dass diese Beziehungen je nach Bedarf jederzeit vertieft werden konnten, indem die Migranten z.B. öfter nach Polen fuhren oder Abonnements für weitere polnischsprachige Fernsehprogramme erwarben. Die „transnationalen sozialen Räu-

me” setzten sich aber in jedem Einzelfall aus anderen Elementen zusammen. Für die einen beruhten sie auf ständigen Beziehungen zu Verwandten über Telefon oder Internet und aktualisierten sich in der Teilnahme an wichtigen Ereignissen wie Parlaments- oder Präsidentschaftswahlen; für die anderen standen Mobilität, Urlaub in der Heimat und das Verfolgen dessen, was sich in der polnischen Gesellschaft und Kultur vollzog, im Vordergrund.

Man kann feststellen, dass viele dieser Praktiken translokalen Charakters sind – das Feiern im Kreise der Familie, Besuche in den Ferien, Telefonkontakte mit Verwandten, die Beobachtung von lokalen Ereignissen usw. Der Begriff der Translokalität wurde in den 1990er Jahren geprägt, nachdem die Forschung der Bedeutung lokaler Gemeinschaften bei Migrationen Aufmerksamkeit geschenkt hatte und Studien über stärker örtlich geprägte Migrationsphänomene entstanden waren (Kokot 2007, Ley 2004). Die Autoren wiesen auf die Zusammenhänge von Migranten mit bestimmten Territorien hin<sup>353</sup>, die in Forschungen zur Transnationalität unterbelichtet geblieben waren, obwohl der neue Begriff der Translokalität klar aus dieser Diskussion heraus entstanden war. Es ging jedoch um die spezifische Gestalt, die diese sich herausbildenden Räume zwischen bestimmten Territorien annahmen. Die einzelnen Phänomene, die sie bildeten, gehörten schon nicht mehr zur Welt „hier“ oder „dort“, sondern bildeten eine grenzüberschreitende neue Qualität in Zeit und Raum (Puzon 2017, 27). Translokalität war somit ein Ausdruck für die „Erdung“ der globalen Dynamik transnationaler Phänomene (Oakes, Schien 2006) in bestimmten „interterritorialen“ Räumen. Diese gab die meisten Lebensbereiche polnischer Migranten gut wieder.

Ein Teil der Forschung vertritt die Auffassung, dass translokale Beziehungen heute über die transnationalen hinausgingen und die Kategorien von Nation und Staat transzendierten (Hedberg, do Carmo 2012; Freitag, von Oppen 2010). Wir können dieses Phänomen auch im Fall der Berliner Migranten beobachten. Denn obwohl viele ihrer Aktivitäten eher translokal angesiedelt waren, hatte zum Beispiel das Gefühl, „Europäer zu sein“ eine überörtliche und transnationale Dimension. Das Thema der Identität erwies sich als ziemlich kompliziert. Auf der deklarativen Ebene wurde die polnische Identität stark betont, wie sie sich auf die Nation bezog, in der die Migranten aufgewachsen waren; praktisch dagegen war sie um einiges mehrdeutiger. Aber selbst die faktische kulturelle Bi- oder Polyvalenz der Migranten hat die erklärte nationale Identität nicht geändert.

Die Vielfalt der Verbindungen im „transnationalen sozialen Raum“, innerhalb dessen die Polen ihr Leben lebten, war in der Periode der diesem Buch zugrundeliegenden Forschungen

---

<sup>353</sup> Viele Forschungen über übernationale Gemeinschaften von Migranten weisen darauf hin, dass ihre täglichen sozialen Praktiken vor allem durch lokalisierte Erfahrungen zum Ausdruck kommen (Smith 2001, Núñez-Madrado 2007). In diesen translokalen sozialen Räumen, die durch ungleiche Machtstrukturen gekennzeichnet sind, handeln mobile und immobile Akteure ihre Positionen durch den Austausch von Kapitalien aus, die in verschiedenen Umfängen unterschiedlich bewertet werden (Kelly, Lusia 2006).

zweifelloso sichtbarer als irgendwann zuvor. Als wesentlich erwies sich das Gefühl, sowohl mit Teilen der aufnehmenden Gesellschaft, als auch der polnischen verwachsen zu sein, vom Wohlergehen beider zu profitieren und es gleichzeitig mitgestalten zu können. Die Polen wurden, indem sie immer häufiger transnationale Lebenspraktiken an den Tag legten, anderen Transmigranten immer ähnlicher. Auch sie waren daran beteiligt, dass Transmigrationen zu mehr wurden als einfach nur internationaler Migration in dem Sinne, dass die eine nationale Hülle gegen eine andere ausgetauscht wurde. Sie wurden eine moderne Form nomadischen Lebens, das zwar an einer konkreten Stelle verankert – und dadurch nicht ortlos – ist, aber soziale Praktiken, Symbole und Artefakte nach außen ausdehnt (Pries 2001, 60).

Man sollte allerdings in Erinnerung behalten, dass Gegenstand der Erforschung hier eine spezifische Gruppe war, die sich des Werts eines interkulturellen Lebens bewusst war, das sie gezielt gewählt hatte, und dass dies deshalb nicht bedeutet, dass es heute keine Migranten im traditionellen Sinne mehr gäbe. Nach wie vor gibt es auch Menschen, die ins Ausland gehen, um ihr Leben völlig neu zu beginnen und sogar den Kontakt zu ihrem Herkunftsland abzubrechen. Solche Personen wollen eben nicht „dazwischen“ leben. Andere hingegen leben jahrelang im Ausland, aber sie konzentrieren sich mental auf ihr Herkunftsland und beschränken ihre Kontakte mit dem aufnehmenden Land auf ein Minimum. Auch dies schließt Transnationalismus aus; an Migranten solchen Typs haben z.B. Łukowski 2001, und Grabowska-Lusińska, Okólski 2009 erinnert. Eine große Gruppe machen saisonale Migranten aus, Menschen, die als „Gastarbeiter“ tätig sind und die man nur schwer in diese Kategorie einordnen kann, weil sie in Deutschland nur physisch und vorübergehend anwesend sind, während sie sozial und kulturell weiter in Polen leben (Wagner *et al.* 2016, 192). Transnationalität ist daher nur eines der Lebensmodelle im Zusammenhang mit Migration. Da sie sich aber durch eine große Dynamik auszeichnet und eine immer größere Gruppe von Menschen erfasst, war es lohnend, sie zu studieren.

Die Untersuchung hat gezeigt, dass Transnationalität erst dann in die Tiefe geht, wenn sie mit einer gelungenen Integration einhergeht, und diese wird ihrerseits durch die kulturellen Kompetenzen der Migrierenden gefördert. Dies gilt etwa für Sprachkenntnisse oder hohe berufliche Qualifikationen, ein Verhältnis des Verständnisses gegenüber angetroffenen Normen und Institutionen bei gleichzeitig hochentwickeltem Selbstwertgefühl, das es erlaubt, an der eigenen Identität festzuhalten (selbst wenn diese sich ebenfalls verändert). Integrierte Migranten kennen beide Gesellschaften und Kulturen gut, können sich in ihnen zurechtfinden, ihre Ressourcen nutzen und so das eigene kulturelle Kapital erhöhen. Ohne diese Elemente ist das, was man landläufig als Transnationalität bezeichnet – etwa wöchentliche Arbeitswege zum Putzen oder auf eine Baustelle ohne Sprachkenntnisse und Kontakt zur aufnehmenden Gesellschaft, ohne Kenntnisse der örtlichen Milieus – nur ein oberflächliches

Leben in mehreren Staaten oder genau genommen am Rande jedes von ihnen. Denn es beschränkt sich auf Transmigration, und diese bildet noch keine Transnationalität<sup>354</sup>.

---

<sup>354</sup> Deshalb scheint mir für Personen, die auf diese Weise leben, der deutsche Begriff des *Pendlers* – er lässt sich ins Polnische nicht genau übersetzen – angemessener. Er konzentriert sich auf das Reisen, das Unterwegssein, nicht zwangsläufig eine Transkulturalität. Personen dieses Typs migrieren mit hoher Häufigkeit über Grenzen, Woche für Woche, über viele Monate oder sogar Jahre, ohne sich dafür zu entscheiden, ihr Land auf Dauer zu verlassen. Die *Pendler* selbst betrachten ihre Wanderungen übrigens oft gar nicht als Migration, und auch ihre sozialen und kulturellen Bindungen an das Herkunftsland widersprechen dieser Einschätzung (Fassmann 2002, 345).

# Literaturverzeichnis

- Adler Peter 1975. The Transitional Experience. An Alternative View of Culture Shock. *Journal of Humanistic Psychology* 15 (4), 13-23.
- Adler Peter S. 1977. Beyond Cultural Identity: Reflections on Multiculturalism. [in:] Richard Brislin (Hg.), *Culture Learning Concepts, Applications, and Research*. Hawaii, 24-41.
- Alba Richard, Nee Victor 1997. Rethinking Assimilation Theory for a New Era of Immigration. *International Migration Review* 4, 845-863.
- Amelina Anna 2010. Transnationale Migration jenseits von Assimilation und Akkulturation. Transnationale Inklusion und hybride Wissensordnungen als konzeptionelle Alternativen zur Assimilations und Akkulturationsdebatte. *Berliner Journal für Soziologie* 20, 257-279.
- Andrejuk Katarzyna 2024. *Praktykowanie superróżnorodności. Polscy przedsiębiorcy imigrancy i wyzwania adaptacji w Wielkiej Brytanii*. Warszawa.
- Andrejuk Katarzyna, Winiarska Aleksandra 2020. Socjologia migracji przed pandemią i w czasach pandemii „nowa generacja” teorii migracji i adaptacji w kontekście współczesnych wyzwań badawczych, *Studia Migracyjne – Przegląd Polonijny* 4 (178), 7-16.
- Angele Jürgen, Ziebach Michael 2005. *Gewerbeanzeigen 2004*. Wiesbaden.
- Angrosino Michael 2010. *Badania etnograficzne i obserwacyjne. Niezbędnik Badacza*. Warszawa.
- Anusiewicz Janusz 1991. Kulturowa teoria języka. Zarys problematyki. [in:] Janusz Anusiewicz, Jerzy Bartmiński (Hrsg.), *Język a kultura. Podstawowe pojęcia i problemy*. Wiedza o Kulturze 1. Wrocław, 17-30.
- Apeltauer Ernst 2006. *Kooperation mit zugewanderten Eltern*. Flensburg.
- Appiah Anthony 2007. Przedmowa. [in:] Saskia Sassen (Hg.), *Globalizacja. Eseje o nowej mobilności ludzi i pieniędzy*. Kraków, IX-XIII.
- Babiński Grzegorz 2005. Tożsamość na pograniczach. [in:] Ewa Budakowska (Hg.), *Tożsamość bez granic. Współczesne wyzwania*. Warszawa, 99-117.
- Babiński Grzegorz 2007. Transnacionalizm... I co z tego wynika dla badań najnowszej polskiej emigracji. *Przegląd Polonijny* 2, 115-130.
- Babiński Grzegorz 2009. Polacy poza Polską. [in:] Maciej Duszczyk, Magdalena Lesińska (Hrsg.), *Współczesne migracje: dylematy Europy i Polski*. Warszawa, 26-38.
- Bałtowski Maciej 2009. *Gospodarka socjalistyczna w Polsce. Geneza – rozwój – upadek*. Warszawa.
- Bade Klaus J. 1990. *Neue Heimat im Westen: Vertriebene, Flüchtlinge, Aussiedler*. Münster.
- Bade Klaus J. 1992. *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*. München.

- Bade Klaus J. und Oltmer Jochen 2004. *Normalfall Migration*. Bonn.
- Banaś Monika 2010. *Szwedzka polityka integracyjna wobec imigrantów*. Kraków.
- Becker Jörg 2010. *Erdbeerenpflücker, Spargelstecher, Erntehelfer. Polnische Saisonarbeiter in Deutschland – temporäre Arbeitsmigration im neuen Europa*. Bielefeld.
- Bennett Milton J. 1986. A Developmental Approach to Training Intercultural Sensitivity. *International Journal of Intercultural Relations* 10 (2), 179-195.
- Bennett Milton J. 1998. Intercultural Communication: A Current Perspective. [in:] Milton J. Bennett (Hg.), *Basic Concepts of Intercultural Communication: Selected Readings*. Yarmouth, 1-34.
- Bera Ryszard, Korczyński Mariusz 2012. *Dystans społeczny emigrantów polskich wobec „obcych” i „innych”*. Lublin.
- Berpol Berlin. *Razem w Europie* 2003. Warszawa.
- Berry John W. 1997. Immigration, Acculturation, and Adaptation. *Applied Psychology: An International Review* 46 (1), 5-68.
- Bhabha Homi 1994. *The Location of Culture*. London.
- Bingen Dieter, Malinowski Krzysztof (Hrsg.) 2000. *Polacy i Niemcy na drodze do partnerskiego sąsiedztwa*. Poznań.
- Blumberg-Stankiewicz Katharina 2007. *Migranten aus Polen. Die Folgen der Aussiedlerkategorisierung im Schatten der deutsche Einwanderungs- und Integrationspolitik*. Saarbrücken.
- Boensch Mariola 2013. *Kulturelle Unterschiede in der deutsch-polnischen Wirtschaftskommunikation – Fiktion oder Realität? Eine soziokulturelle Umweltanalyse*. Dissertation an der kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder), <https://opus4.kobv.de/opus4-euv/files/168/Dissertation-Mariola+Boensch.pdf> (Zugriff: 4.04.2018).
- Boksański Zbigniew 1997. *Stereotypy a kultura*. Wrocław.
- Boksański Zbigniew 1999. Tożsamość aktora społecznego a zmiana społeczna. [in:] Joanna Kurczewska (Hg.), *Zmiana społeczna. Teorie i doświadczenia polskie*. Warszawa, 55-71.
- Borodziej Włodzimierz, Lemberg Hans 2001. Migrationen: Arbeitswanderung, Emigration, Vertreibung, Umsiedlung. [in:] Ursula Becher, Włodzimierz Borodziej, Robert Maier (Hrsg.), *Deutschland und Polen im zwanzigsten Jahrhundert. Analysen – Quellen – didaktische Hinweise*. Hannover, 52-55.
- Bosswick Wolfgang, Heckmann Friedrich 2006. *Integration of Immigrants: Contribution of Local and Regional Authorities*. Dublin.
- Bourdieu Pierre, Wacquant Loic 2001. *Zaproszenie do socjologii refleksyjnej*. Warszawa.
- Brickell Katherine, Datta Ayona 2011a. Introduction: Translocal Geographies. [in:] Katherine Brickell, Ayona Datta (Hrsg.), *Translocal Geographies Spaces, Places, Connections*. Farnham, 3-20.
- Brubaker Rogers 2001. The Return of Assimilation? Changing Perspectives on Immigration and Its Sequels in France, Germany, and the United States. *Ethnic and Racial Studies* 24 (4), 531-548.

- Buchowski Michał 1997. Tożsamość Europejczyków, jedność i podział. [in:] Janusz Mucha, Wojciech Olszewski (Hrsg.), *Dylematy tożsamości europejskich pod koniec drugiego tysiąclecia*. Toruń, 51-84.
- Buchowski Michał 2006. The Specter of Orientalism in Europe: From Exotic Other to Stigmatized Brother. *Anthropological Quarterly* 79 (3), 463-482.
- Budakowska Elżbieta 2005a. Współczesne migracje a nowe wyzwania wobec identyfikacji narodowo-kulturowej. [in:] Elżbieta Budakowska (Hg.), *Tożsamość bez granic. Współczesne wyzwania*. Warszawa, 49-72.
- Budakowska Elżbieta 2005b. Wstęp. [in:] Elżbieta Budakowska (Hg.), *Tożsamość bez granic. Współczesne wyzwania*. Warszawa, 7-20.
- Budyń Stanisław 2009. Problematyka polskojęzycznego duszpasterstwa emigracyjnego w Niemczech. [in:] Marian Zajac (Hg.), *Emigracja wyzwaniem duszpasterskim dla Kościoła w Polsce*. Lublin, 39-60.
- Budyta-Budzyńska Małgorzata 2010. *Socjologia narodu i konfliktów etnicznych*. Warszawa.
- Budyta-Budzyńska Małgorzata 2011. Adaptacja, integracja, asymilacja – próba ujęcia teoretycznego. [in:] Małgorzata Budyta-Budzyńska (Hg.), *Integracja czy asymilacja? Polscy imigranci w Islandii*. Warszawa, 44-65.
- Burkhardt Montanari E. 2002. *Wie Kinder mehrsprachig aufwachsen: ein Ratgeber*. Frankfurt am Main.
- Burszta Wojciech 1998. *Antropologia kultury: tematy, teorie, interpretacje*. Poznań.
- Byczkowski Józef 1990. *Polonia w Europie*. Warszawa.
- Castles Stephen 2002. Migration and Community Formation under Conditions of Globalization. *International Migration Review* 36 (4), 1143-1168.
- Castles Stephen, Miller Mark 2011. *Migracje we współczesnym świecie*. Warszawa.
- Chałupczak Henryk 1986. *Polacy w Niemczech do wybuchu II wojny światowej*. Lublin.
- Charmaz Kathy 2009. *Teoria ugruntowana. Praktyczny przewodnik po analizie jakościowej*. Warszawa.
- Chmielecka Michalina, Czyszczon Izabela, Kośnik Błażej, Pawlak Marek, Rybak Klaudia 2017. Refleksje z badań nad (nie)mobilnością: wyobrażenia, przestrzenie i praktyki. *Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego Prace Etnograficzne* 45 (1), 123-143.
- Chutnik Monika 2007. *Szok kulturowy. Przyczyny, konsekwencje, przeciwdziałanie*. Kraków.
- Chwalba Andrzej 2008. Po 1989. [in:] Andrzej Paczkowski, Andrzej Chwalba (Hrsg.), *Historia Polski. (IV) lata od 1939 do czasów obecnych*. Historia i świat 16. Warszawa, 389-599.
- Cieślińska Barbara 2011. Niemcy bliskie i dalekie w świetle doświadczeń emigracyjnych mieszkańców północno-wschodniej Polski. *Pogranicze. Studia Społeczne XVIII*, 101-133.
- Clifford James 1994. Diasporas. *Cultural Anthropology* 9 (3), 302-338.
- Cyrus Norbert 1994. Polnische Arbeitsmigranten in der Bundesrepublik Deutschland: Skizze eines Systems ausdifferenzierter Pendelmigration. [in:] Zbigniew Kurcz, Władysław Misiak (Hrsg.), *Mniejszość niemiecka w Polsce. Polacy w Niemczech*. Wrocław, 181-197.
- Cyrus Norbert 2000a. Mobile Migrationsmuster. Zuwanderung aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland. *Berliner Debatte Initial* 5/6, 1-9.

- Cyrus Norbert 2000b. Komplementäre Formen grenzüberschreitender Migration: Einwanderung und Mobilität am Beispiel Polen. [in:] Klaus M. Schmas (Hg.), *Migration und Stadt. Entwicklungen, Defizite, Potenziale*. Wiesbaden, 115-136.
- Cziomer Erhardt 1996. Stosunki polsko-niemieckie po zjednoczeniu Niemiec. Próba bilansu. [in:] Jerzy Holzer, Józef Fiszer (Hrsg.), *Przemiany w Polsce i NRD po 1989 r.* Warszawa, 153-170.
- Danecka Marta, Kęska Adam 2010. Migracje a rynek pracy. [in:] Maria Jarosz (Hg.), *Polacy równi i równiejsi. Klasy i warstwy we współczesnym społeczeństwie polskim*. Warszawa, 169-201.
- Danilewicz-Kerski Dorota, Górny Maciej (Hrsg.) 2008. *Berlin Polnische Perspektiven. 19-21 Jahrhundert*. Berlin.
- Danilewicz Wioletta 2011. Tożsamość rodzinna „ponad granicami” w świetle koncepcji transnarodowej przestrzeni społecznej. *Pogranicze. Studia Społeczne XVII*, 30-42.
- Darieva Tsypylma 2007. Migrationsforschung in der Ethnologie. [in:] Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), *Ethnizität und Migration*. Berlin, 115-134.
- Deja Katarzyna 2015. Od koncepcji Wolfganga Welscha do transkulturowej historii literatury. *Wielogłos. Pismo Wydziału Polonistyki UJ* 4 (26), 87-107.
- Denzin Norman K. 1978. *The Research Act: A Theoretical Introduction to Sociological Methods*. New York.
- Derlicki Jarosław 2013. Między diasporą a mniejszością etniczną i narodową. Kilka uwag na marginesie badań nie tylko polonijnych. *Etnografia Polska LVII* (1-2), 63-83.
- Die Deutschen Gewerkschaften: Diskrete Solidarität mit Solidarność 2011. [in:] Barbara Cölln, Bartosz Dudek, Krzysztof Ruchniewicz (Hrsg.), *Polenhilfe. Als Schmuggler für Polen unterwegs*. Dresden–Wrocław, 59-79.
- Diehl Claudia, Koenig Matthias 2009. Religiosität türkischer Migranten im Generationenverlauf – ein Befund und einige Erklärungsversuche. *Zeitschrift für Soziologie* 38, 300-319.
- Diehl Claudia, Koenig Matthias 2013. Zwischen Säkularisierung und religiöser Reorganisation – Eine Analyse der Religiosität türkischer und polnischer Neuzuwanderer in Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 65, 235-258.
- Die Pro-Solidarność-Bewegung in Berlin gefördert vom AFL-CIO 2011. [in:] Barbara Cölln, Bartosz Dudek, Krzysztof Ruchniewicz (Hrsg.), *Polenhilfe. Als Schmuggler für Polen unterwegs*. Dresden–Wrocław, 123-138.
- Dietz Barbara 2005. Europäische Integration von unten? Mittel- und osteuropäische Migranten in Deutschland und die Rolle transnationaler Netzwerke im EU-Erweiterungsprozess. *Forscht Arbeitspapier* 34. München.
- Dirim İnci, Mecheril Paul 2010. Die Schlechterstellung Migrationsanderer. Schule in der Migrationsgesellschaft. [in:] Paul Mecheril, Maria Mar Castro-Varela, İnci Dirim, Annita Kalpaka, Claus Melter (Hrsg.), *Migrationspädagogik*. Weinheim, 121-138.
- Dolińska Xymena, Falkowski Mateusz 2003. Polska – Niemcy. Wzajemny wizerunek. [in:] Lena Kolarska-Bobińska (Hg.), *Obraz Polski i Polaków w Europie*. Warszawa, 203-269.
- Downing John, Husband Charles 2005. „Representing Race”. *Racism, Ethnicities and Media*. London.
- Dudek Bartosz 2011. Die Enleitung. [in:] Barbara Cölln, Bartosz Dudek, Krzysztof Ruchniewicz (Hrsg.), *Polenhilfe. Als Schmuggler für Polen unterwegs*. Dresden–Wrocław, 11-13.
- Dyczewski Leon 1993. *Polacy w Bawarii. Tożsamość etniczno-kulturowa i wchodzenie w społeczeństwo niemieckie*. Lublin.
- Dyczewski Leon, Wadowski Dariusz 2009. Wstęp. [in:] Leon Dyczewski, Dariusz Wadowski (Hrsg.), *Tożsamość polska w odmiennych kontekstach. Tożsamość osób, zbiorowości, instytucji*. Lublin, 3-8.

- Dzwonkowski Roman 1991. Parafia polonijna a kultura i oświata polska. [in:] Jerzy Kozłowski (Hg.), *Szkolnictwo parafialne w upowszechnianiu języka i kultury polskiej w środowiskach polonijnych*. Poznań, 9-16.
- Eade John, Drinkwater Stephen, Garapich Michał (Hrsg.) 2006. *Class and Ethnicity – Polish Migrants in London. Research Report for the RES-000-22-1294 ESRC*. Surrey.
- Eagly Alice H., Karau Steven J. 1991. Gender and the Emergence of Leaders: A Meta-Analysis. *Journal of Personality and Social Psychology* 60 (5), 685-710.
- Edensor Tim 2002. *Tożsamość narodowa, kultura popularna i życie codzienne*. Kraków.
- Eisenstadt Shmuel Noah 1952. *The Absorption of Immigrants*. London.
- Entzinger Han, Biezeveld Renske 2003. *Benchmarking in Immigrant Integration*. Rotterdam.
- Erfolgreiches Lernen 2015. *Erfolgreiches Lernen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund*. Köln.
- Ersöz Ahmet 2012. *Ethnische Ökonomien in Berlin: Der Stand*. Berlin.
- Esser Hartmut 2000. *Soziologie. Spezielle Grundlagen*. Frankfurt–New York.
- Esser Hartmut 2001. Integration und ethnische Schichtung. *Arbeitspapiere Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung* 40. Mannheim.
- Esser Hartmut 2004. Welche Alternativen zur „Assymilation“ gibt es eigentlich? *IMIS- Beiträge. Migration – Integration – Bildung Grundfragen und Problembereiche* 23, 41-60.
- Faist Thomas 2000. *The Volume and Dynamics of International Migration and Transnational Social Spaces*. Oxford.
- Faist Thomas 2006. Transnationale Migration als relative Immobilität in einer globalisierten Welt. *Berliner Journal für Soziologie* 3, 365-385.
- Faist Thomas 2009. The Transnational Social Question: Social Rights and Citizenship in a Global Context. *International Sociology* 24 (1), 7-35.
- Faist Thomas 2010a. *Transnationalization in International Migration: Implication for Study of Citizenship and Culture*, [www.transcomm.oxac.uk](http://www.transcomm.oxac.uk) (dostęp: 12.11.2016).
- Faist Thomas 2010b. O transnarodowym przetwarzaniu granic, przestrzeni i mechanizmów społecznych. [in:] Łukasz Krzyżowski, Sylwia Urbańska (Hrsg.), *Mozaiki przestrzeni transnarodowych. Teorie-metody-zjawiska*. Kraków, 29-48.
- Faist Thomas 2013. The Mobility Turn: a New Paradigm for the Social Sciences? *Ethnic and Racial Studies* 36 (11), 1637-1646.
- Falkowski Mateusz, Popko Agnieszka 2006. *Niemcy o Polsce i Polakach 2000-2006. Główne wnioski z badań*. Warszawa, <http://www.isp.org.pl/files/2230181550438527001151481324.pdf> (dostęp: 15.05.2015).
- Fassmann Heinz 2002. Transnationale Mobilität: Empirische Befunde und theoretische Überlegungen. Vorbemerkung, *Leviathan* 30 (3), 345-359.
- Feldmann Eva 2000. Polen: „Für Eure und unsere Freiheit“, Zum Verständnis der polnischen Gesellschaft, Kultur und Identität. *Sozialwissenschaftliche Beiträge zur europäischen Integration, AES*, 1. Frankfurt am Main.
- Ferraro Gary P. 2002. *The Cultural Dimension of Global Business*. London–New York.
- Fialkowska Kamila, Piechowska Maria 2016. New Way, Old Pattern. Seasonal Migration from Poland to Germany. *ARBOR Ciencia, Pensamiento y Cultura*, 1-12.
- Fiń Anna, Legut Agnieszka, Nowak Witold, Nowosielski Michał, Schöll-Mazurek Kamila 2013. *Polityka polonijna w ocenie jej wykonawców i adresatów*. Poznań.
- Fischer Joachim, Pohl Ramona, Semlinger Klaus 2005. *Berlins Industrie nach der Wiedervereinigung. Was bringt die neue Gründerzeit?* Berlin.

- Fischer Veronika, Springer Monika (Hrsg.) 2011. *Handbuch Migration und Familie*. Schwalbach am Taunus.
- Flick Uwe 2010. *Projektowanie badania jakościowego. Niezbędnik Badacza*. Warszawa.
- Franzke Joachim 2001. *Przyjaźń narodów czy przyjaźń zalecona? Stosunki między NRD i PRL*. Poznań.
- Frąckowiak Johannes 2012. Polnische Zuwanderer in Mitteldeutschland von 1880 bis zur Gegenwart. *Przegląd Zachodni* 3, 29-45.
- Freitag Urlike, von Oppen Achim 2010. Introduction. „Translocality”: An Approach to Connection and Transfer in Area Studies. [in:] Urlike Freitag, Achim von Oppen (Hrsg.), *Translocality: The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective*. Leiden, 1-24.
- Frelak Justyna 2009. Polska migracja po 1 maja 2004 r. [in:] Justyna Frelak, Agnieszka Łada, Kirstin Schwarz, Roderick Parkes (Hrsg.), *Polska migracja zarobkowa do Niemiec – fakty i mity*. Warszawa, 13-40.
- Frelak Justyna, Łada Agnieszka 2011. *Polacy nadchodzą!... Wreszcie! Polska migracja zarobkowa do Niemiec – analiza w przededniu otwarcia niemieckiego rynku pracy dla polskich obywateli*. Warszawa.
- Friskke Andrzej 2003. *Polska. Losy państwa i narodu 1939–1989*. Warszawa.
- Friskke Andrzej 2007. *Przystosowanie i opór. Studia z dziejów PRL*. Warszawa.
- Friskke Andrzej 2014. *Rewolucja Solidarności 1980–1981*. Kraków.
- Führ Wieland 2010. *Berliner Mauer und innendeutsche Grenze*. Petersberg.
- Furnham Adrian, Bochner Stephen 1986. *Culture Shock. Psychological Reactions to Unfamiliar Environments*. London.
- Fuszara Małgorzata 2004. Patologia systemu reglamentacji. [in:] Jacek Kurczewski (Hg.), *Umowa o kartki*. Warszawa, 169-194.
- Fuszara Małgorzata, Jakubowska Iwona, Kurczewski Jacek 2004. Reglamentacja, poczucie sprawiedliwości i pomoc wzajemna. [in:] Jacek Kurczewski (Hg.), *Umowa o kartki*. Warszawa, 195-212.
- Gandziarowska Jagoda 2006. Polacy w Berlinie. Uwarunkowania aktywności stowarzyszeniowej polskich imigrantów. *CMR Working Papers* 10 (68). Warszawa.
- Garsztecki Stefan 1999. Das Deutschlandbild in der polnischen Publizistik zwischen 1970-1989. [in:] Norbert Weber (Hg.), *Die Oder überqueren. Deutsch-polnische Begegnungen in Geschichte, Kultur und Lebensalltag. Interdisziplinäre Studien zum Verhältnis von Migrationen, Ethnizität und gesellschaftlicher Multikulturalität*. Frankfurt am Main, 84-97.
- Garsztecki Stefan 2000. Obraz Polaków w Niemczech; stare i nowe stereotypy. [in:] Dieter Bingen, Krzysztof Malinowski (Hrsg.), *Polacy i Niemcy na drodze do partnerskiego sąsiedztwa*. Poznań, 48-64.
- Gennep van Arnold 2006. *Obrzędy przejścia. Systematyczne studium ceremonii*. Warszawa.
- Gerdes Jürgen, Faist Thomas 2006. Von ethnischer zu republikanischer Integration. Der Diskurs um die Reform des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts. *Berliner Journal für Soziologie* 3, 313-335.
- Gędek Marek 2002. *Przełom. Polska 1976-1991*, Lublin.
- Gibbs Graham 2011. *Analizowanie danych jakościowych. Niezbędnik Badacza*. Warszawa.
- Gibki Barbara 2008. Zmiany w polityce integracyjnej Niemiec na przełomie XX i XXI w. i ich znaczenia dla sytuacji migrantów. *Prace Geograficzne* 120, 125-134.
- Giddens Anthony 1990. *The Consequences of Modernity*. Stanford.
- Giza-Poleszczuk Anna, Marody Mirosława 2000. Kapitał ludzki i systemowy. [in:] Anna Giza-Poleszczuk, Andrzej Rychard, Mirosława Marody (Hrsg.), *Strategie i system. Polacy w obliczu zmiany społecznej*. Warszawa, 45-97.

- Glazer Nathan and Moynihan Daniel P. 1963. *Beyond the Melting Pot: The Negroes Puerto Ricans, and Irish of New York City*. Cambridge.
- Glazer Nathan 1993. Is Assimilation Dead? *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 530 (1), 122-136.
- Glazer Nathan 1997. *We Are All Multiculturalists Now*. Harvard.
- Glick Schiller Nina, Basch Linda, Szanton Blanc Christina 1992. Towards a Definition of Transnationalism: Glick-Schiller Nina, Basch Linda, Szanton Blanc Christina (Hrsg.) Introductory Remarks and Research Questions. *Towards a Transnational Perspective on Migration: Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered*, New York, 645, IX-XIV.
- Glick Schiller Nina 1997. The Situation of Transnational Studies. *Identities* 4 (2), 155-166.
- Glick Schiller Nina 2003. The Centrality of Ethnography in the Study of Transnational Migration. [in:] Nancy Foner (Hg.), *American Arrivals. Anthropology Engages the New Immigration*. Santa Fe, 99-128.
- Glorius Birgit 2005. *Transnationale Perspektiven. Eine Studie zur Migration zwischen Polen und Deutschland*. Bielefeld.
- Glorius Birgit 2007. Transnationale soziale Räume polnischer Migranten in Leipzig. [in:] Magdalena Nowicka (Hg.), *Von Polen nach Deutschland und zurück. Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderungen für Europa*. Bielefeld, 135-160.
- Gluchowski Jan, *Na saksy i do Bulgarii. Turystyka handlowa w PRL*, Warszawa: Bellona.
- Goddard Cliff, Wierzbicka Anna 2001. Język, kultura i znaczenie: semantyka międzykulturowa. [in:] Elżbieta Tabakowska (Hg.), *Kognitywne podstawy języka i językoznawstwa*. Kraków, 177-181.
- Goel Urmila 2006. Von dummen Fragen. Schlussbetrachtungen. [in:] Christiane Brosius, Urmila Goel (Hrsg.), *Masala.de. Menschen aus Südasien in Deutschland*. Heidelberg, 218-225.
- Goffman Erving 2005. *Piętno. Rozważania o zranionej tożsamości*. Gdańsk. Gordon Milton 1964. *Assimilation in American Life: The Role of Race, Religion and National Origins*. New York.
- Górnjak Jarosław 2005. Tożsamość narodowa a tożsamość polska. [in:] *Tożsamość europejska a tożsamość polska*. Warszawa, 10-30.
- Górny Agata, Stola Dariusz 2001. Akumulacja i wykorzystanie migracyjnego kapitału społecznego. [in:] Ewa Jaźwińska-Motyłska, Marek Okólski (Hrsg.), *Ludzie na huśtawce. Migracje między peryferiami Polski i Zachodu*. Warszawa, 164-187.
- Górski Jan, Tymochowicz Danuta 1990. *Polska emigracja i Polonia w Republice Federalnej Niemiec*. Warszawa.
- Görtemaker Manfred 2004. *Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart*. Frankfurt am Main.
- Grabowska-Lusińska Izabela, Okólski Marek 2009. *Emigracja ostatnia?* Warszawa.
- Graś Andrzej 2000. Pozycja prawna Polaków w Niemczech. [in:] Anna Wolff-Powęska, Eberhard Schulz (Hrsg.), *Być Polakiem w Niemczech*. Poznań, 167-195.
- Grzybek Dariusz 2013. Współczesne rozumienie asymilacji imigrantów w społeczeństwie amerykańskim. *Zeszyty Naukowe Towarzystwa Doktorantów UJ Nauki Społeczne* 6 (1), 57-71.
- Grzymała-Kazłowska Aleksandra 2001. Dynamika sieci migranckich. Polacy w Brukseli. [in:] Ewa Jaźwińska, Marek Okólski (Hrsg.), *Ludzie na huśtawce. Migracje między peryferiami Polski i Zachodu*. Warszawa, 272-302.
- Grzymała-Kazłowska Aleksandra 2008. „Integracja” – próba rekonstrukcji pojęcia. [in:] Aleksandra Kazłowska, Sławomir Łodziński (Hrsg.), *Problemy integracji imigrantów. Koncepcje, badania, polityki*. Warszawa, 29-51.

- Grzymala-Kazłowska Aleksandra 2013. Ku socjologii mobilnego społeczeństwa? Rozwój nowych koncepcji migracji i integracji a socjologia. *Studia Socjologiczne* 3 (210), 31-52.
- Grzymala-Kazłowska Aleksandra 2016. Social anchoring: Immigrant identity, security and integration reconnected? *Sociology* 50(6), 1-17.
- Guarnizo Luis Eduardo 2003. The Economics of Transnational Living. *International Migration Review* 37 (3), 666-699.
- Guarnizo Luis Eduardo, Smith Michael Peter 1998. The Locations of Transnationalism. [in:] Michael Peter Smith, Louis Eduardo Guarnizo (Hrsg.), *Transnationalism from Below*. New Brunswick, London, 3-34.
- Gullahorn John, Gullahorn Jeanne 1963. An Extension of the U-Curve Hypothesis. *Journal of Social Issues* 19 (3), 48-60.
- Gurak Douglas T., Cases Fe 1992. Migration Networks and the Shaping of Migration Systems. [in:] Mary Kritz, Lin Lean Lim, Hania Zlotnik (Hrsg.), *International Migration Systems. A Global Approach*. Oxford, 150-176.
- Guziuk Marta 2007. Polacy – emigranci w Niemczech u schyłku XX w. i na początku XXI w. Bariery psychospołeczne a integracja. [in:] Danuta Lalak (Hg.), *Migracja, uchodźstwo, wielokulturowość. Zderzenie kultur we współczesnym świecie*. Warszawa, 206-245.
- Hahn Hans Hennig 2011. Stereotypy – tożsamość – konteksty. *Studia nad polską i europejską historią*. Poznańska Biblioteka Niemiecka. Poznań.
- Hajduk Jadwiga 2012. Fenomen „społeczeństw równoległych” na przykładzie kraju związkowego Berlina. [in:] *Prace Naukowe Akademii im. Jana Długosza w Częstochowie. Res Politicae*. Wydanie specjalne, 219-240.
- Halik Teresa, Nowicka Ewa 2002. *Wietnamczycy w Polsce. Integracja czy izolacja?* Warszawa.
- Hall Stuart 1999. Kulturelle Identität und Globalisierung. [in:] Karl H. Hörning, Reiner Winter (Hrsg.), *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*, Frankfurt am Main, 393-441.
- Hammersley Martyn and Atkinson Paul 2000. *Metody badań terenowych*. Poznań.
- Hannerz Ulf 2006. *Powiązania transnarodowe. Kultura, ludzie, miejsca*. Kraków.
- Hartmann Gottfried 1990. Polen in Berlin. [in:] Stefi Jersch-Wenzel, Barbara John (Hrsg.), *Von Zuwanderern zu Einheimischen. Hugenotten, Juden, Böhmen, Polen in Berlin*. Berlin, 595-804.
- Haug Sonja 2008. *Sprachliche Integration von Migranten in Deutschland*, Nürnberg.
- Headland Thomas, Pike Kenneth Lee, Harris Marvin (Hrsg.) 1990. *Emics and Etics, The Insider/Outsider Debate*. Newbury Park.
- Headland, Thomas N. 2001. Pike Kenneth Lee (1912-2000). *American Anthropologist* 103/2, 505-509.
- Hedberg Charlotta, do Carmo Renato Miguel 2012. Translocal Ruralism: Mobility and Connectivity in European Rural Spaces. [in:] Charlotta Hedberg, Renato do Carmo (Hrsg.), *Translocal Ruralism Mobility and Connectivity in European Rural Spaces*, Dordrecht, 1-9.
- Hein Kerstin 2006. *Hybride Identitäten. Bastelbiografien im Spannungsverhältnis zwischen Lateinamerika und Europa*. Bielefeld.
- Helbig-Mischewski Brigitta 1999. „Die netten Chaoten von nebenan”. Das Polenbild in deutschen Reiseführern. [in:] Norbert H. Weber (Hg.), *Die Oder überqueren. Deutsch-polnische Begegnungen in Geschichte, Kultur und Lebensalltag. Interdisziplinäre Studien zum Verhältnis von Migrationen, Ethnizität und gesellschaftlicher Multikulturalität* 10. Frankfurt am Main, 120-134.
- Herbert Ulrich 2003. *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge*. Bonn.

- Hess Sabine, Moser Johannes 2009. Jenseits der Integration. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Debatte, [in:] Sabine Hess, Jana Binder, Johannes Moser (Hrsg.), *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld, 11-26.
- Hirsch Helga 1988. Es lohnt sich nicht anständig zu sein. *Die Zeit*, <http://pdf.zeit.de/1988/15/es-lohnt-sich-nicht-anstaendig-zu-sein.pdf> (Zugriff: 4.05.2016).
- Hoerder Dirk 2002. *Cultures in Contact: World Migrations in the Second Millennium*. Durham.
- Hofstede Geert 2007. *Kultury i organizacje: zaprogramowanie umysłu*. Warszawa.
- Hönekoop Elmar 2007. Polnische Arbeitsmigranten auf dem Arbeitsmarkt in Deutschland zwei Jahren nach der Erweiterung. [in:] Magdalena Nowicka (Hg.), *Von Polen nach Deutschland und zurück. Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderung für Europa*. Bielefeld, 47-80.
- IfD-Allensbach (Institut für Demoskopie Allensbach) 2011. *Ein großer Schritt in Richtung Normalität: Der Stand der deutsch-polnischen Beziehungen. Ergebnisse repräsentativer Bevölkerungsumfragen in Deutschland und Polen*. Allensbach am Bodensee, [http://sdpz.org/assets/Publikacje/Raporty\\_analizy/2011\\_Allensbach/D\\_10067\\_6214\\_Polenbild\\_Bericht\\_Deutsch\\_K2.pdf](http://sdpz.org/assets/Publikacje/Raporty_analizy/2011_Allensbach/D_10067_6214_Polenbild_Bericht_Deutsch_K2.pdf) (Zugriff: 2.04.2018).
- Iglicka Krystyna 2000. Migration Movements from and into Poland in the Light of the East-West European Migration. *Prace Migracyjne 33. Instytut Studiów Społecznych UW*. Warszawa.
- Internationale 2012. *Internationale Wirtschaft in Berlin*. Berlin.
- Jałowicki Bohdan, Szczepański Marek 2002. *Rozwój lokalny i regionalny w perspektywie socjologicznej*. Tychy.
- Janusz Grzegorz 1986. Polonia w Niemczech po II wojnie światowej. [in:] Albin Koprukowaniak, Władysław Kucharski (Hrsg.), *Polacy w świecie. Polonia jako zjawisko społeczno-polityczne II*. Lublin, 81-110.
- Jańczak Barbara 2013. *Deutsch-polnische Familien: Ihre Sprachen und Familienkulturen in Deutschland und Polen*. Frankfurt am Main.
- Jaranowski Michał 1993. Obraz Polski w prasie zachodnioniemieckiej ponadregionalnej. *Polsko-niemiecki biuletyn informacyjny Transodra. Wizerunek sąsiada w polskiej i niemieckiej prasie terenów przygranicznych* 4/5, 20-23.
- Jarońska Izabela 2009. *Życie codzienne w Polsce w latach 1945-1989*. Warszawa.
- Jaroszewska Emilia 2003. *Małżeństwa polsko-niemieckie w RFN*. Warszawa.
- Jasińska-Kania Aleksandra 2012. Zmiany wartości Polaków a procesy transformacji, europeizacji i globalizacji. [in:] Aleksandra Jasińska-Kania (Hg.), *Wartości i zmiany. Przemiany postaw Polaków w jednoczącej się Europie*. Warszawa, 218-341.
- Jenkins Paul, Hague Cliff 2005. *Place Identity, Planning and Participation*. London.
- Jeran Agnieszka, Nowosielski Michał, Nowak Witold 2019. *Migrantinnen und Migranten aus Polen in Deutschland – kulturelle Aspekte Abschlussbericht und Empfehlungen*. Warszawa.
- Jończy Romuald 2011. *Problem wyludnienia, zatrudnienia i kształcenia w kontekście dalszego rozwoju regionu opolskiego*. Opole.
- Jost Oskar, Bogai Dieter 2016. *Ausländer am Arbeitsmarkt in Berlin-Brandenburg. IAB Regional Berichte und Analysen aus dem Regionalen Forschungsnetz 1*. Berlin-Brandenburg.
- Kaczmarczyk Paweł 2001. Polski Berlin? Uwagi na temat najnowszych migracji Polaków do stolicy Niemiec. [in:] Ewa Jadzińska, Marek Okólski (Hrsg.), *Ludzie na huśtawce. Migracje pomiędzy peryferiami Polski i Zachodu*. Warszawa, 241-271.
- Kaczmarczyk Paweł 2005. Wyjazdy sezonowe do Niemiec a inne formy współczesnej mobilności zagranicznej Polaków – wybrane aspekty ekonomiczne. *Przegląd Polonijny* 31, 3 (117), 27-44.

- Kaczmarczyk Paweł 2008. Migracje sezonowe Polaków do Niemiec. *Fundacja Inicjatyw Społeczno-Ekonomicznych. Biuletyn* 3.
- Kaczmarek Ryszard 2010. *Historia Polski 1914-1989*. Warszawa.
- Kaczmarek Urszula 1990. Polonia w Niemieckiej Republice Demokratycznej (1949–1989). *Przegląd Polonijny* 4, 103-112.
- Kaczmarek Urszula 1991. *Aktywność kulturalno-oświatowa Polonii w Bułgarii, Niemieckiej Republice Demokratycznej, Rumunii i na Węgrzech, w latach 1945-1989*. Poznań.
- Kaczmarek Urszula 1993. *Kultura zbiorowości polonijnych Europy Środkowej 1945-1989*. Poznań.
- Kalczyńska Maria 2002. Prasa polska i jej twórcy w zjednoczonych Niemczech. [in:] Marek Szczerbiński (Hg.), *Z dziejów polskiej prasy na obczyźnie (od września 1939 roku do współczesności)*. Gorzów Wielkopolski, 277-286.
- Kaluza Andrzej 2002. Zuwanderer aus Polen in Deutschland. *UTOPIE kreativ* 141/142, 699-709.
- Kaluza Andrzej 2010. Die katholische Kirche in der Defensive – auch in Polen. [in:] *Polen-Analysen. Temat: Die katholische Kirche in Polen heute* 79, <http://www.laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen79.pdf> (Zugriff: 10.04.2013).
- Kapiszewski Andrzej 1978. *Stereotyp Amerykanów polskiego pochodzenia*. Wrocław.
- Kapiszewski Andrzej 1980. Psychologiczne aspekty emigracji i asymilacji. [in:] Hieronim Kubiak, Andrzej Paluch (Hrsg.), *Założenia teorii asymilacji*. Wrocław–Warszawa–Kraków–Gdańsk, 147-160.
- Kapphan Andreas 2000. Die Konzentrationen von Zuwanderern in Berlin: Entstehung und Auswirkungen. [in:] Klaus M. Schmas (Hg.), *Migration und Stadt. Entwicklungen, Defizite, Potenziale*. Wiesbaden, 137-154.
- Karkowski Czesław 2003. Dwa lata z „Pogładem”. [in:] Piątkowska-Stępiak Wiesława (Hg.), *Autoportret zbiorowy. Wspomnienia dziennikarzy polskich na emigracji z lat 1945-2002*. Opole, 184-204, [www.poglad-berlinwest.de/Poglad.Wydania/SpalteRechts/osobie/Poglad.Karkowski.html](http://www.poglad-berlinwest.de/Poglad.Wydania/SpalteRechts/osobie/Poglad.Karkowski.html). (Zugriff: 19.10.2018 r.)
- Karwowska Katarzyna 2016. *Wypędzeni do raj? Portret własny późnych przesiedleńców z Polski w literaturze polskiej w Niemczech*. Warszawa.
- Kelly Philip, Lusia Tom 2006. Migration and the Transnational Habitus: Evidence from Canada and the Philippines. *Environment and Planning A: Economy and Space* 38, 831-847.
- Kemp-Welch Anthony 2008. *Polska pod rządami komunistów 1944-1989*. Kraków.
- Kemper Franz-Josef 2003. Bevölkerungsgeographische Entwicklungen seit der Wende in Berlin: Angleichungen von Ost- und West-Berlin durch demographische Prozesse? *Die Erde* 134, 235-255.
- Kerski Basil 2004. Szanse wielokulturowości. Grupa polskojęzyczna w Niemczech. [in:] Anna Wolff-Powęska, Dieter Bingen (Hrsg.), *Polacy-Niemcy. Sąsiedztwo z dystansu*. Poznań, 320-332.
- Kerski Basil, Ruchniewicz Krzysztof (Hrsg.) 2011. *Polnische Einwanderung: Zur Geschichte und Gegenwart der Polen in Deutschland*. Osnabrück.
- Kersten Krystyna 1974. *Repatriacja ludności polskiej po II wojnie światowej*. Wrocław–Warszawa–Kraków–Gdańsk.
- Kępińska Ewa 2003. Recent Trends in International Migration Poland 2003. *Prace Migracyjne* 52. Warszawa.
- Kępińska Ewa 2009. *Migracje sezonowe z Polski do Niemiec*. Warszawa.
- Kienzler Iwona 2015. *Życie w PRL. I strasznie, i śmiesznie*. Warszawa.
- Kiereta Iwona 2005. *Die Migrationsproblematik im Rahmen des Beitritts Polens zur Europäischen Union unter besonderer Berücksichtigung der Bildungspolitik als Steuerungsinstrument*. Frankfurt am Main.
- Kil Wolfgang, Silver Hilary 2006. From Kreuzberg to Marzahn. New Migrant Communities in Berlin. *German Politics & Society* 24 (4), 95-121.

- Kiwerska Jadwiga 2000. Postawa Polaków wobec państwa niemieckiego. [in:] Anna Wolff-Powęska, Eberhardt Schulz (Hrsg.), *Być Polakiem w Niemczech*. Poznań, 369-397.
- Kleff Sanem, Seidel Eberhardt 2008. *Stadt der Vielfalt. Das Entstehen des neuen Berlin durch Migration*. Berlin.
- Klimaszewski Zbigniew T. 2007. *Emigracja polska w Niemczech*. Białystok.
- Klimaszewski Zbigniew T. (Hg.) 2013. *Polacy w Niemczech: przeszłość, teraźniejszość, przyszłość*. Białystok.
- Kluckhohn Clyde 1957. Developments in the field of anthropology in the 20<sup>th</sup> century. *Journal of World History* 3, 754-777.
- Klus Sebastian 2005. *Zwischen Ausgrenzung, Germanisierung und multikultureller Vielfalt – kommunale Konzepte und Strategien zur Integration von Migrant(inn)en*. Aachen.
- Kłosowska Antonina 2005. *Kultury narodowe u korzeni*. Warszawa.
- Kobzarska-Bar Barbara 2013. Tożsamość niemiecka w nowym tysiącleciu: leitkultur a islam. *Świat Idei i Polityki* 12, 117-140.
- Kociuba Jolanta 2009. Tożsamość polska czy polskie tożsamości. [in:] Leon Dyczewski, Dariusz Wadowski (Hrsg.), *Tożsamość polska w odmiennych kontekstach. Tożsamość osób, zbiorowości, instytucji*. Lublin, 219-226.
- Kokot Waltraud 2007. Culture and Space – anthropological approaches. *Ethnoscripts* 9, 10-23.
- Kolarska-Bobińska Lena 2003. Odmienność oswojona. Obraz Polski w krajach Unii Europejskiej. [in:] Lena Kolarska-Bobińska (Hg.), *Obraz Polski i Polaków w Europie*. Warszawa, 9-19.
- Kolbon Izabela 2007. *Kultura profesjonalna etnologów w Polsce*. Wrocław.
- Korbel Jan 1986. *Emigracja z Polski do RFN. Wybrane problemy*. Opole.
- Korcelli Piotr 1996. Die polnische Auswanderung seit 1945. [in:] Heinz Fassmann, Reiner Münz (Hrsg.), *Migration in Europa. Historische Entwicklung, aktuelle Trends und politische Reaktionen*. Frankfurt am Main–New York, 245-262.
- Kościelniak Ilona, Matykowski Roman 2015. Rozmieszczenie obcokrajowców pochodzenia polskiego i tureckiego w Berlinie. *Rozwój Regionalny i Polityka Regionalna* 32: 67-80.
- Kostrzewa Marek 2005. *Procesy integracyjne i konsolidacyjne Polonii w Niemczech w latach 1990-2000*. Warszawa.
- Kość-Ryżko Katarzyna 2014. *Wykorzeni. Dylematy samookreślenia polskich repatriantów z Kazachstanu. Studium etnopsychologiczne*. Warszawa.
- Kot Dorota 2017a. *Ethnische Ökonomie – eine Fallstudie über in Berlin lebende Polen*. Poznań.
- Kot Dorota 2017b. Polska przedsiębiorczość w Berlinie, *Biuletyn Instytutu Zachodniego* 333, 1-4.
- Kotzian Ortfried 2010. Sonderfall Bundesrepublik Deutschland: Deutscher – und doch Migrant-Aussiedler zwischen Identitätsfindung und gesellschaftlicher Akzeptanz. *Europäisches Journal für Minderheitenfragen* 3-4, 212-228.
- Kozłowski Jerzy 1991a. Działalność oświatowa polskiego wychodźstwa w Niemczech do 1914 r. [in:] Jerzy Kozłowski (Hg.), *Szkolnictwo parafialne w upowszechnianiu języka i kultury polskiej w środowiskach polonijnych*. Poznań, 111-127.
- Kozłowski Jerzy 1991b. Rozwój organizacji społeczno-narodowych wychodźstwa polskiego w Niemczech przed I wojną światową. [in:] Barbara Szydłowska-Ceglowa, Jerzy Kozłowski (Hrsg.), *Organizacje polonijne w Europie Zachodniej. Współczesność i tradycja*. Poznań, 75-92.
- Kozłowski Tomasz 2010. Niezależne Zrzeszenie Studentów 1980-1989. [in:] Łukasz Kamiński, Grzegorz Waligóra (Hrsg.), *Solidarność 1980-1989*. Warszawa, 237-298.
- Kroner Sabine 2015. *Migration und Migrationspolitik im Zuge des Transformationsprozesses seit 1989 – am Beispiel Polen*, Dissertation zur Erlangung des sozialwissenschaftlichen Doktorgrades der

- Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen, [https://ediss.uni-goettingen.de/bitstream/handle/11858/00-1735-0000-0023-9608-2/Dissertation\\_Kroner\\_web.pdf?sequence=1](https://ediss.uni-goettingen.de/bitstream/handle/11858/00-1735-0000-0023-9608-2/Dissertation_Kroner_web.pdf?sequence=1) (Zugriff: 12.12.2017).
- Kronika PRL 2015. *Propaganda* 12, Warszawa.
- Kronika PRL 2016. *Życie codzienne w latach 70.* 26. Warszawa.
- Kronika PRL 2017. *Przesilenia: '56, '68, '70, '80, '89.* 29. Warszawa.
- Krzyżowski Łukasz, Ohm Dennis, Nowicka Magdalena 2016. *Neue Solidarität in Europa? Migrant/-innen aus Polen in Deutschland, deren Einstellungen gegenüber Immigration und Engagement für Geflüchtete.* Bamberg, [http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband\\_2016/issue/view/17](http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband_2016/issue/view/17) (Zugriff: 15.05.2018).
- Krzyżowski Łukasz, Urbańska Sylwia 2010. Perspektywa transnarodowa w studiach migracyjnych. [in:] Łukasz Krzyżowski, Sylwia Urbańska (Hrsg.), *Mozaiki przestrzeni transnarodowych. Teorie – metody – zjawiska.* Kraków, 9-26.
- Kucharski Władysław 1976. *Związek Polaków Zgoda w Republice Federalnej Niemiec*, Lublin: Wydawnictwo Polonijnego Centrum Kulturalno-Oświatowego Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej w Lublinie.
- Kurcz Zbigniew, Podkański Wiesław 1991. Emigracja z Polski po 1980 r. [in:] Władysław Misiak (Hg.), *Nowa emigracja i wyjazdy zarobkowe za granicę.* Wrocław, 31-92.
- Kurcz Zbigniew, Misiak Władysław (Hrsg.) 1994. *Mniejszość niemiecka w Polsce i Polacy w Niemczech.* Wrocław.
- Kurzwehnhart Petra Johanna 2009. *Sprachstandserhebungsverfahren im Überblick unter Berücksichtigung von linguistischen Grundlagen, Mehrsprachigkeitsdiagnostik, Basisqualifikationen, Güterkriterien und Verfahrensarten.* Diplomarbeit. Wien.
- Kuźniar Roman 2008. *Droga do wolności. Polityka zagraniczna III Rzeczypospolitej.* Warszawa.
- Lalak Danuta 2007. „Swoi” i „obcy” w perspektywie antropologiczno-społecznej. [in:] Danuta Lalak (Hg.), *Migracja, uchodźstwo, wielokulturowość.* Warszawa, 89-121.
- Lee Everett 1966. A Theory of Migration. *Demography* 3, 47-57.
- Leicht Rene, Langhauser Marc 2014. *Ökonomische Bedeutung und Leistungspotenziale von Migrantenunternehmen in Deutschland: Studie im Auftrag der Abteilung Wirtschafts und Sozialpolitik, Arbeitskreis Mittelstand und Gesprächskreis Migration und Integration der Friedrich-Ebert-Stiftung.* Bonn.
- Leonowicz-Bukała Iwona 2013. E-Migracja 2.0. Internet jako przedmiot badań migracyjnych. *Kwartalnik Internetowy Komunikacja Społeczna* 3 (7), [www.komunikacjaspoleczna.edu.pl](http://www.komunikacjaspoleczna.edu.pl) (Zugriff: 12.03.2017).
- Lesińska Magdalena 2007. Polityka Niemiec wobec imigrantów – od systemu Gastarbeiter do kraju imigracji. [in:] Patrycja Matusz-Protasiewicz, Urszula Stadtmüller (Hrsg.), *Europa – ziemia obiecana. Doświadczenia krajów europejskich w integracji imigrantów.* Wrocław, 37-58.
- Lesińska Magdalena 2014. Partycypacja Polaków głoszących za granicą w wyborach krajowych: analiza wyników wyborów parlamentarnych i prezydenckich w Polsce w latach 1990–2011, *CMR Working Papers* 70 (137). Warszawa.
- Lesińska Magdalena 2018. Polska diaspora, Polonia, emigracja. Spory pojęciowe wokół skupisk polskich za granicą. *The Polish Migration Review* 1 (3). Gdynia, 9-23.
- Lesiuk Wiesław, Trzcielińska-Polus Aleksandra 2000. Wokół definicji przedmiotu badań. [in:] Anna Wolff-Powęska, Schulz Eberhardt (Hrsg.), *Być Polakiem w Niemczech.* Poznań, 141-166.
- Levitt Peggy, Glick Schiller Nina 2004. Conceptualizing Simultaneity: A Transnational Social Field Perspective on Society. *International Migration Review* 38 (3), 1002-1039.
- Ley David 2004. Transnational Spaces and Everyday Lives. *Transactions of the Institute of British Geographers* 29/2, 151-164.

- Libiszowska-Żółtkowska 2005. Konwersja jako reorientacja tożsamości. [in:] Elżbieta Budakowska (Hg.), *Tożsamość bez granic. Współczesne wyzwania*. Warszawa, 119-138.
- Liman Stefan 1992. Polacy w Niemczech po II wojnie światowej. [in:] Szydłowska-Ceglowa Barbara (Hg.), *Polonia w Europie*. Poznań, 245-282.
- Linette Bogusław 1991. Etnologiczne aspekty badań nad stereotypem Niemca. [in:] Wojciech Wrzesiński (Hg.), *Wokół stereotypów Polaków i Niemców*. Wrocław, 175-180.
- Lippmann Walter 1946. *Public Opinion*. Nowy Jork, <http://www.gutenberg.org/cache/epub/6456/pg6456.html> (Zugriff: 12.06.2017).
- Lipski Jan Józef 1983. *Komitet Obrony Robotników KOR*. Londyn.
- Literska Karolina, Literski Stanisław 1991. Polish Immigrants in Germany. [in:] Władysław Misiak (Hg.), *Nowa emigracja i wyjazdy zarobkowe za granicę*. Wrocław.
- Loew Peter Oliver 2017. *My niewidzialni. Historia Polaków w Niemczech*. Warszawa.
- Lubaś Marcin 2013. Odtwarzanie czy zmiana? Zarys nowej problematyki zjawisk i procesów kulturowych. *Przegląd Socjologii Jakościowej* IX (3), 60-88.
- Lucassen Jan, Lucassen Leo (Hrsg.) 1997. *Migration, Migration History. Old Paradigms and New Perspectives*. Bern.
- Lysgaard Sverre 1955. Adjustment in a Foreign Society: Norwegian Fulbright Grantees Visiting the United States. *International Social Science Bulletin* 7, 45-51.
- Ladyżyński Andrzej 2011. Dom rodzinny jako miejsce, zbiorowość społeczna i symbol. [in:] Katarzyna Kokot, Andrzej Ladyżyński (Hrsg.), *Dom. Perspektywy i znaczenia*. Wrocław, 13-26.
- Łatka Rafał 2016. *Komuniści i Kościół w Polsce „ludowej” w perspektywie centralnej i krakowskiej*. Radzymiń-Warszawa.
- Luczak Aleksander 2010. *Dekada polskich przemian. Studium władzy i opozycji*. Warszawa.
- Łukowski Wojciech 2001. Społeczny sens ruchliwości społecznej. [in:] Ewa Jaźwińska, Marek Okólski (Hrsg.), *Ludzie na huśtawce. Migracje między peryferiami Polski i Zachodu*. Warszawa.
- Łukowski Wojciech 2004. *Polscy pracownicy na rynku pracy Unii Europejskiej na przełomie wieków*. Warszawa.
- Macrae C. Neil, Stangor Charles, Hewstone Miles 1999. *Stereotypy i uprzedzenia. Najnowsze ujęcie*. Gdańsk.
- Madajczyk Piotr, Lemańczyk Magdalena, Schöll-Mazurek Kamila 2024. *Children of German-Polish Relationships Identity and Nationality*. London: Taylor&Francis Group.
- Malewska-Peyre Hanna 1992. Ja wśród swoich i obcych. [in:] Paweł Boski, Maria Jarymowicz, Hanna Malewska-Peyre (Hrsg.), *Tożsamość a odmiennność kulturowa*. Warszawa, 15-66.
- Malinowski Krzysztof 2000. Przełom w stosunkach polsko-niemieckich. Wprowadzenie. [in:] Dieter Bingen, Krzysztof Malinowski (Hrsg.), *Polacy i Niemcy na drodze do partnerskiego sąsiedztwa. Próba bilansu dziesięciolecia 1989-1998*. Poznań, 9-26.
- Marcjanik Małgorzata 1994. Grzeczność językowa a sprawność komunikacyjna. [in:] Stanisław Gajda, Jolanta Nocoń (Hrsg.), *Kształcenie porozumiewania się*. Opole, 65-79.
- Marek Edward 2008. Emigracja zarobkowa Polaków po akcesji do Unii Europejskiej. *Polityka Społeczna* 11-12, 23-27.
- Marody Mirosława (Hg.), 1991. *Co nam zostało z tamtych lat... Społeczeństwo polskie u progu zmiany systemowej*. Londyn.
- Marx Elżbieta 2000. *Przelamywanie szoku kulturowego. Czego potrzebujesz, aby odnieść sukces w międzynarodowym biznesie*. Warszawa.

- Massey Douglas S., Arango Joaquin, Hugo Graeme, Kouaouci Ali, Pellegrino Adela, Taylor Edward J. 1993. Theories of International Migration: Review and Appraisal. *Population and Development Review* 19 (3), 431-467.
- Matsuoto David, Juang Linda 2007. *Psychologia międzykulturowa*. Gdańsk.
- Mazan Kazimierz 2006. Wpływ czynników ekonomicznych i politycznych na zmiany tendencji wyjazdowych mniejszości niemieckiej i ludności Ziem Odzyskanych z Polski do Niemieckiej Republiki Federalnej. Lata 1958-1963. *Przegląd Polonijny* XXXII (4), 23-36.
- Mazur-Cieślak Ewa 2011. Polityka migracyjna państw europejskich a wyzwania migracyjne dla Polski. *Bezpieczeństwo narodowe* 20, 127-147.
- Mazurek Małgorzata 2010. *Antropologia niedoboru w NRD i PRL 1971-1989*. Wrocław.
- Meister Hans-Peter 1992. Ethnische Minderheiten in Deutschland. [in:] Frank Gesemann (Hg.), *Arbeitsmigranten, Asylbewerber, Ausländer, Flüchtlinge, regionale und religiöse Minderheiten, Vertriebene, Zwangsarbeiter*. Berlin, 1-57.
- Meister Hans-Peter 1994. Gruppen der Polen in Deutschland unterschiedlicher Interessenlage aufgrund ihrer Migrationsgeschichte und ihres rechtlichen Status. [in:] Zbigniew Kurcz, Władysław Misiak (Hrsg.), *Mniejszość niemiecka w Polsce i Polacy w Niemczech*. Wrocław, 197-208.
- Melnikas Borisas, Reichelt Bernd 2004. *Wirtschaft und Mentalität. Tendenzen der EU-Osterweiterung*. Leipzig.
- Miera Frauke 2001. Transnationalisierung sozialer Räume? Migration aus Polen nach Berlin In den 80er und 90er Jahren. [in:] Christoph Pallaske (Hg.), *Die Migration aus Polen nach Deutschland*. Baden-Baden, 123-140.
- Miera Frauke 2007. *Polski Berlin. Migration aus Polen nach Berlin*. Münster.
- Miera Frauke 2008. Transnational Strategies of Polish Migrant Entrepreneurs in Trade and Small Business in Berlin. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 34 (5), 753-770.
- Miluska Jolanta 2001. O różnych formach tożsamości narodowych. *Przegląd Zachodni* 1, 1-26.
- Misiak Władysław 2005. Tożsamość a przyszłość państw narodowych. [in:] Elżbieta Budakowska (Hg.), *Tożsamość bez granic. Współczesne wyzwania*. Warszawa, 73-98.
- Misiak Władysław 2007. *Globalizacja – więcej niż podręcznik. Społeczeństwa – kultura – polityka*. Warszawa.
- Misiejuk Dorota, Czykwin Elżbieta 2002. *Dwujęzyczność i dwukulturowość w perspektywie psychopedagogicznej*. Białystok.
- Misztal Bronisław 2000. *Teoria socjologiczna a praktyka społeczna*. Kraków.
- Mokrzycki-Markowski Mikołaj 2010. Jak przekraczano granice w socjalizmie. Przykład PRL. [in:] Włodzimierz Borodziej, Jerzy Kochanowski (Hrsg.), *Bocznymi drogami. Nieoficjalne kontakty społeczeństw socjalistycznych 1956-1989*. Warszawa, 45-60.
- Morawska Ewa 2001. Structuring Migration: The Case of Polish Income-Seeking Travelers to the West. *Theory and Society* 30 (1), 47-80.
- Morawska Ewa 2003. National Identities of Polish (Im)migrants in Berlin: Four Varieties, their Correlates and Implications. [in:] Willfried Spohn, Anna Triandafyllidou (Hrsg.), *Europeanisation National Identities and Migration Changes in Boundary Constructions between Western and Eastern Europe*. London, 171-191.
- Morawska Ewa 2009. Badania nad imigracją/etnicznością w Europie i Stanach Zjednoczonych. Analiza porównawcza. *Studia Migracyjne – Przegląd Polonijny* 1, 7-26.
- Morawski Wojciech 2009. Pelzająca katastrofa. Gospodarka polska w latach osiemdziesiątych. [in:] Andrzej Friszke (Hg.), *W przededniu wielkiej zmiany. Polska w 1988 roku*. Gdańsk.

- Morokvasič Mirjana 1993. In and Out of the Labor Market: Immigrant and Minority Woman in Europe. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 19 (3), 459-483.
- Mrowka Heinrich 2000. Organizacje polonijne i ich partnerzy. [in:] Anna Wolff-Powęska, Dieter Bingen (Hrsg.), *Być Polakiem w Niemczech*. Poznań, 279-308.
- Müller Ingrid 2005. Migration in Deutschland und in einigen anderen Ländern. Abhandlung für den Gebrauch an der Schule. *Arbeitsbericht* 275. München.
- Murdoch Anna 1999. *Współpraca z cudzoziemcami w firmie*. Warszawa.
- Murzynowska Krystyna 1981. Polacy w Berlinie w latach 1870-1914. Niemiecki Kościół katolicki wobec wychodźstwa polskiego. [in:] Krzysztof Groniowski, Witold Stankiewicz (Hrsg.), *Wychodźstwo a kraj. Studia historyczne*. Warszawa, 74-100.
- Mydel Rajmund 2011. Wielkość i kierunki geograficzne współczesnej emigracji edukacyjnej Polaków. [in:] Anna M. Kargol, Władysław Masiarz (Hrsg.), *Nietypowe migracje Polaków w XIX-XXI wieku*. Kraków, 123-132.
- Nagel Sebastian 2009. *Zwischen zwei Welten. Kulturelle Strukturen der Polnischsprachigen Bevölkerung in Deutschland. Analyse und Empfehlungen*. Stuttgart.
- Nationale Minderheiten 2014. *Nationale Minderheiten, Minderheiten und Regionalsprachen in Deutschland*. Bonn.
- Necel Wojciech 2005. Nowe regulacje obcojęzycznego duszpasterstwa w Niemczech według instrukcji „Eine Kirche in vielen Sprachen und Völkern” z 13 marca 2003 r. [in:] Wojciech Necel, Stanisław Ochalski, Bronisław Gembala (Hrsg.), *Śladami współczesnego migranta w Niemczech*. Pelplin, 51-68.
- Niedźwiedzki Dariusz 2010. *Migracje i tożsamość. Od teorii do analizy przypadku*. Kraków.
- Nowak Witold 2013. Problemy tożsamości społecznej Polaków mieszkających w Niemczech. *Przegląd Zachodni* 3 (348), 257-271.
- Nowicka Magdalena, Zielińska Maja 2007. Selbstständigkeit und Finanzgründung – zur neuen sozialen Lage der polnischen Migranten in München. [in:] Magdalena Nowicka (Hg.), *Von Polen nach Deutschland und zurück. Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderung für Europa*. Bielefeld, 179-204.
- Nowicka Magdalena 2013. Positioning strategies of Polish entrepreneurs in Germany: Transnationalizing Bourdieu's notion of capital, *International Sociology*, 28(1), 29-47.
- Nowińska-Łażniewska Ewa, Kotus Jacek 2003. *Przeptyw siły roboczej na pograniczu polsko-niemieckim w perspektywie integracji europejskiej*. Poznań.
- Nowosielski Michał 2012a. Polacy w Niemczech. Stan i perspektywy badań. *Przegląd Zachodni* 3, 3-28.
- Nowosielski Michał 2012b. *Polish Organizations in Germany – Their Present Status and Needs*. Frankfurt am Main–Berlin–Bern–Bruxelles–New York–Oxford–Wien.
- Nowosielski Michał, Cichocki Piotr, Lewandowska Agata (Hrsg.) 2013. *Dynamika niemieckiej opinii publicznej. Wizerunek Polski i Polaków w Niemczech*. Poznań.
- Nowosielski Michał 2016. *Polskie organizacje w Niemczech. Stan i uwarunkowania*. Poznań.
- Nowosielski Michał, Stefańska Renata 2019. Repatriacja. [in:] Magdalena Lesińska, Marek Okólski (Hrsg.), *25 wykładów o migracjach*. Warszawa, 321-333.
- Núñez-Madrado Cristina 2007. Living ‘Here and There’: New Migration of Translocal Workers from Veracruz to the Southeastern United States. *Anthropology of Work Review* 28 (3), 1-6.
- Oakes Tim, Schein Louisa 2006. Translocal China – an Introduction. [in:] Tim Oakes, Louisa Schein (Hrsg.), *Translocal China Linkages, Identities, and the reimagining of space*. London, XII-XIII.

- Oberg Kalervo 1960. Cultural Shock: Adjustment to New Cultural Environments. *Practical Anthropology* 7, 177-182.
- Olesiak Wiesław 1987. *Polska emigracja polityczna w RFN. Szkice z psychologii społecznej*. Düsseldorf.
- Olszowska Anna 2003. *Kurier Berliński – Polonica na tle mediów polonijnych w Niemczech*. Praca licencjacka. Kraków. Chyba trzeba napisać gdzie złożona
- Oltmer Jochen 2010. Migration im 19. und 20 Jahrhundert. *Enzyklopädie deutscher Geschichte* 86, München.
- Oltmer Jochen 2011. Wanderungsraum Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. [in:] Basil Kerski, Krzysztof Ruchniewicz (Hrsg.), *Polnische Einwanderung. Zur Geschichte und Gegenwart der Polen in Deutschland*. Osnabrück, 13-31.
- Ong Aihwa 2005. *Flexible Staatsbürgerschaften. Die kulturelle Logik von Transnationalität*. Frankfurt am Main.
- Orłowski Hubert 2003. Stereotypy „długiego trwania” a procesy nation building. [in:] Andreas Lawaty, Hubert Orłowski (Hrsg.), *Polacy i Niemcy. Historia – Kultura – Polityka*. Poznań, 302-316.
- Orłowski Hubert 2005. *Die Lesbarkeit von Stereotypen. Der deutsche Polendiskurs im Blick historischer Stereotypenforschung und historischer Semantik*. Wrocław–Görlitz.
- Osełkowski Czesław, Szczegóła Hieronim 1999. *Pogranicze polsko-niemieckie w okresie transformacji (1989-1997)*. Zielona Góra.
- Osipowicz Dorota 2002. Rola sieci i kapitału społecznego w migracjach zarobkowych. Przykład Moniek. *Working Papers. Prace Migracyjne* 46, Warszawa.
- Ossowski Stanisław 1984. *O ojczyźnie i narodzie*. Warszawa.
- Ostapkowicz Karolina 2008. *Das deutsch-polnische Verhältnis in der Nachkriegszeit. Die Verträge zwischen Deutschland und Polen*. Saarbrücken.
- Paczkowski Andrzej 2008. 1939-1989. [in:] Andrzej Paczkowski, Andrzej Chwalba (Hrsg.), *Historia Polski. (IV) lata od 1939 do czasów obecnych*. Historia i świat 16. Warszawa, 11-388.
- Paige R. Michael 1993. *Education for the Intercultural Experience*. Yarmouth.
- Palenga-Möllnbeck Ewa 2014. *Pendelmigration aus Oberschlesien in einer transnationalen Region Europas*. Bielefeld.
- Palenga-Möllnbeck Ewa 2012. Polish “handymen” in Germany: an example for the neglected “male” side of commodified reproductive work? *COMCAD Working Papers* 109. Bielefeld: Universität Bielefeld.
- Pallaske Christoph 2001a. Die Migration aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland in den 1980er und 1990er Jahren. [in:] Pallaske Christoph (Hg.), *Die Migration von Polen nach Deutschland. Zur Geschichte und Gegenwart eines europäischen Migrationssystems*. Baden-Baden, 123-140.
- Pallaske Christoph 2001b. Do domu – Na Zachód? – Na saksy? Migracje z Polski do Republiki Federalnej Niemiec w latach 80. i 90. *Dialog* 57, 18-22.
- Pallaske Christoph 2009. Polen in Deutschland – Aussiedler und „Geduldete” (1980er-Jahre) Migration. Auswanderer aus Deutschland, Zuwanderer in Deutschland. *Geschichte betrifft uns* 6, 22-24.
- Pallaske Christoph 2011. Langfristige Zuwanderungen aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland in den 1980er Jahren. [in:] Basil Kerski, Krzysztof Ruchniewicz (Hrsg.), *Polnische Einwanderung. Zur Geschichte und Gegenwart der Polen in Deutschland*. Osnabrück, 215-226.
- Pankowicz Andrzej 2010. Historia polityczna Polski XX wieku. [in:] Wiesław Kozub-Ciembroniewicz, Bogdan Szlachta (Hrsg.), *Polska XX wieku*. Kraków, 9-138.
- Park Robert E. and Burgess Ernest 1921. *Introduction to the Science of Sociology*. Chicago.
- Park Robert E. 1950. *Race and Culture*. New York, 345-356.

- Pätzold Martin 2013. *Transformationsprozess der Berliner Wirtschaft. Entwicklungen in West- und Ost-Berlin nach der Wiedervereinigung*. Chemnitz.
- Pawlik Wojciech 2004. *Ekonomia życia codziennego społeczności legalnej*. [in:] Jacek Kurczewski (Hg.), *Umowa o kartki*. Warszawa, 139-168.
- Petersen Anne Ring, Schramm Moritz 2017. (Post-)Migration in the age of globalisation: new challenges to imagination and representation. *Journal of Aesthetics & Culture* 9(2), 1-12.
- Phalet Karen, Schönplflug Ute 2001. Intergenerational Transmission in Turkish Immigrant Families: Parental Collectivism, Achievement Values and Gender Differences. *Journal of Comparative Family Studies* 32, 489-504.
- Pick Dominik 2016. *Ponad żelazną kurtyną. Kontakty społeczne między PRL i RFN w okresie Détonie i stanu wojennego*. Warszawa.
- Pietrzak Agnieszka 2012. Wielokulturowy Berlin w wybranych niemieckojęzycznych utworach literackich imigrantów niemieckich. [in:] Jan Zamojski (Hg.), *Migracje i wielkie metropolie. Migracje i społeczeństwo* 15. Warszawa, 47-59.
- Pietrzykowski Jerzy 2013. Praca polskich salezjanów w duszpasterstwie polonijnym na terenie Niemiec. [in:] Zbigniew T. Klimaszewski (Hg.), *Polacy w Niemczech. Przeszłość, teraźniejszość, przyszłość*. Białystok, 216-37.
- Pięciak Wojciech 2003. Religijność i sekularyzacja. [in:] Andreas Lawaty, Hubert Orłowski (Hrsg.), *Polacy i Niemcy. Historia – Kultura – Polityka*. Poznań, 458-471.
- Pike Kenneth Lee 1971. *Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior*. Mouton.
- Pilch Tadeusz 1995. Agresja i nietolerancja jako mechanizmy zagrożenia ładu społecznego. [in:] Tadeusz Pilch, Irena Lepaczyk (Hrsg.), *Pedagogika społeczna. Człowiek w zmieniającym się świecie*. Warszawa, 418-432.
- Piore Michael 1979. *Birds of Passage*. Cambridge MA.
- Pohjola Anneli 1991. Social Networks – Help or Hindrance to the Migrant? *International Migration* 29, 435-444.
- Pomian Krzysztof 2004. *Europa i jej narody*. Gdańsk.
- Poniatowska Anna 1986. *Polacy w Berlinie 1918-1945*. Poznań.
- Portes Alejandro 1999. Conclusion: Towards a New World – the Origins and Effects of Transnational Activities. *Ethnic and Racial Studies* 22 (2), 464-477.
- Portes Alejandro, Guarnizo Luis E., Landolt Patricia 1999. The Study of Transnationalism: Pitfalls and Promise of an Emergent Research Field. *Ethnic and Racial Studies* 22 (2), 217-237.
- Posern-Zieliński Aleksander 1999. Akulturacja i asymilacja – dwie strony procesu etnicznej zmiany w ujęciu antropologii i etnohistorii. [in:] Witold Molik, Robert Traba (Hrsg.), *Procesy akulturacji/asymilacji na pograniczu polsko-niemieckim w XIX i XX wieku*. Poznań, 43-64.
- Posern-Zieliński Aleksander 2005. *Etniczność. Kategorie. Procesy etniczne*. Poznań.
- Posern-Zieliński Aleksander 2011. Koncepcja diaspory i problemy jej aplikacji do badań środowisk „polonijnych”. [in:] Małgorzata Michalska (Hg.), *Polacy poza granicami kraju u progu XX wieku. Różne oblicza polskiej tożsamości*. Wrocław, 25-30.
- Poutrus Patrice 2013. Die DDR, ein anderer deutscher Weg? Zum Umgang mit Ausländern im SED-Staat. *Rundbrief. BAG Antifaschismus der Partei die Linke* 1/2, 39-44.
- Praszałowicz Dorota 2006. Polish Berlin. Differences and similarities with Poles in the Ruhr Area, 1860-1920. [in:] Leo Lucassen, David Feldman, Jochen Oltmer (Hrsg.), *Paths of Integration*. Amsterdam, 139-157.

- Praszałowicz Dorota 2008. Polskie migracje do Berlina na przełomie XIX i XX w. Szkic problematyki. [in:] Maria Szmeja (Hg.), *Etniczność. O przemianach społeczeństw narodowych*. Kraków, 280-295.
- Praszałowicz Dorota 2010. *Polacy w Berlinie. Strumienie migracyjne i społeczności imigracyjne. Przegląd badań*. Kraków.
- Pries Ludger 2002. Transnationalisierung der sozialen Welt? *Berlin Journal für Soziologie* 12 (2), 263-272.
- Pries Ludger 2008. *Die Transnationalisierung der sozialen Welt*. Frankfurt am Main.
- Prak Elżbieta 2011. Od liberalizmu do restrykcji. Polityka imigracyjna Niemiec na przestrzeni XX i XXI w. [in:] Jarosław Jańczak, Magdalena Musiał-Karg (Hrsg.), *Granice wewnętrzne i zewnętrzne Unii Europejskiej. Między otwartością i izolacją*. Poznań, 167-176.
- Puzon Katarzyna 2017. Translocality. An Essay Based on a Panel with Beverley Butler, Banu Karaca and Paola Ivanov. [in:] *Otherwise. Rethinking Museums and Heritage*. Berlin, 27-38.
- Raabe Stephan 2006. *Mehr Akzeptanz und Sympathie. Deutschland und die Deutschen in den Augen der Polen 1999-2005. Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage*. Sankt Augustin, 1-24.
- Reisert Dominik 2002. *Selbstverständnis von Einwanderern aus Postkommunistischen Staaten in Deutschland: beispielhaft anhand biographischer Untersuchungen über Einwanderer aus Polen*. Mainz.
- Robertson Robert 1992. *Globalization: Social Theory and Global Culture*. London.
- Römhild Regina, Graudenz Ines 1995. Deutschsein: zum Spannungsfeld von Selbst- und Fremdzuschreibung bei Spätaussiedlern aus Polen und der ehemaligen Sowjetunion. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 18 (2), 100-113.
- Roszkowski Wojciech 1991. *Historia Polski 1914-1990*. Warszawa.
- Roszkowski Wojciech 2006. *Historia Polski 1914-2005*. Warszawa.
- Rott Wilfred 2011. *Wyspa. Dzieje Berlina Zachodniego 1948-1990*. Warszawa.
- Ruchniewicz Krzysztof 1995. Polska emigracja polityczna w Niemczech 1945-1980. [in:] Zbigniew Kurcz, Władysław Misiak (Hrsg.), *Mniejszość niemiecka w Polsce i Polacy w Niemczech*. Wrocław, 209-225.
- Ruchniewicz Krzysztof 2003. Pojednanie – normalizacja – dobre sąsiedztwo. [in:] Andreas Lawaty, Hubert Orłowski (Hrsg.), *Polacy i Niemcy. Historia – Kultura – Polityka*. Poznań, 107-121.
- Ryan Louise 2018. Differentiated embedding: Polish migrants in London negotiating belonging over time, *Journal of Ethnic and Migration Studies* 44(2), 233-251, DOI: 10.1080/1369183X.2017.1341710.
- Rychard Andrzej 2000. Przestrzeń instytucjonalna. [in:] Anna Giza-Poleszczuk, Andrzej Rychard, Mirosława Marody (Hrsg.), *Strategie i system. Polacy w obliczu zmiany społecznej*. Warszawa, 167-204.
- Ryszka Franciszek 1978. My i oni [in:] Andrzej Garlicki (Hg.), *Sąsiedzi i inni*. Warszawa, 25-38.
- Sabatier Colette, Berry John W. 2008. The Role of Family Acculturation, Parental Style, and Perceived Discrimination in the Adaptation of Second-Generation Immigrant Youth in France and Canada. *European Journal of Developmental Psychology* 5 (2), 159-185.
- Sakson Andrzej 1998. *Stosunki narodowościowe na Warmii i Mazurach 1947-1997*. Poznań.
- Sakson Andrzej 2001. *Polacy i Niemcy: stereotypy i wzajemne postrzeganie*. Poznań.
- Sakson Andrzej 2008a. Migracje – fenomen XX i XXI w. *Przegląd Zachodni* 2, 11-19.
- Sakson Andrzej 2008b. *Menschen im Wandel. Polen und Deutsche, Minderheiten und Migranten in Europas Geschichte und Gegenwart*. Postdam.
- Sakson Andrzej 2010. *Berlin-Warszawa. Studia o Niemcach i ich relacjach z Polakami*. Wrocław.
- Salazar Noel B., Smart Alan 2011. Anthropological Takes on (Im)Mobility. *Identities: Global Studies in Culture and Power* 18 (6), I-IX.

- Samoraj Beata 2004. *Polacy w Berlinie. Szkice o legalnej migracji zarobkowej lat dziewięćdziesiątych*. Łomianki.
- Sassen Saskia 2007. *Globalizacja. Eseje o nowej mobilności ludzi i przestrzeni*. Kraków.
- Schaefer Richard T. (Hg.) 2008. *Encyclopedia of Race, Ethnicity and Society*. Los Angeles–London–New Delhi.
- Schaff Adam 1981. *Stereotypy a działanie ludzkie*. Warszawa.
- Schiffauer Werner 2004. Vom Exil zum Diaspora-Islam. Muslimische Identitäten in Europa. *Soziale Welt* 55, 347-368.
- Schimanski Iwona 2014. *Lebensqualität und Akkulturationsprozesse polnischer Migrantinnen in Deutschland: Eine kulturvergleichende Studie von Deutschen, polnischen Migrantinnen und Polinnen*. Doktorarbeit: Fakultät für Lebenswissenschaften der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig, Braunschweig.
- Schmidt Jacek 2000. „Wysiedleńcy” między Polską a Niemcami. [in:] Anna Wolff-Powęska, Eberhardt Schulz (Hrsg.), *Być Polakiem w Niemczech*. Poznań, 345-368.
- Schmidt Jacek 2009. *Nowe tożsamości w czasach transformacji europejskich. Imigranci z Polski w Niemczech*. Poznań.
- Schmiechen-Ackermann Detlef 1992. Zwischen Integration und Rückzug in das Sozialmilieu einer nationalen Minderheit: Polnische Zuwanderer in Misburg 1880-1930. [in:] Hans-Dieter Schmid (Hg.), *Am Rande der Stadt*. Bielefeld, 143-220.
- Schöll-Mazurek Kamila 2016. *Między polityką integracyjną a polityką polonijną. Sytuacja najnowszych polskich migrantów w Niemczech w wybranych obszarach po 2011 roku*. Kraków.
- Schulte Axel 2000. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit der Demokratie: Lebensverhältnisse von Migranten und staatlichen Integrationspolitiken in der Bundesrepublik Deutschland. [in:] Klaus M. Schmas (Hg.), *Migration und Stadt. Entwicklungen, Defizite, Potenziale*. Wiesbaden, 33-86.
- Schütz Alfred 2008. *O wielości światów. Szkic z socjologii fenomenologicznej*. Kraków.
- Shachar Ayelet 2009. *The Birthright Lottery: Citizenship and Global Inequality*. Harvard.
- Siuda Piotr 2008. Wirtualna komunikacja z własnym narodem, czyli rola Internetu w podtrzymywaniu tożsamości narodowej emigrantów. [in:] Mirosława Wawrzak-Chodaczek (Hg.), *Komunikacja społeczna w świecie wirtualnym*. Toruń, 125-140.
- Skórzyński Jan 2012. *Siła bezsilnych. Historia Komitetu Obrony Robotników*. Warszawa.
- Ślabek Henryk 2009. *O społecznej historii Polski 1945-1989*. Warszawa.
- Ślodownik Luiza 2006. „Oczywistość” i „nieoczywistość” kulturowa. Adaptacja do kultury polskiej oraz przemiany jej obrazu w doświadczeniach studentów zagranicznych. [in:] Sławomir Łodziński, Ewa Nowicka (Hrsg.), *Kulturowe wymiary migracji do Polski. Studia Socjologiczne*. Warszawa, 24-61.
- Smith Michael Peter 2001. *Transnational Urbanism. Locating Globalization*. Malden.
- Smolicz Jerzy 1987. Wartości rdzenne i tożsamość kulturowa. *Kultura i Społeczeństwo* 1, 59-75.
- Sobisiak Walerian 1983. *Kultura rodzima Polonii zachodnioeuropejskiej*. Poznań.
- Sowa Andrzej Leon 2011. *Historia polityczna Polski 1944-1991*. Kraków.
- Stach Andrzej, Saleh Hussain 1994. *Ausländer in der DDR. Ein Rückblick*. Berlin.
- Stach Andrzej 1998. *Das polnische Berlin – Polski Berlin*. Berlin.
- Stoła Dariusz 2000. Emigracja pomarcowa. *Prace Migracyjne* 34. Warszawa.
- Stoła Dariusz 2001. Międzynarodowa mobilność zarobkowa w PRL. [in:] Ewa Jaźwińska, Marek Okólski (Hrsg.), *Ludzie na huśtawce. Migracje między peryferiami Polski i Zachodu*. Warszawa, 62-100.

- Stola Dariusz 2010. *Kraj bez wyjścia? Migracje z Polski 1949-1989 r.* Warszawa.
- Stola Dariusz 2015. Migracje zagraniczne i schyłek PRL. [in:] Natalia Jarska, Jan Olaszek (Hrsg.), *Spółczesność polskie w latach 1980-1989*. Warszawa.
- Stöver Bernd 2010. *Geschichte Berlins*. Berlin.
- Stręk Katarzyna 2006. *Jedno dziecko – dwa języki. Po polsku i po niemiecku o dwujęzycznym. Ein Kind zwei Sprachen. Auf Polnisch und auf Deutsch über zweisprachige Erziehung*. Berlin.
- Suchocka Renata 2002. Między narodową a europejską tożsamością. [in:] Krzysztof Bondyra, Stanisław Lisiecki (Hrsg.), *Odmiany polskich tożsamości*. Poznań, 15-36.
- Surdykowska Stanisława 2010. Polityka gospodarcza. [in:] Wiesław Kozub-Ciembroniewicz, Bogdan Szlachta (Hrsg.), *Polska XX wieku*. Kraków, 307-330.
- Szaniawska-Schwabe Magdalena 2009. Polityka imigracyjna Republiki Federalnej Niemiec. *Przegląd Zachodni* 4, 3-29.
- Szarota Tomasz 1996. *Niemcy i Polacy. Wzajemne postrzeganie i stereotypy*. Warszawa.
- Szczepaniak-Kroll Agnieszka 2009. Transnacionalizm w kontekście polskim na przykładzie środowiska niemieckich biznesmenów w Poznaniu. *Etnografia Polska* LIII (1-2), 91-112.
- Szczepaniak-Kroll Agnieszka 2010. Adaptacja niemieckich transmigrantów w Poznaniu. *Etnografia Polska* LIV (1-2), 131-153.
- Szczepaniak-Kroll Agnieszka 2011. German Transmigrants in Poznań – a specific Subject for Ethnological Study. *Ethnologia Polona* 30-31, 85-97.
- Szczepaniak-Kroll Agnieszka 2012. Polacy w Berlinie – granice i pogranicza. *Etnografia Polska* 56 (1-2), 79-102.
- Szmytkowska Magdalena, Studzińska Dominika 2020. Konteksty (nie)widzialności w polskich migracjach do Niemiec. Przykład Berlina, *Studia Regionalne i Lokalne* 2(80), 22-39.
- Sztompka Piotr 2005. *Socjologia. Analiza społeczeństwa*. Kraków.
- Sztompka Piotr 2008. Życie codzienne – temat najnowszej socjologii. [in:] Piotr Sztompka, Małgorzata Bogunia-Borowska (Hrsg.), *Socjologia codzienności*. Kraków, 15-52.
- Sztompka Piotr 2009. Przestrzeń życia codziennego? [in:] Małgorzata Bogunia-Borowska (Hg.), *Barwy codzienności. Analiza socjologiczna*. Warszawa, 29-50.
- Szulczyński Andrzej 2000. Opieka Kościoła nad polskimi katolikami [in:] Anna Wolff-Powęska, Eberhardt Schulz (Hrsg.), *Być Polakiem w Niemczech*. Poznań, 195-210.
- Szydłowska-Ceglowa Barbara 1991. Sytuacja języka polskiego na obczyźnie. [in:] Jerzy Kozłowski (Hg.), *Szkołnictwo parafialne w upowszechnianiu języka i kultury polskiej w środowiskach polonijnych*. Poznań, 17-30.
- Ślusarczyk Magdalena 2010. Demograficzne i społeczne aspekty migracji Polaków na początku XXI w. [in:] Hanna Grzymała-Moszczyńska, Anna Kwiatkowska, Joanna Roszak (Hrsg.), *Drogi i rozdroża. Migracje Polaków po 1 maja 2004 roku. Analiza Psychologiczno-pedagogiczna*. Kraków, 15-32.
- Świątkowski Piotr 2001. Die deutsche Pass als letzter Akt der Integration? Einbürgerung aus der Sicht polnischer Migranten in der Bundesrepublik Deutschland. [in:] Christoph Pallaske (Hg.), *Die Migration von Polen nach Deutschland. Zur Geschichte und Gegenwart eines europäischen Migrationssystems*. Baden-Baden, 163-184.
- Teusz Grażyna 2019. *Doświadczenia rodziny polskiej na emigracji w Niemczech. Perspektywa biograficzno-narracyjna*. Poznań.
- Tezcan Levent 2003. Das Islamische in den Studien zu Muslimen in Deutschland. *Zeitschrift für Soziologie* 32, 237-261.

- Tittenbrun Jacek 1992. *Upadek socjalizmu realnego w Polsce*. Poznań.
- Toruńczyk-Ruiz Sabina 2010. Na obczyźnie Polak Polakowi wilkiem: Zanik poczucia wspólnoty i patriotyzmu? Współcześni polscy migranci w Holandii. [in:] Hanna Grzymała-Moszczyńska, Anna Kwiatkowska, Joanna Roszak (Hrsg.), *Drogi i rozdroża. Migracje Polaków w Unii Europejskiej po 1 maja 2004 roku. Analiza psychologiczno-socjologiczna*. Kraków, 129-147.
- Traba Robert 2009. Auf der Suche nach dem „potativen Vaterland“. Polen im multikulturellen Berlin. [in:] Traba Robert (Hg.), *My, Berlińczycy! Wir Berliner! Geschichte einer deutsch-polnischen Nachbarschaft*. Leipzig, 13-54.
- Trąbka Agnieszka 2014. *Tożsamość rekonstruowana. Znaczenie migracji w biografjach Third Culture Kids*. Warszawa.
- Trzcielińska-Polus Aleksandra 1997. „Wysiedleńcy” z Polski w Republice Federalnej Niemiec w latach 1980-1990. Opole.
- Trzcielińska-Polus Aleksandra 2007. Die Integration der Aussiedlern Deutschland in den 80er Jahren des 20 Jahrhunderts. [in:] *Begegnungen mit Fremden. Akkulturation Assimilation, Integration*. Frankfurt am Main, 97-108.
- Tymowski Michał, Kieniewicz Jan, Holzer Jerzy 1990. *Historia Polski*. Warszawa.
- Unternehmen 2016. *Unternehmen und Arbeitsstätten. Gewerbeanzeigen in den Ländern 2015*. Wiesbaden.
- Urban Thomas 1993. *Deutsche in Polen. Geschichte und Gegenwart einer Minderheit*. München.
- Ünsal Gisem 2024. EU-Bürger\*innen in Berlin (2012-2022). Interaktive Grafiken zur Entwicklung und Verteilung der (EU-)Zuwanderung. Minor Projektkontor für Bildung und Forschung. EU-Bürger\*innen in Berlin (2012-2022) (Zugriff: 27.01.2025).
- Urry John 2000. *Sociology Beyond Societies*. London.
- Velling Johannes 1996. Die Migranten der 90er Jahre und ihre Integration in den deutschen Arbeitsmarkt. [in:] *Gesellschaften im Umbruch: verhandlungen des 27. Kongress der Deutschen gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995*. Frankfurt am Main, 377-394.
- Vertovec Steven 2006. *The Emergence of Super-Diversity in Britain, Working Paper 25*. Oxford.
- Vertovec Steven 2012. *Transnarodowość*. Kraków.
- Vertovec Steven, Cohen Robin (Hrsg.) 1999. *Migration, Diasporas and Transnationalism*, Cheltenham.
- Verwiebe Roland 2006. Transnationale Migration innerhalb Europas. [in:] Florian Kreuzer, Silke Roth (Hrsg.), *Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität*. Wiesbaden, 301-325.
- Wagner Mathias, Fiałkowska Kamila, Piechowska Maria, Łukowski Wojciech 2016. *Niemiecki prosek do prania i polnische Wirtschaft*. Warszawa.
- Wajda Kazimierz 1991. Polski obraz Niemców i niemiecki obraz Polaków w publicystyce obu krajów w latach 1871-1914. [in:] Kazimierz Wajda (Hg.), *Polacy i Niemcy. Z badań nad kształtowaniem heterostereotypów etnicznych*. Toruń, 45-87.
- Walaszek Adam (Hg.) 2001. *Polska diaspora*. Kraków.
- Walczak Bartłomiej 2013. Zwrot lingwistyczny a samorefleksyjność antropologii. *Przegląd Socjologii Jakościowej* IX (3), 110-123.
- Walter Mignolo D. 2018. On Pluriversality and Multipolar World Order: Decoloniality after Decolonization; Dewesternization after the Cold War, [in:] Bernd Reiter (Hg.), *Constructing the Pluriverse, The Geopolitics of Knowledge*, Durham. <https://doi.org/10.1515/9781478002017>
- Waniek Katarzyna 2011. Tożsamość europejska (?) – perspektywa bottom up. [in:] Kaja Kaźmierska, Katarzyna Waniek (Hrsg.), *Integracja europejska a przemiany kulturowe w Europie*. Łódź, 63-80.

- Warchol-Schlottmann Małgorzata 2001. Polonia in Germany. *The Sarmatian Review* 2, 786-792.
- Weaver Gary R. 1986. Understanding and coping with cross-cultural adjustment stress. [in:] Michael Paige (Hrsg.), *Cross Cultural Orientation. New Conceptualizations and Applications*. Lanham.
- Weber-Menges Sonja 2006. Die Entwicklung der Ethnomedien in Deutschland [in:] Rainer Geißler, Horst Pöttker (Hrsg.), *Integration durch Massenmedien – Medien und Migration im internationalen Vergleich. Medienumbüche* 17. Bielefeld, 121-147.
- Welsch Wolfgang 1994. Transkulturalität – die veränderte Verfassung heutiger Kulturen, *Blätter für international kulturelle Kommunikation* 20. [http://www.via-regia.org/bibliothek/pdf/heft20/welsch\\_transkulti.pdf](http://www.via-regia.org/bibliothek/pdf/heft20/welsch_transkulti.pdf) (Zugriff: 12.03.2017).
- Welsch Wolfgang 1995. Transkulturalität, *Migration und Kultureller Wandel, Schwerpunktthema der Zeitschrift für Kulturaustausch* 1 (45), [http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx\\_textdb/28.pdf](http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx_textdb/28.pdf) (Zugriff: 25.05.2017).
- Welsch Wolfgang 1998. Transkulturowość. Nowa koncepcja kultury [in:] Roman Kubicki (Hg.), *Studia Kulturoznawcze. Filozoficzne konteksty koncepcji rozumu transwersalnego. Wokół koncepcji Wolfganga Welscha*. Poznań, 195-222.
- Welsch Wolfgang 1999. Transculturality. The Puzzling Form of Cultures Today. [in:] Mike Faetherstone (Hg.), *Spaces of Culture: City, Nation, World*. London, 194-213.
- Westwood Sallie, Phizacklea Annie 2000. *Trans-nationalism and the Politics of Belonging*. London–New York.
- Wetzlaugk Udo 1991. *Alliierten in Berlin, Berlin (West) 1988*, Dokument 16, 339ff, Berlin.
- Whorf Benjamin Lee 1982. *Język, myśl i rzeczywistość*. Warszawa.
- Wieczorkiewicz Paweł, Błażejowska Justyna 2011. *Przez Polskę Ludową na przelaj i na przekór*. Poznań.
- Wimmer Andreas, Glick Schiller Nina 2002. Methodological nationalism and beyond: nation–state building, migration and the social sciences, *Global Networks* 2(4), s. 301-334.
- Winkler Renata 2008. *Zarządzanie komunikacją w organizacjach zróżnicowanych kulturowo*. Kraków.
- Wirth Louis 1945. The Problem of Minority Groups. [in:] Ralph Linton (Hg.), *The Science of Man in the World Crisis*. New York, 347-372.
- Witkowska Maria 2013. Podejście transnarodowe w badaniach nad procesami politycznymi zachodzącymi w Unii Europejskiej. *Studia Politologiczne* 27, 122-137.
- Włodarczak Krystyna 2005. Proces adaptacji współczesnych emigrantów polskich do życia w Australii, *CMR Working Papers* 3 (61), Warszawa.
- Wnuk Magdalena 2019. *Kierunek Zachód, przystanek emigracja. Adaptacja polskich emigrantów w Austrii, Szwecji i we Włoszech od lat 80. XX w. do współczesności*. Toruń.
- Wojnesitz Alexandra 2010. *Drei Sprachen sind mehr als zwei. Mehrsprachigkeit an Wiener Gymnasien im Kontext von Migration*. Münster.
- Wojtan Mateusz 2004. *Proces akcesji Polski do Unii Europejskiej w zakresie przepływu osób*. Wrocław.
- Wojtaszyn Dariusz 2007. *Obraz Polski i Polaków w prasie i literaturze Niemieckiej Republiki Demokratycznej w okresie powstawania Solidarności i stanu wojennego*. Wrocław.
- Wolfeil Nina 2012. *Auswirkungen des Auslandsstudiums auf spätere Mobilitäts und Karrieremuster: das Beispiel der polnischen Studierenden an deutschen Hochschulen*. Göttingen.
- Wolff-Powęska Anna 1999. Verständigung zwischen Polen und Deutschen. Der lange Weg von skeptischer Akzeptanz zu schrittweiser Annäherung. [in:] Norbert H. Weber (Hg.), *Die Oder überqueren. Deutsch-*

- polnische Begegnungen in Geschichte, Kultur und Lebensalltag. Interdisziplinäre Studien zum Verhältnis von Migrationen, Ethnizität und gesellschaftlicher Multikulturalität*, Frankfurt 70-83.
- Wolff-Powęska Anna, Schulz Eberhard (Hrsg.) 2000. *Być Polakiem w Niemczech*. Poznań.
- Wolle Stefan 2003. *Wspaniały świat dyktatury. Codziennosc i władza w NRD 1971-1989*. Warszawa.
- Worbs Sussane 2010. Mediennutzung von Migranten in Deutschland. Integrationsrapport, *Working Paper* 34, Nürnberg.
- Wójcik-Żołądek Monika 2014. Współczesne procesy migracyjne: definicje, tendencje, teorie, *Studia BAS* 4 (40), 9-35.
- Wóycicki Kazimierz 1999. Chancen, Brückenzubauen? Die polnisch sprachigen Gruppen in Deutschland – ihre aktuelle Lage und die Perspektiven für die Zukunft. [in:] Jan-Pieter Barbian, Marek Zybur (Hrsg.), *Erlebte Nachbarschaft. Aspekte der deutsch polnischen Beziehungen im 20. Jahrhundert*. Wiesbaden, 138-143.
- Wóycicki Kazimierz 2000. Poczucie tożsamości i więź grupowa osób polskojęzycznych. [in:] Anna Wolff-Powęska, Eberhardt Schulz (Hrsg.), *Być Polakiem w Niemczech*. Poznań, 309-344.
- Wróblewska-Pawlak Krystyna 1995. Dwujęzyczność a dwukulturowość. [in:] Alina Kapciak, Leszek Koroporowicz, Andrzej Tysza (Hrsg.), *Komunikacja międzykulturowa. Zbliżenia i impresje*. Warszawa, 69-77.
- Wrzesiński Wojciech 1981. Polacy zaboru pruskiego wobec problemów wychodźstwa (1870-1914). [in:] Krzysztof Groniowski, Witold Stankiewicz (Hrsg.), *Wychodźstwo a kraj. Studia historyczne*. Warszawa, 9-73.
- Wrzesiński Wojciech 2000. Państwo narodowe i świadomość narodowa. [in:] Anna Wolff-Powęska, Eberhardt Schulz (Hrsg.), *Być Polakiem w Niemczech*. Poznań, 33-62.
- Wrzesiński Wojciech 2007. *Sąsiad czy wróg? Ze studiów nad kształtowaniem obrazu Niemca w Polsce w latach 1795-1939*. Wrocław.
- Wyrzykiewicz Dominika 2013. Polacy w życiu kulturalnym Berlina w I dekadzie XXI wieku. [in:] Ernest Kuczyński, Michał Tomczyk (Hrsg.), *Polityka-kultura-społeczeństwo. Niemcy, Austria, Szwajcaria w I dekadzie XXI wieku*, Łódź.
- Wysocka Ewa 2007. „My” i „oni” – dlaczego tak trudno być razem? Odpowiedź pedagoga, psychologa i socjologia. [in:] Danuta Lalak (Hg.), *Migracja, uchodźstwo, wielokulturowość*. Warszawa, 13-63.
- Zawilska-Florczuk Marta, Ciechanowicz Artur 2011. Jeden kraj, dwa społeczeństwa? Niemcy 20 lat po zjednoczeniu. *Prace Ośrodka Studiów Wschodnich* 35. Warszawa.
- Zhou Min 1997. Segmented Assimilation: Issues, Controversies and Recent Research on the New Second Generation, *International Migration Review* 31 (4), 825-858.
- Ziemer Klaus 1999. Grenzen der Wahrnehmung. Das deutsche Polenbild in den letzten 200 Jahren. [in:] Norbert H. Weber (Hg.), *Die Oder überqueren. Deutsch-polnische Begegnungen in Geschichte, Kultur und Lebensalltag. Interdisziplinäre Studien zum Verhältnis von Migrationen, Ethnizität und gesellschaftlicher Multikulturalität* 10. Frankfurt am Main, 56-70.
- Ziętkiewicz Grzegorz 1989. *Polen in Berlin – Geschichte und Gegenwart. Polacy w Berlinie – historia i dzień dzisiejszy*. Berlin.
- Żaryn Jan 2004. *Kościół w PRL*. Warszawa.

## Internetquellen

### Einführung

- Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund* 2017, 66, <https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220157004.pdf> (Zuriff: 3.03.2017).
- Migration und Integration, Migrationshintergrund. De Statis Statistisches Bundesamt*, <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migraton-Integration/Glossar/migrationshintergrund.html> (Zugriff: 3.03.2017).
- Statistisches Bundesamt, *Migrationshintergrund in der Statistik* 2013, [http://www.staedtestatistik.de/fileadmin/vdst/AG\\_Bevoelkerung/Publikation/Heft2\\_Migrationshintergrund.pdf](http://www.staedtestatistik.de/fileadmin/vdst/AG_Bevoelkerung/Publikation/Heft2_Migrationshintergrund.pdf) (Zugriff: 11.10.2016).
- Statistisches Bundesamt, *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Ausländische Bevölkerung...* 2016, 37, <https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220157004.pdf> (Zugriff: 3.03.2017).
- Bauftragte des Berliner Senats für Integration und Migration*, <https://www.berlin.de/lb/intmig/themen/daten-und-fakten/artikel.403310.php> (Zugriff: 3.03.2017).
- Statistischer Bericht Berlin-Brandenburg* 2015, 18, [https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/publikationen/stat\\_berichte/2016/SB\\_A01-05-00\\_2015h02\\_BE.pdf](https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/publikationen/stat_berichte/2016/SB_A01-05-00_2015h02_BE.pdf) (Zugriff: 3.03.2017).
- Dialog. Magazyn Polsko-Niemiecki*, <http://www.dialogmagazin.eu> (Zugriff 7.08.2015).
- Inter Finitimos*, <http://www.interfinitimos.de> (Zugriff: 7.08.2015).
- Polonia Berlin*, <https://poloniaberlin.de/> (Zugriff: 10.03.2014).
- Berlińczyk*, [www.berlinczyk.pl](http://www.berlinczyk.pl) (Zugriff: 10.03.2014).
- Polacy w Berlinie*, [www.polacywberlinie.de](http://www.polacywberlinie.de) (Zugriff: 10.03.2014).

### Kapitel I

- Erinnerungen an die Wende. So hat der Mauerfall West-Berlin Verändert, *Berliner Zeitung*, 14.02.2018, <https://berliner-zeitung.de/berlin/erinnerungen-an-die-wende-so-hat-der-meuerfall-west-berlin-veraendert-29603892> (Zugriff: 15.02.2018).
- Adam Gusowski, LOT na Tempelhofie, *Porta Polonica*, <https://www.porta-polonica.de/pl/atlas-miejsc-pami%C4%99ci/lot-na-tempelhofie?page=2#body-top> (Zugriff: 15.11.2018).
- Berliner Polen und Türken sind gerne selbständig, *Tagesspiegel* 23.06.2008, <http://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/berliner-wirtschaft/unternehmen-berliner-polen-und-tuerken-sind-gerne-selbststaendig/1263892.html> (Zugriff: 7.10.2016).
- My Polacy <http://www.mypolacy.de/firmy/kategorie/budowlane,211,berlin,3?page=13> (Zugriff: 29.10.2015).
- Top 10 der Eheschließungen zwischen deutschen Männern und Ausländerinnen 2007 nach Staatsangehörigkeit der Ehefrau, *de.statista*, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/37425/umfrage/eheschliessungen-zwischen-deutschen-maennern-und-auslaendern/> (Zugriff: 7.10.2016).
- Strony dotyczące Polaków w Berlinie: <http://www.mypolacy.de/> (Zugriff: 1.08.2016), <http://www.poloniaberlin.de/> (Zugriff: 1.08.2016).
- Chronik der Mauer*, <http://www.chronik-der-mauer.de/> (Zugriff: 12.12.2017).
- Verfassung von Berlin (Konstytucja Berlina) <http://www.verfassungen.de/de/be/berlin50.htm> (Zugriff: 24.03.2017).

- Zur Situation polnischer StaatsbürgerInnen in Westberlin. Ein Interview mit Vertretern des Polnischen Sozialrats, *Prowo* 3.11.1989, 5, <http://polskarada.de/media/ZurSituation.jpg> (Zugriff: 24.03.2017).
- Rozporządzenie Ministra Spraw Zagranicznych i Spraw Wewnętrznych z dnia 23 lipca 1960 r. o paszportach konsularnych, <http://www.prawo.pl/dz-u-akt/-/dokument/Dz.U.1960.41.250/16784794/16172> (Zugriff: 4.07.2016).
- „Polenmarkt” na placu Poczdamskim w Berlinie, *Porta Polonica*, <https://www.porta-polonica.de/pl/atlas-miejsc-pami%C4%99ci/polenmarkt-na-placu-poczdamskim-w-berlinie> (Zugriff: 13.09.2018).
- Das Ende der Frontstadt. 8000 Polen auf dem Wochenmarkt in West-Berlin/die Mauer wird durchlässiger – nicht nur für die DDRer, *Taz* (März 1989), <https://polskarada.de/pl/polska-rada-archiwum> (Zugriff: 27.03.2017).
- Jetzt sind die Polen dran! Achtung – Polen! – sie verlassen jetzt sofort West-Berlin, *Zeitschrift der Alternativenliste* 1989, 49–50, <http://polskarada.de/media/JetztSind.jpg> (Zugriff: 23.03.2017).
- Vom Freiheitshelden zu einem Wirtschaftsschmarotzer, *Neues Deutschland* 14.02.1995, 14, <http://polskarada.de/media/VomFreiheitshelden.jpg> (Zugriff: 23.03.2017).
- Massensturm polnischer Besucher blieb gestern aus, *Tagesspiegel* 9.04.1991, [www.polskarada.de/media/Massensturm](http://www.polskarada.de/media/Massensturm) (Zugriff: 22.03.2017).
- Żelazowska-Müller Paulina, *Interakcje. Leksykon komunikowania polsko-niemieckiego*, <http://www.polska-niemcy-interakcje.pl/articles/show/46> (Zugriff: 29.09.2015).
- Molga Tomasz, Kim był Henryk Kulczyk, ojciec Jana? *NaTemat.pl* [https://natemat.pl/109021,kim-byl-henryk-kulczyk-ojciec-jana?force\\_rwd=1](https://natemat.pl/109021,kim-byl-henryk-kulczyk-ojciec-jana?force_rwd=1) (Zugriff: 16.03.2020).
- Gruca Radek, Zaczynali od leśnego runa, a dziś mają prywatne jachty i samolot, Kulczyk dorobił się na jagódkach, *Fakt24*, <https://www.fakt.pl/wydarzenia/polityka/fundament-majatku-kulczykow-matka-natura-czy-bezpieka/gv7vnb#slajd-9>, (Zugriff: 16.03.2020).
- Niemieccy eksperci: zamknięcie rynku pracy dla Polaków było błędem, *Deutsche Welle* 13.08.2010, <http://www.dw.com/pl/niemieccy-eksperci-zamknie%C4%99cie-ryнку-pracy-dla-polak%C3%B3w-by%C5%82o-b%C5%82%C4%99dem/a-5891933> (Zugriff: 27.04.2016).
- Niemcy to wielki, ale trudny rynek pracy, *Praca i Życie* 29.05.2013, <http://www.pracaizycie.pl/artykuly/praca-za-granica/niemcy-to-wielki-ale-trudny-rynek-pracy/> (Zugriff: 9.11.2015).
- Willkommenskultur*, [http://www.bamf.de/SharedDocs/Meldungen/DE/2011/20110519-nuernberger-tage-integrationwillkommenskultur.html;jsessionid=oFAoD4757BE696278505E02CA9E7FoCD.1\\_cid359](http://www.bamf.de/SharedDocs/Meldungen/DE/2011/20110519-nuernberger-tage-integrationwillkommenskultur.html;jsessionid=oFAoD4757BE696278505E02CA9E7FoCD.1_cid359) (Zugriff: 13.07.2016).
- Willkommenskultur in Deutschland nimmt ab, *Die Welt* 6.06.2016, <http://www.welt.de/politik/deutschland/article156885495/Willkommenskultur-in-Deutschland-nimmt-ab.html> (Zugriff: 15.07.2016).

## Kapitel II

- Wolak Łukasz, *Blog o polskich uchodźcach w Niemczech*, <http://uchodzcywniemczech.pl/berlin-zachodni-marienfelder-alle/> (Zugriff: 10.11.2017).
- Kruszona Bogdan, *Imigranci z Bramsche-Hespe Hamburg* 89, [http://ankowi.w.interiowo.pl/kruszona/imigranci\\_ksiazka.pdf](http://ankowi.w.interiowo.pl/kruszona/imigranci_ksiazka.pdf) (Zugriff: 11.10.2016).
- <http://www.poloniusz.pl/04-3/0/f2v7192/> (Zugriff: 9.11.2015).
- <http://www.mypolacy.de/ogloszenia/kategorie/mieszkanie-wynajme> (Zugriff: 9.11.2015).
- <http://backpakuje.pl/szukac-znalezc-mieszkanie-berlinie> (Zugriff: 9.11.2015).

- <http://deutschlandia-pl.blogspot.com/2014/03/szukanie-pokoju-stancji-wspolnoty.html> (Zugriff: 9.11.2015).
- [www.pogladberlinwest.de/Poglad.Wydania/SpalteRechts/osobie/Poglad.Karkowski.html](http://www.pogladberlinwest.de/Poglad.Wydania/SpalteRechts/osobie/Poglad.Karkowski.html) (Zugriff: 15.03.2016).
- Polacy nie wyjeżdżają masowo do pracy w Niemczech, *Interia Praca* 27.04.2012, [http://praca.interia.pl/news-polacy-nie-wyjezdza-masowo-do-pracy-w-niemczech,nId,723639#utm\\_source=paste&utm\\_medium=paste&utm\\_campaign=other](http://praca.interia.pl/news-polacy-nie-wyjezdza-masowo-do-pracy-w-niemczech,nId,723639#utm_source=paste&utm_medium=paste&utm_campaign=other) (Zugriff: 27.04.2016).
- Rynek otwarty, ale niedostępny, *Forbes* 2.08.2011, <http://www.forbes.pl/artykuly/sekcje/Wydarzenia/rynek-otwarty--ale-niedostepny,17754> (Zugriff: 9.11.2015).
- Od czterech lat Polacy wybierają niemiecki rynek pracy, *Work Service*, <http://www.workservice.pl/Centrum-prasowe/Informacje-prasowe/Ekspert-HR-komentuje/Od-4-lat-Polacy-wybieraja-niemiecki-rynek-pracy> (Zugriff: 9.11.2015).

### Kapitel III

- Kochanowska-Nieborak Anna, Piękna Polka. [w:] *Interakcje. Leksykon komunikowania polsko-niemieckiego*, <http://www.polska-niemcy-interakcje.pl/articles/show/66> (Zugriff: 2.04.2018).
- Polska Rada Społeczna, <https://polskarada.de/> (Zugriff: 10.03.2014).
- Polskie Towarzystwo Szkolne „Oświata” w Berlinie, <http://www.oswiataberlin.de/intro/> (Zugriff: 10.03.2014).
- Berpol, <http://www.berpol.de/> (Zugriff: 5.01.2016).
- Deutsch-Polnische Juristen-Vereinigung, <http://www.dpvj.de/content/view/12/26> (Zugriff: 15.03.2017).
- Deutsch-Polnische Gesellschaft, <http://www.dpgberlin.de/pl/ziele/> (Zugriff: 8.01.2016).
- Zrzeszenie Federalne Polskiej Rady w Niemczech, <http://www.prwn.org/o-nas/> (Zugriff: 28.12.2015).
- Konwent Organizacji Polskich w Niemczech, <http://konwent.de/index.php/konwent> (Zugriff: 28.12.2015).
- Stowarzyszenie „Wspólnota Polska”, <http://wspolnotapolska.home.pl/swp2/indexdfeo.html?id=p10227> (Zugriff: 4.01.2016).
- Polska Rada Związków Krajowy w Berlinie, <http://www.polskarada-berlin.de/index.htm> (Zugriff: 4.01.2016).
- Buchbund – polsko-niemiecka księgarnia w Berlinie, *Deutsche Welle* 2.09.2012, <http://www.dw.com/pl/buchbund-polsko-niemiecka-ksi%C4%99garnia-w-berlinie/a-16202996> (Zugriff: 11.01.2016).
- Buchbund, <http://buchbund.de/uber-uns/> (Zugriff: 5.01.2016).
- SprachCafé, <http://sprachcafe-polnisch.jimdo.com/> (Zugriff: 4.01.2016).
- Polki w Berlinie, <http://polkiwberlin.de/> (Zugriff: 5.01.2016).
- Polin. Polnische Frauen in Wirtschaft und Kultur, <http://www.pol-in.eu/index.php/stowarzyszenie.html> (Zugriff: 4.01.2016).
- Fraueninitiative Berlin-Warschau, [http://www.frauenini-berlin-warschau.de/index2\\_p.htm](http://www.frauenini-berlin-warschau.de/index2_p.htm) (Zugriff: 4.01.2016).
- Żurek Henryk Józef, *Historia Polskiej Misji Katolickiej w Berlinie*, <http://salezjanie.pl/czytelnia/historia-polskiej-misji-katolickiej-w-berlinie> (Zugriff: 1.10.2014).
- Polska Misja Katolicka w Berlinie, <http://www.pmk-berlin.de/index.php?id=5> (Zugriff: 20.10.2014).
- CBOS 2015, 2, [http://www.cbos.pl/SPISKOM.POL/2015/K\\_026\\_15.PDF](http://www.cbos.pl/SPISKOM.POL/2015/K_026_15.PDF) (Zugriff: 5.05.2015).
- Religijność Polaków w ostatnich dziesięcioleciach 2024, Komunikat CEBOS, nr. 50, s. 2, Komunikat CEBOS (Zugriff: 03.03.2024). Orczykowski A., Specyfika polskiej emigracji, *Katolik.pl*, <http://www.katolik.pl/specyfika-duszpasterstwa-polskiej-emigracji,1371,416,cz.html> (Zugriff: 1.04.2015).

Rozmowa z ks. prałatem Stanisławem Budyniem, rektorem Polskiej Misji Duszpasterskiej, *Niedziela Ogólnopolska* 2003, 25, <http://www.niedziela.pl/arttykul/71426/nd/U-Polakow-w-Niemczech> (Zugriff: 3.05.2015).

#### Kapitel IV

*Mobilka*, <http://mobilka.ch/karta-mobilka> (Zugriff: 26.04.2013).

Liczba Polaków podejmujących pracę w Niemczech, Statistisches Bundesamt 2012, [https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/10/PD13\\_354\\_12521.html](https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/10/PD13_354_12521.html) (Zugriff: 9.11.2015).

Od czterech lat Polacy wybierają niemiecki rynek pracy, *Work Service*, <http://www.workservice.pl/Centrum-prasowe/Informacje-prasowe/Ekspert-HR-komentuje/Od-4-lat-Polacy-wyberaja-niemiecki-rynek-pracy> (Zugriff: 9.11.2015).

Niemcy to wielki, ale trudny rynek pracy, *Praca i Życie* 29.05.2013, <http://www.pracazycie.pl/artykuly/praca-za-granica/niemcy-to-wielki-ale-trudny-rynek-pracy/> (Zugriff: 9.11.2015).

Wywiad z Jerzym Niewrzędą przeprowadzony przez Tomira Mazura <https://tomirmazur.wordpress.com/2015/10/15/w-berlinie-przestalem-sie-czuc-emigrantem/> (Zugriff: 10.02.2015).

Wybory prezydenckie w Berlinie 2010 r., *Deutsche Welle* 4.07.2010, <http://www.dw.de/polonia-wybera-prezydenta/a-5759655> (Zugriff: 15.05.2015).

Wybory prezydenckie w Berlinie 2010 r., *Portalisko.pl*, [http://www.news.portalisko.pl/news/view/30773/\\_niemcy\\_wybory\\_z\\_rekordowa\\_frekwencja](http://www.news.portalisko.pl/news/view/30773/_niemcy_wybory_z_rekordowa_frekwencja) (Zugriff: 15.05.2015).

Państwowa Komisja Wyborcza, *Wybory prezydenckie 2015 r.*, [http://prezydent2015.pkw.gov.pl/326\\_Wyniki\\_zagranica/61](http://prezydent2015.pkw.gov.pl/326_Wyniki_zagranica/61) (Zugriff: 12.12.2017).

Państwowa Komisja Wyborcza, *Wybory parlamentarne 2015 r.*, [http://parlament2015.pkw.gov.pl/350\\_Wyniki\\_Sejm\\_zagranica/0/61](http://parlament2015.pkw.gov.pl/350_Wyniki_Sejm_zagranica/0/61) (Zugriff: 12.12.2017).

*Verfassung von Berlin*, <https://www.berlin.de/rbmskzl/regierender/buergermeister/verfassung/> (Zugriff: 30.05.2017).

Walka o polski elektorat w Berlinie, *Deutsche Welle* 15.09.2016, <http://www.dw.com/pl/walka-o-polski-elektorat-w-berlinie/a-19544740> (Zugriff: 30.05.2017).

Katarzyna Niewiedział, Beauftragte für Integration beim Bezirksamt Berlin-Pankow, [http://www.funkhauseuropa.de/sendungen/polskimagazynradiowy/gosciewstudiu/katarzyna\\_niewiedzial102.html](http://www.funkhauseuropa.de/sendungen/polskimagazynradiowy/gosciewstudiu/katarzyna_niewiedzial102.html) (Zugriff: 11.05.2015).

Lucyna Jachymiak, Landesbeirat für Beauftragte des Berliner Senats für Integrations- und Migrationsfragen, <https://www.berlin.de/lb/intmig/integrationsbeirat/vorsitz-und-mitglieder/> (Zugriff: 22.02.2016).

Media po polsku w Niemczech, *Deutsche Welle* 10.09.2009, <http://www.dw.com/pl/media-po-polsku-w-niemczech/a-4651187> (Zugriff: 1.02.2016).

Od „Radia Multikulti” do Funkhaus Europa – Polski Magazyn Radiowy w niemieckim radiu, *Porta Polonica*, <http://www.porta-polonica.de/pl/Atlas-miejsc-pami%C4%99ci/od-radia-multikulti-do-funkhaus-europa-polski-magazyn-radiowy-w-niemieckim> (Zugriff: 1.02.2016).

Funkhaus Europa 29.09.2013, [http://www.funkhauseuropa.de/sendungen/polskimagazynradiowy/o\\_nas/onas100.html](http://www.funkhauseuropa.de/sendungen/polskimagazynradiowy/o_nas/onas100.html) (Zugriff: 1.02.2016).

Maria Kalczyńska, Media polonijne w Niemczech. [in:] *Interakcja. Leksykon komunikowania polsko-niemieckiego*, <http://www.polska-niemcy-interakcje.pl/articles/show/55> (Zugriff: 2.02.2016).

*Pogład*, <http://www.pogladberlinwest.de/Poglad.Wydania/SpalteRechts/osobie/Poglad.Karkowski.html> (Zugriff: 3.02.2016).

*Dialog*, <http://www.dialogmagazin.eu/strona-glowna.html> (Zugriff: 3.02.2016).

*Akcenty*, [www.akcenty.de](http://www.akcenty.de) (Zugriff: 4.02.2016).

Niemcy, prasa polonijna i polskojęzyczna, <http://www.polenia.org/pr-b5.htm> (Zugriff: 2.02.2016).

*Kontakty*, <http://www.kontakty.org/> (Zugriff: 4.02.2016).

*Angora*, <https://www.angora.com.pl/> (Zugriff: 4.02.2016).

*Deutsche Welle* po polsku, [www2.dw-world.de/polish](http://www2.dw-world.de/polish) (Zugriff: 4.02.2016).

Katharina-Heinroth-Grundschule, <http://katharina-heinroth-grundschule.de/> (Zugriff: 9.09.2016).

Robert-Jungk-Oberschule, <http://www.robert-jungk-oberschule.de/> (Zugriff: 9.09.2016).

Zarządzanie różnorodnością jako podstawa budowania potencjału kapitału ludzkiego organizacji, *e-mentor*, 3 (40), <http://www.e-mentor.edu.pl/artukul/index/numer/40/id/840> (Zugriff: 28.06.2016).

Polacy a przystąpienie do Unii Europejskiej, *Gazeta Wyborcza* 26.02.2016, <http://wyborcza.pl/1,75398,19681266,cbos-polacy-chca-byc-w-unii-europejskiej-81-proc-za.html> (Zugriff: 29.06.2016).

Czy Polacy chcą pozostać w UE? Najnowszy sondaż CBOS 26.04.2024, , Czy Polacy chcą pozostać w UE? Najnowszy sondaż CBOS | Polska Agencja Prasowa SA (Zugriff: 04.03.2025 r.)

### **Zusammenfassung**

Wywiad z Matą Neüff, przewodniczącą Polskiej Rady Społecznej, Deutsche Welle, 10.03.2021, Przemilczane problemy Polaków w Niemczech. WYWIAD – DW – 10.03.2021 (Zugriff: 17.03.2025 r.)





**Agnieszka Szczepaniak-Kroll** – Ethnologin, Professorin am Institut für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Seit über 20 Jahren beschäftigt sie sich mit Fragen der Ethnizität im deutsch-polnischen Kontext. Leiterin und Mitarbeiterin mehrerer Projekte, die sich auf die Erforschung von Polen in Deutschland und Deutschen in Polen konzentrieren. Autorin zahlreicher Artikel über Strategien von Migranten im Aufnahmeland, Anpassung, Akkulturation sowie Fragen der Transnationalität und Transkulturalität. Ihre Forschungsinteressen umfassen unter anderem: Veränderungen der Identität von Migranten, ihre Vereinsaktivitäten, ethnische Führung, Auto- und Heterostereotypen sowie dem Erfolg im Ausland im umfassenden Sinne.

Aus der Rezension von Dr. habil. Karolina Bielenin-Lenczowska: Die Veröffentlichung des Buches „Polnische Migranten in Berlin (1980-2015). Zwischen Integration und Identitätswahrung“ wird zweifellos einen wichtigen Beitrag zu den breit verstandenen Studien über Mobilität, Transnationalität sowie zu den gegenwärtigen schwierigen deutsch-polnischen Beziehungen leisten.

Aus der Rezension von Dr. habil. Michał Nowosielski: Die Arbeit von Dr. Agnieszka Szczepaniak-Kroll ist eine äußerst interessante und wichtige Publikation [...] sie zeigt, wie verschiedene Theorien und Konzepte zu unterschiedlichen Aspekten der Integration in Analysen konkreter Fallstudien Anwendung finden. Meiner Ansicht nach stellt sie auch einen wichtigen Beitrag zur Debatte über Transnationalisierungsprozesse dar. [...]

